Kloster-Geschichten.

Katholisches Unterhaltungsbüchlein für alle Stände.

Nr. 65.

Kloster-Geschichten.

Katholisches Unterhaltungs-Büchlein

für alle Stände.

Gesammelt und bearbeitet

von

A. Hungari.

Erster Band.

Schaffhausen.
Fr. Hurter'sche Buchhandlung.
1869.

Die Klöster des Apostels von Caledonien.

(Aus: Die Mönche des Abendlandes vom Grafen von Montalembert.)

Der heilige Columba war ein Abkömmling von einem der acht Söhne des großen Königs Niall mit dem Beinamen „von den neun Geisseln" (weil neun von ihm besiegte Könige ihm Geisseln hatten geben müssen), Oberkönig von ganz Irland zwischen 379 und 405, in eben der Zeit, in welcher man den heiligen Patrizius als Sklaven nach dieser Insel gebracht hatte.

St. Columba war demnach Sprößling des Geschlechts, das während sechs Jahrhunderten im Besitze der souveränen Gewalt in Irland gewesen ist; er konnte, kraft des dort geltenden Thronfolge-Rechtes vielleicht selbst zur Thronfolge berufen sein. Auch seine Mutter stammte aus einer Dynasten-Familie, aus der von Leinster, eines der vier untergeordneten Königreiche der Insel. — Er ward am 7. Dezember 521 zu Chartan geboren, in einer der wildesten Gegenden der heutigen Grafschaft Donevall. — Man zeigt noch jetzt die Steinplatte, auf welcher er zur Welt kam, und von ihr erzählt die Volkssage: „Ein Jeder, der seitdem auf dieser Platte die Nacht zubringt, bleibt auf immer vom Heimweh verschont; und er erlangt auch, daß er während der Abwesenheit oder in der Verbannung sich nicht von Sehnsucht nach dem leidenschaftlich geliebten Vaterlande verzehre." — So wenigstens glauben es die armen irischen Auswanderer; und wenn sie im Begriffe stehen, den confiscirten und wüste gelegten Boden ihrer Heimath zu verlassen, um ihr Brod in Amerika zu suchen, eilen Sie noch ein Mal, in rührender Erinnerung an den großen Sendboten des Glaubens, der aus Liebe zu Gott und den Seelen sein Vaterland verlassen hat, zu dieser Stelle hin.

Während seine Mutter ihn noch unter ihrem Herzen trug, hatte dieselbe einen hehren Traum, der von der Nachwelt als ein liebliches und poetisches Sinnbild der Zukunft ihres Sohnes aufbehalten ist. — Ein Engel erschien ihr und brachte ihr einen Schleier, der über und über mit Blumen wundersamer Schönheit und der mannigfaltigsten

Farbenpracht durchwirkt war; dann sah sie diesen Schleier davonfliegen, immer größer werden und die Ebenen, die Berge und die Wälder überdecken, und der Engel sprach zu ihr: „Du wirst die Mutter eines Sohnes werden, der für den Himmel erblühen, der unter die Propheten Gottes gezählt werden und zahllose Seelen zum himmlischen Vaterlande führen wird!“

In solch' rein geistigem Einflusse, in dieser Führung der Seelen zum Himmel, sah das vom heiligen Patrizius bekehrte irische Volk den höchsten und würdigsten Ruhm seiner Fürsten und großen Männer.

St. Columba ward demselben Priester, der ihn getauft hatte, auch zur Erziehung und geistigen Ausbildung anvertraut. Schon in seiner frühesten Jugendzeit ward er von Gott mit himmlischen Visionen begnadet, die in seinem Leben so bedeutungsvoll geworden sind. — Gar oft erschien ihm sein heiliger Schutzengel, und das Kind fragte ihn: „ob denn alle Engel so jugendlich schön und so glanzvoll seien wie er?“ — Etwas später ward Columba von eben diesem Engel bedeutet: „„er solle unter allen Tugenden diejenige bezeichnen, deren Besitz ihm am liebsten sei.““ Und der kaum in's Jünglingsalter Eintretende antwortete: „Ich wähle die Jungfräulichkeit und die Weisheit!“ Darauf erschienen ihm drei jugendliche Gestalten von wundersamer Schönheit, aber fremdartigen Aussehens, die auf ihn zutraten, als wollten sie ihn umarmen. Der fromme Jüngling begegnete ihnen mit finsteren Blicken und stieß sie auch zurück. „„Aber““, sprachen sie, „„kennst du uns denn nicht?““ — Er erwiederte: „Ganz und gar nicht!“ — „„Nun, wir sind drei Schwestern, und sind dir von unserm Vater angetraut!““ — „Und wer ist denn euer Vater?“ — „„Unser Vater ist Gott, ist Jesus Christus, der Herr und Heiland der Welt!““ — „Wahrlich, ihr habt einen erlauchten Vater; aber wie heißet ihr denn?“ — „„Wir heißen: Jungfräulichkeit, Weisheit und Prophetin; und wir kommen, um bei dir zu bleiben und dich mit ewiger, unvergänglicher Liebe zu lieben.““ —

Aus den Händen des Priesters kam er in die großen Klosterschulen, wo nicht nur der Klerus der keltischen Kirche, sondern auch die jungen Laien aller Stände gebildet wurden. — Columba, wie so viele Andern, versuchte hier die ersten Schritte auf dem Wege des Klosterlebens, zu welchem Gott ihn berufen. Er beschäftigte sich hier nicht nur mit Gebet und Studium, sondern auch mit Handarbeiten, die zu jener Zeit, in Irland wie überall, vom klösterlichen Beruf unzertrennlich gewesen. Gleich allen seinen jungen Gefährten, mußte er

des Nachts das Getreide mahlen, das für den folgenden Tag der Kloster=Genossenschaft zur Nahrung dienen sollte; wenn aber die Reihe dazu an ihn kam, so war er immer so rasch mit dieser Arbeit fertig, daß seine Gefährten auf die Vermuthung kamen: ein Engel helfe ihm dabei.

St. Columba wählte nicht allein den Mönchsstand zu seinem festen Berufe, sondern suchte auch überall Klöster zu stiften. Kaum fünfundzwanzig Jahre alt, leitet er bereits die Stiftung von einer Menge von Klöstern. Einzig in Irland waren siebenunddreißig, die ihn als ihren Stifter ansahen. Die ältesten und bedeutendsten dieser Genossenschaften gründete er in ungeheueren Eichenwäldern, wonach sie dann auch ihren Namen empfingen. Die eine ist Durrow, wo sich noch ein Kreuz und ein Brunnen befinden, genannt St. Columba=Kreuz und St. Columba=Brunnen.

St. Columba liebte damals vorzüglich den Aufenthalt in Derry. Mit Sorgfalt wachte er nicht nur über gute Ordenszucht und tüchtige Studien seiner Mönche, sondern hütete auch sorgfältig die Erhaltung des nahen Waldes. Keine Eiche durfte in demselben gefällt werden; nur die Bäume, die vor Alter zusammenbrachen oder vom Wind umgeworfen wurden, waren zur Feuerung in den Gemächern der Gäste, oder zur Vertheilung an die Armen der Umgegend angewiesen. Die Armen nämlich hatten in Irland, wie überall, das nächste Recht an das Gut der Mönche, und das Kloster Derry spendete täglich mit strengster Regelmäßigkeit an hundert Arme die Nahrungsmittel.

Oft pflegte er zu sagen: „Wenn alle Schätze Irland's, von seiner Mitte bis zu den äußersten Enden mein wären, ich würde sie sämmtlich geben für das kleine Plätzchen einer Zelle in meinem anmuthigen Derry!"

Und auch in einem Liede besang er dies Kloster:

„Du fragst, warum mir Derry theuer ist?
O, da ist Friede, da ist reiner Hauch!
Sieh', auf den Zweigen seiner alten Eichen
Des Himmels Engel lichtweiß schweben!

O theures Derry, theurer, kleiner Eichenhain!
Zur Zelle wölbt sich mir der Aeste Wald.
O Gott, der du im Himmelsglanze thronest —
Verflucht sei, wer mein Derry mir entweihet!"

Mit zweiundvierzig Jahren freiwillig verbannt von seiner heimatlichen Insel, suchte er Caledonien auf und schiffte sich mit seinen zwölf Gefährten auf einem jener großen Fahrzeuge aus Weiden=

holz mit Ochsenhäuten überzogen, wie solche bei den keltischen Völkern für ihre Seefahrten gebräuchlich waren, ein. Er landete auf einer öden Insel nördlich der Einmündung in jene Reihe von Buchten und Seen, die von Süd-West nach Nord-Ost sich erstreckend, die caladonische Halbinsel durchschneiden und die damals von den noch heidnischen Picten das Gebiet trennten, welches die halb christlichen Scoten von Irland inne hatten. Diese Insel, der er eine unvergängliche Berühmtheit gegeben, erhielt von ihm den Namen „Insel Columb-Kills“, und ist noch bekannter unter dem Namen Jona.

Die Legende erzählt: St. Columba sei zuerst an einer andern Insel, Aronsay, an's Land gestiegen. Nachdem er aber einen nahen Hügel am Strande erklommen, blickte er mittagwärts, und sah, daß er von hier aus noch — Irland, — seine geliebte Heimat, unterscheiden könne. Von ferne das theuere Land, dem er für immer entsagte, immer noch zu sehen, wäre eine zu harte Prüfung für ihn gewesen. So ging er denn den Hügel wieder hinunter und schiffte sich ein, um weiter hin einen gastlichen Strand zu suchen, von wo aus er den Boden der Heimat nicht mehr sehen könnte.

Auf Jona angekommen, erkletterte er den höchsten Hügel der Insel und erkannte, indem er seine Blicke am ganzen Horizonte hinschweifen ließ, daß er sein Irland von hier aus nicht mehr zu sehen vermöge. Nun entschloß er sich, auf diesem unbekannten Felsen zu bleiben.

Einer jener Steinhaufen, die in den keltischen Dialekten „Cairn“ heißen, bezeichnet noch die Stelle dieses Ausspähens und hat lange den Namen „Cairn des Abschieds von Irland“ geführt.

Den traurigsten, dumpfesten Anblick, den man sich denken kann, gewährt diese berühmte Insel Jona, wo Sturmwinde oder Menschenhand nicht einen einzigen Baum gelassen haben. Geringen Umfangs, nicht ganz eine Stunde lang und zwanzig Minuten breit, flach und niedrig, mit kleinen grauen Felswänden eingefaßt, die sich kaum über den Seespiegel erheben und beherrscht von den hohen und finstern Berggipfeln der großen Insel Mull, hat sie nicht einmal die wilde Schönheit, welche die benachbarten Inseln und das Seegestade, von ihren Basalt-Felsen des Strandes erhalten, die sich oft zu ungeheurer Höhe erheben, zuweilen mit schön gerundeten, mit Grün überkleideten Gipfeln und ihren steil abfallenden Wänden, an welche die Wogen des Weltmeeres unaufhörlich anbranden und sich mit lautem Getöse in die Höhlungen hineinstürzen, die im Jahrhunderte langem Anprall der Strandwellen ausgehöhlt sind. Auf dem engen Raume dieses

Eilandes wechseln weißgraue Sandflächen ab mit einigem Weideland, von Torfmooren durchschnitten und dürftigen Saatfeldern. Dies Erdreich wird der Anpflanzung, wie es scheint, fortwährend von Gneisfelsen streitig gemacht, die beständig im Boden zum Vorschein kommen, und stellenweis fast unentwirrbare Labyrinthe bilden. Den einzigen Reiz dieses düsteren Aufenthaltes gewährt der Anblick des Meeres und derjenige der Gebirge von Mull und der andern Inseln, deren man von dem Hügel am West-Ende von Jona zwanzig bis dreißig unterscheidet.

Der kleine Meerbusen, wo St. Columba an's Land stieg, heißt noch heute — die „Bucht des Weidenholz-Schiffes"; und man zeigt daselbst noch einen länglichen Hügel, der die Maßverhältnisse dieses sechszig Fuß langen Fahrzeuges haben soll.

Der Einwanderer blieb jedoch nicht an dieser Bucht, an der Mittagsseite der Insel, wo er gelandet; er begab sich höher hinauf; und damit er von den starken Seewinden etwas geschützt sei, wählte er den öffentlichen Saum, Mull gegenüber, zu seiner Wohnstätte; diese große Insel ist von Jona nur durch einen schmalen, eine Viertelstunde breiten Kanal getrennt; ihre höchsten Berge, mehr östlich gelegen, laufen in den Höhenzügen des ewig in Wolken gehüllten Morven aus.

Dort war es, wo die Eingewanderten sich vorläufig Hütten aus Baumzweigen bauten, denn noch war die Insel nicht abgeholzt, wie jetzt.

Aber auch, als St. Columba sich entschlossen, hier mit seinen Gefährten fest sich niederzulassen, blieben die Gebäude des beginnenden Klosters äußerst einfach. Wie in allen keltischen Bauten, war ein Faschinenwerk von Weidengeflecht oder Schilf auf langen Pfählen auch hier die Hauptsache. Schlingpflanzen, besonders Epheu, zwischen Weiden und Schilfrohr hindurchrankend, schmückten die bescheidene Wohnung der Missionäre Jesu Christi und gaben ihr mehr Festigkeit.

So entstand vor fünfzehnhundert Jahren das große Hauptkloster Schottlands, der Lichtherd und Mittelpunkt christlicher Bildung von Großbritannien.

St. Columba, der Gründer dieses Klosters, hat von dieser weltabgeschiedenen Stätte seine Wanderungen mit der Predigt und Gnade des heiligen Evangeliums weit, weit hinaus in's Land begonnen und ist der Apostel Caledoniens geworden. — Der hehre Traum seiner Mutter ward durch dessen gottbegeistertes und darum auch gottgesegnetes Wirken auf's herrlichste erfüllt!

Die Zahl der Neulinge, die sich herzudrängten, um unter der strengen Regel Columba's zu leben und für die Verbreitung des Christenthums zu wirken, wuchs mehr und mehr. Täglich und stündlich hörten der Abt und seine Gefährten in ihren Zellen oder draußen bei der Feldarbeit das laute Rufen jenseits des schmalen Meer-Armes, welcher Jona von der Nachbar-Insel Muïl scheidet. Dies Rufen war das übliche Zeichen für Solche, die in Jona aufgenommen zu werden wünschten, und die alsdann in einem Kloster-Schiffe herübergeholt werden mußten. Von denen, die das Schiff herüberbrachte, suchten Einige nur Hilfe in zeitlicher Noth, Almosen oder Arzneimittel; aber die Meisten kamen mit dem Vorhaben, Buße zu thun und in dem Kloster mehr oder minder lange zu verweilen. — St. Columba verstand es aber auch, ihren Beruf gehörig auf die Probe zu stellen.

Der Raum auf der kleinen Insel Jona ward bald zu enge für die große, stets wachsende Anzahl Derjenigen, die sich zur Aufnahme meldeten; und so ging nach und nach aus dieser kleinen Kloster-Kolonie eine Menge ähnlicher Ansiedelungen hervor, welche auf den benachbarten Inseln und dem caledonischen Festlande die vielen Töchter-Klöster von Jona erbauten, die sämmtlich unter der Leitung St. Columba's blieben.

Die alten Ueberlieferungen schreiben ihm die Gründung von dreihundert Klöster oder Kirchen zu, sowohl in Caledonien als in Hibernien, von denen sich hundert auf den Inseln oder am Seegestade beider genannter Länder befanden.

St. Columba war noch in der Kraftfülle des männlichen Alters, als er sich auf Jona niederließ. Alle Schilderungen über ihn rühmen seine männliche Schönheit, seinen hohen Wuchs, seine weiche und klangvolle Stimme, die Herrlichkeit seines Entgegenkommens, die Zierlichkeit und Würde seiner Manieren und seiner ganzen Persönlichkeit. — Dies gefällige Aeußere, verbunden mit seiner außerordentlichen Bußstrenge und der tadellosen Lauterkeit seiner Sitten, machte selbst auf die Heiden einen ergreifenden Eindruck. — Aber auch in den ihm absichtlich bereiteten Versuchungen zum Falle blieb er mit der stets dazu erflehten Gnade Gottes kreuzestreu. — Zum Beispiel: Der König der dalriadischen Kolonie wollte seine Tugend auf die Probe stellen; er führte ihn darum bei seiner außerordentlich schönen, in ihren reichsten Schmucke gekleideten Tochter ein und fragte ihn: „ob der Anblick eines so anmuthigen, so glänzend geschmückten Wesens kein Wohlgefallen in ihm hervorrufe." Und der Missionär, den Seelenblick auf das Lamm Gottes am Kreuz hingelenkt, antwortete: „„Frei-

lich, das Wohlgefallen des Fleisches und der Natur; doch wisse, mein Herr und König, daß ich nicht um die Herrschaft der ganzen Welt, — würde sie mir auch mit allen ihren Ehren und Wollüsten bis an's Ende der Zeiten gegeben — der Schwäche meiner Natur nachgeben würde!""

Eine solche Hingebung an den Allerhöchsten wurde auch vielfach mit der Gabe — Wunder zu wirken — von Oben belohnt und sein Leben schon hienieden himmlisch verklärt.

St. Columba begleitete gar oft seine Genossen auf ihren Fahrten zur See. Erhoben sich Stürme, dann zeigte er sich thätig und kühn wie der erfahrenste dieser klösterlichen Seemänner. Wenn Alle arbeiteten, wollte er auch nicht müßig sein und trat mit an's Ruder. Auf hoher See bewahrte er inmitten der entfesselten Orkane die gleiche Kaltblütigkeit und unterzog sich allen Matrosenarbeiten.

Zur Zeit seiner Ueberfahrt von Jona nach Irland, als er mit dem Könige Elidan zum Reichstage nach Daum-Enitt mußte, brachte der Sturm das Schiff, auf welchem er sich befand, in die äußerste Gefahr; die Wellen hatten bereits den untern Schiffsraum, wo St. Columba mit den andern Matrosen an den Pumpen half, ganz mit Wasser angefüllt. Diese sprachen jedoch zu ihm: „Was Ihr da thuet, Herr, hilft nicht viel; Ihr würdet besser thun, für die Untergehenden zu beten!" Er ging und war kaum wieder oben am Schiffsschnabel, wo er mit ausgespannten Armen zu beten anfing, als das Meer ruhig ward.

Begreiflich baten ihn seine Gefährten allemal, wenn er mit ihnen auf dem Meere sich befand und ein Sturm losbrach, um seine Fürbitte. Eines Tages jedoch gab er ihnen zur Antwort: „„Heute ist die Reihe nicht an mir; sie ist vielmehr am frommen Abt Kenneth!"" — Dieser Kenneth war Abt eines Klosters in Irland und mit St. Columba sehr befreundet; er besuchte ihn auch öfter in Jona. — In jenem Augenblicke nun hörte dieser innerlich etwas, wie einen Nothschrei seines Freundes Columba, und von innerer Stimme gemahnt, eilte er aus dem Refectorium in die Kirche, um hier für den Schiffbrüchigen zu beten, indem er ausrief: „Jetzt, wo Columba in Gefahr schwebt, auf dem Meere umzukommen, ist keine Zeit zum Essen!" Und er eilte so sehr, daß er nicht einmal beide Schuhe anzog, wofür ihm sein großer Freund von Jona, der mit Allen sichere Rettung gefunden, später noch ganz besonders dankte.

Jeden Augenblick kamen Leute, die zu ihren Fahrten, was sie immer bezwecken mochten, günstigen Wind verlangten. — Eines Tages sogar kamen zwei von seinen Mönchen, die sich nach verschiedenen Richtungen einschiffen sollten, und baten: der Eine um Nordwind, der Andere um Südwind. Er befriedigte Beide, indem er den Einen, der nach Irland wollte, so lange zurückhielt, bis der Andere, der nur nach der benachbarten Insel Tiry zu fahren hatte, an seinem Ziele war.

In der Nähe und in der Ferne ward er von den Seeleuten entweder um seine Fürbitten bei Gott angerufen, oder gar auch gefürchtet, als der Gebieter der Winde.

Libran von Binsenfeld, ein hochherziger Büßer in der Zucht des heiligen Columba, wurde von der Bemannung eines Schiffes, das im Hafen von Deroy zur Abfahrt nach Schottland bereit lag, unter dem Vorwande zurückgewiesen: „er sei kein wirkliches Mitglied der Klostergemeinde von Iona,“ worauf der Abgewiesene innerlich die Hilfe seines jenseits des Meeres weilenden Freundes anrief. — Sogleich schlug der Wind um und trieb das Schiff wieder dem Lande zu. — Da die Matrosen den armen Libran noch am Strande auf und ab laufen sahen, riefen sie ihm vom Verdecke des Fahrzeuges zu: „Bist Du etwa schuld, daß der Wind sich gedreht hat? Könntest Du, wenn wir Dich mitnähmen, bewirken, daß er uns günstig würde?“ — „„Ja,““ sprach Libran mit Zuversicht, „„der heilige Abt Columba, der mir eine siebenjährige Buße auferlegte, dem ich gehorsam gewesen bin, und zu dem ich nun zurückkehre, wird euch von Gott diese Gnade erflehen!““ — Wie gesagt, so gethan; er wird an Bord genommen und die Ueberfahrt geht glücklich von Statten.

Durch solche hilfreiche Ereignisse ward St. Columba von den Seeleuten geradezu als ihr Patron ausersehen; er blieb auch noch wenigstens ein Jahrhundert nach seinem Tode der Schutzheilige derselben, den sie in ihren Nöthen und Gefahren nie vergebens anriefen.

St. Columba's zarte und hilfreiche Nächstenliebe in allen Vorkommnissen seines Lebens als Seefahrer und Reisender findet man noch beharrlicher und schärfer ausgeprägt in seinen Beziehungen zu den Landbewohnern, sowohl Irlands, seiner Geburtsstätte, als auch Caledoniens, seiner neuen Heimath.

Auch hievon einige Beispiele, die gleichfalls rosig umleuchtet sind von der durch Gottes Huld ihm verliehenen Wundergabe.

Wenn uns erzählt wird, wie unter dem Stoße seines Krummstabes an hundert verschiedenen Stellen in Irland und in Schottland, in dürren und felsigten Gegenden, wie die Halbinsel Ardnamurchan ist, Süßwasser-Quellen hervorsprudeln; wenn wir ihn sehen, wie er einzig durch die Kraft seines Gebetes die Wasserfälle eines Flusses tiefer legt, damit die Lachse in der zum Fangen günstigen Jahreszeit stromaufwärts ziehen können, wie es seitdem zum großen Gewinne der Uferbewohner immer der Fall ist; — so sehen wir in diesen Erzählungen die rührendste Form der volksthümlichen und nationalen Dankbarkeit, die der berühmte Mönch sich um das Land erworben: indem er den Landleuten zeigte, wie sie nach Quellen suchen, die Bewässerungen regeln, den Lauf der Flüsse richten müßten, gleichwie dies in allen andern Ländern Europas so viele andere heilige Mönche gethan haben.

Ebenso wird es klar, daß er sich viel und erfolgreich mit Pfropfen von Wildlingen und Veredlung der Obstbäume abgab, wenn man liest, wie er am Beginne seines Klosterlebens in seiner ältesten Gründung, Durrow, im Herbste zu einem dichtbeladenen Apfelbaum, dessen Früchte aber sauer und ungesund waren, hintritt und ihn segnet mit den Worten: „Im Namen des Allmächtigen, bitterer Baum, laß alle deine Bitterkeit und trage hinfort nur Früchte, die eben so süß sind als sie bisher bitter gewesen!“

An einem andern Orte erlangt er für seine Verehrer, die er zu Jesus Christus geführt, frühe und reichliche Ernten, indem er z. B. im Juni Gerste säen heißt, die im August schon geschnitten werden kann.

Seinem ganzen Leben ist auch das Gepräge einer eifrigen, ganz besondern Theilnahme für die Feldarbeiter aufgedrückt. — Seit seiner Jugendzeit, wo er auf seinen Ausflügen als Jüngling den Ackersleuten die Pflugscharen und andere Geräthe, die ihnen mangelten, verschaffte, wo er junge Bursche zum Schmiedehandwerke heranbildete, bis in die Tage seines Alters, wo er den Feldarbeiten seiner Mönche nur mehr aus der Ferne folgen konnte, erfuhren auch diese noch den heilsamen und wohlthuenden Einfluß seiner väterlichen Liebe. — In seinem hölzernen Hüttchen, das ihm als Zelle diente, dasitzend, richtete er sich von seinen Büchern auf, legte die Feder hin und segnete die Mönche, so wie sie vom Felde, von den Weiden, aus den Scheunen heim kamen. Wenn die jüngeren Genossen der Klostergemeinden mit ihren Eimern voll frisch gemolkener Milch vorbeigingen, knieten sie nieder, um aus der Ferne den Segen

des Abtes zu empfangen, den dieser manchmal mit einem heilsamen Zuspruche begleitete.

Als während eines der letzten Sommer seines Lebens die Mönche vom Schneiden der dürftigen Halme ihrer Insel eines Abends heimkehrten, wurden sie in der Nähe des Klosters plötzlich mit innerer Freude erfüllt und, tief bewegt, angehalten. — Der Zellarius des Klosters, der Freund und spätere Nachfolger St. Columba's, des Namens Baithen, fragte sie: „Habt ihr hier nicht eine ganz eigenthümliche Empfindung?“ Und der Aelteste von ihnen antwortete: „„Ja wohl! Täglich athme ich hier und zu dieser Stunde und an dieser Stelle einen köstlichen Wohlgeruch, als ob alle Blumen der Welt hier zusammen wären; auch fühle ich etwas, wie die Flamme eines Herdes, die mich nicht brennt, aber sanft erwärmt; und in meinem Innern empfinde ich das Gefühl einer ungewöhnlichen Freudigkeit und von so unvergleichlicher Art, daß ich alsdann weder Trauer noch Ermüdung verspüre. Die Garben, die ich heimtrage, obwohl die Last schwer genug ist, haben gar kein Gewicht mehr, und ich weiß nicht, wie es geschieht; aber hier, bis zum Kloster, bedünkt es mir, als habe sie mir Jemand vom Rücken genommen! Was hat es denn eigentlich damit für eine Bewandtniß?““ — Und so wußten auch die Andern von ähnlichen Empfindungen zu berichten. — „Ich will es euch sagen, was es ist!“ so nahm der Zellarius wieder das Wort, „unser greise Meister, unsertwegen stets voll Besorgniß, ist ob unsers Ausbleibens unruhig, ob unserer Mühen in Kummer, und sendet uns, da er nicht mehr vermag, körperlich uns entgegen zu kommen, seinen Geist entgegen, der uns dann hier erfrischt, mit Freudigkeit erfüllt und tröstet!“

Aber St. Columba's Sorgfalt erstreckte sich nicht nur auf die klösterlichen Arbeiter; im Gegentheil würdigte und ehrte er auch die Laien-Arbeit überall, wo christliche Tugend sie heiligte. — So sprach er eines Tages zu den Senioren des Klosters: „Jetzt eben, in diesem Augenblick, wo ich rede, gehet Jenek, ihr wisset wohl, der Schmied war dort hinten in Irland, in den Himmel ein! Er stirbt alt und hat sein Leben lang gearbeitet, aber er hat nicht vergebens geschafft; mittelst seiner Hände Arbeit erkaufte er sich das ewige Leben, denn er spendete seinen Verdienst in Almosen! Ich sehe von hier, wie die Engel kommen und seine Seele in Empfang nehmen.“ — Man wird gestehen, daß das Lob der Handarbeit nicht leicht erhebender und rührender ausgesprochen worden ist.

In dem Distrikte Lochaber, wo die englische Aristokratie noch bis auf den heutigen Tag ihre großen Hirschjagden mit so viel Hochgenuß hält, ward St. Columba eines Tages von einem armen Wildschützen angesprochen, der für seine Frau und Kinder nichts zu leben hatte, und ihn um ein Almosen bat. „Du armes Wichtlein," sprach der Heilige zu ihm, „geh' schnell und bringe mir aus dem Walde dort eine Stange." Als er ihm dieselbe gebracht, spitzte sie der Abt von Jona wie einen Jagdspieß zu, und nachdem er diesen improvisirten Jagdspieß gesegnet, gab er ihn dem Bettler, indem er ihm sagte: „Wenn er ihn sorgfältig aufbewahre und nur gegen Hochwild gebrauche, werde er in seiner armseligen Hütte nie an Wildpret Mangel leiden." — Es geschah auch, wie ihm verheißen worden. — Der Wildschütze steckte seinen gesegneten Fangspieß tief im Walde an einsamer Stelle auf, und es verging kein Tag, daß sich nicht ein Hirsch, eine Hirschkuh oder ein anderes Wild daran aufgespießt hätte, so daß er bald seinen Nachbarn noch Wildpret verkaufen konnte, wenn für alle Bedürfnisse der Seinigen hinreichend gesorgt war.

Er ging, wie erzählt wird, immer gerne mit Laien um; auf seinen apostolischen Wanderungen verkehrte er mit ihnen in liebenswürdiger Vertraulichkeit. Gar oft nahm er die Gastfreundschaft nicht nur der Reichen, sondern auch der Armen in Anspruch und fand sie manchmal leichter bei den Armen als bei den Reichen. Den Reichen, die ihm ein Obdach verweigerten, wußte er rasche Züchtigung zu verkündigen. So sprach er einst: „Dieser Geizhals, der Christum in der Person des Reisenden verachtet, wird seine Reichthümer von Tag zu Tag zusammenschwinden und in Nichts zerrinnen sehen; er selbst wird noch an den Bettelstab kommen und sein Sohn wird von Thür zu Thür wandern, aber seine immer ausgestreckte Hand wird niemals mehr als halb gefüllt werden." — Und diese Strafe brach auch über den Geizigen und seine Familie herein. — Bei den Dürftigen, die ihn unter ihr Dach aufnahmen, erkundigte er sich mit seiner gewohnten Sorgfalt nach ihren Hilfsmitteln, nach ihren Bedürfnissen, nach ihrem ganzen kleinen Besitzstande. — Es scheint, daß in Schottland zu jener Zeit Einer als sehr arm galt, wenn er nicht mehr als fünf Kühe besaß. Dies war nun auch das ganze Habe eines Landmannes in Lochaber, bei welchem St. Columba, der gar oft durch diese Gegend pilgerte, wenn er sich zum Könige der Pieten begab, eine Nachtherberge fand und trotz der Aermlichkeit des Hauses sehr herzlich aufgenommen wurde. Am andern Morgen ließ er sich die

fünf kleinen Kühe vorführen und segnete dieselben, indem er seinem Wirthe verhieß: „Er werde bald hundert und fünf Kühe haben und der Segen des dankbaren Missionärs werde auf seine Kinder und Kindeskinder übergehen.“ — Und dies Alles ging auch von Punkt zu Punkt in Erfüllung.

Immer darauf bedacht, die Uebel, die Verluste, die Unfälle, von welchen Familien, Bevölkerungen oder einzelne Personen betroffen wurden, an deren Geschicken er besonderen Antheil nahm, und die durch übernatürliche Sehergabe oder durch dringende Bitten zu seiner Kenntniß gelangten, gewahrt man, wie er bald geweihtes Brod, dessen er sich gern als Heilmittel bediente, einer frommen Jungfrau sendet, die auf dem Heimwege von der Kirche, wo sie die heilige Messe gehört, die Hüfte gebrochen hatte; bald wie er durch geweihtes Salz Frauen von Augenschmerzen befreit; kurz, wie er auf seinen Missions- und anderen Reisen beständig von dem Wunsche erfüllt ist, alle Frauen zu heilen, die man ihm bezeichnete oder die längs seiner Straße auf ihn warteten, um den Saum seines Gewandes zu berühren, wie es jener kleine Blödsinnige von Clonmacnoise gethan hat und die frischeste Denk- und klare Redekraft empfing.

Vor Allem war St. Columba auch bemüht, ansteckende Krankheiten zu heilen, die das Leben der Landbevölkerung seiner Heimath bedrohten oder unter ihrem Viehstande Verheerungen anrichteten. — Eines Tages, da er auf einem Hügel seiner Insel Jona saß, sprach er plötzlich zu seinem Begleiter, der aus der dalriadischen Kolonie stammte: „Siehst du dort die dichte, regenschwarze Wolke von Norden her? Sie birgt in sich einen tödtlichen Krankheitsstoff; sie wird sich über einen großen Distrikt unseres Irlands entladen und verderbliche Geschwüre und Eiterbeulen an den Leibern der Menschen und an den Eutern der Kühe verursachen. Wir müssen uns der Noth dieser Leute erbarmen! Komme eilends mit mir und gleich morgen früh schiffst du dich ein, um ihnen Hilfe zu bringen.“ — Der Mönch gehorchte. Mit geweihtem Brode, das St. Columba ihm mitgegeben, eilte er nach der von der Seuche heimgesuchten Gegend und gab den ersten Kranken, die er antraf, Wasser zu trinken, in welches das von dem gottseligen Abt eigens geweihte Brod eingeweicht war. Das Mittel schlug so gut an, daß von allen Seiten Menschen und Vieh sich um den Gesandten von Jona sammelten und alsbald im Munde Aller ertönte das laute Lob Christi und seines Dieners St. Columba.

So war dies zarte, milde Herz! Jesus lebte in ihm und hatte auch in seinem äußeren Wirken wahrhaft Gestalt gewonnen. Es ist überall umduftet von Gottesgnadenblumen!

Die Abtei Mettlach.

(Aus: Urkundliche Geschichte des Kreises Merzig im Regierungsbezirke Trier, bearbeitet durch Constantin von Brinsen.)

Ueber hundert Jahre vor der Gründung des deutschen Reiches durch Karl den Großen und lange vor der Bildung der Einzelnstaaten innerhalb desselben, beginnt die eigene Geschichte des Kreises Merzig mit der Fundation des Klosters zu Mettlach um das Jahr 696.

Noch bestand das Reich der Franken, und unsere Gegend gehörte zu der Provinz des belgischen Galliens, zu dem großen Mosel-Herzogthum. Lutwinus war Herzog über dasselbe, und seiner Mutter Bruder, der heilige Basinus, saß auf dem bischöflichen Stuhle zu Trier; Childebert III. hieß der Franken König.

Mehr als vierhundert Jahre hatte das Trier'sche Bisthum schon bestanden und die Segnungen des Christenthums in weitem Umkreise verbreitet; aber noch war es arm an weltlichen Gütern und an irdischer Macht.

Da erst gründete Gott in der Seele Lutwinus, des Herzogs, die Flamme der himmlischen Liebe, daß er beschloß, dem irdischen Rang und Ehren zu entsagen und aus seinen reichen Gütern ein Kloster zu gründen, das er den Trier'schen Bischöfen vermachte. — Seitdem haben diese während zwei Jahrhunderten ihre eigene Armuth mit dem Ueberflusse des Klosters zu Mettlach gedeckt.

Wie viel auch aus der Geschichte der Entstehung dieses Klosters in das Gebiet der frommen Sage zu verweisen sein mag, daß die Gründung spätestens in das Jahr 696 fällt, steht historisch fest. Denn wenige Jahre, nachdem er das Kloster Mettlach gestiftet, — das wissen wir — war Lutwinus Bischof von Trier, und diesen bischöflichen Stuhl hat er im Jahre 698 bestiegen.

Doch — hören wir die Legende, wie sie von einem späteren Abte des Klosters, Remigius, um das Jahr 1000 aufgezeichnet worden.

Zur Zeit des Königs Childebert (Fränkischer König 695) lebte ein angesehener Mann von Senatorenrange und königlicher Abkunft;

sein Vater war Gerwinus und seine Mutter Gunga, ein hochadeliges Paar*); er selbst erhielt in der Quelle der Wiedergeburt den Namen Lutwinus. Als er Mann geworden, nahm er eine Gemahlin von ihm ähnlicher Geburt, und da der Herr ihn zu weltlicher Würde erhob, so erlangte er das Herzogthum über das ganze Frankenreich („über das belgische Gallien," sagt eine andere Legende). Er war ein so unablässiger Helfer der Armen, ein so sanfter Tröster der Elenden und Betrübten, ein so reichlicher Spender von Almosen, und leuchtete endlich so sehr hervor durch jegliche Unschuld des Lebens, daß wir, wenn wir nur seine Werke der Frömmigkeit melden wollten, kein Ende unserer Erzählung finden würden.

Er hatte auch den größten Ueberfluß an irdischen Gütern, und ihm lachte in Fülle die Gunst des augenblicklichen Glückes. Sein Herz jedoch wollte er nicht an diese Dinge heften und lieber sie sich, als sich ihnen unterwerfen. Obgleich er mehr als alle Andern die süße Gunst des Königs genoß, der ihn für besser und nützlicher hielt, als die Uebrigen, so setzte er doch nicht hierin den Anker seiner Seele, sondern er wünschte, in die Liste der Kämpfer des höchsten Heerführers eingeschrieben zu werden, und ergab sich ganz dem Studium der heiligen Schriften. — Um jedoch schon hier auf Erden die Höhe der Vollkommenheit zu erreichen, beschloß er, Alles, was ihm hinderlich sei, von sich zu thun und gleichsam als ein Leichtbewaffneter Christo zu folgen, der ihm dafür ja hundertfachen Lohn verhieß. Zuerst beschenkte er die heiligen Orte, hauptsächlich die Stadt Trier, mit den reichsten Gaben; alles Uebrige, was er besaß, wollte er zum Bau von Wohnungen für Mönche verwenden. Als er an einigen Stätten zu bauen versucht hatte, aber durch den Wink Gottes nicht ganz zur Ausführung gekommen war, wandte er sich nach Mettlach, in der Absicht, daselbst, wenn der göttliche Wille dies begünstige, sein Kloster zu erbauen.

Dieser Ort war ihm darum bekannt und besonders angenehm, weil er auf häufiger Jagd alle Schlupfwinkel der wilden Thiere durchsucht und so alle Buchten desselben kennen gelernt hatte. Denn da rund umher waldige Bergrücken hervorragen und der Fluß die Lieblichkeit des Thales mitten durchschneidet, so hatte Mettlach einen passenden Namen**) und bot den wilden Thieren

*) Gerwinus soll von den fränkischen Königen, Gunga, Schwester des heiligen Basinus, von Austrasischen Herzogen abstammen.

**) Medius lacus, Zwischen-See. — Auf der einen Seite stößt das Kloster an die Saar, auf der andern liegen seeartige große Teiche.

des Waldes den geeignetsten Aufenthaltsort dar. Es gefiel auch dem Allerhöchsten, durch gewisse Zeichen zu verkünden: daß dieser Ort würdig sei, für seinen Dienst bestimmt zu werden. Denn einst — so erzählt den Nachkommen das treue Alterthum — als Lutwinus, ein Mann voll von Gott, auf der Jagd in dieser Wildniß ankam und den angestrengtesten Gliedern Ruhe gönnte, überschlich ihn ein leichter Schlummer; aber ein Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln am Himmel schwebte, schützte das Antlitz des Ruhenden gegen die Hitze der brennenden Sonne. Als er erwachte, erzählte ihm, ganz erschüttert durch die Neuheit des Ereignisses, sein Waffenträger der Reihe nach Alles, was geschehen war. Aber unter schwerer Drohung verbot er diesem, so lange er lebe, irgend einem andern Menschen Etwas hievon mitzutheilen. Hieraus nun schloß der heilige Mann, daß Gott sein Vorhaben begünstige, und fing an, dort zu Ehren des heiligen Dionysius Areopagites, dessen Andenken die Kirche alljährlich am 9. Oktober verehrt, Gott ein Oratorium (Bethaus) zu erbauen, und legte darin heilige Reliquien des genannten Martyrers, wie auch vieler anderer Heiligen, nieder. Die Einweihung dieses Bethauses ist auf denselben Tag des Jahres im Kalender angegeben, auf welchen auch nach rechtmäßiger Gewohnheit das Fest jenes Gotteszeugen selbst gefeiert wird. — Die Feier dieser Einweihung wird auch, nach den von den Späteren gegebenen Befehlen, bei jährlichem Wiedereintritt durch die Frömmigkeit der Volksmenge gehalten, welche wetteifert, an jenem Tage diese Kirche deßhalb, weil sie zuerst und nicht nur zum Segen jenes Ortes, sondern auch der ganzen weit umher liegenden Gegend erbaut wurde, mit Wachskerzen und anderen Opfergaben zu ehren. Nach Beendigung des Gebets und Anhörung der heiligen Festmesse erhält Jeder von dem Küster des Klosters ein Stück Brod mit Wein, und so sagen sie dem heiligen Dionysius Dank, wünschen den Bewohnern des Ortes Heil und Glück, und kehren dann gottesfroh in ihre Heimath zurück.

Hierauf wandte Lutwinus alle Mühe auf den Bau eines Klosters daselbst, und nachdem er Künstler für ein solches Werk herbeigezogen hatte, ging sein Streben dahin, es möglichst schnell zu beendigen. Er erbaute also ein Oratorium im Namen des Apostelfürsten und eine Basilika zu Ehren der heiligen Gottesgebärerin und immerwährenden Jungfrau Maria, unter deren Schutz er zugleich den Ort und Alles, was dazu gehörte, stellte. An dem Tage der Einweihung schenkte er denen,

welche dort Gott dienen sollten, tausend Mansen*) Landes, und unterließ nicht, sie mit den täglichen Bedürfnissen und verschiedenen Pfändern zu bereichern. Damit es auch daselbst nicht an Gottesdienern fehle, die unabläßig Tag für Tag dem höchsten Priester die Opfer ihres Herzens und ihres Mundes darbrächten, vereinigte er dort eine ehrbare Gesellschaft von Männern, die zwar arm an Vermögen, aber reich an unendlichen Schätzen der Verdienste waren und denen er einen genügenden Ueberfluß aus seinen Einkünften zuwies. Er setzte ihnen auch als Abt einen Mann vor, der in Allem dem Vollkommenen gleich zu stellen war, und verordnete: daß sie nach den Regeln der klösterlichen Zucht leben sollten.

Nachdem Lutwinus so Alles, was das Bedürfniß erforderte, mit Eifer ausgeführt und Christus als den Erben seines Vermögens eingesetzt hatte, wollte er, selbst arm, sich der armen und winzigen Heerde beigesellen, welcher nach dem Willen des himmlischen Vaters das Reich gegeben wird. Er rief deßhalb Einige, die denselben Vorsatz auszuführen wünschten, zu sich und weihte der hochheiligen ewigen Jungfrau Maria seine Absicht: sich an jenen geliebtesten Ort zu begeben, um durch die würdigen Verdienste ihrer Fürbitte bei Gott den Anfang seiner Bekehrung mit einem passenden Ende in Einklang zu bringen.

Er ließ hierauf den Konvent der Brüder sich versammeln und bat sie inständig: „ihn in ihre Genossenschaft aufzunehmen.“ Und so empfing er, nachdem er den Bart und die weltliche Kleidung abgelegt hatte, die Tonsur der Erben Gottes mit der Regel des klösterlichen Lebens.

Wie sehr er aber auch in jenem Kloster den heiligen Studien obgelegen, wie angestrengt er gefastet, gebetet, gewacht, durch wie viele Werke eines engelhaften Lebens auf Erden er vollführt — was ist es nöthig, dieß anzumerken, da die Krone des ewigen Lebens uns über seine Art, zu kämpfen, belehren kann!

Denn obgleich er in dem Mönchskleide wie ein Ruhmloser lebte und unter dem klösterlichen Verschluß seinen berühmten Adel verbarg, so litt der höhere Walter doch nicht, daß eine Leuchte von solcher Heiligkeit durch den Scheffel der Dunkelheit verdeckt bleibe, sondern er beschloß, sie höher auf den Leuchter der Kirche zu stellen — damit er viel berühmter werde in der Ausführung des demüthigsten Vorhabens,

---

*) Der Mansus wird auf 30 oder 60, selbst auf 64 Morgen gerechnet.

als er früher in dem weltlichen Adel gewesen, ließ Gott ihn durch viele Wunder bekannt werden und glänzen: er ließ ihn nämlich das Licht geben den Blinden, jede Pest der Krankheit wegnehmen und auch von den Besessenen die Gewalt der bösen Geister vertreiben.

Die Legende erzählt hierauf, wie nach dem Tode des heiligen Basinus durch den Ruf seiner hohen Tugenden angezogen und durch die Verwandtschaft mit dem hochverehrten Bischof bewogen, die Trierer — Adel und Volk einstimmig — den heiligen Lutwinus zu ihrem Bischof erwählten; wie aus denselben Gründen später sogar die Wahl zu den erledigten Bischofssitzen von Rheims und Laon auf ihn fiel.

Bei der Ausübung seiner Funktionen im ersteren Orte ereignete sich das folgende Wunder:

Da der heilige Lutwinus einst dem Clerus von Rheims die heilige Weihe ertheilen sollte, kamen Boten daher von Laon, welche verlangten: er möge auch bei ihnen denselben Dienst halten. Da nun der Mann Gottes beiden Theilen Genüge zu leisten suchte, soll er die höchste Gnade angefleht haben, daß sie Dasjenige, was er aus eigenen Kräften nicht vermöchte, durch ihre Allmacht vervollständigen wolle. Und der ewige Walter erhörte sogleich die Reinheit seines Gebets, und, das Gesetz der Sonne ändernd, verlängerte er den Tag um so viel, daß Lutwinus nach der Abhaltung des Dienstes für die Bürger von Rheims noch nach Laon reisen konnte, um dort zu rechter Zeit gleichfalls noch den Dienst zu halten.

Nach dieser Ertheilung der Weihen kehrte er, der Amtssorge halber, nach Rheims zurück und arbeitete noch einige Zeit beharrlich in der Ausführung des göttlichen Willens. Aber er sehnte sich nach der Ruhe der ewigen Glorie, erreichte endlich mit Glück das Ziel seines Lebenslaufs und ging am 29. November des Jahres hinüber, um mit den Heiligen die Belohnungen seiner Mühen in Besitz zu nehmen.

Sobald die Trierer erfuhren, daß ihr frommer Bischof gestorben sei, eilten sie sogleich nach Rheims und brachten den heiligen Schatz in die Heimath. Als sie ihn aber würdig an dem Orte, dem er vorgestanden, beisetzen wollten, fanden sie plötzlich Schwierigkeiten und konnten auf keine Weise zu ihrem Zwecke kommen, weil er, wie es schien, eher nach dem Orte seiner Demüthigung, als nach dem seiner Ehre verlangte. — Nachdem deßhalb unter den Vornehmsten Rath über die so unerwartete Sache gepflogen worden, setzten sie das heilige Pfand in ein Fahrzeug, dem sie das Steuern entzogen hatten, und

beteten gemeinsam zu dem Lenker der Welt: „er möge es nun selbst dahin leiten, wohin sein Wille bestimme."

Bald nun trieb das Schiff, einzig durch die lebendige Tugendkraft des Bischofs bewegt, in dem Bette der Mosel gegen den Strom und trat, unter Begleitung der Volksschaaren, welche laut das Lob Gottes ausriefen, in den Fluß Saar. Als er aber, wie wir glauben, von einem Engel gelenkt, die große Wasserreise bis — Mettlach zurückgelegt hatte und der ausgezeichnete Bekenner Christi dem so geliebten Orte näher kam, fingen plötzlich auf göttlichen Wink alle Glocken des Klosters von freien Stücken an zu läuten, den Bewohnern zur erstarrenden Verwunderung die große Freude schon im Voraus verkündigend. Der Convent der heiligen Gesellschaft ging ihm mit dem zahlreichen Volke entgegen, nahm Den, der ehemals ihren Umgang theilte, jetzt aber bei Gott ein großer Fürsprecher war, auf, und führte ihn, mit ungemessenem Aufwande der Ehre, fromm in den so von ihm geliebten Ort, wo ein Grabmal, so großer Verdienste würdig, ihn aufnahm.

An jenem Orte sind nun durch seine Fürsprache die himmlischen Wohlthaten so zahlreich, daß nirgendwo mehr vorgekommene Wunder erzählt werden. Die Augen der Blinden werden erleuchtet, die Ohren der Tauben erschlossen, der Mund der Stummen geöffnet; die Plagen aller Fieber finden ihr Heilmittel; die vom Teufel Besessenen aber empfinden so häufig die Zeichen seiner Tugendkraft, daß, wenn die Fälle alle erzählt würden, sie den Hörern vielleicht unglaublich schienen.*)

So die Legende.

Nachstehend folgt die Grabschrift, welche sich auf der Grabes-Platte des heiligen Lutwinus in der im fünfzehnten Jahrhundert umgebauten Marien- (Lutwinus-) Kapelle gefunden hat.

Sie lautet, aus der lateinischen in die deutsche Sprache übersetzt:

„Hier ist der berühmte Vater Lutwinus, eine Quelle der Frömmigkeit,
Dessen heilige Gebeine in diesem Grabe ruhen.
Ehemals, als er in Ansehen stand durch ungeheuern Reichthum,
Mönch geworden, indem er später ein Beispiel für Viele,
Hier mit allen Kräften die Begierden des Fleisches brach,
Nach diesem das Pfand (Amt) eines Vorstehers (Archimandriten) übernehmend,
Erlangte er den Schafstall der Heerde Trierischer Stadt,
Indem er als (Ober-) Hirt selbst ein Leben voll Tugenden führte.

---

*) Ein Mönch aus Mettlach, der im elften Jahrhundert lebte, erzählt eine große Menge Fälle der Heilung von Wahnsinnigen und Besessenen, meistens mit Namen.

Endlich ging er mit der Palme glückselig zu den Sternen,
Allen, die ihn bitten, Wirkung (Erhörung) gewährend.
Deßhalb schüttet eure Bitten vor ihm aus, mit gläubiger Seele,
Damit die Pest immer ferne und der Bürger geborgen sei!" —

Auch schreibt noch der Abt Remigius: „Lutwinus übergab das Kloster Mettlach dem Apostelfürsten, auf dessen Stuhl er saß, und bestimmte, daß es im Uebrigen unter der Gewalt der Trier'schen Bischöfe stehen sollte.

Daher ist es gekommen, daß die Bischöfe von Trier die Abtswürde von Mettlach und den Besitz der Klostergüter als ein Recht in Anspruch nahmen und in der That länger als zweihundert Jahre besaßen.

Das Alten-Münster-Kloster zu Mainz.

(Aus: Erzählungen von G. H. v. Schubert.)

Ein Schifflein schwamm bei später Nacht auf der fränkischen Saale hinab nach dem Main; es hatte weder Segel noch Mastbaum, an seinem Steuerruder saß Keiner; nur die Stange, die von Zeit zu Zeit das Schifflein vom Lande abhielt, dann wieder ein unsicheres, schwaches Bewegen des Ruders verriethen es, daß Jemand im Fahrzeuge sitze, der, des Schiffergeschäftes nicht kundig, an Kräften nicht gewachsen sei. — Ist es vielleicht ein Kind, das noch diese Nacht, oder rechtzeitig am morgenden Tage ausruhen möchte in der Hütte seiner Eltern? Warum wartet es denn nicht am sichern Ufer bis nach Mitternacht der Mond aufgeht, oder bis der Tag grauet, warum fährt es jetzt, wo die Nacht am dunkelsten ist?

Allerdings ist es ein Kind, das nach langem Gram und Leid, die es in der wilden Fremde zu Hochheim (das jetzige „Veits-Höchheim", in der Nähe von Würzburg gelegen) erduldet, sehnlich nach der Ruhe im Vaterhause verlangte; es ist die Tochter des fränkischen Königs Dagobert, Siegbert's III., des Königs von Austrasien Schwester, die Prinzessin Bilehilde.

Sie, eine Christin, war vermählt an den heidnischen Gatten Hettan, Herzog von Thüringen, und stand in einem Alter von etwa sechszehn bis siebenzehn Jahren; der christliche Kaplan, der sie als Friedensbote des Glaubens hinüber in die grünende Wüste des Buchonia-Waldes geleitete, dann auch die treuen alten Dienerinnen sind gestorben; bald starb auch ihr Gemahl, begriffen auf einem Feld-

zuge zwischen den Königen von Austrasien und Neustrien, und sie blieb allein im Fremdlingslande, aus dem man sie nicht entlassen will, vielleicht weil einer der Herrscher des Landes die Hand der anmuthigen Fürstin zu erlangen hofft.

Wie kann sie aber hier bleiben?

Es ist nicht das Heulen der Wölfe, nicht das Gebrüll der Auerochsen, das den Aufenthalt in der Burg des Waldes ihr verleidet, in welcher ein rohes, aber gutmüthiges Volk vom Morgen bis zum Abend bemüht ist, ihr Alles darzubieten, was sie erfreuen könnte und was man darzubringen vermag.

Wenn jedoch im Frühling der Wagen, gezogen von weißen Stieren, mit dem verschmierten Bilde der Hertha, neben ihm die heidnischen Priester, auf Hörnern blasend, hinausgeführt wird an den Schwanensee zum Bade der Göttin; wenn in der Stunde, da die Sonne sinkt, außer den unblutigen Opfern der beiden Kinder, die der See ertränkt, nicht selten auch Kriegsgefangene unter dem Schlachtmesser der Priester bluten: da bricht ihr das Herz vor Grauen! Wie ganz anders — so denkt sie — als dieses Blasen der Hörner, tönt jetzt, in der österlichen Zeit, in den Christenkirchen meiner Heimath der Gesang der Gemeinde: „Christus ist erstanden!" wie ganz anders wirken die Kräfte der Gnade des Himmels, welche in dem Opfer Dessen ruhen, der sich selber für uns in den Tod gab, auf das arme, in Sünden gebeugte Gemüth, als die Kräfte der Dämonen, die sich aus der Flamme des Opferaltars der Heiden erheben!

Wenn im Winter das nahende Ende des Jahres mit lautem Geschrei der Trinkgelage, bei'm Becher des Methes und dem Klirren der Waffen gefeiert wird; da entflieht die zarte Königstochter der trunkenen Schaar, deren wilde Lust, bei dem leicht sich entzündenden Kampfe, gar bald zum Schmerze der Wunden wird; sie verbirgt sich in ihre stille Kammer, und siehe! ihr Herz geht wandeln; sie ist im Geist in den Christentempeln des Landes der Väter, da man jetzt eben Weihnachten feiert und das liebliche Geburtstagslied der Engel und der Hirten ertönt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

Wie? haben denn nicht auch über diese Felsen und Wälder die Engel ihr: „Friede auf Erden!" gesungen? Warum ist denn hier überall auf Bergen und im Thale, im Wald und Feld nur Kampf und Kriegsgeschrei, kein Friede in den Hütten; lauter Unruhe, kein Friede im Herzen? Wie kann dies aber auch anders sein bei dem

Volke, das im Dunkeln liegt, wie kann Freude sein und Friede im Menschenherzen ohne den Gottheiland Jesus Christus.

So grämt sich die Fürstentochter ab in Gedanken und im Sehnen nach der seligen Ruhe, welche die Heimath darbeut. „Wehe mir," so sagt sie oft, „daß ich ein Fremdling bin unter Mesech, daß ich muß wohnen unter den Hütten Kedar's! Es wird meiner Seele bange, zu wohnen bei Denen, die den Frieden hassen! Ich schütte mein Herz heraus in Thränen der Sehnsucht; denn ich wollte gerne hingehen mit den Schaaren und mit ihnen wallen zum Hause Gottes unter Frohlocken und Danken, unter den Schaaren, die da feiern die Feste des Herrn! Ja, sende du dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten und bringen zu deinem heiligen Tempel, daß ich hineingehe zu dem Altare Gottes, zu Ihm, der meine Freude und Wonne ist und dir Loblieder singe und spiele auf der Harfe David's, mein Gott!"

Es war nun wieder Frühling geworden, das Fest der Hertha nahete, aber auch die letzten Wochen vor dem hochheiligen Osterfeste der Christen waren gekommen. Die Herrscher der Burg waren ausgezogen zum Kampfe mit den Bären des Waldes, die jetzt aus dem Winterlager hervorbrachen; die junge Fürstin war weniger bewacht als sonst; da ergeht sie sich bei'm Gesang der Drossel an dem Flüßlein, das nicht weit von der Burg vorbeifließt. „Du glückliche Welle, die da ungehemmt nach Süden hinüberrinnt — in das Land der Christen, vielleicht in mein eigenes Land!"

Indessen sie dort wandelt, bemerkt sie einen müßig stehenden Kahn, der den Leuten der Burg gehörte. Das Sehnen nach der Gemeinde der Christen, nach dem süßen Lande der Väter besiegt alle Bedenklichkeit; sie trägt unbemerkt Lebensvorräthe und einige Kleider hinab zum Fluß, welche sie im Gebüsch verbirgt; bei Nacht macht sie sich auf, trägt die Speisen und Gewänder in's Boot und rudert, so gut sie vermag, die ganze Nacht hindurch, den Strom hinab, dessen jetzt eben vom thauenden Schnee des Waldgebirges verstärkte Fluth die Fahrt begünstigt. Am Tage verbirgt sie in einer menschenleeren Gegend den Kahn und sich selber im Gebüsch des Ufers; und so setzt sie immer, während des Dunkels der Nacht, die Reise fort.

Da siehe! in einer der Nächte vernimmt sie, ganz nahe am Ufer, den Ton der Gebetsglocken, aus dem Kirchlein glänzt das Licht der ewigen Lampe; der Gesang der Priester verkündet Dank und Lob und Ehre Dessen, vor dem alles Leben sich beugen soll; sie ist der Gewalt ihrer Dränger glücklich entronnen, ist im sicheren Freundeslande der Christen und bald nachher auch wieder daheim bei den Ihrigen.

Man liest nun im „Leben der Heiligen von Alban Butler, übersetzt von Dr. Räß und Dr. Weis" das Folgende:

Zu Mainz angekommen, hatte Bilehilde keine größere Angelegenheit mehr, als auf dem Wege der Vollkommenheit nach dem ihr verliehenen Maße der göttlichen Gnade vorzuschreiten. Fasten, Gebet und Nachtwachen dienten ihr als mächtige Schilde wider die Anfälle der Begierlichkeit, und in der verborgenen Einsamkeit ihres Hauses gelangte sie in wenigen Jahren zu der höchsten Stufe der christlichen Tugenden. Ja, sie gedachte mit aller Entschlossenheit, sich gänzlich dem Dienste Gottes zu widmen und ihre schönsten Jahre in jungfräulicher Enthaltsamkeit zu verleben. Zu diesem Zwecke stiftete sie dem Andenken ihres Gemahls — unter der Beistimmung des Bischofs Siegbertus, ihres Oheims — das Altmünster-Kloster zu Ehren der glorreichen Jungfrau Maria (Altum monasterium gloriosæ Virginis Mariæ) zu Mainz, und schenkte den Bürgern von Mainz ein weitausgedehntes Stück Feld, den sogenannten „Bruch", der bis Mombach sich erstreckte.

In diesem Kloster beschloß Bilehilde im Rufe der Heiligkeit ihre Tage. — Ihr Todesjahr läßt sich nicht leicht ermitteln. — Ihr Festtag wird in der Mainzer Diözese am 27. November begangen.

Man besitzt noch ein Testament der heiligen Bilehilde. Auch soll sie von einer Königin, vielleicht von Imnehilde, der Gemahlin Siegberts III., ein Schweißtuch Christi zum Geschenke erhalten haben. Die Nonnen des Altmünster-Klosters behaupteten, im Besitze der Hälfte desselben gewesen zu sein. — Nach der Aufhebung dieses Klosters, welche durch den letzten Kurfürsten von Mainz, Friedrich Carl Joseph von Erthal († 25. Juli 1802), geschah, kam die besagte Hälfte des Schweißtuches in die St. Emmeranskirche zu Mainz, wo man sie noch vorzeigt. Die andere Hälfte befand sich — bis zur französischen Revolution — im Dome zu Mainz; — von da ab fehlt dieselbe; was aus ihr geworden, ist unbekannt.

Das Klostergebäude selbst diente seit Jahren zu einem Militär-Lazareth.

Das Kloster Fulda.

(Aus: Charakterbilder der allgemeinen Weltgeschichte von Dr. A. Schöppner.)

Diejenigen Völker deutschen Stammes, welche in den süd-westlichen Theilen Europa's dauernde Wohnsitze genommen hatten, waren

längst zum Christenthum bekehrt, als ihre Stammesgenossen im eigentlichen Deutschland noch in der Finsterniß des Heidenthums lebten. Die Letzteren waren zwar — der größten Anzahl nach — den seit Chlodwig's Taufe zum Christenthum bekehrten Franken unterworfen; allein die merovingischen Könige kümmerten sich wenig darum: ob ihre Unterthanen heidnischen Göttern anhingen, oder den Schöpfer aller Dinge verehrten.

Daher kam es denn, daß die Verbreitung des Christenthums vom fränkischen Reiche aus nur sehr unbedeutende Fortschritte machte, und daß im siebenten Jahrhundert die Mission fast ausschließlich in den Händen Schottischer, d. h. nach dem Sprachgebrauche des früheren Mittelalters Irländischer Mönche lag, welche damals die Länder durchwanderten. In dieser Insel, welche allen fremden Welthändeln fern lag, war das Christenthum mit dem hingebendsten Eifer aufgenommen worden, und hier waltete alsbald nicht nur die strengste mönchische Frömmigkeit, sondern auch eine ernste wissenschaftliche Thätigkeit; während im ganzen Westland die gelehrte Bildung unterzugehen und zu verschwinden drohte, fand sie hier sorgsame Pflege, freilich nur im Dienste der Kirche, dem sich auch die fleißig gepflegten Künste widmeten. Vorzugsweise äußerte sich die Frömmigkeit der Mönche in weiten Pilgerfahrten, in dem Verlassen der Heimath, um in entlegener Fremde als Einsiedler zu leben oder Klöster zu gründen, um unter Christen und Heiden das Evangelium zu predigen.

Aber unter all' den ehrwürdigen Glaubensboten jener Zeit überstrahlte durch erfolgreiche, großartige Wirksamkeit bei weitem der Mönch Winfried, später Bonifazius genannt, welcher als der eigentliche Begründer der deutschen Kirche betrachtet werden muß und mit Recht den Beinamen „Apostel der Deutschen" erhalten hat. — An glühender Begeisterung für seinen heiligen Beruf, an aufopfernder Liebe für das unternommene Werk, an lauterer Frömmigkeit und Ausdauer stand er keinem seiner Vorgänger und Mitarbeiter nach; was ihn aber vor diesen besonders auszeichnet, war die große Klugheit und Umsicht, mit welcher er der christlichen Kirche in Deutschland auch diejenige äußere Festigkeit und zweckmäßige Verfassung zu geben wußte, ohne welche das von ihm begründete Werk unmöglich auf die Dauer gesichert und zu einer erfreulichen Entwickelung geführt werden konnte.

St. Bonifazius hatte sein Berufswerk in Friesland begonnen, indem er seine dort wirkenden Landsleute unterstützte, und dehnte es dann weithin und gar segensreich aus.

Nachdem er zahlreiche Kirchen und Klöster gestiftet, und selbst Bisthümer errichtet hatte, ging er damit um, ein neues Kloster, großartiger als alle bisherigen, zu gründen. Sein Schüler St. Sturmius aus Bayern kam ihm dabei trefflich entgegen: Ihn sandte Bonifazius von Fritzlar aus in die Wildniß des Urwaldes, welche er „Buchonia" hieß, um einen passenden Ort aufzusuchen. Mit größter Sorgfalt sollten sie die Gegend, den Boden, Berg und Thal, Flüsse und Quellen beobachten. Endlich ward eine entsprechende Stätte am Fulda=Flusse gefunden. — Carlmann schenkte dieselbe dem Bonifazius nebst einem Gebiet von viertausend Schritten in's Geviert. — Am 12. Januar 744 nahm Bonifazius mit noch sieben Genossen die besagte Stätte feierlich in Besitz, und sogleich begann der Bau von Kirche und Kloster. — Drei Jahre ward rastlos gearbeitet. — Als der äußere Bau fertig war, gedachte Bonifazius auch an den inneren Ausbau des Klosters. Er sandte deßhalb den Sturmius mit zwei Genossen nach Italien, dort die blühendsten Klöster, vorab Monte Casino, das Werk des heiligen Benedikt, kennen zu lernen. — Nach seiner Rückkehr ward Sturmius zum ersten Vorsteher des Fulda=Klosters ernannt.

Als Bonifazius auf solche Weise seine Stiftung gesichert und innerlich wohl geordnet hatte, blühte dieselbe in einem von ihm selbst kaum geahnten freudigen Wachsthume auf. — Durch die eifrigen und arbeitsamen Klostergeistlichen wurde die Gegend weiter und weiter urbar gemacht, die Wälder wurden gelichtet, der Ackerbau gefördert, Handwerke und Künste wurden eingeführt. Geschickte Leute, besonders solche, welche die zur Kleidung und zu den sonstigen Bedürfnissen des Klosters nöthigen Materialien verarbeiteten, — als Gerber, Schneider, Hutmacher, Pergament=Bereiter, Leinen= und Wollenweber wurden herbeigezogen. Die Letzteren bildeten nachmals die erste Zunft in Fulda, und sie verdankte dem Kloster, wie ihren Ursprung, so auch bis zu den neuern Zeiten viele Gerechtsame. — Die Arbeiten in dem Kloster, wie die Bäckerei, die Küche, der Boden, die Tischlerei, der Garten, die Bildhauerei, die Gold= und Silberarbeiten, die Malerei und das Urkundenschreiben, war unter die Mönche vertheilt.

Von der Emsigkeit dieser Mönche entwirft uns Brower ein eben so wahres, als anschauliches Bild, indem er schreibt:

„Keine Art der Beschäftigung, durch welche der Geist Nahrung finden und dem öffentlichen Wohle geholfen werden kann, verschmähen jene Träger der göttlichen Weisheit in der Vorzeit, sondern jeden Augenblick, welche ihnen ihre kirchlichen Pflichten frei ließen, ver=

wandten sie auf das Studium der Wissenschaften, die Pflege der schönen Künste und das Lesen oder Hören der heiligen Schriften. Einige dictirten oder schrieben Commentare zu der heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments; Andere pflegten die Arbeit des Uebersetzens und Erklärens. Andere unter ihnen veranstalteten Anthologien aus denselben und aus den Schriften der Väter. Andere suchten das Verständniß derselben durch Sammlungen von Parallel-Stellen zu erleichtern. Viele unter ihnen gaben durch die Schärfe ihrer Erörterungen, die Feinheit ihrer Begriffs-Bestimmungen und Eintheilungen, und die Richtigkeit ihrer Schlüsse, Beurkundungen von Weisheit und Gelehrsamkeit, wie solche in damaliger Zeit kaum irgendwo anders gefunden wurden. Wem nicht Geistesgaben genug verliehen waren, um in Wissenschaften und Künsten diese höchste Stufe zu erreichen, dem wurde es doch nicht schwer, einen ehrenvollen Platz in den zweiten und dritten Reihen zu behaupten. Diese gingen den Ersteren an die Hand, und bereiteten ihnen die Hilfsmittel, indem Einige die Verzierungen und Initialen auf Pergament malten, Andere die Handschriften mit kostbaren Einbänden und Agraffen versahen, noch Andere die Bücher linirten und mit Menning und Röthel die großen Buchstaben am Anfange der Verse und Absätze schrieben. Noch Andere schrieben Dasjenige, was nur so flüchtig auf Zettelchen hingeworfen und dictirt war, in's Reine, und ordneten es rein und zierlich." —

Für alle Zeiten von dem höchsten Werthe sind die in dem Kloster Fulda gemachten historischen Aufzeichnungen. — Die ersten Anfänge der durch Carl den Großen veranlaßten Reichs-Annalen finden sich in den Annalen des Klosters Lorsch, welche augenscheinlich einen amtlichen Charakter haben. Dieselben wurden die Grundlagen der Annalen des Einhard, welche bis zum Jahre 826 reichen. Als Fortsetzung der alten Reichs-Annalen erschienen unter Ludwig dem Dicken die „Annalen von Fulda", deren Gesichtskreis das ganze Reich umfaßt, während die Kloster-Geschichte ganz als Nebensache erscheint; die Verfasser standen in naher Verbindung mit dem Hofe, wie es namentlich von Rudolph, dem Beichtvater Ludwig's, ausdrücklich bekannt ist; sie zeigen sich außerordentlich gut unterrichtet und beobachten auch als officielle Reichs-Historiographen dieselben Rücksichten, welche sich schon in den früheren Reichs-Annalen zeigten. Uebrigens sind sie vortrefflich geschrieben in jener durch Einhard festgestellten Weise: dieselbe in ruhiger Würde völlig objectiv gehaltene Darstellung von Jahr zu Jahr fortschreitend, mit der deutlichen Absicht, der Nachwelt Kunde von den Ereignissen zu hinterlassen und zugleich ihr Urtheil zu

bestimmen. Nicht jedes Jahr ist daran geschrieben, aber doch immer ziemlich bald nach den Ereignissen: und deshalb besitzen wir an ihnen eine unschätzbare Quelle ersten Ranges, bei der wir nur die Absichtlichkeit der Darstellung nicht außer Acht lassen dürfen. Die Form ist anspruchslos; und doch muß man bei näherer Betrachtung die Kunst anerkennen, welche dazu gehörte, in diesen wirren Zeiten Alles im Auge zu behalten, sich durch Nebensachen nicht abwenden zu lassen, und mit knapper Beschränkung das Wichtigste übersichtlich zusammen zu stellen.

Erhard, ein nicht weiter bekannter fuldaischer Mönch, war es, der zuerst die Aufgabe übernahm, das von Einhard, dem Biographen Carl's des Großen, im Jahre 829 abgebrochene Werk für Ludwig's Reich weiter zu führen. — Nach ihm übernahm die Fortsetzung Rudolph, Hraban's würdiger Schüler, welcher des Königs höchstes Vertrauen besaß und in die Geheimnisse des Hofes tief eingeweiht war; die Reinheit seiner Sprache und die Klarheit der Darstellung machen seine Jahrbücher den Einhard'schen ebenbürtig. Die weitere Fortsetzung kommt Rudolph's Arbeit nicht gleich, und von dem Tode Ludwig's des Jüngeren an zeigen die Annalen durch den rücksichtslosen Tadel des Königs Carl ihre veränderte Natur. — Nach der Entthronung des Kaisers durch Arnulf scheint man auf bessere Zeiten gewartet zu haben und legte die Feder nieder.

Uebrigens erstreckte sich die literarische Thätigkeit der Mönche zu Fulda nicht allein auf die Reichsannalen, sondern mehrere Biographien der Aebte und andere Werke liefern schätzbare Geschichtsstoffe.

Die Fuldaer Klosterschule wurde von der größten Bedeutsamkeit für die Bildung von Deutschland. — Gleich anfangs war dieselbe eine doppelte: eine innere Schule für die Oblaten und Zöglinge des geistlichen Standes und eine äußere Schule, in welcher Kinder für alle anderen Stände gebildet wurden. — Viele Jünglinge aus Bayern, Franken und Thüringen sandte Bonifazius dahin, um dort unterrichtet und erzogen zu werden. Die Schule wurde sehr bald blühend, insbesondere als Carl der Große sich mit so vieler Liebe ihrer annahm. Er vermehrte ihre Besitzungen durch reiche Schenkungen und schrieb an den zweiten Abt Baugulph einen ebenso eindringlichen als weisen Brief, worin er ihn ermuntert, für das Aufblühen der Schule besondere Sorgfalt zu tragen, da eine gelehrte Bildung für die Geistlichen unerläßlich sei. Baugulph entsprach auch den Wünschen Carl's so vollkommen, daß dieser schon im Jahre 787 die Fulda'sche Schule allen andern als Musterschule vorstellte

und auch schon den Grund zu der nachmals so berühmten Klosterbibliothek legte.

Vorzüglich aber verdankte die Schule, sowie das Kloster überhaupt, sein schnelles Aufblühen dem großen Rhabanus Maurus. — Er ward schon in seinem elften Jahre dem Kloster zur Erziehung übergeben, dann aber von dem dritten Abte Ratgar, dem seine geistige Bedeutsamkeit nicht entgangen war, im achtzehnten Jahre seines Alters mit seinem Freunde Hatto nach Tours, zu dem damals hochberühmten Lehrer Alcuin gesandt. Mit diesen zugleich wurden noch andere gute Köpfe des Klosters ausgesandt, und fanden theils in Seligenstadt bei Einhard, theils bei dem Schottländer Clemens Aufnahme. Diese Wanderschaft der talentvollsten Jünglinge war für Fulda von großem Nutzen. Sie kehrten heim und brachten auch die durch Carl den Großen nach Deutschland übergesiedelten Schätze des Wissens mit sich zurück. Rhaban weilte zwar nicht gar lange Zeit bei Alcuin; allein es gestaltete sich ein bis zum Tode Alcuin's fortdauerndes Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen, in welchem sich Alcuin nicht nur als Lehrer, sondern auch als geistlicher Vater Rhaban's betrachtete.

Nachdem Rhaban in der heiligen Schrift, der Ethik, Philosophie und Poesie unterrichtet war, kehrte er in Gesellschaft seiner lieben Mitschüler nach Buchonien zurück. Dort ward ihm von dem Abte Ratgar die Einrichtung und Leitung der Schule überlassen; und nun gelangte dieselbe gar bald zu solcher Blüthe, daß sie selbst die berühmten englischen, um wie viel mehr aber noch die fränkischen und deutschen Schulen überstrahlte. — Im Jahre 810 wurde Rhaban, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, Rector derselben, und der Ruhm seines Namens zog von Nah und Fern Schüler herbei; der Andrang war so zahlreich, daß der bei weitem größte Theil der lernbegierigen Jünglinge keine Aufnahme dort finden konnte. Die Schule wurde bald der gelehrte Mittelpunkt in Deutschland, so wie Rhaban der Träger der gesammten Wissenschaft der damaligen Zeit gewesen. Grafen und Fürsten, Gelehrte und Bischöfe besuchten ihn oft, und Alle bewunderten seine Weisheit, Alle staunten über den unermeßlichen Schatz seiner Kenntnisse. — Als Rhaban im Jahre 822 Abt des Klosters und später Erzbischof von Mainz wurde, zählte das Kloster unter seinen Geistlichen schon so viele tüchtige Lehrer, und war der Ruhm der Schule so verbreitet, daß Kloster und Schule durch sich selbst fortwuchsen. — Auch blühten unter den Mönchen nicht wenige durch Malerei und Bildnerei ausgezeichnete Männer. — Rhaban

hatte deßhalb schon den Grund zu einer Kunstschule gelegt, welche der dreizehnte Abt Hadamar vollendete. Es wurden nämlich auf Befehl dieser Aebte gewisse Grundstücke und Einkünfte der Kämmerei des Abtes nicht nur zur Bestreitung der Cultuskosten der Kirche angewiesen, sondern auch dazu bestimmt, daß sie nach der Anweisung des Abtes und des Kämmerers zur Verfertigung aller Arten von Kunstwerken sowohl der Baukunst als Sculptur, der getriebenen Arbeiten und Schnitzwerke verwandt werden sollten. Dem Kämmerer wurde zur Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, daß diese Fabrikkasse des Abtes nicht leer werde, sondern daß fortwährend Künstler beschäftigt und jüngere herangebildet würden, damit das Haus des Herrn nie ohne ihre Dienste sei, sondern mit Kunstwerken von gegossener Arbeit und jeglichem Schmucke in Holz, Stein und Erz und edlern Metallen geziert werde.

Das Kloster Fulda wurde also für die nachmalige Zeit eine wahre Universität der Wissenschaften, und, was sehr bemerkenswerth ist, eine Pflanzstätte für vaterländische Sprache, verbunden mit einer Akademie der Künste. — Was Monte Casino für Italien, was St. Gallen für Süddeutschland, was späterhin Corvey für die Sachsen und das nördliche Deutschland gewesen ist, das wurde Fulda für Mitteldeutschland. — Die Werke des Rhaban und vieler anderer Gelehrten, welche in dem Kloster lebten, oder demselben ihre Bildung verdankten, sind nur zum Theil erhalten, die Bauten und Kunstwerke aber sind größtentheils unter der Gewalt der Elemente und dem nagenden Zahn der Zeit, zum Theil auch durch die böse Begierlichkeit der Menschen zu Grunde gegangen; aber die geringen Ueberbleibsel reichen hin, um uns einen Begriff von den Leistungen in Wissenschaft und Kunst zu geben, wie solche die damalige Zeit hervorbrachte und uns mit Bewunderung der Thätigkeit, des ausdauernden Fleißes und der Geschicklichkeit ihrer Urheber zu erfüllen. Wer freilich der Zeit und den Umständen nicht Rechnung tragen kann oder will, und da, wo im Frühlinge die ersten Keime hervorsprießen, schon die gereifte Saat sehen möchte; wer es vergißt, daß diese Stiftung mitten in einem Urwalde gegründet wurde, unter einem Volke, welches soeben erst den Dienst des Heidenthums gegen die Anbetung des Einen wahren Gottes vertauscht hatte, der begab sich eines richtigen Maßstabes der Beurtheilung, und die erstaunenswürdigen Erscheinungen, welche das Christenthum erzeugt, werden ihn kalt und ohne Bewunderung lassen. Vergegenwärtigen wir uns aber die Zu-

stände der Zeit, und bringen wir die Hindernisse in Anschlag, welche die Missionäre zu bewältigen hatten, dann müssen wir gestehen, daß unsere Großthaten oft nur Kinderspiel neben der Thätigkeit jener, ohne Prunk und Prahlerei wirkenden, Engel der Menschheit sind.

Auf einen großen Namen hatte es St. Bonifazius und seine Mitarbeiter nicht angelegt. Hätten sie nach eitler Ehre vor den Menschen und nach irdischen Vortheilen gestrebt, wären sie nicht vielmehr von dem reinsten Eifer für die Verherrlichung Gottes und für das Heil ihrer Brüder beseelt gewesen: nimmermehr hätten sie so Großes und Ruhmwürdiges geleistet. — Sie förderten Wissenschaften und Künste, weil die Menschheit durch dieselben erleuchtet und veredelt wird. — Wie sie selbst aber im Dienste des Allerhöchsten standen, so mußte auch Wissenschaft und Kunst der Verherrlichung Gottes dienen, und indem Fulda eine Pflanzstätte für beide wurde, gelangte es zugleich zu der höchsten Bedeutsamkeit für die weitere Verbreitung christlichen Glaubens und Lebens. — Was St. Bonifazius gewünscht und gewollt hatte, ging bald in Erfüllung. — Schon unter der Leitung des heiligen Sturmius vermehrte sich die anfängliche Siebenzahl der Mönche auf vierhundert, und das Kloster gestaltete sich gar bald zu einem Seminar, aus dem die eifrigsten und gelehrtesten Priester hervorgingen. — Bisher ward durch fremde Glaubensboten das Licht des heiligen Evangeliums in Deutschland entzündet; von jetzt an waren es Eingeborne, durch welche die Bekehrung der Sachsen und der im Norden Deutschlands gelegenen Länder bewerkstelligt wurde. Sie hatten zumeist ihre Bildung in Fulda empfangen und verpflanzten diese mit dem Christenthume von dort nach den entferntesten Gegenden. — Rhabanus, von Geburt ein Mainzer, ist als der Vater deutscher Gelehrsamkeit anzusehen, und er steht an der Spitze einer zahlreichen Schule, aus welcher wir uns die Namen Walafried Strabo, Abt von Reichenau; Servatus Luppus, Abt von Ferrières; Otfried, Mönch in Weissenburg; Rudolph, Mönch in Fulda, nennen. — Man zählt unter andern berühmten Männern allein elf Erzbischöfe, eben so viele Bischöfe und vierzehn Aebte, welche in den ersten Zeiten dem Kloster Fulda ihre Bildung verdankten. Noch viele andere Männer wurden dort gebildet, welche nachher als Räthe und Kanzler der Fürsten, als königliche Sendboten und Richter die bedeutendsten Stellen bekleideten, und die daselbst gewonnene christliche Gesittung und Bildung in weiteren und weiteren Kreisen verbreiteten.

Neben den höchsten geistigen Beschäftigungen fand indessen auch die gröbste Feldarbeit, so wie das niedrigste Handwerk einen ehrenvollen Platz in und bei dem Kloster.

Ein Theil der Geistlichen fand nicht in dem Kloster selbst seine Wohnung, sondern es wurden ihnen Plätze in der Nähe desselben zur Urbarmachung angewiesen. Hier bauten sie sich anfangs ein kleines Obdach oder eine Zelle, um welche herum sie ein Gärtchen anlegten, und dann weiter und weiter ein größeres Stück Landes anbauten. Die Zellen vermehrten sich andauernd, neue Anbauer und Gehilfen gesellten sich zu den Mönchen, und so entstanden aus dem kleinen Anfange die Dörfer, welche zahlreich um Fulda herum liegen, und von ihren ersten Bewohnern oder ihrer ursprünglichen Bestimmung noch jetzt den Namen tragen, als: Maberzell, Bronnzell, Künzell, Madenzell, Edelzell, Kehrzell, Orzell, Sargenzell, Pilgerzell, Kämzell, Bonifaciuszell u. s. w. Die Entstehung der Dörfer läßt sich vielleicht nirgends so bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, wie in Buchonien, wo schon die heutigen Namen großentheils auf ihren Anfang hinweisen.

Der allerreichste Segen ist von dem Kloster Fulda für unser deutsches Vaterland ausgegangen! —

Das Kloster Citeaux.

(Aus: Der heilige Stephan Harding, Stifter des Ordens von Citeaux, von J. B. Dalgairns.)

Entstehung des Klosters.

Oftmals werden Reisende durch die malerische Lage alter Abteien überrascht. Die Thatsache ist, daß jene Gegenden, welche nun die schönsten sind, in früheren Zeiten die wildesten und einsamsten waren. Außerdem mögen Felsen und Berge dem Auge sehr malerisch erscheinen und dennoch als Wohnsitze äußerst unbequem sein; mancher Strom, dessen Ufer nur wegen einer schönen Ruine besucht werden, floß zu der Zeit, da das Kloster erbaut wurde, durch pfadlose Wildnisse und unbewohnte Wälder. So verhielt es sich auch mit Citeaux.

Zu der Zeit, als der heilige Stephan Harding und seine Gefährten aus dem Kloster Molesme geschieden und sich dort niederließen, war es ein ganz anderer Ort als später, da die prächtige Abtei,

welche die Grabstätten aller Herzoge von Burgund enthielt, erbaut worden. Citeaux lautet der Name eines in der Diözese Chalons und in der Provinz Burgund inmitten eines wilden Gehölzes gelegenen Ortes. Nur wilde Thiere wohnten daselbst, die in dem dichten Gestrüpp, das den Boden überwucherte und in das kein Mensch jemals einzudringen wagte, sichere Zuflucht fanden. Ein kleiner Strom durchschnitt es, der ungefähr eine Stunde von Dijon einer Quelle entsprang, welche »Sans-fonds« hieß, weil sie von solcher Tiefe gewesen, daß man niemals ihren Grund erreichen konnte. Dieser Strom hatte auch die damit zusammenhängende merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß er zu Regenzeiten sich als träg und seicht erwies, wenn aber die Hitze alle übrigen Flüsse auftrocknete, als stolzer Strom lustig dahin floß, gleichsam der Macht der Sonne trotzend. Später sammelte der Fleiß der Mönche seine Wasser in drei schöne, mit Fischen angefüllte Teiche; zu der Zeit aber, von welcher wir schreiben, strömte er immer über seine Ufer, so daß der Ort seinen Namen von einem alten, die von dem sumpfigen Boden in reichlicher Fülle hervorgebrachten Binsen und Plaggen ausdrückenden Worte abgeleitet haben soll. Am Saume des Gehölzes lagen mehrere Hütten zerstreut, in denen die Bauern, welche das Gut des Vicomte von Beaune, dem der Boden gehörte, wohnten; auch erhob sich dort eine kleine und ärmliche Kirche zum Gebrauche dieser Landleute. Der Herr von Beaune erlaubte den Brüdern von dieser wenig versprechenden Stätte Besitz zu nehmen, und sie begannen alsbald damit, die Gesträuche und Binsen wegzuschaffen und die Bäume zu fällen, um einen offenen Platz für ihre Wohnung zu gewinnen. Alsdann stellten sie die gefällten Bäume roh zusammen und bauten das Kloster, so gut es ging. Die Armseligkeit ihrer Wohnung erwarb ihnen aber einen Freund, auf den sie am wenigsten gerechnet hatten. Odo, der damalige Herzog von Burgund, war ursprünglich einer der gefährlichsten unter den bewaffneten Edelleuten, die das Land verheerten, gewesen. Wenige Monate jedoch vor ihrer Ankunft in Citeaux war das Herz des fürstlichen Räubers, der gerade, als der heilige Anselmus durch seine Besitzung kam, in voller Rüstung ausgezogen, um Das, was er für die reiche Schatzkammer Canterbury's hielt, anzugreifen, durch den majestätischen Blick und die imposante Haltung des Heiligen erschüttert worden. Das Auge des Erzbischofs scheint ihn bekehrt zu haben, denn von jener Zeit an wurde er ein anderer Mensch. Als er von dem Erzbischof von Lyon erfuhr, es sei eine Anzahl heiliger Männer genaht, um auf seinem Gebiet ein Kloster zu bauen, erkundigte er sich genauer nach

ihnen. Ihre Wohnstätte war aber so elend, daß er fürchtete, sie möchten in Folge des Mangels, den sie an diesem öden und traurigen Orte leiden mußten, sterben, weßwegen er Arbeitsleute zu ihnen sandte, daß sie ihnen im Bau ihres Klosters Hilfe leisten sollten. Endlich war Alles zu ihrer Aufnahme bereit, und sie bestimmten zur feierlichen Inauguration der neuen Abtei den 21. März 1098. In jenem Jahre fiel auf diesen Tag ein doppeltes Fest; es war nicht nur Palmsonntag, sondern auch das Fest des heiligen Ordensstifters Benedikt. Sie wählten nach canonischer Weise den heiligen Robert als ihren Abt und er empfing den Hirtenstab aus den Händen Waltnus, des Bischofs von Chalons, der somit das Kloster der Regel nach zu einer Abtei erhob unter dem Namen „Novum Monasterium“ oder „Neu-Münster“ und zwar zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria, welcher, von diesem ersten hölzernen Gebäude an, alle Kirchen des Ordens später geweiht wurden. Alsdann gelobten die Brüder der Reihe nach unter folgender, im Exordium Parvum erhaltenen Formel, ihm Gehorsam zu leisten: „Ich bestätige vor Gott und seinen Heiligen in deine Hände, daß ich jene Profeß, welche ich in seiner Gegenwart im Kloster Molesme ablegte, an diesem, Neu-Münster genannten Orte, im Gehorsam gegen dich und deine Nachfolger, welche der Regel gemäß deine Stelle einnehmen werden, mit Beständigkeit halten will.“

Vorher hatte Odo von Burgund und Reinaldus von Beaune ihnen das Alles, das Eigengut, auf welchem das Kloster gebaut war, geschenkt; auch die Leibeigenen, die den Boden bebauten, wie die Kirche, in welcher dieselben ihre Andacht verrichteten, wurden ihnen übergeben.

Nachdem der heilige Robert, mit päpstlicher Ermächtigung, später in's Kloster Molesme wieder zurückgekehrt, stand Sanct Alberich als Abt und Sanct Stephan Harding als Prior den Mönchen von Citeaux vor, und Letzterer ist durch seine ausgezeichnete Thätigkeit der Stifter des Ordens von Citeaux geworden.

Gebräuche der Cisterzienser.

Hinsichtlich der Kleidung hielten sich die Cisterzienser, so weit sie konnten, an dem Muster des heiligen Benedikt, indem sie sich mehr an die italienischen als an die französischen Mönche anschlossen; denn ihr Scapulier hatte dieselbe Form, wie das der Mönche von Monte Casino. Bei all' ihrer Strenge hat das Gewand der Cisterzienser etwas Anmuthiges, und zwar besonders wegen der tiefen

Beziehung, welche sie damit verbinden. In dem über der weißen Tunika getragenen und über den Schultern breiten, von da aber in einem schmalen Streifen zu den Füßen herabfallenden schwarzen Scapulier sahen sie die Form des Kreuzes unsers göttlichen Erlösers, und deßhalb trugen sie es sogar gern auch während des Schlafes. Ihre Cuculla verglich Papst Bonifazius VI. mit den sechs Seraphsflügeln, „denn sie verhüllt das Haupt des Mönches wie mit zweien Flügeln, und die Arme wie mit zweien, und den Leib wie mit zweien.“

Eine andere charakteristische Eigenthümlichkeit ihres Habits war seine weiße Farbe. Das Scapulier war schwarz, und auf der Reise ihre Cuculla grau, so daß sie in Deutschland „graue Mönche“ genannt wurden; aber ihr eigentliches Gewand war weiß und erregte unter den Brüdern anderer Orden großes Aufsehen. Wenn die schwarz gekleideten Mönche auf der Reise irgend einem weißen Mönche begegneten, pflegten sie stehen zu bleiben, den Fremdling anzustaunen und auf ihn hinzudeuten, als ob er ein Reisender in einem fremdländischen Anzuge gewesen wäre. Sie machten den Cisterziensern einen Vorwurf daraus, daß sie ein nur für freudige Zeiten geeignetes Gewand trügen, während das Mönchsleben doch ein Stand der Buße sei. Die weißen Mönche entgegneten aber: Das Leben des Mönches sei nicht nur eines der Buße, sondern gleiche dem der Engel, und sie trügen deßhalb weiße Gewänder, um die geistliche Freude ihres Herzens zu zeigen. Und ungeachtet ihres groben Brodes und ihres harten Lagers herrschte unter den Cisterziensern eine Heiterkeit, die in großem Maße Dem zugeschrieben werden kann, was man in unsern Tagen „die Liebe zur Natur“ zu nennen pflegt. Sie brachten ihr Leben im Freien zu, in Weingärten und Kornfeldern; ihre Klöster erhoben sich, wie ihr Name bezeugt, meistens in einsamen Thälern, nie aber, in Folge eines Ordensgesetzes, in Städten, sondern immer auf dem Lande. Durch ihre beständige Meditation während der Arbeit wurde es ihnen zur Gewohnheit, die ihnen im Gedächtniß gebliebenen Schriftstellen auf Gegenstände der Natur anzuwenden; daher auch ihre Vorliebe für das hohe Lied Salomonis, die sich schon bei den frühesten Schriftstellern des Ordens zeigt.

Als Grund der Annahme der weißen Farbe im Gewande wird die Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria, die man schon von Anfang an im Orden wahrnahm, angeführt. Es galt als ein stehendes Gesetz, daß alle Cisterzienserklöster „dem Gedächtniß der Königin des Himmels und der Erde, der heiligen Maria,“ gegründet und geweiht werden sollten; auch wurden alsbald nach der Gründung von

Citeaux die Tageszeiten der heiligen Gottesmutter gebetet; und der „Englische Gruß“ blieb selbst im Munde der Laienbrüder des Ordens eine übliche Andachtsübung; die unmittelbare Ursache für die Annahme des weißen Gewandes ist sogar mysteriös, denn es ist in dem Orden die Tradition geläufig, der Abt Alberich habe in einer Vision die heilige Jungfrau gesehen, wie sie das weiße Gewand auf seine Schultern legte, und er habe die frühere rothbraune Farbe der heiligen Maria Magdalena mit der, der Mutter unsers Erlösers geweihten heiteren Farbe in Folge des Trostes, den ihm diese Vision inmitten der ihn bedrängenden Schwierigkeiten gewährte, vertauscht. Zu Gunsten der Wahrheit der besagten Vision sprechen jedenfalls die Tradition des Ordens und der Umstand des Wechsels der Farbe des Klosterkleides. Das Eine ist gewiß, daß sie zu Ehren der fleckenlosen Reinheit der gebenedeiten und gnadenreichen Jungfrau Maria, der besonderen Patronin der Cisterzienser, angenommen ward, denn man hatte ja die Gottesmutter zur besonderen Heiligen des entstehenden Ordens erwählt. Man hätte glauben können, die Strenge des Abtes Alberich und des Priors Stephan würde die Veranlassung gewesen sein, irgend einen Martyrer oder unbeugsamen Bekenner des Glaubens dazu auszuersehen; statt dessen erhoben sie ihre Seele zu Derjenigen; bei der die Seele nicht ohne Freude weilen kann, wenn auch ihr eigenes heiligstes und reinstes Herz mit einem Schwerte durchbohrt ward. Sie ist ja die fleckenlose Lilie des Thales, in welcher der König des Himmels sich gewürdigt hat, seine Wohnstätte zu nehmen, und die Cisterzienser waren wohl sicher, daß sie durch ihre Fürbitte die armen Häuser, die, vor der Welt verborgen, in einsamen Thälern lagen, beschützen und dieselben ebenfalls zu Wohnstätten ihres göttlichen Sohnes erküren würde.

Jedoch nicht nur in ihrem Gewande ahmten die Cisterzienser die primitiven Mönche nach; auch die dürftige Nahrung, welche der heilige Benedikt vorschreibt, wählten sie sich zu ihrem Genusse. Er erlaubt seinen Mönchen außer zwei gekochten Gerichten zwei Pfund Brod täglich, und an Tagen, da sie mehr als eine Mahlzeit genossen, wenige ungekochte Vegetabilien, oder Obst zum Abendessen. So weit der Buchstabe der Regel ging, durften diese Gerichte aus Fischen, Eiern, Milch, Rahm, Käse, Wurzen und Vegetabilien aller Art bestehen; selbst Geflügel war nicht ausgeschlossen; aber der Brauch der ersten Mönche des Ordens hatte Alles — außer den einfachsten, in Salz gekochten Vegetabilien verbannt. Abt Alberich und Prior Stephan verwarfen, trotz des sumpfigen Bodens und der dichten Wal-

dung um Citeaux, und der großen körperlichen Anstrengung der Cisterzienser-Mönche, Mahlzeiten von verschiedenen Speisearten, wie auch Fett und überhaupt Alles, was der Reinheit der Regel zuwider lief. Es ist bekannt, daß sie keine Fische aßen, selbst Eier scheinen ausgeschlossen gewesen zu sein, und Milch wurde nur zur Zeit der Ernte und zwar als eines der von der Regel erlaubten beiden Gerichte gegeben. — Nach einer halb aus dem Gesang des „divinum officium", mit Lesen und Meditation zugebrachten Nacht und nach einem durch Feldarbeit ausgefüllten Tag versammelten sie sich, um Das zu genießen, was einen großen Theil des Jahres hindurch ihr einziges Mahl bildete, und das nur aus solchen Substanzen bestand, die der heilige Benedikt erlaubte, und die sie im Schweiße ihres Angesichtes sich erwarben. Zur Kost diente ihnen das Klosterbrod und nur bei ihren zwei Mahlzeiten und Vegetabilien, die man in der einfachsten Weise zu kochen pflegte. Alles, was der Erde angehört, betrachtete man ja als ein Hemmniß für den Aufschwung des Geistes in das Himmlische; man liebte rauhe und dürftige Nahrung, weil man dadurch an dem Leiden Christi Antheil nahm; man hielt an dem groben Mönchsgewande fest, weil man dadurch der Armuth Christi nachfolgte. Der gute Theil Maria's durfte nicht vor dem irdischen Theile Martha's zurücktreten. Der aufgeriebene, arme Leib der Mönche sank weder unter ihrer schweren Last zusammen, noch war das Gewand ihrer Seele minder rein, weil sie so der Gefahr sich aussetzten, unter der Härte der Jahreszeit zu leiden. Es blieb selbst für ihre Zeitgenossen unerklärlich, wie sie unter solchen Entbehrungen und Abhärtungen leben konnten; aber das Geheimniß lag in der Glut des Geistes, die das geschwächte Fleisch aufrecht hielt; ihr Leben bewährte sich als ein übernatürliches, und weil sie um Christi willen auf die Kirchengüter und Zehnten verzichteten, um arm zu sein, stützte er sie mit seiner Gnadenkraft, auf daß sie unter ihren Arbeiten nicht zusammenbrachen. Außerdem verloren sie durch ihre Feldarbeiten nicht im Mindesten von der Aehnlichkeit mit der demüthig zu den Füßen ihres Herrn sitzenden Maria; das Leiden ist nicht unvereinbar mit dem besseren Theil. Dem Orden, welcher den heiligen Bernardus hervorbrachte, kann man nicht vorwerfen, er sei nicht contemplativ gewesen. Indeß sich der Leib der Mönche unter der Feldarbeit krümmte, erhob sich ihre Seele zum Himmel.

Dann hatten sie ein Aushilfsmittel ersonnen, das es ihnen ermöglichte, in kurzer Entfernung vom Kloster zu bleiben, wenn auch ihre Meiereien zerstreut sein mochten, und so wurde keine Zeit verloren

durch das Hin- und Hergehen zwischen dem Kloster und dem Arbeitsorte, so daß sie immer zu den Pflichten des Chores zurückkehren und zu den für die Meditation festgesetzten Zeiten im Kloster sein konnten. Der Abt Alberich wurde sich sogleich der Schwierigkeit bewußt, die für die Erhaltung des Chordienstes entstehen müßte, wenn die Mönche gezwungen waren, in den Meierhöfen des Klosters zu schlafen, und er beschloß, dieß dadurch zu vermeiden, daß er das Institut der Laien-Brüder, das längere Zeit schon im Benediktiner-Orden bestanden hatte, mit herüber nahm. Es ergab sich aus der Natur der Dinge, und nicht durch eine ursprüngliche Unterscheidung als Chor- und Laien-Brüder zur Zeit der Abnahme der Gelübde, wie es später der Fall wurde. Unter einer großen Anzahl von Mönchen konnten Viele weder lesen noch schreiben und hatten keine Befähigung, den Chordienst zu erlernen: es verstand sich von selbst, daß solche zu den vielen niedrigeren Geschäften, die ein großes Kloster nothwendig macht, verwendet werden sollten. Hieraus bildete sich die Laien-Brüderschaft; sie scheint jedoch seine ganz systematische Gestalt erst mit dem Cisterzienser-Orden erhalten zu haben. — Einige der Laien-Brüder wohnten in der Abtei selbst, andere in den zerstreut und einsam gelegenen Meierhöfen rings umher; sie hüteten die Heerden des Klosters und waren seine Schneider, Schuhmacher und Schmiede. Jene, die in den Meierhöfen lebten, waren von den Fasten des Ordens entbunden, außer im Advent und an den Feiertagen vom 14. September bis zur heiligen Fastenzeit. Wenn die Glocke der Abtei eine canonische Stunde verkündigte, fielen sie auf die Kniee nieder und vereinigten sich im Geiste mit den Brüdern, die in der Abtei-Kirche das Officium sangen. Sodann gab es in jeder Cisterzienser-Abtei zwei Klöster: eines für die Laien-Brüder und eines für die Cleriker. Dadurch wurde es den Chor-Brüdern ermöglicht, in geringer Entfernung von der Abtei zu arbeiten, wie es ihnen denn auch streng verboten war, ohne dringende Nothwendigkeit eine ganze Nacht auf einem der Meierhöfe zuzubringen.

Die Beziehungen zwischen den Chor- und Laien-Brüdern waren von der engsten Art; statt daß die Letzteren, wie von ihren feudalen Herren, als Sklaven behandelt wurden, betrachteten die Cleriker diese armen Kinder des Landes und die bescheidenen Handwerker als „Brüder“ und ließen sie, nach einem besondern Gesetze des Ordens, an allen geistlichen Segnungen Antheil nehmen, als ob sie Mönche gewesen, was sie in Wirklichkeit in Allem — bis auf den Namen — auch waren, denn sie legten gleich den andern Brüdern in Gegenwart

des Abtes die Gelübde ab. — Unsere heutigen Politiker, welche um die Gleichheit und Freiheit buhlen, können den Mönchen danken, daß sie den Edelmann und Bettler auf eine und dieselbe Stufe stellten und den Bebauer des Bodens adelten, indem sie sich zu seiner Niedrigkeit herabließen und mit ihm arbeiteten. Die Welt darf dem Abt Alberich für diesen Plan danken, durch den der Chor=Bruder seine geistlichen Güter dem armen Laien=Bruder mittheilte, der ihm dafür durch seine Arbeit die Zeit schenkte, das Lob Gottes während der Nacht zu singen und unausgesetzt über seine Herrlichkeit zu meditiren! — Die Schüler St. Alberichs und St. Stephans traten in späteren Zeiten in ihre Fußstapfen, und Alanus, einer der größten Gelehrten, beschloß sein Leben in der groben und niedrigen Wirksamkeit eines Laien=Bruders von Citeaux und wurde auf seinem Grabsteine in deren Gewand in ruhender Haltung, einen Rosenkranz in den Händen tragend, abgebildet. — Es giebt wenig rührendere Bilder in den Annalen von Citeaux, als die Geschichte des armen Laien=Bruders, der auf dem einsamen Meierhofe Nachts wachend saß, an seine Brüder, die in der Abtei das Fest der Himmelfahrt Maria's feierten, dachte und immer und immer wieder den Englischen Gruß mit solcher Andacht beteten, daß die Engel dem damals über den Gegenstand des Festes predigenden Sanct Bernardus Kunde davon brachten.

Ein Tag in Citeaux.

Es dürfte nun auch nicht ungeeignet sein, die täglichen Uebungen des Cisterzienser=Convents kennen zu lernen.

Den Abt in der Mitte, lagen die Mönche auf Strohbetten, die in zwei langen Reihen im Dormitorium sich ausbreiteten. Jeder von ihnen lag vollständig angekleidet, die Kapuze über das Haupt gezogen, mit Cuculla und Tunika und sogar mit den Strümpfen an den Füßen; nur das Scapulier hatte er abgelegt. Ohne Zweifel hatte sich Keiner über Hitze zu beklagen, denn das Bett war höchst dürftig; es bestand aus einer groben wollenen Decke über dem Stroh und einer Art wollenen Teppich als Zudecke. Der lange Schlafsaal wurde nicht geheizt und der Luftzug konnte nach Belieben unter dem in der ursprünglichen Rohheit seiner Balken gelassenen ungetäfelten Dache wüthen. Eine Lampe erleuchtete das Gemach und brannte die ganze Nacht.

Zur bestimmten Stunde weckte die Glocke den Sacristan, der nicht im Dormitorium, sondern bei der Kirche schlief. Er mußte für die ganze Brüderschaft die Zeit angeben und regulirte die Glocke, die

eine Art Wecker gewesen zu sein scheint, denn er pflegte sie über Nacht auf die rechte Stunde zu setzen. Der Sacristan hatte ein wichtiges Amt, indem er die Zeit berechnen mußte, und wenn er wachsamer war, als er sein mußte, oder wenn seine Uhr unrichtig ging, so wurde der ganze Convent eines Theiles seiner dürftigen Ruhe beraubt und die letzte Lesung mußte verlängert werden, damit die Stunde der Laudes wieder richtig traf. Die Zeit des Aufstehens wechselte bei diesen strengen Beobachtern der alten Regel. St. Benedikt schreibt vor, sollen um die achte Stunde der Nacht im Winter aufstehen; zu seiner Zeit aber wechselte die Länge der Stunden im Sommer und Winter. Tag und Nacht waren in zwei Mal zwölf Stunden eingetheilt; aber da der Tag in gewissen Jahreszeiten eher dämmert als in andern, so pflegten damals die zwölf Stunden der Nacht in der einen Periode einen geringern Zeitraum einzunehmen, als in der andern, und waren demnuch kürzer. Die achte Stunde der Nacht mußte auf diese Weise, wenn sie auch immer zwei Stunden nach Mitternacht fiel, doch zuweilen eher darauf folgen, als ein anderes Mal. Sie mußte indessen doch immer auf ungefähr zwei Uhr — unserer heutigen Berechnungsweise nach — fallen. Im Sommer war die Stunde der Matutin so bestimmt, daß sie kurze Zeit vor den Laudes kam, die stets mit dem Tages-Anbruch zusammenfielen. — Sobald der Sacristan aufgestanden, putzte er die Lampe in der Kirche und die im Schlafsaale; darauf läutete er die große Glocke. In Einem Augenblicke war die ganze Bevölkerung dieser kleinen Welt lebendig, während eine Minute zuvor noch die beiden im Schlafsaale und in der Kirche die ganze Nacht brennenden und wie für die Ankunft des Herrn mit Oel versehenen Lampen die einzigen wachen Dinge zu sein schienen; aber nun ist jedes Auge wach und jede Hand macht das Zeichen des heiligen Kreuzes. Den meisten Menschen fällt es schwer, selbst nur ein Strohlager zu verlassen, und die sieben Stunden im Winter und die sechs Stunden im Sommer waren für den von schwerer Arbeit und fortwährendem Hunger aufgeriebenen Leib der Mönche eben nur gerade genug; der arme Novize mag sich manches Mal gestreckt haben, bevor die Klänge der Glocke, die seinen Schlaf unterbrochen, ihn zum völligen Bewußtsein erweckten; aber vom Bett aufspringen und sich sogleich in die Gegenwart Gottes versetzen, war für den älteren Mönch das Werk nur Eines Momentes. Das Gebet, das sie beim Aufstehen zu verrichten hatten, ist in der Regel nicht vorgeschrieben, vermuthlich aber beteten sie, nachdem sie sich im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit bekreuzt hatten, den

Psalm: »Deus in adjutorium meum intende!« und gingen alsdann zur Kirche.

Eine nach der andern glitten die weißen Gestalten geräuschlos durch das Kloster, wobei sie sich dicht an die Mauer hielten, während der Abt auf dem mittleren freien Raume ging. Die Kapuzen waren über das leicht zum Boden geneigte Haupt gezogen, die Augen niedergeschlagen, und die Hände hingen, von den Aermeln der Cucullа bedeckt, bewegungslos an den Seiten zur Erde nieder. Die alte Cisterzienser-Kirche, nach deren Plan sogar die prachtvolle Kirche erbaut wurde, die später in dem blühendsten Zustande Citeaux's alle Brüder aufnahm, erwies sich in ihrer Einrichtung als merkwürdig. Sie war nur für die Mönche bestimmt; außer den Wenigen, die als zufällige Gäste die Abtei besuchten, durfte sie Niemand betreten, und selbst jene durften nicht immer anwesend sein. Sie bestand in vier Theilen; am oberen Ende stand der Hochaltar, von der Mauer etwas entfernt; der einzige Gegenstand, den die Einfachheit der Cisterzienser auf demselben erlaubte, war ein gemaltes, hölzernes Crucifix; über demselben hing eine Pyxis, in welcher mit großer Ehrfurcht in einer leinenen Umhüllung das allerheiligste Sakrament aufbewahrt wurde, vor welchem Tag und Nacht eine Lampe brannte. Nicht einmal Leuchter scheinen auf dem Altar gestanden zu haben, obgleich zur Zeit der Feier der heiligen Messe unmittelbar davor zwei große Lichter brannten. Der Platz vor dieser geheiligten Stätte wurde das „Presbyterium“ genannt; dort erblickte man die Stühle für den Priester, den Diakon und den Subdiakon während der für die Darbringung des hochheiligen Meßopfers bestimmten Zeit. Dann kam der Chor selbst, wo die Brüder in einfachen, an jeder Seite der Kirche aufgestellten Stühlen saßen. Vor denselben hatten die Novizen ihre Plätze; sie knieten entweder auf dem Pflaster oder saßen auf niedrigen Sitzen. Der Stuhl des Abtes stand auf der rechten Seite im niedrigeren Theile des Chores, und der Prior saß auf der entgegengesetzten Seite. Außer diesem gab es noch den Retro-Chorus, der nicht die Frauenkapelle war, sondern am andern Ende der Kirche, dem Schiff ganz nahe, lag und jenen Brüdern zum Aufenthalt diente, die sich wohl genug fühlten, den Krankensaal zu verlassen, oder schwächlich in ihrer Gesundheit gewesen. Zuletzt folgte das Schiff, das, ungleich den langen und prachtvollen Schiffen unserer Kathedralen, einen schmäleren Raum als die übrige Kirche einnahm. In dieser, mit dem bescheidenen Namen „Oratorium“ genannten Kirche sangen die ersten Väter von Citeaux allnächtlich das Lob Gottes und beteten für die Welt, die außer den

Grenzen ihres Waldes im Schlafe lag. Sie besaß mehrere besondere Eingänge, durch welche verschiedene Abtheilungen des Conventes mit raschem Schritte eintreten, um sich aus dem Schlafe zu reißen; Alle aber bewahrten das strengste Stillschweigen. Durch einen Stufeneingang kamen die Brüder zwischen dem Presbytorium und den Stühlen herein, während der Abt und der Prior und die ihnen zunächst Stehenden am untern Ende eintrafen; dort befand sich auch eine in den Kreuzgang führende Thüre, durch welche die Prozessionen zogen. — Jeder Bruder warf, sobald er eintrat, die Kapuze zurück und verbeugte sich vor jedem Altar, an dem er vorüberkam, und dann vor dem Hochaltar. Die Sonntage und einige Feiertage ausgenommen, knieten sie alsdann in ihren Stühlen nieder, die Hände auf der Brust gefaltet und die Füße fest geschlossen, und beteten das Gebet des Herrn und das Glaubensbekenntniß. In dieser Stellung verweilten sie, bis der Psalm »deus in adjutorium« gesprochen worden, worauf sie sich erhoben und während des übrigen Gottesdienstes stehen blieben, wenn es nicht anders bestimmt war. Die Matutin dauerte ungefähr zwei Stunden, während welcher sie abwechselnd Psalmen und Chorlieder sangen. Das schwache Licht der Lampe sollte eben nur die Dunkelheit der Kirche durchdringen; denn der größte Theil der Gebete und Gesänge beim Gottesdienst wurde auswendig recitirt, und an jenem Platze, wo die Lesung geschah, stand ein Leuchter; hätten sich der Mönche Lippen nicht bewegt, so hätte man sie für eben so viele weiße Statuen halten können, denn ihre Arme lagen regungslos in der Form des Kreuzes über die Brust hin, und jede etwaige Bewegung war vorschriftsmäßig so ruhig als möglich. Der süße Gesang der ersten Cisterzienser ergriff viele ihrer Zeitgenossen wie etwas Uebernatürliches. „Sie feiern," sagt Stephan von Tournay, „mit solcher Würde und Andacht den Gottesdienst, daß man in ihrem Chor Engelsstimmen zu vernehmen glaubt; sie zwingen die Menschen durch ihre Psalmen, Hymnen und geistliche Lieder Gott zu loben und ahmen die Engel nach." Und diese Wirkung wurde doch einzig nur durch den gewöhnlichen gregorianischen Choral, den sie einstimmig sangen, hervorgebracht. — Wie in den übrigen Theilen des Gottesdienstes waren die Cisterzienser auch Reformatoren in der kirchlichen Musik. Sie scheuten in ihrer Einfalt den weiten Weg nach Metz nicht, um sich das „Antiphonarium" der dortigen Kirche zu verschaffen, indem sie glaubten, dieses sei von Neuerungen am reinsten gehalten, vermuthlich: weil Amalarius, ein Diakon von Metz, in der Zeit von Carls des Großen Sohn ein berühmter liturgischer Schriftsteller gewesen; aber sie fan-

den bald, daß seit der Zeit des großen Kaisers manches Jahrhundert über die Kirche weggegangen. Das Buch erwies sich als mangelhaft und voller Neuerungen, so daß sie sogleich es zu corrigiren begannen. Die Klostermusik hatte gleichfalls viel gelitten, und mit Verachtung sprachen die Cisterzienser von den „weibischen Altstimmen", die sie unerbittlich aus ihren Kirchen verbannten. Ihr Gesang eignete sich besonders für die Contemplation; sie verweilten auf jeder Sylbe, und während sie die Worte aussprachen, schlürften sie den honigsüßen Sinn der Psalmen ein. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Menschen jener Zeit glaubten: die Teufel müßten zittern und die Engel schrieben in goldenen Buchstaben die von ihren Lippen fließenden Worte nieder, wenn diese ernsten und männlichen Stimmen durch das Dunkel der Nacht den Sieg des Guten über das Böse und die Herrlichkeit des Herrn und seiner Kirche sangen. Wahrlich, Wenige sind würdig, die Psalmen zu singen! Wer z. B. kann den 119 Psalm so hersagen, wie er sollte? St. Stephan aber und seine Brüder konnten diese glühenden Worte des heiligen Geistes ohne Beschämung aussprechen, denn sie hatten wirklich die Welt aufgegeben: »Ignitum eloquium tuum vehementer, et servus dilexit illud!« „Gar sehr ist dein Wort in Feuer geläutert, und dein Knecht liebt es!" Ps. 119, 140.

Wenn die Matutin vorüber, kehrten sie nicht wieder zum Schlusse zurück, sondern Jeder durfte in der Kirche beten oder sich in das Kloster begeben. Im Sommer, wenn der Tag beinahe sogleich nach Beendigung der Matutin dämmerte, war die so gewährte Zeit sehr kurz, denn die Laudes folgten dicht auf die ersten Schimmer des Morgenlichtes; im Winter dagegen war die Pause zwischen den Laudes und der Matutin bedeutend, und in dieser Zeit blieb der Mönch am meisten sich selbst überlassen. Hier durfte er des innern Gebetes pflegen, und mancher Mönch konnte dann in seinem Stuhle knieend gesehen werden, mit jener Meditation beschäftigt, „die," nach dem Ausspruche des heiligen Bernardus, „das Ich in sich selbst sammelt und sich mit göttlicher Hilfe von den irdischen Dingen ablöst, um Gott zu betrachten." Es bestimmte eine Regel des Ordens, daß die Mönche sich in der Kirche nicht der Länge nach auf den Boden werfen, sondern ihre Seelen in Ruhe und ohne heftige Bewegung vor Gott halten sollten. Wieder Andere blieben im Kloster, das mit all seiner Strenge und Ruhe doch eine geschäftige und bewegte Scene darbot. Es galt ja das Kloster dem Mönche als „sein Paradies", nach welchem der ganze übrige Convent genannt wurde; es schloß ihn von der Welt ab — durch „seine erhabene Schutzwehr der Disciplin"

und erschien als ein Vorbild des Friedens im Himmel. Es war der Gang, durch den jeder Theil der Conventgebäude mit dem Ganzen verbunden wurde und um welchen die Brüder am Palmsonntage, mit grünen Palmen in den Händen, in Prozession herumwandelten. Am östlichen Ende der Kirche, im rechten Winkel mit ihr, war das „Dormitorium“, der Kirche gegenüber das „Refectorium“, und an die Kirche anstoßend das „Kapitelhaus“, im Centrum stand ein Kreuz. Nach der Matutin waren alle Brüder, die nicht in der Kirche blieben, im Kloster versammelt. In einem Theile hielt sich der Cantor auf, der die Lesungen angab und sie von einem Bruder mit gedämpfter Stimme wiederholen hörte, oder ein Novize, der den Psalter auswendig lernte. In einem andern Theile pflegten die Brüder auf reihenweise geordneten Sitzen in ununterbrochenem Stillschweigen lesend zu verweilen, wobei ihre Kapuzen so um das Haupt lagen, daß man sehen konnte, daß sie nicht schliefen. — Hier war es, wo später der heilige Bernardus seine wunderbare Kenntniß der heiligen Schrift sich aneignete, indem er vor dem Morgenlichte über sie meditirte. In einer andern Ecke hatten die Knaben des Klosters unter dem Novizenmeister Schule. Die Bibliothek, aus welcher sie Bücher, welche sie lasen, nahmen, lag zwischen der Kirche und dem Kapitelhause und stand unter der Aufsicht des Sacristans. Ein Lieblingsschriftsteller der Mönche scheint Sanct Augustinus gewesen zu sein, und Citeaux litt keinen Mangel an Erklärungen der heiligen Schrift durch die Väter. Citeaux hatte sowohl sein „Scriptorium“ als seine „Bibliothek“, wo von den Brüdern Manuscripte abgeschrieben wurden. Freilich würde der Kunstkenner die Handarbeit der Cisterzienser nicht gerade hochstellen, denn es waren ihnen keine gemalten Bilder der Heiligen, keine mühsam ausgearbeiteten Anfangsbuchstaben oder Randverzierungen von Blumen und Arabesken erlaubt; auch waren mit Juwelen bedeckte Einbände und goldene Spangen verboten; statt dessen aber wurde die religiöse Schweigsamkeit strenge beobachtet, und das „Scriptorium“ blieb so gut, wie das Kloster selbst, ein stillster Ort für die Meditation. Ihre Arbeiten bestanden nicht im einfachen Abschreiben der Manuscripte; sie gaben sich auch Mühe, verschiedene Lesarten zu entdecken und sich nicht ähnlich seienden Ausgaben mit einander zu vergleichen*). Auf

---

*) Man hätte wähnen können, die kalten Winde des Waldes, wie die brennende Sonne und der durchnässende Regen müßten aus St. Stephans Geist alles Wissen, das er auf der Schule von Paris gesammelt, vollständig ausgelöscht haben. Er hinterließ aber ein Werk, das bewies, daß er unter seinem Cisterzienser-Habit dasselbe Herz behalten, das ihn dereinst gedrängt,

diese Weise konnte es niemals an Büchern zur Lectüre der Brüder im Kloster fehlen, da die Kunst, solche zu vervielfältigen, dort heimisch gewesen, so lange es befreundete Klöster gab, die ihnen neue Manuscripte zum Abschreiben liehen, wenn der ursprüngliche Vorrath der Bibliothek nicht ausreichte.

Da die Cisterzienser der natürlichen Eintheilung des Tages folgten, so waren die Stunden im Sommer und Winter bedeutend verschieden; ferner veränderte die kirchliche Eintheilung des Jahres ihre Lebensweise in nicht geringem Grade. — Von Ostern bis zum Tage Kreuz-Erhöhung, also bis zum 14. September, frühstückten sie nach der Sext und hatten ein zweites Mahl nach der Vesper, außer an den Mittwochen und Freitagen, die Fasttage waren; während des übrigen Jahres, von Kreuz-Erhöhung bis Ostern, hatten sie nur Eine Mahlzeit täglich und diese zwar bis zum Aschermittwoch nach der Non, während der Fasten aber erst nach der Vesper. Es dürfte daher nothwendig sein, eine doppelte Skizze ihrer Lebensweise zu geben, zuerst die im Sommer, und dann die andere im Winter.

Die Laudes folgten, wie bereits dargethan worden, im Sommer sehr bald auf die Matutin, worauf eine Pause eintrat, in welcher die Brüder in den Schlafsaal gehen konnten, um sich zu waschen und einzelne Theile des Anzugs, in dem sie geschlafen hatten, zu wechseln. Sobald der Tag völlig angebrochen war, sang man die Prim, worauf sie in das Kapitel gingen. Wenn es irgend eine Scene giebt, die den menschlichen Stolz verletzt, so gewahrte man sie in dem Kapitel; es zeigt mehr, als sonst irgend ein Theil des Mönchslebens, daß ein Kloster nicht als der Ort angesehen werden darf, wo man nur in Kleidern von besonderem Schnitte herumging und die Zeit mit Formalitäten zubrachte, sondern daß es sich als eine Schule der Demuth ausprägte, wo selbst die letzten und kleinsten Wurzeln der Selbstliebe ausgerissen und an ihrer Stelle die der Liebe des Evangeliums gepflanzt wurden. Die Demuth war die eigentliche Seele des Klosters und ein großer Theil der Regel des heiligen Benedikt beschäftigt sich mit einer Darlegung der zwölf Stufen der Demuth, welche die

---

sein altes Kloster Sherborne zu verlassen und in Schottland und Frankreich zu studiren. Eine handschriftliche Bearbeitung der Bibel, die unter den Augen des Abtes selbst verfertigt worden, wurde bis zur Zeit der französischen Revolution mit großer Ehrfurcht in Citeaux aufbewahrt. Nicht damit zufrieden, lateinische Manuscripte zu Rathe zu ziehen, hatte er sogar zu den Rabbinern seine Zuflucht genommen, um die Lesarten des Alten Testamentes festzustellen.

Sprossen einer zur vollkommenen, die Furcht ausschließenden Liebe führenden Jakobsleiter bilden. Die Cisterzienser hatten diesen Theil der Regel wohl studirt und das erste Werk des heiligen Bernardus ist eine Art Commentar darüber.

Der Ort, wo diese Mischung von Demuth und Liebe zumeist geübt wurde, war das Kapitelhaus. Rund umher erblickte man Sitze, einer über dem andern angebracht; auf der untersten Reihe oder vielmehr auf den den Sitzen angefügten Fußbänken saßen die Novizen, in der Mitte stand der Stuhl des Abtes. Das Kapitel begann mit dem Martyrologium und mit jenen Theilen des Gottesdienstes, die nun dem Officium der Prim angehängt sind. Dann folgte die Commemoration der abgeschiedenen Gläubigen und in einzelnen Fällen eine Predigt, hierauf wurde ein Theil der Regel des heiligen Benedikt gelesen. Nun trat jeder Bruder, der, wenn auch im Geringsten, die Regel übertreten hatte, hervor und bekannte es laut vor dem ganzen Convent. Er erhob sich von seinem Sitze und warf die Kapuze zurück, so daß Alle sein Antlitz sehen konnten; dann verhüllte er Haupt und Angesicht und warf sich der Länge nach auf den niedrigen Schemel des Lesepultes, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach der Abt das Schweigen und fragte ihn: „Was sagst du?“ Der Bruder antwortete „„Mea culpa! Es ist meine Schuld!““ Hierauf wurde ihm im Namen des Herrn geboten, sich zu erheben; er enthüllte wieder sein Angesicht und bekannte seine Schuld, und nachdem er, wenn es als nöthig erschien, eine Bußaufgabe erhalten, ging er wieder auf das Gebot des Abtes zu seinem Sitze zurück. Wenn Alle ihre eigenen Sünden bekannt, folgte eine außerordentlichere Scene: jeder Mönch klagte seinen Bruder an, wenn er irgend etwas Unrechtes von ihm gesehen oder gehört hatte. Er stand auf, nannte seinen Namen und bezeugte: „Unser lieber Bruder hat diesen oder jenen Fehler begangen!“ Glücklich Diejenigen, welche es so zu ertragen vermögen, ihre Fehler am hellen Tageslichte verkündigen zu hören, ohne böse zu werden! Die Engel sind selig, weil sie nicht sündigen können; ihrer Glückseligkeit am Nächsten kommen Jene, welche nicht in Zorn gerathen, wenn sie getadelt werden. Aber was soll man zu den Strafen sagen, die für größere Verstöße gegen die Regel auferlegt wurden? Der Mönch, der sie schwerer verletzt hatte, entkleidete sich bis an den Gürtel und empfing auf den Knieen, Angesichts des ganzen Convents, aus den Händen eines Bruders die Disziplin. — Gesegnet sind ferner Die, welche so bereit sind, Schaden zu leiden auf Erden, wenn ihnen die Mittel gegeben wären, der Schande zu entgehen bis zum furchtbaren Tage des Ge=

richts! — Sie beichteten ihre Sünden jedoch nicht nur öffentlich; jede Todsünde gegen die Regel mußte — der Wohlthat der Absolution wegen — noch einmal einem Priester gebeichtet werden, wenn sie gleichfalls im Kapitel schon bekannt geworden.

War das Kapitel vorüber, so gingen die Brüder hinaus zur Handarbeit; und diese Thätigkeit der Mönche war eigentliche schwere Arbeit, wodurch sie ihren Lebensunterhalt gewannen und sich mit Hilfe ihrer Laien-Brüder ernährten und reichliche Almosen gaben. Es ist nicht leicht etwas so merkwürdig, wie diese Mischung von Spaten und Gabeln zum Pflügen, Heumachen und Ernten mit der Meditation und dem beständigen Gebete der Cisterzienser! Während der Erntezeit wurde die tägliche Messe, wenn es der Abt so wollte, nur von den Kranken und allen Denen, die sich zur Arbeit als zu schwach erwiesen, besucht, denn der ganze Convent befand sich auf den Feldern, und sobald die Feier der heiligen Messe beendigt war, legte der Priester Casel und Stola ab und folgte mit seinen Assistenten den Brüdern. Der heilige Bernardus schrieb sogar das Ende einer seiner prachtvollen Predigten über das Hohelied auf, weil die Brüder an die Arbeit gehen mußten, welche ihre Regel und ihre Armuth forderte. — Es war eine Eigenthümlichkeit der Cisterzienser, daß sie während der Arbeit nicht Psalmen sangen, sondern meditirten; ferner durfte Keiner ein Buch mit auf das Feld nehmen.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir indessen auch noch, daß die Feldarbeit nicht die einzige Thätigkeit des Cisterziensers war. Wenn die Reihe an ihn kam, wurde er Koch, welcher Dienst im Convent herumging und wöchentlich je an einen Andern kam. Ferner konnte er auch Kellermeister, Krankenwärter, Novizen-Meister oder Pförtner sein und eine Menge anderer Dienste thun, die ihm genug Beschäftigung gaben. Besonders war das Amt des Kellermeisters von bedeutender Wichtigkeit in der Brüderschaft; das ganze Departement der Lebensmittel stand unter seiner Obhut; namentlich wandten sich die Köche und Laien-Brüder in allen unter seiner Oberleitung befindlichen Dingen an ihn, und er hatte für jeden der Mönche die entsprechende Quantität der Speise abzuwägen. Klugheit und Erfahrung schätzte man daher als Eigenschaften, die in einem Kloster nicht verloren gehen durften, denn es war, wie bereits gesagt, eine kleine Welt für sich, und zwar in seiner Weise sogar eine sehr lebhafte. Aber jede niedrige Beschäftigung wurde durch Gehorsam und religiöses Schweigen, worin der Herr zu den Herzen sprach, geheiligt.

Die Brüder verließen das Feld, sobald der erste Glockenschlag

zur Terz gehört wurde, welcher unmittelbar die Feier der heiligen Messe folgte, die man in Citeaux täglich zu begehen pflegte. Bei einer dieser Messen durfte Jeder communiciren, der am Sonntage nicht die heilige Communion empfangen hatte; am Tage des Herrn nämlich empfing der ganze Convent den Leib und das Blut unsers göttlichen Heilandes, indem die heilige Communion in jener Zeit unter beiden Gestalten gereicht wurde. Nach der Feier dieser anbetungswürdigen Mysterien zogen sich die Brüder wieder in das Kloster zurück, um zu lesen, oder gingen in die Kirche, um der Meditation zu pflegen.

Etwa um zwölf Uhr ertönte die Glocke zur Sext, nach welcher sich der Convent zur ersten und Hauptmahlzeit im Refectorium versammelte, die Mittwoche und Freitage, wie bereits erwähnt, ausgenommen, da an diesen Tagen nur Eine Mahlzeit und zwar nach der Non stattfand. Das Mittagessen, oder, wie man es eben so gut nennen könnte, das Frühstück der Cisterzienser, bedurfte der Würze des frühen Aufstehens und der schweren Arbeit, um schmackhaft zu werden. Es bestand aus einem Pfund des gröbsten Brodes — von dem ein Drittel für das Abendessen, wenn es ein solches gab, aufbewahrt wurde — und aus zwei Gerichten verschiedener Arten Feldfrüchte, die ohne Fett gekocht waren. Zum Getränk diente der saure Wein des Landes, gut mit Wasser vermischt, oder dünnes Bier, oder ein Absud von Kräutern, „Spa" genannt, der eher einer vegetabilischen Suppe, als einem andern Tranke ähnlich gewesen zu sein scheint. Sogar Fische und Eier, die immer als erlaubte Kost für Mönche gegolten hatten, durften nicht genossen werden. — Ihre Zeitgenossen staunten über ihre Kasteiungen; wie ist's möglich, daß schwache und zarte Leiber, die durch schwere Arbeit und durch Nachtwachen aufgerieben waren, mit so grober Kost bestehen konnten? Aber der heilige Bernardus sagt uns, was sie schmackhaft macht. „Du fürchtest", sprach er zu einem abgefallenen Cisterzienser, „die Nachtwachen, die Fasten und die Handarbeit; aber dieß Alles ist für Einen, der an das ewige Feuer denkt, leicht! Die Vorstellung der jenseitigen Finsterniß nimmt der Einsamkeit alles Schreckhafte. Denk' an die dereinstige strenge Prüfung deiner unnützen Worte, und das Schweigen wird dir nicht so unerträglich erscheinen! Stelle dir das ewig dauernde Weinen und Zähneklappern vor, und es wird dir die Strohmatte oder das niedrige Kissen einerlei sein!"

Und doch war ihr Gottesdienst keiner der Finsterniß oder der Furcht! Christus belohnte die heilige Kühnheit dieser edlen Kämpfer, die ihren Leib um — Seinetwillen so kreuzigten, mit den Freuden

der Andacht. „O, daß ich dich durch Gottes Barmherzigkeit zu meinem Gefährten haben dürfte in jener Schule, wo Jesus der Lehrmeister ist!" ruft St. Bernardus Einem zu, den er bestimmen wollte, die Welt zu verlassen. „O, daß ich dein Herz, wenn es nur erst rein ist, an die Stätte versetzen dürfte, wo es eine Vase werden könnte für jene Salbung, die uns alle Dinge lehrt! — Glaubst du nicht, daß du Honig aus dem Felsen und Oel aus dem rauhen Steine saugen würdest?" —

Bei den Cisterzienser-Mönchen war jede Handlung geheiligt. Selbst bei ihren Mahlzeiten beobachteten sie strenges Stillschweigen, und einer der Brüder las während der Zeit, welche sie im Refectorium zubrachten, laut aus einem religiösen Buche vor. Hierauf gingen sie, nach der Sitte der heißen Klimate, und um für die Kürze der Nacht im Sommer Ersatz zu holen, in das Dormitorium, um zu schlafen. Nach der etwa eine Stunde dauernden Ruhe gab die Glocke das Zeichen zum Aufstehen, und in der Zwischenzeit bis zur Non wuschen sie sich und begaben sich alsdann entweder in den Kreuzgang oder in die Kirche. Die Non wurde um halb drei Uhr gebetet, worauf sie im Refectorium einen Trunk Wasser zu sich nehmen durften, bevor sie zur Handarbeit zurückkehrten, die bis halb sechs Uhr dauerte; hierauf sangen sie die Vesper. Besonders war die Vesperstunde die Zeit der Ruhe für den Mönch, wenn der Tag mit all seiner Arbeit vorübergegangen und der Schatten des Abends sich auf ihn niedersenkte. Nachdem sie von der Arbeit zurückgekehrt, gingen sie in das Refectorium und nahmen einen kleinen Imbiß zu sich, der gewöhnlich aus dem Ueberreste ihres Pfundes Brod und einigen rohen Früchten, wie Rettige, Rüben oder von den Abtei-Gärten gelieferten Aepfeln bestand.

Bevor wir den Tag mit der Complet schließen, werden wir den Unterschied zwischen der Sommer- und Winter-Regel angeben müssen. — Sie theilten die Jahreszeiten nach der kirchlichen Eintheilung des Jahres ab; der Sommer wurde von Ostern bis Mitte September gerechnet, und den Rest des Jahres nannte man Winter. — Die Kirche harret im Winter der Ankunft des Herrn und die Cisterzienser verdoppelten während dieser Periode der Düsternheit des Jahres ihre Kasteiungen. Sie standen mitten in der Kälte und im Schnee des Winters, in der langen und traurigen Nacht auf, um der Ankunft des Herrn entgegenzuharren und für die Welt zu beten, die draußen lag in der Finsterniß und im Schatten des Todes. Wie die Welt damit beschäftigt ist, den Tag in die Nacht zu verwandeln, um ihr volles Vergnügen zu finden; so verdoppelten sie die Zeit der Andacht, indem sie sich

die Stunden dazu stahlen, in denen Andere schliefen. In der heiligen Christnacht brannte im Calefactorium ein lustiges Feuer, und Alle versammelten sich frohen Herzens um dasselbe; zu andern Zeiten dagegen wird keines Feuers während der Nachtzeit erwähnt; frierend und hungernd warteten sie der Geburt des Herrn und dachten an den kalten Stall zu Bethlehem, wo die gebenedeite Jungfrau der gnadenreichen Zeit entgegen wartete, der die einzige Freude der Gläubigen ist, ihren unbefleckten Schoos verlassen sollte, um die Welt zu erlösen. Er war der Mittelpunkt all ihrer Exercitien und sein heiliges Feuer, das in ihren Herzen brannte, gab ihnen in der Traurigkeit ihrer Erwartung Licht und Wärme.

Citeaux erhielt durch den Winter so gut seine Entschädigung, wie die ganze übrige Welt. Die Mönche hatten während seiner Dauer die meiste Zeit für Meditation und Gebet im Kloster oder nach der Matutin in der Kirche; denn die Laudes wurden nicht eher gebetet, als bis der erste Morgenschimmer anbrach, was im Winter natürlich viel später geschah, als im Sommer. Die Prim folgte unmittelbar auf die Laudes und begann gewöhnlich ungefähr um sieben Uhr. Dann kam die heilige Messe, die Terz und das Kapitel, so daß sie nicht vor der vom heiligen Benedikt bestimmten Zeit zu arbeiten anfingen, also nach der Terz, oder gegen halb zehn oder zehn Uhr. Von der Zeit an, da sie nach dem Kapitel auf das Feld gingen, bis zur Non, die zwischen zwei und drei Uhr gebetet wurden, arbeiteten sie, ohne gefrühstückt zu haben, bis zu den Horen, die zwischen halb drei und drei Uhr gebetet wurden. Nach dem Mahle wanderten sie zu Zweien und Zweien, das „Miserere" singend, in die Kirche und sagten dort dem lieben Gott Dank. Bald darauf folgte die Vesper, denn es steht zu vermuthen, daß sie um Sonnenuntergang, aber noch bevor die Dämmerung dem Dunkel so weit gewichen, daß Lichter nothwendig gewesen wären, gebetet wurde. — Im Sommer, wenn des Abends eine leichte Mahlzeit gestattet war, wurde die Ruhe der Dämmerstunde dadurch unterbrochen; im Winter jedoch, wenn ihnen außer ihrer Einen Mahlzeit nichts erlaubt war, als ein Trunk Wasser, störte nichts die Ruhe der Mönche nach der Vesper. Die lautloseste Stille herrschte im Convente. Die Brüder saßen lesend im Kloster, und durften, nur bei besonderen Veranlassungen ausgenommen, nicht einmal Zeichen austauschen. Die Abenddämmerung zwischen der Vesper und der Complet gestaltete sich zum „Sabbath der Mönche". Es bestand für sie ausdrücklich das Verbot, sich zusammenzustellen und mit einander zu plaudern, und es war ihnen beinahe nur erlaubt,

einander dann ein Zeichen zu geben, wenn ein Bruder einem andern die Obhut über sein Buch übergeben wollte, falls ihn irgend etwas aus dem Kloster rief.

Da während der Fasten ihre körperlichen Anstrengungen sich steigerten, so wurde ihnen für Meditation und Lesung ein längerer Zeitraum gewährt. Die Sext und die Non beteten sie, da sie erst um fünf Uhr des Abends zum ersten Mal etwas zu sich nahmen, auf dem Felde oder kehrten wenigstens, sobald sie dieselben beendet, zu ihrer Arbeit zurück und blieben bis vier Uhr bei derselben; dagegen durften sie während dieser Periode längere Zeit am Morgen lesen, und namentlich empfahl man ihnen das innere Gebet. Die einzige ihnen erlaubte Lectüre scheint die heilige Schrift gewesen zu sein und am ersten Sonntag in der Fasten verabreichte der Cantor einen Theil der Bibel an jeden Bruder, den derselbe ehrfurchtsvoll in Empfang zu nehmen hatte, wobei er beide Hände ausstreckte „aus Freude über die heilige Schrift". Man kann kein bedeutenderes Zeugniß für ihre strenge Buße in der Fastenzeit finden, als es aus der Weise, in welcher St. Bernardus darüber spricht, hervorgeht. Er redet in jener Zeit immer liebreich und mit der Zärtlichkeit einer Mutter von den Brüdern. „Nicht ohne großes Mitleid," sagt er einmal, „kann ich euch, meine Brüder, betrachten. Ich schaue mich um nach einer Erleichterung, die ich euch bieten könnte, und es kommt mir manche leibliche Linderung in den Sinn; wenn aber eure Buße durch ein falsches Mitleid erleichtert wird, so wird auch zugleich eure Krone ihrer Edelsteine beraubt! Was kann ich thun? Den ganzen Tag hindurch werdet ihr durch vieles Fasten, durch große Arbeit, durch übermäßiges Wachen getödtet, der inneren Prüfung, der Zerknirschung des Herzens und einer Menge Versuchungen nicht zu gedenken! Ja, ihr werdet getödtet; aber es geschieht um Dessen willen, der für uns am Kreuze starb! Wenn aber eure Leiden um Ihn groß sind, wird eure Tröstung durch Ihn auch groß sein! Denn ist es nicht gewiß, daß eure Leiden über die menschliche Kraft, über die Natur, wider die Gewohnheit gehen? Ein Anderer also trägt sie für euch und zwar ohne Zweifel Er, der," wie der Apostel bezeugt, „alle Dinge durch das Wort seiner Kraft trägt"! —

Es bleiben nur noch zwei Punkte zu erwähnen, die das ganze Jahr hindurch die letzten Ereignisse eines Tages in Citeaux waren, und das sind die Collation oder die Lesung der Collationen Cassian's und die Complet. In Citeaux wurden diese Collationen, die in einer Sammlung von Lebensgeschichten der ersten Mönche oder

in sonstigen Büchern über das Leben der Heiligen bestanden, im Kloster vorgelesen. Nach Beendigung der Lesung wandten Alle das Antlitz gen Osten und der Abt sagte: „Unsre Hilfe ist im Namen des Herrn", worauf der Convent antwortete: „„Der Himmel und Erde erschaffen hat!"" — alsdann begaben sie sich in die Kirche, um die Complet zu singen, die das letzte Officium des Tages gewesen. Die Zeit der Complet wechselte nach der Stunde, in welcher sie sich zur Ruhe niederlegten, was im Winter ungefähr, im Sommer um acht Uhr zu geschehen pflegte. — Nach der Complet erhob sich der Abt und besprengte jeden der Brüder, wie sie in strenger Ordnung aus der Kirche gingen, mit Weihwasser. Dann zogen sie ihre Kapuze über das Haupt und traten in das Dormitorium. — —

Dieß war die Lebensweise der Cisterzienser in der Zeit ihres ersten Eifers unter St. Alberich und St. Stephan, und dann unter St. Bernardus. — Auf das Papier niedergeschrieben, erscheint sie nur als der todte Buchstabe äußerer Observanzen; denn der Geist des Gehorsams, der Demuth und der Liebe, welcher das Ganze beseelte, kann in Worten nicht beschrieben werden; es fehlen die engelgleichen Gesichtszüge und die lautlosen, abgemessenen Bewegungen, denen eine gewisse mönchische Grazie eigen war, um das Ganze zu beleuchten! —

Das Kloster von Alcobaça.

(Geschildert von Dr. J. Rigi.)

In der portugiesischen Estremadura, zwischen der Sierra Albardos und dem Ozean, zieht sich ein schmales Thal hin, das von reich bewachsenen Hügeln begrenzt ist. In demselben waltet eine Ruhe, die von den Beschäftigungen der Welt nicht gestört wird. Zwei Flüsse durchrauschen diese Stille, die Alcoa und die Baça, die gemeinschaftlich ihren Namen einer kleinen Stadt geliehen haben, die sich auf der Thalsohle erhebt; sie heißt Alcobaça. Sie zählt etwas mehr als tausend Einwohner, bietet an und für sich nichts von Bedeutung dar, und würde kaum einer Erwähnung verdienen, kaum eines Besuches für werth gehalten werden, wenn nicht ihre alte Abtei ein Wallfahrtsort geworden wäre, welche Portugal in künstlerischem und historischem Interesse bereisen.

Die Entstehung dieser Abtei fällt mit der Gründung Portugals zusammen. Alphons, der Sohn Heinrich's von Burgund und der natürlichen Tochter Alphon's VI., des Königs von Leon, Therese, hatte beschlossen, die Araber aus dem Lande zu werfen, das er zu seinem Königthume machen wollte. Am 25. Juli 1139 kam es in der Ebene von Ourique zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher Alphons über den Emir Ismar einen vollständigen Sieg davontrug. Fünf maurische Könige verloren in derselben ihr Leben. Wenn man portugiesischen Geschichtsschreibern Glauben schenken darf, so befehligte Ismar ein Heer von dreimalhunderttausend Mann, während dasjenige seines tapferen Gegners nur dreizehntausend betragen haben soll.

Vier Jahre nach der Schlacht von Ourique berief Alphons zu Lamego die Stände Portugals zusammen, um durch sie das Votum des Heeres, das ihn zum Könige von Portugal ausgerufen hatte, bestätigen zu lassen. Er blieb aber jetzt nicht unthätig, sondern suchte seinen Sieg rastlos auszunützen; er eroberte Teiria, wo die Trümmer des Heeres von Ismar wieder festen Fuß gefaßt hatten, und unterwarf sich nach einander Santarem, Matra und Cintra, diesen Schmuck seiner schönen Berge, wo früher ein Apollo-Tempel sich erhob. Im Jahre 1147 erschien er vor Lissabon. Aber selbst seine bewährtesten Krieger verzweifelten an der Eroberung. Da kam grade, als er zum Sturme schreiten wollte, auf dem Tajo eine Flotte französischer und deutscher Kreuzfahrer dahergeschwommen, die aus nicht weniger als zweihundert Fahrzeugen bestand und tapfere Männer trug. Dieselben schlossen sich den Portugiesen im Kampfe gegen die Ungläubigen an. Nach einer fünfmonatlichen Belagerung, während welcher mit wechselndem Glücke gekämpft wurde, fiel Lissabon endlich in die Hände der tapferen Belagerer und wurden die Ungläubigen, die sich nicht flüchten konnten, niedergemetzelt.

Alphons erklärte nun Portugal für ein Lehen des Papstes und verpflichtete sich ihm gegenüber zur Entrichtung eines jährlichen Grundzinses unter der Bedingung: daß der heilige Stuhl seinerseits Portugal in jeder Beziehung zu begünstigen versprach. Im Jahre 1179 bestätigte Papst Alexander III. den Alphons als König von Portugal. Nachdem er seinen Sohn in die Regierungsgeschäfte eingeweiht hatte, starb er 1185 zu Coimbra, innig geliebt von seinem Volke, das ihn nach seinem Tode als einen „Heiligen" verehrte.

Alphons ist der Gründer mehrerer Klöster in Portugal, unter welchen das Kloster zu Alcobaça das bedeutendste ist.

Die fromme Sage erzählt sein Entstehen in folgender Weise:

Alphons hegte die innigste Verehrung für den heiligen Bernardus; um derselben am thatsächlichsten Ausdruck zu geben, legte er auf seinem Zuge, um Santarem von arabischer Herrschaft zu befreien, auf dem Gipfel eines Berges in der Sierra von Albardos angekommen, das Gelübde ab: „im Falle des Gelingens seines schwierigen Unternehmens dem heiligen Bernardus und den Mönchen seines Ordens alles Land zum Geschenke zu machen, das von diesem Gipfel in jener Richtung hin überblickt werden könne, in welcher sich die Flüsse in das Meer ergießen.“ — Am 11. März 1147 öffneten sich ihm die Thore von Santarem, am 2. Februar des folgenden Jahres legte er den Grundstein zu dem Kloster von Alcobaça, und bald füllten sich die Zellen des neuen Baues mit frommen Mönchen, über welche der heilige Manfred dem Abte Ranulpho die Oberaufsicht übertragen hatte. Von nun an gedieh das Kloster in der Weise, daß es mehrmals gegen neunhundert Mönche in seinen Mauern zählte. Fortwährend wußte es sich die Gunst der Beherrscher Portugals zu erhalten, die ihm reichliche Schenkungen zuwendeten. Es besaß vierhundert Städte sammt ihrem Territorium und übte über sie die Gerichtsbarkeit, die von derjenigen des Königs unabhängig war. Kam der Beherrscher des Landes und des Klosters zum Besuche, so erhielt er nach althergebrachter Sitte — nach seiner Auswahl — entweder ein Paar Schuhe oder ein Paar Stiefel zum Geschenk. Wichtig ist auch, daß das Kloster Alcobaça schon in früher Zeit der Mittelpunkt wissenschaftlicher und theologischer Untersuchungen war, eine reiche Sammlung historischer Schätze anlegte und seine Mönche die ersten gewesen, welche in Portugal die Jugend in den Wissenschaften unterrichteten. Die Eröffnung der Klosterschule fand am 11. Januar 1269 statt.

Von der ursprünglichen Fassade der Klosterkirche von Alcobaça, zu der man auf einer Freitreppe von zwanzig Stufen hinaufstieg, ist nur noch die mittlere Eingangspforte erhalten; das Uebrige stammt aus dem letzten Jahrhundert. Zu den beiden Seiten des Eingangs erheben sich die Statuen des heiligen Benedikt und des heiligen Bernardus, über denselben, mit dem Rücken an corinthische Säulen gelehnt, diejenigen der Kardinal-Tugenden, oben im Giebel, zwischen schwerfälligen, viereckigen Thürmen, das siebenzehn Fuß hohe Bild der allerseligsten Jungfrau Maria. Diese sämmtlichen Statuen sind aus italienischem Jaspis gemeißelt, jede aus einem einzigen Block. Links und rechts der Kirche, und mit ihr parallel laufend, ziehen sich

zwei gewaltige vierstöckige Gebäude hin, in denen die noch gut erhaltenen Kreuzgänge das Merkwürdigste sind, während sie von Außen einen kahlen und verödeten Anblick gewähren.

Der ganze Bau hat in seinem Innern den ursprünglich großartigen und edlen Charakter bewahrt. Einige jonische Säulen und einige Altäre von einem Schmucke zweifelhaften Geschmacks ausgenommen, macht er einen reinen, ernsten und imposanten Eindruck; es ist die ruhige Majestät des frühgothischen Styls, welche uns hier mit Bewunderung erfüllt. Sechsundzwanzig Säulen theilen die Basilika in drei gleichhohe Schiffe; das Gewölbe des Transept — das Cruzeiro, wie die Portugiesen sagen — ruht auf ähnlichen Säulen, wie diejenigen der Langschiffe sind. — Hinter dem Chor der Kirche läuft im Halbkreis eine Säulenhalle hin, über welcher sich eine Kapelle von derselben Höhe wie die Langschiffe des Transept und fünf kleinere mit Statuen-Schmuck von einem zwar etwas noch unbeholfenen Geschmack, aber doch kräftigen und charakteristischen Ausdrucks erheben.

In dem Cruzeiro finden wir die Königsgräber von Alphons VI. und Alphons VII. mit denjenigen ihrer Gemahlinnen Dona Uracca und Dona Brites. In der Nähe dieser Königsgräber fallen auch die Mausoleen mehrerer Infanten und Infantinnen in's Auge, unter andern auch dasjenige des Don Frei Pedro, der zuerst als Gesandter in Spanien und Frankreich die Interessen seines Bruders Alphons I. verfocht, sich dann als tapferer Krieger auszeichnete und endlich als Prior von Alcobaça starb.

Der Chor der Kirche ist größtentheils in Ahornholz auf die wundervollste Weise ausgeführt. Die Sculpturen und Arabesken, die so reichlich aus diesem wunderbaren Schnitzwerk hervorblühen, passen freilich nicht ganz zu dem einfachen und stolz nüchternen Charakter des Gebäudes; aber staunenswerth bleibt dieser Reichthum von Blättern, Blumen, verschlungenen Zweigen und geistreich erfundenen Figuren jeder Art immerhin. Die Conception dieser Verzierungen ist eben so phantastisch, wie die Ausführung geschickt und sorgfältig.

Der rechte Flügel des Klosters ist im Jahre 1809 von den Franzosen in Brand gesteckt worden. Der noch wohl erhaltene linke enthält eine zahllose Menge von Zellen, und in demselben befindet sich auch die Sakristei, die fast so groß ist wie eine Kirche; imposanter sind die Kreuzgänge; an der Seite schließen sich zwei oder drei Kapellen an, deren Wände von unten bis oben mit Schmuck überladen sind; sehenswerth sind ferner: das Reliquarium, freilich fast gänzlich

seines Inhalts beraubt, die einst an seltenen Werken, Karten und Manuscripten so reiche Bibliothek, die Refectorien u. s. w.

Bevor wir das Gebäude verlassen, zieht noch eine merkwürdige Sakristei-Thüre unsre Blicke auf sich. Sie befindet sich in dem Kreuzgange des Königs Diniz unter jenem Kreuzgewölbe, wo Don Pedro I. und Inez de Castro beigesetzt sind. Dieselbe besteht aus zwei Pfeilern aus Holz, die von oben bis unten mit reichen, stark hervortretenden Ornamenten in Relief geschmückt sind, im Geschmacke der Früh-Renaissançe. An diesen Pfeilern ranken Weinreben empor und bilden, indem sie sich oberhalb mit einander verbinden, einen Giebel von in reichlicher Fülle hevortretenden Zweigen und Blättern. Man kann nicht sagen, daß dieser Schmuck von einem besonders geläuterten Geschmack eingegeben ist, aber bizarr erscheint er immerhin und von überraschendem Effekt, und zeugt die Ausführung von großer künstlerischer Fertigkeit. Er ist ein Beispiel der in Portugal unter dem Ausdrucke die „manoelin'sche“ bekannten Kunst, eine eigenthümlich nationale Schöpfung, welcher König Manoel ihren Namen gegeben hat, und von der man in Thomar, Belem und Cintra Mehreres und zwar sehr Beachtenswerthes antrifft.

Der Kreuzgang des Königs Diniz ist prachtvoll. Die Gallerien werden von mächtigen Bogenwölbungen gebildet, die sich über drei verjüngten Spitzbogen schließen, deren Anläufe sich auf je zwei Säulen stützen. Die Füllung der größeren Bogen ist durch eine geschmackvoll verzierte Rose durchbrochen, deren architektonische Composition in ihrer energischen Einfachheit wunderbar der Bestimmung dieser Räumlichkeit entspricht, — nachdenklichen Mönchen zu andachtsvollem Hin- und Herwandeln zu dienen. Ueber die schon erwähnten Gräber erheben sich in weißem Marmor ausgeführte Grabmäler. Der eine Sarkophag wird von sechs Löwen getragen; er enthält die sterblichen Ueberreste von Don Pedro I., der andere ruht auf sechs Engeln und bezeichnet das Grab von Inez de Castro. Leider wurden diese Denkmäler durch französische Soldaten erheblich beschädigt.

Das Kloster Paulinen-Zelle.

(Aus: Sagen aus Thüringen von Dr. August Witzschel.)

Die Markgräfin Pauline unternahm eine Reise nach der Stadt Ilm, den Grafen Sizzo zu besuchen, verirrte sich aber über Blanken-

burg in einem unwegsamen Gehölze. Der Gegend unkundig, schickte sie einen Diener aus, den Weg zu suchen. Dieser kehrte aber nicht wieder und Pauline mußte nun selbst die Rosse vorwärts treiben. Nach langem Umherirren im dunkeln Forste bleiben die Thiere am Ende eines Wiesengrundes, wo der Bärenbach und der Rottenbach zusammenfließen, keuchend und ermattet stehen. Während die hungrigen Rosse hier auf die Weide gingen, sah sich die ermüdete Markgräfin mit ihrer Zofe nach einem Ruheplätzchen um und erblickte eine verlassene Köhlerhütte. Sie traten ein und fanden darin einige Stückchen schwarzes Brod, dicht von Kohlenstaub überzogen, das sie in dem vorüberfließenden Bächlein erst reinigen und erweichen mußten, um es genießbar zu machen.

In der Nacht, welche sie in der engen Hütte zubringt, träumt Pauline, sie bete vor einem hölzernen Altar und eine Stimme rufe ihr zu: „Hier wirst du ruhen!" – Aus diesem Traume erwacht, errichtet sie noch in derselben Nacht unter einer mächtigen Tanne von einigen Holzstücken einen Altar, stellt ein Crucifix, das sie auf der Reise mit sich geführt, darauf und betet davor, während der Mond seinen milden Glanz über sie ausgießt. Bald tritt auch ihre Zofe aus der Hütte und erzählt: sie habe geträumt, daß hier unter einer Decke, gleich einem hohen Gewölbe, ihre Herrin bete. —

Am frühen Morgen setzen sie ihre Reise fort und gelangen in einem Thale an dem Ilmflusse zu einigen Fischerhütten, wo sie von den Bewohnern etwas Brod und Fisch zu ihrer Stärkung erhalten. Die Markgräfin gibt sich den Fischern zu erkennen, und theilt ihnen mit, daß sie in der Nähe ein Kloster zu bauen gedenke, was auch ihnen Nutzen bringen werde. Von einigen Fischern wird sie darauf nach der Stadt Ilm geleitet. Die Einwohner nannten aber von nun an ihr Dorf, das bisher „Fischerau" geheißen, der fremden Gräfin zu Ehren „Grafenau".

Graf Sizzo versprach den Klosterbau in alle Wege zu befördern, ließ Baumeister und arbeitsame Leute kommen und zu der Kirche und dem Kloster vielerlei Risse und Pläne machen. Unter diesen Meistern ist Einer, der den Plan entwirft: „Das Kirchengewölbe solle auf hohen Säulen ruhen, die je aus einem einzigen Steine gehauen wären;" und weil die andern Meister begierig sind, dieses Kunstwerk zu sehen und abzuwarten, so erklären sie: „„als Gesellen an dem Kirchenbau arbeiten zu wollen,"" und der oberste Meister beauftragt sie, die Mauern der Kirche zu bauen, die auch, weil eben lauter Meister daran gearbeitet haben, ein rechtes Meisterstück ge-

worden ist. Jener Meister aber, der den ganzen Bau entworfen hatte, schritt gleichfalls ungesäumt zu seinem Werke und arbeitete eifrig mit seinen Gesellen an den riesigen Säulen, die er in einem nahen Steinbruch aus dem Ganzen herausschlägt. So oft eine Säule im Steinbruche gehoben wurde, betete Pauline, auf Bitten des Baumeisters, ein inbrünstiges Gebet für das Gelingen des Unternehmens. So waren alle Säulen — bis auf zwei — glücklich vollendet und aufgerichtet. Als aber die beiden letzten Säulen gehoben werden sollten, hielt die fromme Pauline, durch eine höllische Vision erschreckt, plötzlich im Gebet an und augenblicklich wurde durch eine unsichtbare Gewalt der Steinbruch so sehr erschüttert, daß beide Säulen an einander stießen und von jeder am oberen Theile ein Stück absprang, als ob es mit einem Messer abgeschnitten wäre. Aber der kunstfertige Meister fügte die Steine wieder so geschickt und fest zusammen, daß Jedermann das Gebäude nicht ohne freudiges Staunen über des Meisters hohen Geist betrachtete.

Als nun die Kirche bis auf den Altar fertig war, befahl Pauline einen solchen, jedoch nicht von Erde, Stein oder Holz zu fertigen. Dieses brachte der Köhler, in dessen Hütte die Markgräfin jenen merkwürdigen Traum gehabt, dadurch zu Stande, daß er einen starken Eichenstamm verkohlte und ihm einen solchen Glanz gab, daß Niemand errathen konnte, woraus er bereitet war. Auch den Ueberzug des Altars, welcher gleichfalls weder von Holz, noch von Stein, noch von Erde sein sollte, erzielte der erfindsame Köhler aus einem zierlich gegerbten Kalbfelle. Auf diesen Altar stellte Pauline das Crucifix, vor welchem sie ehedessen bei der Köhlerhütte gebetet hatte; — den Köhler aber ernannte sie zum Aufseher über Küche und Keller des Klosters.

Während der Vorbereitung zur feierlichen Einweihung der Kirche und des Klosters wollte Pauline nach dem Kloster Hirschau in Schwaben reisen, um dazu den zum Abt erwählten Pater Gerung und eine Anzahl Mönche abzuholen. Sie hatte aber bei dieser Reise das Unglück, vom Pferde zu fallen, einen Arm zu brechen und an diesem Armbruch zu sterben. Ihr Leichnam wurde in das von ihr gestiftete Kloster gebracht und in der Kirche vor dem Altare des heiligen Kreuzes beigesetzt.

Das Kloster aber erhielt den Namen „Paulinzelle“.

Das Kloster Wittichen.

(Aus: Die Burgen, Klöster und Kirchen Badens und der Pfalz von Ottmar Schönhuth.)

Wenn man von der Rhein-Ebene, dem Laufe der Kinzing folgend, zu den Bergen des Schwarzwaldes hinansteigt, gelangt man über immer steilere Höhen über das durch den Schmuck einer schönen Kirche gezierte, gewerbliche Schiltach nach dem Flecken Schenkenzell. — Von hier links empor erstreckt sich in der Länge einer Stunde ein waldbekränztes Thal, welches schon zu Ende des elften Jahrhunderts unter dem Namen: „Zu der grünen Widechen" bekannt war. Tiefer unten im Thale lag eine Burg, des Namens Wittichenstein.

In der Nähe dieser Burg und zu ihr gehörig lag eine Bauernhütte, in welcher um das Jahr 1290 armen Eltern ein Töchterlein geboren wurde, dem sie den Namen Lintgart gaben.

Bereits vor der Geburt dieses Kindes boten höhere Ahnungen, und später sein schmerzloser Eintritt in diese Welt voll Schmerzen und dessen wundersame Lieblichkeit, nur beeinträchtiget durch die schiefe Stellung des Halses, der frommen Mutter die Ueberzeugung: dasselbe sei nicht für den Dienst der Welt, sondern für den höheren Dienst Gottes geboren. Auch die Spiele des Mägdleins mit Kreuzlein und Marienbildchen u. s. w. zeugten für ihren himmlischen Sinn, der nicht nach dieser Welt gerichtet sei. Verzückungen im zarten Mädchenalter, die sich oft wiederholten, dann die Befreiung eines in des Vaters Hause von den Knechten zu Wittichenstein in Eisen geschlagenen armen Mannes durch ihr Gebet, schienen in Allen, die ihr näher standen und ihr frommes Thun genau beobachteten, den Gedanken unwillkürlich zu wecken, der da sagte: „Lintgart's Weg führt sicher in's Kloster!"

Und die Eltern ließen ihr gottselig Kind auch den Heilsweg zu dem Kloster ungehemmt wandeln und begleiteten sie dahin mit ihren frommen Gebeten.

Kaum hatte Lintgart das zwölfte Jahr ihres Lebens vollendet, so suchten ihre Eltern um deren Aufnahme bei den Reuerinnen zu Ober-Wolfach nach. — Es war dieses eine den Barfüßern vom Franziskaner-Orden zugewandte geistliche Genossenschaft, die 1221 auch für Eheleute gestiftet und 1228 von Papst Gregor IX. bestätigt worden war.

Daß Lintgart beim Eintritt in ihre neue Heimath vom Stege herab in die Kinzing fiel, nahm sie als ein erwünschtes Zeichen künf-

tiger Leiden um des Himmelreiches willen an. — Merkwürdig ist ihr Glaube: daß sie durch ihr Gebet eine achtjährige schmerzliche Krankheit ihres Bruders herbeigeführt habe, um durch die über ihn herabgeflehte Strafruthe Gottes seinen weltlichen, störrischen, dem Himmel entfremdeten Sinn zu brechen. — Wie streng sie sich selbst aber bestrafte, wenn sie je Unrechtes auch nur empfunden, geht aus einem einzigen Beispiele hervor. Der böse Feind hatte sie zu einer schnöden Unlauterkeit versuchen wollen und stachelte wirklich ein unheimliches Gelüsten in ihr an; um nun diese sinnliche Glut mit heißer Pein zu ersticken, ließ sie über ihrem Knie eine glühende Kohle so lange liegen, bis sie in dem Blute der entstandenen Wunde erlosch.

Lintgart verbrachte acht Jahre in der Genossenschaft der Reuerinnen, als sie durch die zuständige Obrigkeit aufgelöst wurde: sei es, daß dieser klösterliche Verein zu den auf dem Concil von Vienne durch Johannes XXII. verbotenen Beguinen wirklich gehörte, oder nur gerechnet wurde.

Dann begannen schlimme Tage für die Schwester Lintgart. — Sie hatte ihren Mitschwestern gerathen, zwar aus dem Hause ihrer Versammlung zu scheiden, weil der Gehorsam gegen die Kirche dies bedinge; aber jedes Mitglied sollte fortan in seiner Heimath das geistliche Gewand tragen und auch ein geistliches Leben führen. — Als sie selbst das Gleiche daheim auch that, zogen die ihr vorgesetzten Priester ihr das Nonnen-Gewand aus. Sie aber verfertigte sich aus einem Strohsack eine Kutte, legte ein altes Küchentuch als Schleier über ihr Haupt und ging so mit den Schwestern zur Kirche. Als die Geistlichen diese Beharrlichkeit sahen, wurden sie gerührt und ließen, bis auf Weiteres, die Schwestern gewähren. Und erst, nachdem fünf Jahre dahingeschwunden, verrichteten sie wieder den abwechselnden Gottesdienst in dem Schwesterhause.

Da wird Lintgart durch eine innere Stimme gemahnt, ein eigenes Haus zu gründen und zwar: „für 33 Schwestern, zur Erinnerung an die dreiunddreißig Lebensjahre unsers göttlichen Heilandes Jesus Christus.“

Daß die arme Jungfrau, die doch den lebendigsten Glauben und dessen Vertrauen auf Gottes Allmacht vor diesem Auftrage scheu und zitternd zurückbebte, geschah durch das Bewußtsein um ihre so große Armuth; denn sie hatte ja nicht, wo sie ihr Haupt in Ruhe hätte hinlegen können.

Aber neue Aufforderungen in neuen Visionen ergehen an sie, und zwar an den Festen der heiligen Katharina und des heiligen

Othmar. — Nun erklärt sie endlich ihren Schwestern ihr Vorhaben; diese jedoch wiesen sie mit ihrem Anliegen zurück.

Und ein nochmaliges Gesicht zeigt ihr den unansehnlichen Kienstamm auf dem Teiche schwimmend, der doch berufen sei, das klarste Quellwasser zu den Wohnungen der Menschen zu leiten.

Dieses entscheidet.

Lintgart macht sich auf zu einer Wallfahrt nach Günersthal bei Freiburg. Eine neue Verzückung läßt sie dort auch den Ort erschauen, wo die neue Kloster-Stiftung geschehen solle. Es ist unfern des kalten Bronns — der abgelegenste Winkel des grünen Wittichen-Thals.

Freudigsten Herzens kehrt sie nach Ober-Wolfach zu ihren Schwestern zurück, und erklärt: „Im Namen und zur Ehre Gottes nun die Einsammlung von Almosen für diesen hehren Zweck zu beginnen. — Sie ergreift auch den Wanderstab und pilgert zuerst nach dem Städtlein Schiltach. Dort wohnt ihr eine hohe Gönnerin, die Herzogin von Teck, Gemahlin eines Sprößlings vom erlauchten herzoglichen Hause von Zäringen. Ihr hat sie ja sogar ein Mägdlein aus der Taufe gehoben. *) — Als Lintgart aber ihr Vorhaben erklärte, wurde sie geradezu für eine Närrin gehalten, denn: „„Klöster zu stiften,““ so meinte man, „„stehe nur den höchsten Herrschaften zu.““ — Die Gräfin läßt ihr indeß durch ihr kleines Pathenkind sieben Heller als Beitrag reichen. Auf das Schreien des Kindes jedoch, das sich von dem blanken Gelde nicht trennen will, gibt sie von der besagten Summe zwei Heller. — Mit den übrigen fünf Hellern geht die Jungfrau nach Schenkenzell und läßt für vier Heller — einen zur Präsenz, einen um Gottes Willen, zwei zu Brod für die Armen — eine heilige Messe lesen, und beginnt mit dem einen und letzten Heller ihre Kloster-Stiftung.

Ihre ersten Schritte sind nach Schenkenzell gerichtet. Dort geht sie vor das Schloß des Herrn von Geroldseck, auf dessen Grund und Boden die Hütte lag, wo das Kloster errichtet werden sollte. — Mit Unwillen gewährt ihr der Schloßvogt die erbetene Gastfreundschaft. Milder stimmt ihn aber alsbald die Frage Lintgartens: „Ob in der Herrschaft nicht eine Hofstatt zur Erbauung eines Klosters zu kaufen sei?“ Er bejahte das, und verspricht sogar: eine Meß-

*) Wahrscheinlich jene Beatrix, die sich mit dem Herzoge Reinald von Urslingen vermählte, diesem Schiltach zubrachte und mit ihrem Gemahl im Jahre 1365 den Nonnen von Wittichen Zollfreiheit in Schiltach gestattete.

Stiftung, welche seine Herrschaft demnächst zu machen gedenke, ihrem Kloster zuzuwenden.

Am andern Tage wird in der allertiefsten Wildniß des Wittichen-Thales die in der Vision geschaute Stätte des Klosters gefunden. — Anverwandte und Nachbarn werden ersucht, um Gottes Willen Holz zu dem Baue zu fällen. Diese aber melden: „es sei nicht einmal für eine arme Scheune Bauholz zu finden; nur eitel Gestrüpp wuchere dort; — so sehr habe die Holzflößerei den Wald verderbt!" — Als sie aber auf Lintgartens Gebet auf's Neue suchen, finden sie taugliche Baumstämme genug.

Eilends wird nun der Bau ausgeführt; zwei Schwestern beaufsichtigen ihn, während Lintgart frisch und muthvoll zum Bettelstab greift und in nahen und fernen Kreisen für ihre junge Stiftung sammelt.

Am 18. Oktober 1324, dem Gedächtnißtage des heiligen Apostels Lukas, hat Lintgart endlich durch den besonderen Segen von Oben die Freude, in feierlicher Prozession unter Gesängen und Gebeten ihre Mitschwestern von Oberwolfach in das neue Kloster-Heiligthum einzuführen, wo freilich nur ein dürftig verwahrtes Haus, der harte Boden als Herd und Bette, und eine umstürzte Truhe als Bet-Altar sie erwarteten. Himmlische Begeisterung ersetzte indeß bei den armen Schwestern, was ihnen da an irdischem Gute gebrach. — Am Sanct Martinstage, an welchem sonst der Herr und der Bauer jener Gegend es an der Martins-Gans auf dem Tische nicht fehlen läßt, hungern freilich und frieren diese Nonnen. Doch — da fällt allzuplötzliche freudvolle, sonnigliche Verzückung über sie, und sie wurden so vergnügt, als hätten sie vom allerköstlichsten Weine genossen; aus ganzem Herzen frohlockten Viele mit den heitersten Geberden, Einige dagegen ließen sich ansehen, als ob sie vor Erstaunen stimm- und sprachlos geworden wären.

Dieses Ereigniß in dem Kloster, die Kunde von der frommen Schwestern Noth und zugleich geistigen Erhebung im bittersten Entbehren gelangte nach Außen und trug dazu bei, den guten Ruf der neuen Stiftung zu mehren und derselben milde Gaben zu vermitteln.

Und in der That wird hervorgehoben, daß, als Lintgart eine zweite Bettelfahrt in die reiche Stadt Straßburg unternahm, die unterdessen in dem Kloster Wittichen wohnenden Schwestern, siebenzig an der Zahl, sich mit dem von ihr zurückgelassenen Brod und mit fünf Hellern während ihrer Abwesenheit haben ernähren können.

Diese zweite Fahrt aber fiel besonders reich an Gaben aus. — Der Leutpriester zu St. Stephan in Straßburg predigte darüber, nachdem vorher eine Clarissen-Nonne in einer Vision Lintgartens Ankunft geschaut und den Zweck derselben in liebender Theilnahme für die so opferwillige Almosen-Sammlerin offenbart hatte. Der Bestand des Klosters erhielt dadurch eine feste Sicherung. Lintgart beließ es dabei noch nicht. Sie unternahm sogar Wanderungen in entferntere Gegenden. Mit der Geschichte ihres Klosters, die ihr ein mitleidiger Priester verfaßt hatte, zog sie hinüber durch die Wildnisse des Schwarzwaldes nach Helvetien, wo ja kürzlich erst eine Königin, Agnes von Ungarn, an der Stätte, da ihr Vater, König Albrecht erschlagen ward, das Kloster „Königsfelden“ gestiftet hatte. Auf dem Wege dahin wird sie zwischen dem Städtchen Thiengen und dem Kloster Berau von Räubern überfallen. Doch ihr bewegliches Wort rettet ihr nicht nur den Betrag der bisherigen Sammlung, sondern bekehrt zugleich die Räuber zu einem ehrbaren Leben. Als sie mit der Königin Agnes, welche ihr eine huldvolle Aufnahme gewährt, zu Tische sitzt, ruft sie plötzlich laut schreiend aus: „Ach Gott, jetzt verbrinnt mein arm Klösterlin!“ Die Königin tröstet die fromme Schwester und verspricht ihr, ein neues zu bauen und mit Gütern zu Brugg im Aargau zu begaben. — Und wirklich war das Kloster abgebrannt. — Es wurde alsbald durch der Königin Beschenkung neu gebaut und im Jahre 1329 mit der Kirche eingeweiht.

Auch Papst Johannes XXII. gab — auf der Königin Agnes Bitten — dem Kloster die Bestätigung und die Regel der Büßenden des heiligen Franziskus von Assisi, die, nach der Bulle des Papstes Gregorius XI. vom 29. Mai 1376, mit derjenigen des St. Clarissen-Ordens vertauscht wurde.

Lintgart blieb noch eine lange Reihe von Jahren als Meisterin segensreich wirksam unter ihren Mitschwestern. Von Allen kindlich verehrt, starb sie 1347, in einem Alter von siebenundfünfzig Jahren. Man ward nicht müde, die wahrhaft ehrwürdigen Füße der Abgeschiedenen zu küssen, die sich so müde und so wund gelaufen, um das friedliche Kloster zu begründen, in welchem so Viele ihr Heil in Christo Jesu gefunden hatten. „Unser sichtbarer Schutzengel hat sich von uns entfernt!“ schluchzten die Nonnen unter heißesten Thränen.

Ward auch Lintgart nicht vergessen, so wagte man doch dann erst im Jahre 1629 die Gruft zu öffnen, worin man die erste Meisterin des Klosters und des Gotteshauses beerdigt, als die Stürme der sogenannten Reformation, und in deren Folge der dreißigjährige Krieg

mit seinen blutigen Greueln ausgetobt hatten. — Man fand, daß bei der Berührung die Gebeine in Staub zerfielen; nur das Gehirn, von einer thonigen Masse umgeben, war frisch geblieben. Diese Erscheinung ward durch das Gutachten des Dr. Gabler, Leibarztes des Markgrafen Wilhelm von Baden, des Physikus Jakob Häusler von Villingen und des Dr. Kiefer von Straßburg „für das größte Wunder erklärt, welches hätte geschehen können."

Nun wandte sich die öffentliche Verehrung auch gegen diese leibliche Reliquie Lintgartens, deren Geist der Weltentsagung und schwärmerischen Innerlichkeit so lange den Schwestern wie ein himmlisches Sternbild vorgeleuchtet.

Das Kloster bestand bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Aber noch bevor das „heilige römische Reich deutscher Nation in seine letzten Trümmer zusammensank, bevor das Fürstenthum Fürstenberg selbst mediatisirt wurde, löste dieses die in seinen Herrschaften gelegenen Klöster auf und zogen ihre Gefälle an sich. — Die Nonnen des Klosters Wittichen wurden 1803 mit einer Pension bedacht, und ihnen freigestellt: „zu den Ihrigen, denen sie fremd geworden waren, in die Welt zurückzukehren, oder im Klostergebäude zu verharren." — Sie zogen es vor, arm und elend in klösterlicher Gemeinschaft beisammen zu bleiben, bis auch die Letzte ihre Mitschwestern zum Grabe begleitet hatte.

Eines Herzogs Gang in's Kloster.

(Aus: Herzog Wilhelm von Aquitanien von Ludwig Clarus.)

Das dem Kaiser eröffnete Vorhaben.

Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein berühmter Held im Kriege gegen die Sarascenen, ausgezeichnet wie als Feldherr so auch als weiser Staatsmann, erfreute sich der erhabenen Gunst des Kaisers Carl des Großen, der ihn eben wieder an seinen fränkischen Hof berufen hatte und ihn eine Zeitlang an demselben zurückhielt. Der gewaltige Kaiser behandelte seinen Vetter und ersten Herzog als seines Gleichen und vertrautesten Freund. Wilhelm wohnte bei ihm in seiner Hofburg, war sein täglicher Tischgenosse, übte bedeutenden Einfluß im Palaste wie in der Verwaltung und Carl liebte ihn wie ein Vater seinen Sohn.

Alle Franken freuten sich so oft und wo immer sie seiner ansichtig wurden, zumeist seine hohen Anverwandten, auf welche ein Theil seines Ruhmes und seiner Ehre zurückstrahlte. Was ihm an Liebe und Huld gespendet wurde, blieb er nicht schuldig, sondern vergalt es im reichlichen, ja im doppelten Maße, eingedenk des Wortes unsers Herrn: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selber!“ Wie maßlos er aber auch erwiedern und vergelten mochte, was ihm an Liebe von Andern zu Theil ward, so fand dadurch die G o t t e s m i n n e s e i n e s H e r z e n s doch nicht die geringste Beeinträchtigung, sondern wurde, wie die Flamme durch das Oel, nur noch stärker genährt und zur hellern Gluth angefacht. Je mehr er diese Flamme von Außen zu bemeistern und in ihrer Kundgebung zu hemmen suchte, desto mehr glühte sie nach Innen und verwandelte sein Herz in einen Vulcan der g ö t t l i c h e n Liebe.

Dem Anscheine nach nahm Wilhelm mit dem äußerlichen Menschen an den Freuden und weltlichen Festen Theil, welche der große Kaiser seinem Hofe veranstaltete. Er war wohl wie am Tage und zur Nachtzeit bei solchen Hoffesten zugegen und entzog sich dem bunten Getümmel auch da nicht, wo Hoffart des Lebens, Begierlichkeit des Fleisches und Begierlichkeit der Augen so wie Anderes, was nicht aus Gott ist, sondern der Welt angehört, ihre Pflege suchen. Allein sein verborgener Herzensmensch, in der Unvergänglichkeit eines stillen und sanften Geistes, war nicht dabei. Die Ausschmückung dieses innern Menschen verlor der heilige Ernst seines Strebens nach dem Himmlischen auch unter dem verwirrenden Streben der Welt nie aus den Augen. Tag und Nacht sann er darüber nach, wie er sich von diesem schnöden Flitter, der ihn am Hofe umrauschte, und von den Ehren der Welt, deren Herrlichkeit verdorrt wie das Gras, ablösen könne. Ihm war's um einen Weg zu thun, welcher ihn — unter Vermeidung auffallenden Geräusches — hinauszuführen geeignet wäre aus dem reichen Gepränge des kaiserlichen Hofes, um arm und bescheiden ungehemmt seinem Vorbilde, dem armen Gottheiland Jesus Christus, zu folgen. Er sehnte sich mit unbezwinglichem Verlangen nach dieser Führerschaft des guten Hirten, der ihn dahin geleiten möchte, wo er den Seinigen d i e Ehren spendet, welche nimmer ein Ende nehmen. Er wollte ein eifriger Diener des Lammes Gottes werden, aber er fand die Weise nicht, die ihm den Gang in's Kloster ermöglichte. In den Zweifeln, die ihn hierüber erfüllten, beunruhigte sich sein Herz, dessen Hinaussehnen aus seinen jetzigen Umgebungen in dem Maße wuchs, als das Heimweh nach der himmlischen Ruhe gottgeweihter

Einsamkeit zunahm. Vor Allem aber peinigte er sich darüber: ob er seine Flucht aus der Welt ohne Berathung mit seinem gütigen Herrn, dem kaiserlichen Oberhaupte und Gönner seiner Familie bewerkstelligen dürfe, dem er durch dessen Wohlwollen und freundliche Huld so sehr verpflichtet gewesen.

Endlich aber erschien es ihm als das Zuträglichste und Edelste und seiner am würdigsten, wenn er in Gnaden sich von seinem irdischen Kriegsherrn beurlauben ließe, und mit Zustimmung dieses christlichen und gnädigen Herrschers sich in den Stand eines geistlichen Kriegers Jesu Christi begäbe: damit nicht etwa, wenn er Letzteres ohne Einwilligung thäte, er als ein Schuldiger gegen seinen Herrn und dessen Macht angesehen würde. Niemand, so wünschte er, möge ihn einer Verletzung oder Beleidigung zeihen können. Vorher hatte er allerdings daran gedacht, wie er heimlich und ungefragt unter alleinigem Mitwissen der göttlichen Allwissenheit, das Weite suchen und in unbekannter Ferne sich aufhalten könnte. In treuer Offenherzigkeit beschloß er jedoch später, sich seinem Kaiser und Herrn zu offenbaren.

Als er ihm deßhalb nahete und ihn günstig gestimmt fand, sprach er sich zunächst noch ein Mal vollständig und umständlich, wie Jemand, der seinen letzten Willen geordnet, über die Angelegenheiten aus, rücksichtlich deren er an den kaiserlichen Hof und zu Rathe gezogen war. Dann kam er auf seine eigene Sache zu sprechen und ließ sich also vernehmen:

„Mein Herr und mein Vater Carl, den der himmlische König seinem Volke zum Könige gegeben und dessen Krieger und Fürst ich nach seinem Willen eine Zeit lang habe sein sollen; Ihr selbst wisset und ich berufe mich dabei auf Euer eigenes huldvolles Zeugniß, wie aufrichtig, getreu und übereinstimmend mit Euch und Eurem Willen ich immer gewesen und wie groß die Zuneigung meiner Liebe sich gegen Euch allezeit erwiesen, so daß ich Euch lieber gehabt, als mein eigenes Leben, und wie Ihr mir über alles Heil angenehm und mir meine Leuchte gewesen seid! Ihr wisset auch, was ich als Euer Streiter für Euch gethan, wie Vieles ich für Euch ertragen, wie oft ich Euch in den Tod und in die Gefahren des Todes gefolgt bin, immer bereitwillig und erbötig, für Euch mein Leben zu lassen und das Eurige, so viel es an mir lag, zu bewahren und zu beschützen! Erhob sich wider Euch ein Krieg, so blieb ich stets der Hüter Eurer Seite und Eures Hauptes! Erfolgte ein Angriff auf Euer Lager, oder ward vom bewaffneten Gegner ein Schwert auf Euch gezückt, so warf ich mich entgegen und stellte mich als eine Mauer zwischen Euch und die

andringende Waffe! Niemals wandte ich mich zur Flucht! Niemals habe ich Euch verlassen! — Jetzt aber, mein hoher Herr, beschwöre ich Euch: höret mich geduldig an und nehmt Eures Streiters Worte nicht unfreundlich auf; ich ward ja sonst von Euch geliebt und will Euch daher über mein Vorhaben nicht länger in Unwissenheit lassen! Sehet, vor Gott will ich Euch mein Gewissen zeigen! Ich begehre die Erlaubniß, aus Euerm Dienste als — ein neuer Streiter mich unter des himmlischen Königs Banner begeben zu dürfen! Am langen und heftigen Sehnen hat sich mein heißester Wunsch entzündet: Allem abzuscheiden, mich selber zu verleugnen und Gott in dem Kloster zu dienen, das ich — im Hinblick auf Eure Liebe, vorlängst in der aquitanischen Einöde errichtet habe!" —

Die Aufnahme dieser Mittheilung bei'm Kaiser.

Diese Worte kamen dem großen Kaiser unerwartet. In unliebsame Falten runzelte sich die Stirne des Helden; dann aber verlängerte sich sein hehres Antlitz zu traurigem Ausdrucke. Er seufzte tief auf, war seiner Thränen nicht mehr Meister und wußte dem Freunde und Verwandten nur die wenigen Worte zu erwiedern:

„„Mein Herr Wilhelm, wie hart und bitter für mich ist die Rede, so ihr da vernehmen lasset! Ihr führet einen Schwertstreich auf mich, schnellt einen Pfeil auf mich ab, wenn ihr in dieser Weise fortfahret! Ihr habt mein Herz mit dieser Bitte verwundet und betrübet meine Seele gar heftig durch die Ankündigung eures Abganges! Weil aber eure Bitte billig und eure Forderung eben so fromm als vernünftig ist, so darf ich nichts dagegen erwidern und habe kein Recht, euch zu widersprechen! Hättet ihr um irgend eines sterblichen Königs willen mich verlassen, hättet ihr irgend einen Menschen, wenn er auch Kaiser wäre, mir vorgezogen und die mir gewidmet gewesene Liebe diesem zugewendet, so würde ich solches, als ein mir widerfahrenes Unrecht nimmermehr haben ertragen können, sondern würde wider einen solchen König oder Herrn die Welt aufgeboten haben! Hättet ihr aber, um höhere Ehren und Würden zu erlangen, oder vielleicht nach größerm Reichthum lüstern, darauf gesonnen, euch von mir loszumachen, so würde ich gern Alles, was mein ist, dargebracht und euerm Belieben überlassen haben, um euch von solchem betrübenden Entschlusse abzubringen! Nun aber, da von alle Dem nichts Statt findet, da ihr ein Streiter des Königs der Engel zu werden begehret, und die Güter der Gegenwart um der zukünftigen willen verachtet, darf ich solchem Beginnen nicht nach-

hängen! — Wohlan, ich lasse euch gewähren, wohl oder wehe geb' ich euch meine Zuwilligung, will euerm Vorsatz nicht entgegen, euerm Wunsche nicht hinderlich sein! Aber in Einem müsset ihr mir willfahren, in Einem mir willfährig sein; ihr dürfet nicht mich unbeschenkt verlassen! Das wird ein Trost sein, der mich mit größerem Gleichmuthe euer Scheiden ertragen läßt, wenn ihr aus meinem kaiserlichen Schatze das Beste, so darinnen sich befindet, als ein Zeichen unsers Angedenkens, ein Denkmal unsrer Liebe, ein Pfand ewigen Bundes zum Geschenke annehmet, und damit die Stätte ehret, die zu bewohnen euch so sehr gelüstet!""

Sprach's, und brach in helle Thränen aus. Mit dem Ungestüm des Schmerzes warf sich der Kaiser an die Brust seines treuen Vasallen, drückte ihn in liebevollem Grame an sich, hielt ihn lange umfaßt und weinte mit bekümmertem Herzen bitterlichst.

Wilhelm vermochte seines hochherzigen Gebieters Thränen nicht zu ertragen. Tiefes Leid bemächtigte sich seiner Seele und fressender Schmerz wühlte sich in sein sonst so heldenmüthiges Herz ein. Auch seine Thränen rannen unaufhaltsam und er benetzte damit des geliebtesten Kaisers Antlitz und die kaiserlichen Gewänder. Endlich faßte er sich selbst zuerst wieder und that damit seinem wie seines kaiserlichen Gebieters Schmerze Einhalt. Mit großem Kraftaufwande errang er sich eine ruhigere Fassung, gewann eine getroste Stimmung und entgegnete auf des Kaisers Worte Folgendes:

„Nicht geziemt es sich, o gütigster Herr, daß Eure kaiserliche Hoheit weder gegen mich, Euern Getreuen, noch sonst Jemanden sich so sehr herablasse, daß Eure Augen, welche aller Huld und Schönheit so voll sind, welche anmuthiger leuchten, als Edelsteine und herrlicher strahlen, als der Beryll, mit Thränen sich umfeuchten oder auch nur den Anschein einer Trauer annehmen! Ach, hätte ich doch nimmer mit eigenen Augen Eures himmlischen Antlitzes Thränen erblickt! Ach, hätte ich gestern oder vorgestern dieß vorher gewußt, ich hätte, ich gesteh' es Euch, um solches nicht ertragen zu müssen, ohne Eure Majestät zu befragen und zu begrüßen, lieber heimlich die Flucht ergreifen mögen! Nun aber, mein hoher Herr, betrachtet in Christi Namen, wie es mir frommt und auch zuträglich ist, meine Angelegenheit! Gewähret mir weder mit grämlichem Antlitze noch mit trauerndem Herzen, sondern mit heiterer Miene und herzlicher Freude meine Entlassung von Eurem Hofe und aus Euern Diensten und lasset mich meinen Weg zum allgemeinen Herrn und Könige unser Aller verfol-

gen! — Wenn Eure Huld mir aus Euern Schätzen ein Geschenk anzubieten sich herabläßt, so kann ich Euch nur anheim geben, hierin ganz nach Euerm kaiserlichen Belieben und Wohlgefallen zu handeln! Wenn ich aber um Christi willen auf alles Meinige verzichte, wie darf ich das Eurige annehmen, oder nur irgend etwas von der Hand eines Andern mir übereignen lassen? Der Vorrath meiner eigenen Habe ist völlig ausreichend. Goldes und Silbers habe ich eine mehr als genügende Fülle. Wenn es Euch aber eine so große Freude macht, mich zu beschenken und durch mich dem allmächtigen Gott irgend eine Gabe darreichen zu lassen, so stehen Euch fromme Geschenke und kostbare Verehrungen zu Gebote, die Ihr ohne Tadel darbringen dürfet und die ich ohne Anstoß annehmen kann. Ich meine das kostbare Stücklein vom Kreuze des Herrn, das Euch einst in meiner Gegenwart aus Jerusalem überbracht worden!“

Dem Kaiser Carl kam diese Bitte, als er dieselbe zuerst hörte, hart an. Schnell aber faßte er sich. Die Liebe eines so großen Freundes hatte ihn überwunden.

„„Ich Glücklicher,““ sprach er, „„daß man mich gerade hierum bittet! Dieß soll gewährt werden! Möge Gott seinen Segen dazu geben!““

Als nämlich der ehrwürdige Kaiser im ersten Jahre seiner Kaiserwürde sich zu Rom aufhielt und das untergegangene abendländische Kaiserthum zu neuem Glanze und verjüngter Herrlichkeit wieder aufgerichtet hatte, war dort sein als Abgeordneter an den Patriarchen von Jerusalem gesendet gewesener Palast-Priester (Presbyter de Palatio), der Diakon Zacharias, vor Carl erschienen. Der Patriarch hatte seiner Seits ihm — als Gesandten — zwei Mönche, einen vom Berge Carmel und den zweiten aus Bethlehem zugesellt, welche den Ausdruck seiner Verehrung dem neuen Kaiser überreichen sollten. Sie brachten ihm auch die Schlüssel vom Grabe des Herrn und vom Calvarienberge, so wie einen Schlüssel von der Stadt Jerusalem und eine Fahne. Die vorzüglichste Verehrung aber, welche sie im Namen des Patriarchen darbrachten, war ein Amulet, das mit lauterm Gold und Edelsteinen so schön, kostbar und geschmackvoll, als es menschlicher Kunst und Ehrfurcht möglich gewesen, verziert, ein Stücklein vom Holze des Kreuzes Christi enthielt, dessen wunderbare Kräfte sich nachmals vielfach und großartig bewährten, damit Niemandem ein Zweifel darüber beikäme, ob die Partikel wirklich vom echten Stamme unsrer Erlösung herrühre. — Carl empfing diese Abgesandten auf das Freundlichste. Er beherbergte sie einige Tage an dem Hofe,

den er in Rom hielt und entließ sie im April des Jahres 801 reich beschenkt nach Haus. Das Amulet war für den Kaiser das kostbarste Geschenk, welches ihm hätte gemacht werden können. Er hielt dasselbe über Alles hoch und theuer, was er an Kleinodien und Heiligthümern sonst besitzen mochte*). Wie schwer es ihm wurde, sich von diesem kostbaren Gute zu trennen, läßt sich leicht ermessen. Er faßte aber einen raschen und starken Entschluß, wie dessen nur so große Seelen, als Carl, fähig sind. Er machte es sich, wie hell angeblitzt, im Nu einleuchtend, daß er nur bisheriger Verwahrer des Kleinods gewesen, dasselbe aber vom Himmel dem Herzoge Wilhelm verheißen und bestimmt worden. Unverzüglich gebot er die Herbeischaffung des Amulets. Sofort ward das wunderbare Holz sammt dem beweglichen für dasselbe bestimmten Altare und dessen kostbarer Bedeckung und Verzierung, worunter sich auch Reliquien von Heiligen befanden, hereingetragen.

Der großmüthige Kaiser händigte seinem Vetter und Lehensmanne Wilhelm Alles mit den Worten ein: „„Empfanget hier, mein heißgeliebter Blutsfreund und Genosse, das Geschenk eures Herrn! Wider boshafte Geister und alle Widerwärtigkeit bietet dasselbe die stärkste Waffe dar! Nehmet eures Kaisers Geschenk, seine letzte Belohnung für eure Dienste! Immerdar sei euch dieses Kleinod ein gewisses und zuverlässiges Zeichen meiner Liebe, wie Anlaß öfteren Erinnerns und ein stetes Angedenken! Denn ich zweifle nicht, daß, so oft ihr mit euern Augen dieses Heiligthum anblicket, oder in euern Händen haltet, ihr eures alten Carl unvergessen sein wollet!““

Als sich die Nachricht verbreitet hatte, daß Herzog Wilhelm seinen Abschied vom Kaiser erbeten, die Welt verlassen, seine äußere Lebensweise ändern und in's Kloster oder die Einsamkeit gehen wollte, entstand eine Unruhe am ganzen Hofe und eine Rührigkeit in der

---

*) Für ihn wie für alle Frankenkönige, welche ihre Heere unter den schützenden Schatten des armen Mantels des heiligen Martinus stellten, waren die Reliquien von Heiligen, vorzüglich aber vom Leiden des Herrn, nicht allein der reichste Schatz ihres Palastes, sondern auch ein Unterpfand des Schutzes und der Macht. So ging, wie es schon die griechischen Kaiser vor ihm gethan, König Pipin auf Heereszügen stets von Reliquien umgeben. So achtete Carl unter allen Geschenken, welche das Morgenland und Afrika ihm sandten, keine höher und köstlicher, als die heiligen Gebeine und Asche der Martyrer. Seine Nachfolger im Reiche übten gleich eifrig dem Reliquien-Cult. Noch im vierzehnten Jahrhundert vermachten die deutschen Kaiser ihren Nachfolgern nach altem Brauche die Reichs-Insignien. Diese waren, außer Carl's Schwerte, die heilige Lanze, einer der Kreuzigungs-Nägel und der linke Arm vom Kreuze des Erlösers.

ganzen Stadt. Eine nicht geringe Menge von Fürsten und hohen Beamten versammelte sich. Alles, was von vornehmen Kriegsobersten vorhanden, schließt sich ihnen an, so wie viele Andere von Adel, welche zu Wilhelms Freunden gehörten. Mit ungestümer Trauer drängen sie sich zu Hofe. Als hätten sie die Besinnung verloren und wie plötzlich angedonnert folgen ihnen seine Verwandten. Alle klagen und weinen durcheinander. Jammernd erscheinen sie vor dem Kaiser und rufen Eins um das Andere: „Was gedenket ihr zu thun, Herr Wilhelm? Was? Zurücktreten wollet ihr, den Kaiser aufgeben, das Reich im Stiche und uns Alle in's Verderben sinken lassen? Wohin denn wollet ihr doch gehen? Wollet ihr zu Gott gehen? Den könnet ihr überall finden! Darum bedenkt euch, erlauchter Herzog und zieht — um des Heiles Vieler Willen — euern Entschluß zurück!"

Allein der Getreue Gottes, dessen Sinn schon gänzlich dem Himmel zugewendet war, gab ihnen keine Antwort, sondern war wie ein unbeweglicher Berg und ein Thurm der Tapferkeit, weder durch Worte zu rühren, noch durch Thränen zu erweichen. War seinem Herzen Theilnahme auch eine wohlbekannte Tugend und Mitleid eine bewährte Eigenschaft, so stand er doch heldenstark und unbeweglich da, regte kaum einen Zug seines Gesichtes und hielt den Blick unverwandt den Klagenden entgegen. Nachdem er mit unbesiegter Miene dagestanden, hob er doch zuletzt, um auf die Thränen und Seufzer eine Antwort zu geben, die Augen empor und richtete an Alle die kurze Anrede:

„Könntet ihr mir, meine Theuern, die Zusicherung geben und durch Unterpfand verbürgen, daß es mir verstattet sein sollte, in diesem Leben immer unter euch zu weilen, glücklich zu leben und nimmer den Tod zu sehen, so würde ich, wie schwer es mich auch ankäme, euerm Begehren nachgeben. Da ihr solches aber nicht könnet, so lasset mich, wenn ihr meine Freunde sein wollet, wofern ihr nicht meine Feinde sein möget, lasset mich dem Leben nachgehen, dem Lichte folgen, den rechten Pfad inne halten, die Wahrheit suchen und in Aufrichtigkeit finden! Heute vielleicht und noch etwa eine kurze Spanne Zeit vermöchte ich vielleicht unter euch zu bleiben, allein ihr wisset, wie des Todes Nothwendigkeit und das Gesetz der Natur uns nicht zusammen sein läßt!"

Der Abzug vom Hofe nach dem Kloster.

Nachdem Herzog Wilhelm also gesprochen und Allen Lebewohl gesagt, machte er sich eilends und stark von ihnen los, verließ

die Stadt, nahm das Kreuz auf sich und trug die Reliquie des wahren Kreuzes in Wirklichkeit mit sich hinweg. Sein geliebter Herr, der Kaiser Carl, begleitete ihn unter Thränen eine längere Zeit. Das Heer der Franken und die Masse des Volkes gaben ihm unter Ausdruck ihres Schmerzes und unter Seufzern weithin das Geleite.

So hatte sich der treue Freund Gottes endlich frei gemacht und die Fesseln dieser Welt zerbrochen und abgestreift. Vielen Kirchen hinterließ er reiche Verehrungen. Mit stattlichen Almosen hatte er viele Arme erquickt. Nicht wenigen Leibeigenen hatte er die Freiheit geschenkt. So verließ er das engere Frankenland und gelangte in die Auvergne, welche zu seinem Herzogthume gehörte. Er kam in die alte Stadt Brioude (Brives) am Allier, wo er mit hohen Ehren, wie sich's gebührte, auf's Gastfreundlichste aufgenommen ward und Rast hielt. Hier ist dem heiligen Julian, einem unter Kaiser Diocletian bei Brioude hingerichteten Martyrer, eine Kirche errichtet. Vor dieses Heiligen Altar brachte Wilhelm ein inniges Gebets-Opfer dar, dem er reichliche Thränen frommer Rührung beigesellte. Er machte dem Altare des Martyrers werthvolle Verehrungen und brachte demselben auch seine Waffen dar, indem er auf dem Grabe St. Julians einen wunderschönen Helm und einen prachtvollen Schild niederlegte. Außerhalb vor der Kirche hatte er an deren Thüre bereits Köcher und Bogen, einen mächtigen Pfeil und sein vielgeschwungenes Schwert abgegeben*).

Aller Waffen nun entäußert, beugte Herzog Wilhelm abermals seine Knie, warf sich drei oder vier Male auf den Fußboden vor dem Altare nieder und redete den heiligen Martyrer, während seine schönen Augen von neuen Thränen verdunkelt wurden, also an: „Mir ist bekannt, heiliger Julianus, und ich weiß recht wohl, welch' ein tapferer und tüchtiger Streiter du in der Welt einst gewesen! Niemals wardst du überwunden, niemals verließ dich Gott! Deßhalb lasse ich hier vor deinem Altare meine Waffen zurück, die ich Gott weihe und dir aufzuheben gebe. Außerdem aber empfehle ich dir angelegentlichst meine Seele, so wie den Pfad, den ich zu Gott vor mir habe! Du wollest mir helfen, vor Bösem bewahrt zu bleiben, mein Hüter vor Vergehungen werden und mir in der Abwehr des boshaften Feindes Beistand leisten.

---

*) Der Schild war noch im siebenzehnten Jahrhundert zu sehen. Seine Größe und Schwere bezeugten der Nachwelt die gewaltige Kraft Dessen, der ihn einst getragen.

Nachdem er diese Andachts-Uebung beendet, verließ Wilhelm, nun aus Gottes Gnaden ein Pilger, die Stadt Brioude. Er beeilte sich, seiner Wanderung Ziel zu erreichen und gelangte nach Aquitanien. Von diesem Boden seiner Herzogswürde wandte er seinen Blick hinweg, verschmähete, das Land wieder zu sehen und zog rasch hindurch, um freudig erregt nach seinem geliebten Kloster zu gelangen. Nach diesem schaut sein sehnendes, sein inbrünstiges Verlangen, hier hofft er seine Erlösung zu finden und hierhin begehrt er von dem Herrn geleitet zu werden. Endlich betritt er den Bezirk von Lodève und die Engel führen ihn unversehrt durch das Gellons-Thal. Als er die liebliche Stätte erblickte, als er umherschaute an den Firnen, welche als Riesen und Wächter die kleine Ebene umstanden, zu welcher nur der Eine Pfad sich hinaufwand, den er in diesem Augenblicke gekommen, freute er sich der reizenden Abgeschiedenheit, die ihn mit ihrem Frieden umfing. Er brachte dem Allmächtigen, dessen Hand schützend ihn bis zu dieser Stätte geführt, seinen Dank dar, begrüßte sein Kloster*) und flehte den heiligen Geist auf sich herab. „Steige", so rief er, „vom Himmel hernieder, du heiliger Geist, suche mit Huld und gewohnter Liebe allezeit diese Stätte heim, erhalte, erbaue zu deiner größeren Ehre diese Wohnung und segne und heilige Diejenigen, welche darin wohnen! Hier, o Heiliger der Heiligen, möge mir deine Versöhnung zu Theil, hier die Vergebung meiner Sünden gewährt werden! Hier möge ich Ruhe und einen Ausgang und ein Hinüberschlummern in Frieden, und am jüngsten Tage die selige Auferstehung im Fleische, an welche ich glaube, finden, auf daß ich mit den Heiligen und Auserwählten vor den Richter treten dürfe, um mich dann vor ihm der ewigen Herrlichkeit zu erfreuen!"

Unter solchen Worten des Betens, Preisens und Beichtens und voller, Gott zugewendeter Andacht näherte der heilige Mann sich mit entblößten Füßen dem Kloster. Seinen Leib hatte er mit einem weder weichen noch glatten härnern Gewande bekleidet.

Als man im Kloster von seiner Ankunft unterrichtet worden, gehen ihm die Mönche in feierlicher Prozession eine weite Strecke Weges entgegen. Man veranstaltet dem geschätzten Ankömmlinge, wie sehr er sich auch wehrt und wie lebhaften Widerstand er leistet, einen festlichen Einzug. Von den Brüdern, die er vordem selbst hier eingesetzt, unter Vorantritt des Abtes, mit großer Ehrerbietung empfangen, wird er unter lauten Freudenbezeugungen und Jubeliren in den Chor

---

*) Er selbst hatte aus seinen Mitteln schon früher dieses Kloster errichtet.

geführt. Mit reinen Händen und reinem Herzen bringt er hier das an Kostbarkeit alles Gold und Edelsteine übertreffende und überglänzende Stücklein des Heil schaffenden Kreuzes Jesu Christi dar, das Holz des Lebens, die Erlösung der Welt. Dasselbe ward mit einem silbernen, stark vergoldeten Behältnisse umgeben*). Den Altar, auf welchem Kaiser Carl das heilige Kleinod aufbewahrt, trug Wilhelm selber bei diesem feierlichen Einzug auf seinen Armen. — Außer diesem kostbarsten Geschenke weihte der neue Ankömmling seinem Kloster noch eine Menge Anderer hochherrlicher Geschenke, namentlich goldene und silberne Kelche mit ihren Untersätzen, und gar vortreffliche nothwendige Bücher**), sammt einer Menge unvergleichlich kostbarer Reliquien***). Diesen fügte er seidene Gewänder, goldgestickte Stolen und Pallien aus überseeischen Stoffen hinzu. Das Alles legte er ehrfurchtsvoll auf des allerheiligsten Erlösers Altar nieder. Er selbst warf sich auf den Boden hin, streckte die Hände von sich und blieb so wie gekreuzigt liegen. Zwei Stunden lang verharrte er in dieser Lage. Seine Gebete ergoß er inzwischen vor dem Himmel und seine Thränen auf die Erde. — Nach Beendigung dieses langen Gebets brachte Wilhelm jedem Altar eine besondere Gabe dar, die er selbst darauf niederlegte. —

Nun begab sich Wilhelm in den Kapitelraum, küßte sämmtliche Brüder, nahm die übliche Lesung vor, sprach einige Worte der Seelen-Erbauung und machte dann die Ursache und Absicht seiner Ankunft bekannt. „Ich will“, sprach er, „meine Herren, und von nun an, meine Väter und Brüder in Christo, daß ihr wisset, daß ich heute zu dem Zwecke hier eingetroffen bin, um nach Verleugnung und Verzichtleistung auf Alles, was dieser Welt angehört, mich, wofern es euch gefällt, würdig zu machen — durch die Gnade des allmächtigen Got-

---

*) Das Kreuzes-Kleinod verblieb Jahrhunderte lang im Gellons-Kloster. — Im Jahre 1793 verschwand das werthvolle Behältniß unter den diebischen Händen der die Völker beglücken wollenden Revolution Frankreichs. — Das heilige Holz selbst aber wird noch heute in St. Guilhelm als ein werthes Andenken des heiligen Stifters Wilhelm und seines großen Kaisers verehrt. —

**) Von diesen Büchern finden sich heute noch zwei vor: ein Evangeliarium, das in der Bibliothek des Musée-Fahne zu Montpellier aufbewahrt wird, und ein Sacramentarium, das durch seine figurirten Lettern sehr merkwürdig ist; es ziert die kaiserliche Bibliothek zu Paris.

***) Diese Reliquien wurden leider! unter einander gemischt und eingeschlossen, als 1568 die Calvinisten einen Einfall thaten und die bewegliche Habe des Klosters zerstreuten.

tes — in eure Genossenschaft nach der Regel des heiligen Benedikt aufgenommen zu werden. Wenn es daher eurer Heiligkeit gefällt, und wenn ihr mich des ewigen Lebens würdig erachtet, erhöret meine Bitten, erfüllet mein Verlangen, das ich euch zu erkennen gegeben und wollet nicht zögern!" — Als er dies gesprochen, erfüllte alle Anwesenden hohes Staunen. Sie erwogen dieses wahrhaft himmlische Vorhaben gründlich; und je tiefer sie demselben nachsannen, um so inniger freuten sie sich. Sie waren übereinstimmend der Meinung, daß der Bitte des Herzogs gewillfahrt werden müsse und bereiteten für die Gewährung Alles vor. —

Der Mönch im Kloster.

Im Jahre 806 der Menschwerdung unsers Herrn, im sechsten Jahre von Carls Kaiserthum, am Tage der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus (29. Juni), that Herzog Wilhelm seine kostbaren Fürstengewänder von sich. Darauf ward ihm durch Gottes Gnade die Benediktion ertheilt und an ihm die heilige Weihe gänzlich vollzogen. Er legte sein herrliches Hauptthaar und seinen ehrwürdigen Bart ab, die ihn einst so kriegerisch schön gemacht und weihte dieselben Gott. Sodann ward ihm das apostolische nach Art eines Kreuzes verfertigte Gewand (Scapulier) angelegt, und er streckte seine Hand aus „wie Jemand, der wohin geführt werden soll, wohin er nicht will, und von einem Andern umgürtet wird". Joh. 21, 18. Er, dem man — als dem Stifter des Klosters — das Noviziat erlassen hatte, ward gänzlich das Eigenthum Gottes.

Nachdem dies Alles geschehen, ging zum Preise und zur Ehre des allmächtigen Gottes, der jetzt den Jüngern Jesu Christi zugesellt und überwiesen worden, eine gründliche Umwandlung vor. Er zeigte sich als ein ganz neuer Streiter, der in allen Stücken von dem alten verschieden war. In ihm hatte das alte Wesen seine Stätte nicht mehr. Der neue Mensch in Christo zog den alten, den Weltmenschen dergestalt aus, daß von ihm auch nicht die geringsten frühern Kennzeichen übrig blieben. Er, der kurz zuvor gewohnt gewesen, in goldschimmernden, schön gemalten Palästen sich aufzuhalten, der reich ausgestattete, prunkvollst möblirte Wohngelasse, hohe Burgen und ragende Schlösser ruhmwürdig besaß, hatte jetzt, zur Niedrigkeit herabgestiegen, sich im Hause des Herrn seinen Wohnsitz erwählt, war der Letzte im Winkel eines Klosters und fand einen Gefallen daran, für geringer als die Uebrigen zu gelten. Er, der noch kurz vorher so gut verstanden, Gesetze zu geben, das Volk zu unterweisen, die Unwissen-

den zu belehren, die Wissenden noch mehr zu fördern, der da mit Würde vielen Dienern vorzustehen gewohnt und werth gewesen, der gleich einem Könige mitten in seinem ihn umgebenden Heere dagestanden und zugleich als das Haupt einer zahlreichen Familie verehrt wurde, lernte jetzt ohne Mißmuth, in aller Geduld, ohne Murren von Personen jeglicher Art, selbst von weit jüngern, und sogar von Knaben. Er nahm Belehrung an und fürchtete sich nicht vor Beschämung. Er ließ Tadel über sich ergehen, ohne zu zürnen, ja er duldete jegliche ihm aufgebürdete Mühsale, ohne sich zu widersetzen. Er freute sich, in Unterwürfigkeit zu stehen und fand sein Vergnügen an Unterordnung allerniedrigster Art. Um Gottes willen hätte er mögen dem ganzen Menschengeschlecht unterthan sein und war bereit, Allen zu dienen, folgsam und gehorsam zu sein. Täglich machte er in der Gottesfurcht und Heiligkeit, sowie in der Beobachtung der heiligen Ordens-Regel Fortschritte, wie Gold im Ofen sich wunderbar läutert.

Von dem Vielen, so Wilhelm in dem Kloster gethan, gehört auch die Vollendung desselben, das, als er in dasselbe eintrat, noch nicht ganz ausgebaut gewesen. Er selbst half im Mönchsgewande mit Unterstützung seiner Söhne Bernard*) und Gotcelm, die er seinen Grafschaften vorgesetzt hatte, sowie benachbarter Grafen, dasselbe in der angefangenen Art ausführen. Auch der Zugang erwies sich, wie bereits erwähnt, wegen der Unzugänglichkeit des Gebirges als ein schwieriger. Allein der fromme Mönch suchte, eigenhändig thätig, durch passende Einschnitte in die Felsen mit Hämmern, Aexten und Werkzeugen anderer Art, indem er Fels, Eisen und Blei in sorgfältige Verbindung brachte, auch das Bett des Flusses Heraut veränderte, den Weg mehr gerade und in die Höhe zu richten, und auch näher an den Berg zu bringen. Wilhelm legte dann um das Kloster Wein- und Oelberge an, schuf Gärten und bepflanzte das Thal, nachdem er die unfruchtbaren Bäume hatte hinaushauen lassen, mit Fruchtbäumen; dergleichen Arbeiten und andere, deren die Cultivirung des Bodens bedurfte, ließ er aber nicht ausschließlich durch Andere besorgen, sondern unterzog sich auch oft in Person derselben, und wenn sie auch noch so roh waren, aus Liebe zu Gott und wahrer Demuth und Frömmigkeit.

Aus Liebe zu Wilhelm und auf dessen Fürbitten machte auch Kaiser Carl's Sohn, Ludwig, der König von Aquitanien, dem neuen

---

*) Bernard war der Erbe von des Vaters Würde, er ward auch über die spanische Mark gesetzt und Graf von Barcelona.

Kloster eine ansehnliche Verehrung von liegenden Gründen und Kirchen. —

In Demuth und Selbstverleugnung übte er sie auf die nachdrücklichste Weise. Oft erschien er vor dem Abt und den Brüdern, warf sich denselben zu Füßen und bat und beschwor sie inständigst, man wolle ihn in dieser heiligen Genossenschaft für den Auswurf und Schmutz Aller erachten. Immer bat er im Namen Jesu ihm die niedrigsten und verächtlichsten Dienste zuzuweisen. Er ersuchte die Brüder, ihn wie ihren Knecht anzusehen, und über ihn wie über einen ihrer Lohn-Arbeiter zu gebieten und zu verfügen. Er wollte sich gleichsam zum Lastthiere Aller machen und wie ein Eselsfüllen die Lasten der Brüder in des Herrn Hause tragen nach dem Vorgange der frommen Seele beim Psalmisten, welche, stets zu heiligem Gehorsame bereit, ausrief: „Wie ein Lastthier bin ich vor dir geworden; doch war ich immer bei dir! Du faßtest mich bei der rechten Hand und führtest mich nach deinem Willen!“ Und in der That sah man den ehemaligen Herzog zur Bezeugung seiner Demuth zur Zeit der Ernte gar oft auf einem geringen verächtlichen Esel sitzen und den Brüdern mit Wein gefüllte Flaschen zur Erquickung hinausbringen.

Koch und Bäcker im Kloster.

Auf sein eigenes Ansuchen erhielt Wilhelm den Dienst und die Verwaltung der Küche, eine für ihn neue und sich Tag für Tag wiederholende Arbeit. Er ergriff dieselbe aber, um der Liebe Gottes willen, mit weit größerer Freude, als wenn ihm ehemals, da er noch in der Welt lebte, die Herrlichkeit eines Reiches oder die Ehre eines Kaiserthums zugefallen wäre. Aus einem großen Herrn und Grafen ward Wilhelm ein Koch, aus einem hohen Herzoge ein Mann ohne eigene Wohnung. Er trug Holz auf dem Rücken, schleppte Wassereimer herbei, zündete Feuer an und löschte es, wenn es nicht mehr zu brennen nöthig hatte, wieder aus. Er, der ehedem unter ausgezeichneten Köstlichkeiten, von den Gerichten der kaiserlichen Tafel gelebt und eine Menge Diener für die eigene Küche gehalten, ist nun selbst ein geringer Koch! Ein getreuer Diener wäscht er mit eigenen Händen die Schüsseln ab, liest den Kohl zusammen, richtet die Zukost an und trägt, wenn die Speisestunde erschienen, ohne einigen Verzug, Alles wohl und sauber zubereitet und gereinigt, mit reinen Händen und Herzen auf, setzt es den Brüdern vor und bedient dieselben bei Tische. Er selber aber setzt sich nicht mit, bleibt ohne Speis und Trank, und hegt und hütet das Haus. Ist das bescheidene Mahl

beendet und die Lesung erfolgt, dann trägt der Diener der Diener Gottes alle seiner Aufsicht untergebenen Geschirre sorgsam hinweg und setzt dieselben, nachdem sie gereinigt worden, der Ordnung nach und abgezählt an ihren Ort zur künftigen Benutzung.

Außerdem ward dem geduldigen Wilhelm, der dieses Alles über sich hatte und daran trug, als wäre es ihm gar keine oder eine zu geringe Bürde und als sei er dadurch noch nicht genug gedemüthigt, die Sorge für die Bäckerei und das Mühlenwesen übertragen. Eine Arbeit ward der andern hinzugefügt, eine Last auf die andere gelegt, ein Werk neben dem andern verlangt. Der Arbeiter Gottes forderte immer neue Bürden und dieselben wurden ihm gewährt. So hatte er den Backofen in Ordnung zu halten und zu heizen, die Brode hineinzuschieben, zu backen und wieder herauszuziehen. Mit derlei Arbeit war er früher nie beschäftigt, und hatte sich, so lange er in der Welt lebte, in dieser Kunst nie geübt. Als Bäcker und Backofenheizer, als Küchendiener und Bereiter der Zukost besorgte er Alles mit solchem Aufmerken und mit solcher Umsicht, daß er sich allseitige Zufriedenheit erwarb. Er erwies sich als einen treuen Nachfolger Jesu, der für uns in Knechtsgestalt diente, sich selbst zu unserer Erlösung am Kreuze dahingab, und das zu seinen Jüngern sprach: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so thuet, wie ich euch gethan!"

Eines Tages aber begegnete dem Manne Gottes, während er dem Gebete und der Betrachtung eifrig oblag, etwas Ungewöhnliches, entweder durch des Teufels Neid, welcher nimmer nachläßt, feindlich allem Guten zu widerstreben, oder mittelst einer Fügung des allmächtigen Gottes, welcher die Verdienste und die Tugend des Gehorsams an seinem Diener offenbaren und an das Licht treten lassen wollte. Die Brode waren zum Backen bereits fertig; allein mit dem Anlegen des Holzes zur Heizung des Ofens war es nicht schnell genug hergegangen. Die Zeit der für Wilhelm vorgeschriebenen Andacht zieht sich langsam hinaus, die Stunde der Mahlzeit der Brüder dagegen scheint eilig und hastig zu nahen. Wilhelm, der Diener Gottes, fürchtet der Nachlässigkeit geziehen, des Ungehorsams beschuldigt und hart beurtheilt zu werden. Er eilt schnell herbei, geht im Hofe umher, von einer Stelle zur andern, scharrt Reisig zusammen, liest Stoppeln und Alles auf, was ihm zu Händen kommt, und so heizt er denn auf allerlei Weise und mit aller möglichen Feuerung die Esse schnell und stark. Nachdem das Feuer, wohl angeblasen, die erforderliche Hitze hervorgebracht hat, muß aus dem Ofen der Rauch ab-

gezogen und müssen daraus die glühenden Kohlen und die Asche entfernt werden. Da fehlen alle zu diesen Verrichtungen erforderlichen Geräthschaften und es will auch kein irgend dazu taugliches Werkzeug sich finden lassen. Dem Diener Gottes brennt, wie man zu sagen pflegt, das Feuer auf den Nägeln, er befürchtet, die rechte Speisestunde für die Brüder zu verabsäumen, er weiß keinen Rath, keine Hilfe bei irgend einem Menschen. Was soll er thun? Er bittet Gott um einen raschen Entschluß und setzt auf den Herrn sein ganzes Vertrauen. Ohne Zögern geht er, nachdem er den Namen Christi angerufen und sich durch das Wehrmittel des heiligen Kreuzes ganz sicher gemacht, mitten in den Ofen hinein, löscht die Flamme, thut den Brand auf, läßt den Rauch hinaus und macht die Gluth unschädlich. Mit eigenen Händen zieht er die Kohlen heraus, entfernt, ohne auch nur sein Scapulier zu versehren, die Asche und richtet den Ofen zur Aufnahme der Brode zu. Nicht allein blieb er bei diesem Thun von jeglicher Verletzung an seinem Körper frei, sondern auch sein Gewand hatte nicht einen einzigen Brandfleck aufzuweisen. Man darf annehmen, daß Der, welcher im feurigen Ofen von Babylon sich den drei Jünglingen als Vierter hinzugesellte, der Sohn Gottes, auch diesem seinem Diener auf dem Wege der Armuth und wahren Demuth zu Hilfe kam, die Flammen bändigte und deren Glut ein Ziel setzte. Deßhalb schadete ihm die Flamme nicht und das Feuer gewann keine Gewalt über ihn. Hatte doch einst der Herr durch den Propheten gesprochen: „Fürchte dich nicht, Jüngling! wenn du im Feuer gehest, wirst du nicht verbrennen, und die Flamme wird dich nicht sengen!“ Isaia 43, 2. Darum ging er auch in aller Weise unversehrt und unbeschädigt aus dem Ofen hervor, als er an Leib und Gewand unverletzt hineingegangen war. Nachdem die Brode sorgfältig ausgebacken und wohl gerathen waren, trug er dieselben dem Abte und den ehrwürdigen Brüdern auf. Unzweifelhaft hat die göttliche Vorsehung dieses Ereigniß aus dem Grunde verfügt: daß die Gnade des heiligen Geistes durch das Feuer hat offenbaren wollen, wie feurig vor ihm seines Dieners Wilhelm Glaube, wie einfältig dessen Gehorsam und glühend seine Demuth sei, und damit die Brüder sich einer Arbeit nicht scheuen und für eine Schmach halten möchten, was dieser Mann Gottes, wahrhafter als ein Opferthier, lange in wunderbarer Unschuld mit großer Geduld getragen hatte. Dieser glänzende Edelstein, diese hehre Leuchte sollte nicht länger einsam im verborgenen Winkel glimmen, sondern — unter'm Scheffel hervorgezogen — erhöht, Allen geoffenbart werden und in der Kirche ihr Licht werfen.

Nachdem nun der zum Heiligen berufene Mann — nach Gottes Willen — erkannt und wider seinen Willen verrathen worden, widmete man ihm in seiner heiligen Genossenschaft eine ganz besondere Ehrfurcht. Seinem Widerspruch entgegen, ward er nunmehr seiner gedachten Dienstverrichtungen enthoben und durfte sich denselben fortan nicht mehr widmen. Er mußte sich auf Geheiß der Obern aller knechtischen Arbeit enthalten und es ward ihm gestattet, sich nach Belieben zu beschäftigen und in Gottes Werken nach seinem Verlangen zu üben, dem Gebet und der heiligen Betrachtung obzuliegen und in seinem Herzen dem Gedanken an Gott nachzuhangen. Es wurde ihm eine ganz nach seinem Willen eingerichtete Zelle überwiesen, die da alle weltliche Eitelkeit ausschloß, aus welcher er aber den Himmel zu sehen und zu dem Sternenhimmel hinaufzuschauen vermochte.

Das ascetisch=beschauliche Leben.

Wilhelm, der sich gar lange in einem thätigen Leben geübt, überließ sich nun der Ruh' und dem Frieden des beschaulichen Lebens. Nach dem gar oft vollbrachten Dienste der Martha oblag er, wie Maria, der anhaltenden Betrachtung. Seine Zelle weihte er zum allerstillsten Bethanien. Während er aber mit der Kraft seines Geistes die himmlischen Dinge betrachtete, verschmähte er es, irgend Etwas, das irdisch, zu betrachten, und wendete sich davon ab wie von den Greueln Aegyptens. Er unterdrückte, im Geiste lagernd zu den Füßen seines gekreuzigten Heilandes auf Golgatha, alle Regungen des Fleisches, und befliß sich, so weit es möglich, einer engelhaften Reinheit. Wie ein ganz junger Anfänger, oder wie ein neuer Arbeiter, der ganz frisch zu des Herrn Werke schreitet und mit dem Apostel vergißt, was hinter ihm liegt, sich vielmehr nach dem ausstreckt, was vor ihm ist, legte er sich wieder neue Beschränkungen auf und übernahm neue, schmerzvolle Buß=Uebungen. Seine Thränen hörten nicht auf zu fließen und sein Herz schlug nur in Zerknirschung und sein Mund überfloß von heißesten Seufzern der Sehnsucht nach dem Einssein mit Gott. Wilhelm, welcher sein Fleisch seither durch die schwersten Arbeiten mürbe gemacht, kasteite es von Neuem mit solcher Strenge und mit solcher Beharrlichkeit, daß Agar, welche die Magd ist, sich mit Recht über die Gewaltthätigkeit ihrer Herrin Sarah, welche der nur im Himmlischen webende Geist ist, weil sie gar zu sehr unterdrückt ward, beklagen konnte. Gott aber, der auch über die Natur herrscht, und dem diese gehorcht, stärkte ihn dergestalt, erquickte ihn mit seiner Liebe so und gewährte ihm solche Sättigung, daß er weder leiblichen Hunger

empfand noch seine Kräfte nachließen. Der heilige Betrachter vergnügte sich auch dermaßen an den Segnungen und Tröstungen des Gebets und der Lesung des göttlichen Wortes, daß keine Amtsverrichtungen oder Sorgen ihn von der frommen Thätigkeit des Geistes abbringen konnten, und er nicht nur oft, sondern unausgesetzt dieser hehren Beschäftigung zu obliegen schien.

Während er sich aller Erquickungen des Fleisches und des Leibes enthielt, und in seiner Zelle nur der allernothdürftigen Nahrung im allerkleinsten Maße genoß; er labte dagegen seine Seele an der Mahlzeit der himmlischen Tafel und nährte sie von dem öfteren, wahrhaft lebendig machenden Empfang der heiligen Sakramente der Buße und der Communion.

Vor den heiligen Altären hatte er eine solche Ehrerbietung, daß er, bevor er die allerheiligste Eucharistie Jesu zu genießen ging, auch wenn es Winter war und die Kälte das Wasser gefrieren machte und der Schnee stark und gewaltig gefallen, sich doch mit Wasser übergoß und sich von der Strenge der Kälte durcharbeiten ließ, und er, an dem Alles rein gewesen, reiner ward als das Wasser, in dem er sich wusch. Das that er aber nicht nur alsdann, wenn er das göttliche Geheimniß in sich aufnehmen wollte, sondern auch sonst gar oft übergoß er bei nächtlicher Weile seinen ganzen Körper mit solchem Bade. Nach häufiger und langer Abkühlung verließ er das Wasser und trat in die Kapelle des heiligen Michael, wo er, nur mit einer dünnen und unzureichenden Bedeckung versehen, wachend und im Gebet Nächte lang zubrachte und dabei mit beiden Knieen auf dem Marmorboden lag, sich wiederholt und immer auf's Neue an die Brust schlug, Seufzer ausstöhnte und sein Antlitz mit Thränen überfluthete. Auch aneignete er sich die Gewohnheit, hundert Mal bei Tage und auch hundert Mal bei Nacht vor den heiligen Altären seine Kniee zu beugen, und nicht nur für seine, sondern auch für die Sünden aller Andern die Barmherzigkeit des Herrn anzuflehen. Er vergegenwärtigte sich außerdem die Kreuzigung des Lammes Gottes, dessen Erniedrigung, Schmach, Anklage, Backenstreiche, Bespeiung, Geißelung und jegliche Verspottung. Von einem vertrauten Bruder und besonderen Freunde ließ er sich in seiner Zelle — um Christi willen — ausziehen, für ihn das Urtheil über sich ergehen und vom Richter verurtheilen. Er unterwarf sich dem Schlagen mit Ruthen und heftiger Geißelung, dann erst nahte er sich, reiner als Bernstein und lauterer als Glas, dem heiligen Altare. Unter immerwährenden Thränen wartete er die heiligen Geheimnisse ab und nach dem bittern Lattich

ließ er sich vom Gottesmahle der gnadenreichen Hostie erquicken. Mit diesem Himmelsbrode weidete er sich zum Heile und durch diesen geistigen Trank gewann er Leben und Kraft, die Seele ward genährt zur seligen Unsterblichkeit und die Gebrechlichkeit des Fleisches empfand ihre Schwäche nicht mehr.

Während solcher erbaulichen Uebungen, während eine Tugend um die andere in seinem Herzen aufwuchs und äußerlich sein Leben verklärte, und all sein Trachten nur nach Heiligkeit rang, begnadigte ihn Gott mit der Gabe der Prophezeihung und verlieh ihm viele Enthüllungen der Zukunft. Der heilige Geist ließ sich auf ihn nieder und gewährte ihm die klarste Vorschau in die kommenden Ereignisse. Deßwegen wußte er auch deutlich den Tag seines seligen Heimganges in die Ewigkeit. Nicht nur sagte er denselben, als er sich nahete, dem Abte und den Brüdern vorher, sondern that denselben auch den benachbarten Ortschaften und in der Nähe und Ferne zerstreut umher liegenden Klöstern schriftlich kund. Auch seinem heißgeliebten Kaiser Carl gab er davon Nachricht. Außerdem machte er eine ganz unzweifelhafte Mittheilung darüber, was für ein Zeichen sich begeben werde, wenn seine Seele den Leib verlasse. In der Fülle seiner Heiligkeit, Gnade und Wahrheit erwartete Wilhelm, vollendet im ächten Gehorsam und in der demüthigsten Demuth, freudig den Tag seiner Berufung.

Als derselbe nahe bevorstand und zur Gegenwart werden wollte, verkündete er wiederholt, daß seine Stunde gekommen sei. Er sandte zu dem Abte und bat um dessen und der Brüder Gegenwart. Diese eilten herbei, fühlten sich jedoch über sein Sterbenmüssen heftig bewegt und voll Trauer. Mit mächtiger und süßer Rede suchte er sie zu beschwichtigen und untersagte ihnen alles Trauern, milderte ihr Weinen und linderte ihren Schmerz. „Denn über Diejenigen," sprach er, „dürfe man nicht trauern, welche durch den Glauben und das Bekenntniß Christi zur seligen Auferstehung einen Schritt vorwärts zu thun im Begriffe ständen." Sodann ermahnte er sie zum Verharren in der wahren Religion, in reiner Liebe und im brüderlichen Frieden. Ihn verlangte, durch die göttlichen Sakramente, namentlich aber durch Dasjenige: mittelst dessen die Seelen leben, die heilige Communion, befestigt zu werden. Sodann sagte er den Brüdern Lebewohl und vertraute sich ihrem Gebet in und nach seinem Tode. Sie und die von ihm errichtete geliebte Stätte aber empfahl er Gott und stellte sie in dessen Huld und Schutz. Während er Augen und Hände im Gebet erhob, stieg sein Geist, welcher bereits frei und zum

Wallen bereit war, ganz in der Betrachtung Gottes empor. Nachdem er also die Bürde des Fleisches und die irdische Last abgelegt, zog er jubelnd himmelwärts. In fröhlichem Zuge geleiteten ihn die Engel. Wohllautende Klänge und süße Melodien gingen vor ihnen her und folgten ihnen nach. Der selige Wilhelm schied aus diesem Thale der Zähren am 28. Mai um das Jahr 812. Hingestreckt auf Asche und eingehüllt in sein Benediktiner-Gewand, starb der christliche Streiter größer und glorwürdiger, als wenn er auf dem Staube irgend eines Schlachtfeldes seinen Geist aufgegeben hätte. Denn, nachdem er die Saracenen, diese blutdürstigen Feinde des Christenthums, überwunden, hatte er's verstanden, sich selbst zu überwinden, und so den schwersten, aber auch edelsten Triumph zu erringen.

Um die Zeit seines seligen Heimganges erfolgte plötzlich durch alle umliegenden Provinzen, in sämmtlichen größeren wie kleineren Kirchen, ein starkes, ungewöhnliches Klingen, ein Tönen der Glocken, ein langes Läuten, ohne daß Jemand die Seile zog oder die Glöckchen rührte. Eine göttliche Kraft, welche vom Himmel herniederkam, hatte dies veranlaßt. Und dadurch ward zu erkennen gegeben, wie die Liebe und Gnade des allmächtigen Gottes durch ungewohnte Wunder die Verdienste seines Geliebten zum Preise und zur Verherrlichung seines Namens offenbarten.

Viele Wunder geschahen bei seinem Grabe und die Kirche Gottes hat den Herzog-Mönch Wilhelm unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen. —

Vertauschung des Königspalastes mit der Klosterzelle.

(Aus: Erbauliche Blätter von P. Franz Ratte.)

Die gottselige Schwester Philippa war eine geborene Herzogin zu Lothringen und Gemahlin des Königs Renato von Sicilien gewesen. — Nach dem Tode des Königs lebte sie einige Jahre als Wittwe in der Welt, einer Judith ähnlich, mit Fasten, Almosen und Gebet Gott dienend Tag und Nacht; dann begab sie sich großmüthig aller königlichen Ehren und Freuden, und trat mit den Gesinnungen der tiefsten Weltverachtung und Demuth zu Pontamousson in Frankreich in den strengen Orden der heiligen Clara. Die Strahlen des heiligen Wandels dieser erlauchten Frau waren schon in ihrem Probejahre so herrlich glänzend, daß sie den Vollkommensten im

Hause als ein Muster galt. Bei ihrer feierlichen Gelübde=Ablegung waren ihre vier herzoglichen Söhne anwesend: der regierende Herzog von Lothringen, der Herzog Claudius, Fürst von Guise, der Herzog Johannes, Cardinal der heiligen römischen Kirche, und der Herzog Franz; und außer diesen war der lothringische Adel dabei vertreten. Alle wollten Augenzeugen eines so heldenmüthigen Tugendaktes sein.

Wenn man nun liest, wie die hohe Frau im armen Kloster der heiligen Clara die übrige Zeit ihres Lebens, und zwar noch volle siebenundzwanzig Jahre, gelebt hat, sie, das fürstlich geborene und erzogene Kind, das vom Hofe der Könige kam, wo man, nach dem Zeugnisse des Evangeliums, die weichlichsten Menschen suchen soll (Matth. 11.); dann traut man seinen Augen kaum und ist gezwungen, die göttliche Gnade zu bewundern, die in dem Schwachen sich so stark erweist!

Die fromme Dienerin Gottes Philippa hielt die Ordensregel so streng, wie die geringste und gesündeste unter den Schwestern. Den größten Theil des Jahres ging sie ganz barfuß, schlief auf einem Strohsacke und war bei'm Gottesdienste, Nachts sowohl als unter Tags, die erste, die den Chor betrat, und die letzte, die denselben wieder verließ. — Das Leiden des Herrn betrachtete sie täglich und unter Vergießung vieler Thränen. Durch diese heilige Uebung entzündete sich in ihrem Herzen das Feuer der heiligen Gottesliebe immer mehr und mehr. — Groß war auch ihre Liebe zu den Mitschwestern, besonders zu den kranken, welche sie auf alle erdenkliche Weise körperlich, und durch ihre entflammten Reden über göttliche Dinge auch geistig zu erquicken wußte. Ihre eigene Erquickung aber fand sie in Fasten und Abstinenz. Was deßhalb ihre Herren Söhne aus kindlicher Pietät ihrer Mutter zuweilen in's Kloster schickten, seltene Früchte und kostbare Speisen und Confecte, das war Alles nur für die Kranken in und außer dem Hause.

Mit besonderer Andacht verehrte sie auch die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria; an jeglichem Samstag schmückte sie ihr Bild mit Blumen und brennenden Kerzen. Besondere Liebe erwies sie auch den Heiligen: Franziskus von Assisi, Antonius von Padua, Clara und Coleta.

Die Liebe zur klösterlichen Armuth sah man ihrem alten, abgenutzten Kleide an; auch pflegte sie als Nonne stets nur aus hölzernen Geschirren zu essen. — Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Oberen hätte sie nicht einmal eine Nadel zu ihrem eigenen Gebrauche verwenden mögen. — Ihre Demuth gefiel sich in den geringsten Arbeiten

einer armen Franziskaner-Nonne, und von der ehemaligen königlichen Majestät und der herzoglichen Abstammung durfte ihr Niemand mehr reden, der sie nicht betrüben wollte. Sie selbst nannte sich, und zwar mit Freuden: „Schwester Philippina, ein armes Erdwürmlein."

Diese wenigen Züge bekunden uns in dieser Dienerin Gottes und Mariä einen wahrhaften Spiegel aller Vollkommenheit und Heiligkeit.

Als Philippa's gottseliger Wandel zu den Ohren Franz, des Königs von Frankreich, kam, empfahl er sich auf's Dringendste in ihr frommes Gebet und schickte ihr einen herrlichen Schatz von Heiligthümern, welche der königlichen Schloßkapelle zu Paris entnommen und in einem kostbaren Reliquienbehälter eingefaßt waren, der die Form einer Lilie hatte, die von zwei Engeln gehalten wurde; die Lilie — zur Erinnerung und zum sichtbaren Ausdrucke, wie sehr Philippina die „Lilie des Feldes", die allerseligste Jungfrau Maria, zu verehren pflegte.

Die gottselige Frau scheint auch die Gabe der Weissagung empfangen zu haben, denn sie wußte den Tod ihres jüngsten Sohnes, des Herzogs Franz, zur selben Stunde, als dieser in der Schlacht bei Pavia gefallen, obschon der Kriegsschauplatz über hundert Meilen von ihr entfernt war.

Allem dem entsprach auch die musterhafte Geduld, womit sie die Schmerzen ihrer langen Krankheit ertrug. — Nach dem andächtigen Empfange der heiligen Sterbsakramente betrachtete sie die himmlische Glorie und seufzte mit dem Psalmisten zu Gott: „Es dürstet meine Seele nach Dir und all' mein Fleisch verlangt nach Dir, wie aus einem wüsten, ungebauten und vertrockneten Lande, wo kein Wasser ist!" Dann, zu den umstehenden Schwestern gewendet, fuhr sie fort: „Eines habe ich vom Herrn mit erbeten, und Anderes begehr' ich nichts mehr, als daß ich in dem Hause des Herrn bleibe alle Tage meines Lebens!" — Diese Worte sprach sie an einem Dienstage, und die Abtissin glaubte daraus auf ihren nahen Tod schließen zu dürfen. Alsbald aber erkannte die Kranke den Sinn ihrer Oberin und sagte beruhigend: „Mein Sterbestündlein ist heute noch nicht zu erwarten. Der Samstag, als Muttergottestag, hat mir allezeit besondere Gnaden und Freuden gebracht; am Samstag bin ich mit dem Könige von Sicilien vermählt worden und unsere Ehe war von Gott gesegnet; am Samstag habe ich meinen Einzug in jene Lande gehalten; an einem Samstag bin ich in diesen heiligen Orden aufgenommen worden; am Samstag hoff' ich, und zwar durch die gütigsten

Fürbitten der glorreichen Himmelskönigin, werde ich die Welt gänzlich verlassen und hinübergehen zu meinem Heiland und zu seiner und meiner süßesten Mutter Maria!" — So ist es denn auch geschehen. — Am folgenden Samstag ist die Dienerin Gottes selig im Herrn entschlafen im fünfundachtzigsten Jahre ihres Lebens, nachdem sie siebenundzwanzig Jahre in dem strengen Clarissen-Orden zugebracht hatte.

Gleich nach ihrem Hinscheiden sah eine fromme Ordensschwester sie in himmlischem Glanze, und ihr ehrwürdiger Leichnam gab, selbst da er schon in dem Ehrengrabe in der Clarissen-Kirche zu Pontamousson ruhte, lange Zeit einen sehr lieblichen Geruch von sich und wurde vielfach von Andächtigen verehrt.

Wie Markus von Sigmaringen Sanct Fidelis wurde.

Der Jüngling und der Wolf.

(Nach: Erzählungen von Dr. Johann Emanuel Veith.)

1. Zu Sigmaringen, einem Städtchen an der Donau, in dessen Nähe auf einem steilen Felsen das Stammschloß der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen sich erhebt, wurde im Jahre 1577 dem gottesfürchtigen Ehepaare Johannes Roy und Genovefa Rosenberger ein Knäblein geschenkt, das in der heiligen Taufe den Namen Markus erhielt. Frühzeitig verlor das Kind seinen ehrsamen Vater, der noch vor seinem Hinscheiden den väterlichen Segen seinen Kindern gab, sie zur Frömmigkeit und Tugend ermahnte, und ihrer im Himmel zu gedenken versprach.

Der große Fleiß und die herrlichen Talente, durch welche der junge Markus schon in der Kinderschule sich ausgezeichnet, besonders aber seine unersättliche Wißbegierde und sein bescheidenes, wahrhaft gottseliges Wesen, haben den Vormund und seine Mutter dahin vermocht, daß sie ihn nach Freiburg im Breisgau sandten, damit er da den Studien obliege. — Hoch erfreut war der Knabe über diese Bestimmung und suchte durch seinen musterhaften Wandel den Hoffnungen seiner Wohlthäter zu entsprechen. In kurzer Zeit erwarb er sich eine erstaunliche Fertigkeit in allen Fächern des Wissens, denen er sich gewidmet, besonders in der lateinischen Sprache.

Als er den Zeitpunkt erreicht hatte, in welchem er, nach dem abgeschlossenen Studium der Weltweisheit, die Wahl seines künftigen

Standes treffen sollte, betete er mit aller Innigkeit der Andacht zu Gott um Erleuchtung; dann überlegte er das Vortheilhafte und Beschwerliche eines jeden Standes, zu dem er Neigung fühlte, prüfte selbst wieder die Neigungen zu je einem Stande, ob nicht etwa unreine, irdische Absichten sich beimischten, und zufolge dieser fortgesetzten, immer durch eifriges Gebet unterstützten Prüfungen, fiel seine Wahl auf das Studium der Rechte, weil er daraus große Belehrung zu schöpfen glaubte, um dereinst seinen Mitmenschen nützlich zu sein.

So sehr also der Jüngling Markus für Religion und die treue Nachfolge Jesu Christi glühte, wendete er sich doch nicht zum geistlichen Stande; allein auch dies geschah durch die weise Fügung Gottes, weil er ihn zu wichtigeren Geschäften vorausbestimmte, wozu auch die genannte Rechts-Wissenschaft und überhaupt eine weitumfassende Gelehrsamkeit erfordert wurden.

Seine Studien-Jahre verlebte er in gänzlicher Unschuld, weil er Alles sorgfältig vermied, was dieselbe hätte gefährden können, und unausgesetzt aufmerksam blieb auf die Stimme Gottes, die ihn zu etwas Höherem ermunterte. Er führte ein sehr abgetödtetes Leben, trank niemals Wein und trug stets ein Bußkleid. Seine Tugenden, unter andern seine Sanftmuth und Bescheidenheit, zogen ihm die Verehrung und Liebe Aller zu, die ihn kannten.

Im Jahre 1603 kehrte er wieder zu den Seinigen nach Sigmaringen zurück. —

2. Im Spätherbste beim ersten Tagesgrauen schritt der Studiosus Markus mit Ranzen und Stab und einem etwas schüchternen, kleinen Studenten-Degen an der Hüfte, ganz kleinlaut seinen Fußsteig dahin, und gelangte am Vormittage schon zu dem berüchtigten Schwarzwalde, durch den seine Wanderung ihn führte. In sicherer Hoffnung, gegen den Abend eine gewisse Herberge, so er sich zum Ziele gesetzt, ohne große Mühe zu erreichen, war er schon viele Stunden lang im Walde fortgegangen, als die Dunkelheit ihn überraschte und, wie es der Dunkelheit Gebrauch ist, auch hier ihm bald den rechten Weg verhüllte. Bald erkennend, daß er auf Irrwegen gehe, und im finstern Walde, ohne Spur eines ordentlichen Weges, alle Schrecken fühlend, die bei solcher Gelegenheit erwachen, rannte er eine ziemliche Zeit lang bergauf, bergab, bis er zwischen den Bäumen ganz in der Nähe ein Licht hervorschimmern sah. Da nahm er noch einmal die gesunkenen Kräfte zusammen, eilte hinzu, und fand eine Bauernhütte, die ihm wenigstens ein ruhiges Nachtlager zu

versprechen schien. Auf sein lärmendes Klopfen trat zwar ein sehr betagtes Weiblein mit einer Laterne aus der Hütte hervor, das verwundert und gutmüthig den Jüngling ansah, aber trotz seines inständigen Bittens, und seiner Bereitwilligkeit mit irgend einem Winkel und etwas Suppe vorlieb zu nehmen, und dankbarst es zu bezahlen, schlug es ihm sein Begehren ganz trocken ab. Als er aber mit seinen Bitten durchaus nicht nachlassen wollte, erwiederte das Mütterchen: „Mein lieber junger Herr, Er sollte mich nicht für so unbarmherzig halten; denn, damit ich Ihm die Wahrheit sage, es wäre mir um das junge Blut leid! Er muß nur wissen, daß hier in dieser Hütte ein Trupp der grausamsten Mörder sich aufhält, die mich aufgefangen haben, damit ich ihnen koche und haushalte, und denen ich, weil meine Füße mich nicht recht tragen, schwerlich mehr entfliehen werde! Sein Glück, daß sie eben nicht daheim sind, weil sie auf der Straße einem Fuhrmann, der viele Waaren in die Stadt führt, auflauern; wahrscheinlich sind sie mit dem saubern Geschäfte schon zu Ende, und dann können sie augenblicklich da sein! Deßhalb wird Er am besten thun, sich in den Schutz des Herrn zu empfehlen, und diesen erschrecklichen Ort zu verlassen, so geschwind Er's vermag!" Hierauf fing das arme Weib vor großem Mitleiden bitterlich zu weinen an, gab dem bleichen Wanderer ein Stückchen Brod, und zeigte ihm, welche Richtung er nehmen müsse, um den Mördern zu entkommen.

Der todtmüde Markus, von Hunger und Durst gepeinigt, würde keinen Schritt mehr haben thun können, hätte die ungeheure Angst ihn nicht laufen gelehrt. Es dünkte ihn noch ein großes Glück zu sein, als die volle Mondscheibe heraufstieg und das Waldgestrüppe wenigstens so viel beleuchtete, daß er nicht mehr jeden Augenblick über vorragende Baumwurzeln und Blöcke straucheln und fallen durfte, sondern den Weg doch erkennen konnte, den er im Zickzack durch das Dickicht nahm. Auf diese Weise hatte er, mit Händen und Füßen arbeitend, von Schweiß überfließend, am ganzen Leibe zerstoßen, und von jedem Tritte mit neuem Schmerze durchzuckt, eine ziemliche Strecke zurückgelegt, und begann schon einige Hoffnung zu schöpfen, daß er nunmehr der Gefahr doch entronnen sein dürfte. Aber der Arme wußte nicht, daß er eigentlich nur in der Runde herumgelaufen war und mit jedem Schritte seinem Unglücke näher entgegen renne. Denn gerade, als er noch, einem gehetzten Hirsche gleich, einige rasche Sätze machte, und jetzt aus dem Dickicht an eine freiere Stätte hervorsprang, befand er sich plötzlich mitten unter den Räubern, welche den zu plündernden Wagen, von der Straße hinweg, hieher geführt hatten und

sich eben damit beschäftigten, den erschlagenen Fuhrmann unter die Erde zu verscharren.

Erstarrt von Entsetzen und von Todesangst durchrieselt stand Markus nun in der Mitte der Mörderrotte, die mit Blitzesschnelle ihn umringte, alle Gelegenheit zur Flucht vernichtend. Mit gräßlichem Scherze schwangen sie ihre Säbel und Dolche vor seinen Augen, den leichenblassen und zitternden Jüngling verhöhnend, dessen so schauerlich verunglückte Nachtreise ihnen sehr belustigend vorzukommen schien.

„Sieh' da," rief Einer von ihnen, „ein Schäflein das den Wölfen, geradezu in den Rachen läuft."

„Wenn du nichts mitbringst," schrie der Andere, „so schlagen wir dich gratis todt."

„Seid auf eurer Hut," rief ein Dritter, „sehet ihr denn nicht das große Schwert an seiner Seite?"

Hierauf lachten Alle mit häßlichem Beifall, bis sich endlich ein ernsteres Wortgefecht wegen des Gefangenen entspann.

Einer von ihnen meinte: „Man sollte ihn als ein gar junges Blut verschonen, ihm nur sein Geld und seine Kleidung abnehmen und sodann seiner Wege gehen lassen!"

„Warum nicht gar!" polterte ein Anderer drein, „damit er uns etwa wo angebe und uns die Nachspürer auf die Ferse ziehe?"

„Was gibt's da für viele Umstände mit dem Buben? So einem kindischen Gesellen ist der Hals leicht abgeschnitten, dann übergibt man ihn dem Fuhrmann da, der kann ihn mitnehmen!"

„Alles dies," so ließ sich ein Anderer hören, „kostet viele Zeit, und ihr scheinet gar nicht daran zu denken, daß wir vor Hunger und Durst bereits vergehen möchten! Lasset uns vor der Hand diesen armen Schelm in eines dieser leeren Fässer einsperren, bis wir uns mit diesem Weinfäßchen da ein Genüge gethan und unsern matten Leib erquickt haben; alsdann lasset uns wieder hieher kommen, um dann auf die kurzweiligste Art dem Bürschlein den Garaus zu machen!"

Dieser Vorschlag fand so allgemeinen Beifall, daß Einige sogleich das leere Faß vom Wagen warfen, Andere mit barbarischem Ungestüm den Jüngling packten und in das Faß hinein stießen. Hierauf schlugen sie es fest zu, und eilten mit der reichlichen Beute nach ihrem Schlupfwinkel, um geschwind der schnöden Freuden ihres Lebens sich zu vergewissern.

Da lag oder kauerte nun der unglückliche Student Markus in

seinem sehr fest schließenden, weingrünen Fasse, das ihm gänzlich wie ein Sarg vorkam, und der Weingeruch wie Grabesduft, und der von geistiger Gährung zu Boden gesetzte Weinstein schien ihm einem Grabstein gleich, unter welchem er nimmer sich hervorarbeiten sollte. Durch das Fenster seines Kerkers, das Spundloch, sahen zwar Mond und Sterne herein, er selbst aber befand sich weit entfernt von aller menschlichen Gesellschaft. „O Himmel,“ seufzte er, nachdem er sich von der ersten Betäubung des Schreckens etwas erholt hatte, „kann auch ein elenderer Mensch, als ich es bin, auf dem ganzen Erdboden gefunden werden!? O Gott, so ist es nun wirklich mit mir zu Ende!? O Gott, du siehst meine schreckliche Noth! Ich habe es wohl oft vernommen, daß ohne deinen Willen kein Sperling je vom Dache fällt, und keinem Menschen ein Haar gekrümmt wird: so will ich denn, wie du mich gewahrst und mit dem Auge deiner Gerechtigkeit dich preisen! Ich will mich gänzlich und ohne Rückhalt in deinen heiligsten Willen ergeben; du aber verleihe mir die Gnade, daß ich mindestens für diese kleine Lebensfrist, so du mir vergönnst, vollkommen alle meine Sünden bereue und dir in Liebe getreu bleibe! Ich bekenne vor dir meine armselige Unbeständigkeit; und da ich nicht mit Thränen diese Schuld auszulöschen vermag, so will ich sie gerne durch mein Blut büßen, sofern es dein Wille sein sollte. Aber — ist es deiner Allmacht nicht möglich, mich aus diesem Kerker und vom drohenden Tode zu befreien? Bist du nicht der Herr, von welchem die heilige Schrift sagt: „Der Herr gibt den Tod, und gibt das Leben, er führt in das Grab, und wieder zurück?“ Wie oft hast du deine Getreuen errettet, wie oft auch Jene, die dir treulos waren, damit sie deine Macht und Herrlichkeit erkennen! Ja, wie einstmals Jonas aus schauerlichem Kerker im tobenden Meere zu dir gerufen, so rufe auch ich: „„Da meine Seele in mir bedrängt und geängstigt ward, habe ich deiner, o Herr, gedacht, auf daß mein Gebet zu dir gelange!““ Und ferner flehe ich mit den Worten des Psalmisten zu dir: „„Noch hoffe ich, o Herr; noch ferner wird meine Seele leben und deine gerechten Urtheile preisen, die mich zu besserm Leben geführt! Ich habe geirrt und war ferne von dir, du aber bist mir nahe geblieben; du hast mich gezüchtigt und in den Schatten des Todes geführt; wiederum wirst du meine Bande zerbrechen und dich meiner erbarmen! Denn du durchschauest mein Herz und siehst meine Reue; ich aber erneuere, was ich gelobt, und will mein Gelübde treulich halten, und um beharrliche Treue Tag für Tag dich anflehen!““ — O Jesu, erbarme dich meiner! O wunderbare Mutter und Jungfrau

Maria, wende dein mitleidig Auge zu mir! O heiliger Schutzengel, flehe um Schirm und Hilfe für deinen treulosen Bruder!"

Unter diesen, mit großer Inbrunst aus der Tiefe des Gemüthes empor geschickten Buß-Seufzern und Gebeten ging schon in dem Herzen des schwer heimgesuchten Markus ein süßer Friede auf, von gar tröstlicher und blühender Hoffnung begleitet, die ihm, wie mit schwebenden, wortlos redenden Tönen der Windharfe zuflüsterte: — „„daß er baldigst der gegenwärtigen, augenscheinlichen Lebensgefahr entgehen werde!""

Und obschon, lediglich verständiger und gleichsam natürlicher Weise nicht die mindeste Aussicht zu solch' einer Rettung sich darbot, ja auch die Zeit immer näher heranzog, wo die ruchlosen Raubthiere in Menschengestalt aus ihrer Höhle hervorbrechen mußten, um dem Tagesanbruch voreilend, ihr grausames Versprechen zu erfüllen, so fühlte sich Markus doch eine nicht geringe Weile hindurch aller Furcht und Bangigkeit entledigt, als welche dem innigen Troste, wie die Nacht vor dem siegreich herauf ziehenden Morgenroth, weichen mußte.

Zwar, wenn zu erklären käme, was es mit so wundersamen Tröstungen mitten in der Drangsal für eine Bewandtniß habe, so könnte nichts Anderes gesagt werden, als dies: daß es allerdings wundersame Tröstungen seien, die der Mensch empfangen muß, maßen er sie nicht selber sich zu geben vermag; denn könnte er selber sich Trost geben, würde er ja nie trostlos sein, und folglich auch des Trostes nicht bedürfen? Wer dergleichen jemals in sich erfahren, der versteht es wohl; wer es nie erfahren hat, den wird der gütige Gott es noch erfahren lassen! — Aber wie Alles, was von irdischer Schwere beherrscht wird, nicht immerfort, sei es auch von mächtiger Kraft getrieben, in die Höhe zu steigen vermag, sondern früher oder später wieder mit zunehmender plumper Hast zur Erde fällt; so pflegt auch die Menschenseele, von trägem Leibe und bleierner Verzagtheit besessen, nicht lange zwischen Himmel und Erde sich schwebend zu halten, wohin sie die Gnade ihres göttlichen Erlösers Jesus Christus auf Augenblicke zu freiem Emporflug hatte ermuntern wollen.

Auf solche Weise geschah es, daß auch der Seele des, seit einigen hochbegnadigten Augenblicken nur dem Leibe nach eingesperrten Markus, das Faß wieder zum öden und grauenvollen Kerker ward. — Und als sich vollends bald darauf ein nicht kleines Geräusch um das Faß herum hören ließ, fühlte er sofort den kalten Angstschweiß wieder über sein Angesicht herabträufeln, nicht anders vermeinend, als daß nunmehr sein letztes Stündlein geschlagen habe. Noch einmal suchte

er sich, mit krampfig zitterndem Herzen, zu sammeln und wenigstens so viel zu thun: um über jenes Geräusch, das von Zeit zu Zeit näher am Fasse vorbei zu streichen schien, und zuweilen wieder verstummte, nähern Aufschluß zu gewinnen. Er legte also sein Auge an das Spundloch, und das Erste, was seinem Blicke begegnete, war ein sehr haariges, langgezogenes, zugespitztes, ganz unmenschliches Gesicht, das auch in der That keinem Menschen, sondern einem — Wolfe zugehörte; und nun konnte er deutlich erkennen, woher jenes Geräusch veranlaßt worden, denn es war eine kleine Truppe von beutesuchenden Wölfen da, welche witternd und scharrend in Einem fort um das Faß herum schlichen.

Die Wölfe, deren allmälig mehrere herbeigekommen sein mochten, setzten eine gute Weile ihre Runde um das Faß herum fort, da und dorten, wo zwischen den Dauen eine Spalte sich zeigte, prüfend die Schnauze anlegend, um von der Anwesenheit einer so gediegenen Beute sich zu überzeugen. Je höher diese ihre durch den feinen Geruchsinn erlangte Ueberzeugung stieg, und je mehr zugleich die Durchschnöberung ihnen den Mangel alles Zuganges bewies, desto greulicher fingen die Faß-Belagerer zu heulen an; und je willkommener Markus den Wölfen, desto unwillkommener war ihnen das Faß; bei Markus jedoch erwies sich dies gerade als umgekehrt; denn jetzt freute er sich erst, durch eine solche Festung gegen die vierfüßigen Raubthiere geschützt zu sein, in welche die zweifüßigen kurz vorher ihn eingesperrt hatten. Er vernahm mit schauerlichem Aufhorchen das ohrzerreißende, vom Hunger aufgestachelte Heulen, das seine neuen Feinde in der Ohnmacht ihres fleisch- und blutdürstigen Grimmes entsetzenvoll in den Wald hinein ächzten.

Mittlerweile hatte Einer dieser Wölfe, nachdem zum zwölften Mal um das Faß hin und her nachgespürt, endlich das Spundloch aufgefunden. Und wiewohl er, mit seinem natürlichen, thierlichen Wolfs-Verstande ohne viel Kopfbrechens einsehen mußte, daß das räumliche Verhältniß dieser Oeffnung ihm unmöglich einen Einsprung in das Faß gestatte, so schied er doch nicht von seinem Funde; er hielt nämlich seinen Schweif in das Spundloch des Fasses und fuhr mit demselben dem armen Studiosus, der eben wieder heraus sehen wollte, über das Angesicht. Dieser aber, eigentlich ohne in dem Augenblicke recht zu wissen, zu welchem Ziel und Ende er es that, ergriff sogleich mit beiden Händen denselben und zog ihn mit aller Gewalt an sich. Kaum jedoch merkte der Wolf, daß er gefangen sei, und sich auch mit seinen Zähnen an dem Feinde nicht rächen und von seiner Gewalt

erretten könne, als er in verzweifelter Angst so jämmerlich zu heulen anfing, daß alle übrigen Wölfe vor unbändigem Schrecken sogleich die Flucht ergriffen und ihren Gefährten im Stiche ließen.

Zwischen den beiden Gefangenen erhob sich jetzt ein dergestalt seltsamer Streit, daß man die Bemühungen des Wolfes, um sich loszuwinden, wohl verstehen kann, nicht so sehr aber jenes des Gefangenen in dem Fasse, der gleiche Kraft anstrengte, den einmal gefaßten Feind nicht aus den Händen zu lassen. Es ist aber dies, ohne eigentliche Absicht so hartnäckig fortgesetzte Bemühen, sein großes Glück gewesen, denn es dauerte nicht gar lange, so begann das Faß sammt Inschluß den wüthenden Anstrengungen des geängstigten Raubthiers nachzugeben und fortgezogen zu werden. Das wollte dem im Fasse gar nicht mißfallen, weil er für's Erste den Räubern aus den Augen gerückt zu werden hoffte; er ließ nun um so weniger ab, den Schweif des Wolfes in den Händen zu halten, und dieser schleppte den unbequemen Wagen eine ziemliche Strecke über Stock und Dorn, wobe der arme Markus, eben nicht sänftiglich hin- und hergeworfen, manchen empfindlichen Anstoß erlitt, doch aber so tapfer sich hielt, daß der bewegenden Kraft von der Last keine Trennung gestattet wurde. So geschah es endlich, daß Wolf, Faß und Gefangener bis zum Rande eines steilen, jähen, steinigten Abhanges gelangten, da stürzten Wolf, Faß und Gefangener über einander den Berg hinab, bis das Faß in Trümmer ging und Markus auf freiem Fuße stand.

Der Wolf, recht froh, aus der Klemme zu sein, hat sich nicht sonderlich mehr um Jenen umgesehen, nach welchem er früher solche hungrige Sehnsucht geäußert; vor großer Abmattung wohl alles Hungers verlustig, trabte er seinen Weg zur Waldschlucht hinab, und Markus sah sich, — von Kerker, Mördern und Wölfen erledigt, unter den hellfunkelnden Gestirnen des nachmitternächtlichen Himmels, in erst nun wieder troftreicher Einsamkeit. Da wird nun freilich auch Niemand zweifeln, daß er vor Allem, Hunger, Durst, Angst und Müdigkeit beinahe vergessend, auf die Kniee gesunken ist, um dem himmlischen Vater, den er vorher durch den lieben Heiland Jesus Christus um Hilfe angerufen hatte, um seinen heißen, thränenreichen Dank für so unverhoffte Rettung darzubringen.

In großem Vertrauen, daß derselbe Gott, Herr und Heiland, der ihn durch so wundersame Mittel aus den Händen der Mordlustigen gerissen, auch ferner ihm beistehen, und äußerlich wie innerlich auf den rechten Weg leiten werde, machte er sich bald wieder auf, und wanderte den Rest der Nacht hindurch im wüsten Walde fort, sein

Herz aber lobte ohne Aufhören die unendliche Güte und Barmherzigkeit des Allmächtigen, und es kamen ihm viel lebenskräftige Sprüche aus der heiligen Schrift zu Sinne, die ihn mit großer Freude erfüllten, so daß er nach und nach in die hehren Stoßseufzer ausbrach: „Wie gut und wie heilsam war's mir, daß du, o Gott, mich gedemüthigt hast, auf daß ich deine gerechten Wege erkenne! — Ja, mein Herr, nun habe ich erkannt, daß deine Urtheile eine lautere Gerechtigkeit sind, und deine Erbarmungen ohne Zahl! — Erleuchte mein Herz, daß es deine Gebote bewahre; lenke mein Auge, damit es auf eitles Spiel nicht sehe; pflanze mir heilige Furcht in's Herz; belebe mich auf deinen Wegen! — In meiner Angst schrie ich zu dir, und du hast mich erhört; aus der Tiefe des Elends hab' ich zu dir gerufen, du hast meine Stimme nicht verworfen! — Vor deinem Antlitz war ich schon verstoßen, doch wieder werde ich deinem heiligen Tempel nah'n!" —

So kam er endlich mit Tages-Anbruch in eine sichere Herberge, wo ihm diesen Tag und die nächste Nacht auszuruhen, und seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln vergönnt war. Je mehr diese wiederkehrten, desto inniger ward zugleich auch sein erwachter Eifer für das Leben und Wirken in der Liebe Gottes und für die Ehre Gottes; er war zugleich zu der recht klaren Erkenntniß der eigenen Armseligkeit gelangt, der, was sie immer von Gott empfängt, Alles aus purer göttlicher Gnade, aus selbst eigenem Verdienst aber gar nichts, ausgenommen — gerechte Strafe für die Verlassung des Guten, des heiligen Kreuzweges Jesu Christi, — zu Theil wird. Drum ging er nunmehr in großer Freudigkeit am nächsten Morgen seine Straße fort.

Von Innen und Außen gestärkt, hatte **Markus** an diesem Tage einen sehr ansehnlichen Weg zurückgelegt, und mit laut pochendem Herzen klopfte er am Abend leise an der Thüre der elterlichen Wohnung an. Bald lag er weinend zu den Füßen der guten Mutter, die gleichfalls weinte und von zärtlichster Liebe bewegt, sprachlos ihn in ihre Arme schloß.

Er saß mit ihr bis in die tiefe Nacht hinein, die Ereignisse seiner Wanderung erzählend. Da war denn die gute Mutter überaus froh in Gott und dankte ihm für das Feuer schwerer Prüfung und Bedrängniß, durch welches er ihren Sohn, zu dessen Läuterung vom Bösen und zu dessen Befestigung im Guten, so väterlich weise geführt hatte.

Als Markus nach dem Abendessen und darauf erfolgtem Nachtgebete seiner Mutter die Hand reichte, und ihr eine „gute Ruh'!" wünschte, sprach er, den Blick auf's Crucifix gerichtet: „Mutter — seit meiner Errettung aus der Räuber und der Wölfe Gewalt zieht es mich nun noch mehr, denn früher, zu dem geistlichen Ordensstande als zu dem Advokatenstande hin! Wahrlich, die Klosterpforte erschlösse mir das Himmelreich!"

Die Mutter segnete ihren Sohn und sprach mit Gottvertrauen und innigster Rührung: „„Empfiehl dich Gott, er wird's schon wohl machen!"" —

Markus wird Fidelis.

(Aus: Leben der Väter und Martyrer von Alban Butler.)

1. Dem frommen Markus war's noch immer nicht recht lebendig im Herzen geworden mit der Sehnsucht — den Ordensstand zu wählen.

Er glaubte — durch die Uebung der Rechtswissenschaft seinen Mitmenschen nützlicher werden zu können. Bevor er jedoch hierin ein öffentliches Amt übernahm, wähnte er, seinem Bemühen in der Vertheidigung der Wahrheit und Gerechtigkeit größeren Nachdruck zu geben, wenn er vorerst noch zu der Würde eines Doktors beider Rechte befördert würde. — In dieser Absicht ging er nach Villingen, am Schwarzwalde, wohin sich die Professoren der Hochschule Freiburgs, wegen einer in dieser Stadt eingerissenen Pestkrankheit begeben hatten. Er bestand eine ruhmvolle Prüfung und wurde am 7. Mai 1611 von dem berühmten Thomas Metzger, Professor der Rechte und damals Dekan der Universität, feierlich als Doktor gekrönt.

Darauf ging Markus über den Rhein nach Ensisheim, im Ober-Elsasse, wo die österreichische Regierung ihren Sitz hatte, und übernahm da die Stelle eines Anwalts. Gerechtigkeit, die da wurzelt in der Religion des heiligen Kreuzes und in der Frömmigkeit aus derselben, blieb die unabänderliche Richtschnur bei all' seinen Vertheidigungen. Er nahm sich ganz besonders der Dürftigen in ihren Bedrängnissen an, und ward deßwegen bald überall der „Advokat der Armen" genannt.

Einige Ungerechtigkeiten, die er in ihren Sinnen nicht zu hemmen vermochte, flößte ihm aber nach und nach einen tiefen Abscheu gegen seinen Stand ein. Mehrere Advokaten suchten nämlich durch schlaue Scheingründe die Geschäfte zum Nachtheile der Parteien in die

Länge zu ziehen; dieses merkte er, und widersetzte sich mit mannhafter Entschiedenheit diesem Unwesen.

Anfänglich mochte er auch mancher Ungerechtigkeit den Weg abgeschnitten haben; zuletzt brachte ihn jedoch der nachstehende Vorfall dahin, daß er die für das eigene Seelenheil so gefährliche Stellung eines Advokaten verließ.

Bei der Regierung wurde ein sehr verwickelter Rechtshandel anhängig gemacht; die Partei, welche das Recht zu haben schien, suchte und erhielt auch den Markus zu ihrem Sachwalter. Mit seinem gewohnten Scharfsinne betrieb er das Geschäft, benützte unwiderlegbar die Gesetze und suchte das Endurtheil so schleunig als möglich zu erwirken. — Mit eben dem Eifer that der Gegner das Seinige, ward aber bald gewahr, daß die Rechtsgründe nicht für seine Partei sprachen, bemerkte jedoch auch mit Unwillen, daß der Handel so sehr rasch zu Ende gehe; darum redete er mit den vertraulichen Worten seinen Collegen Markus an: „Freund, warum sollen wir denn solche verwickelte Händel mit diesem Eifer und mit dieser Schnelligkeit betreiben und — dabei uns selbst vergessen? Ein Rechtsgelehrter darf ja so nicht sich überstürzen; er soll vielmehr bisweilen selbst die Arbeiten zu verlängern suchen, und dadurch seinen Gegner, der doch immerhin sein Freund ist und es auch wieder vergelten kann, etwa den einen oder andern Hasen in die Küche jagen. Warum sind die Leute so unvernünftig und streiten immer? Können sie so unvernünftig sein, so mögen sie auch hübsch bezahlen!"

Durch eine solche Aufforderung zum Unrechte wurde Markus tief gekränkt, erwog reiflich noch einmal in seinem Gewissen die Gefahren des Advokaten-Standes und setzte nun den Entschluß in Vollzug, den er an jenem Abend schon gefaßt, als er seiner Mutter seine wunderbare Rettung erzählt und sie ihn von ganzem Herzen gesegnet hatte.

2. Zuerst nahm Markus seine Zuflucht zum Gebete, bat Gott inständig um Erleuchtung, durchlas sehr aufmerksam das durch eine besondere Fügung des Himmels in seine Hände gefallene lateinische Buch des Hieronymus Platus, welches die „Vortrefflichkeit des Klosterlebens" behandelt, und fand sich mächtig zu der heiligen Weltabgeschiedenheit hingezogen. — Drei verschiedene Orden nahmen seine Neigung in Anspruch, nämlich: der Kapuziner-, Jesuiten- und Karthäuser-Orden, besonders die zwei letzteren; dieser, weil er seine Mitglieder durch einsame, stille Betrachtungen mit Gott beschäftigt und sie gänzlich von der Erde ablöst, um sie desto näher dem Urquell aller Heiligkeit zuzuführen; jener, weil er so verschiedenartig auf die Ver-

herrlichung Gottes und das wahre Wohl der Menschheit durch die religiös-sittliche Bildung, die er so emsig verbreitet, hinwirkt. — Er blieb in Betreff der Wahl eine Zeit lang unschlüssig, bis er zur Ueberzeugung gelangte: diese ihn besonders ansprechenden Eigenschaften im Kapuziner-Orden vereinigt zu sehen; er gab demnach diesem den Vorzug und suchte noch in dem Jahre 1611 bei dem Pater Alexander, Ordens-Provinzial in Altdorf, um Aufnahme an, welche ihm auch mit Freuden gewährt wurde.

Bereits in der Quatember-Woche des zunächst folgenden Herbstmonats empfing er von dem Weihbischofe zu Constanz, Johannes Jakobus Mürgel, Bischof von Sebaste, die kleineren und zwei höheren Weihen, und einige Tage vor dem Feste des Ordens-Stifters, St. Franziscus von Assisi die heilige Priesterweihe, worauf er in das für ihn bestimmte Kapuzinerkloster zu Freiburg im Breisgau eilte, um da seine Primiz zu feiern. Diese Festlichkeit fand im Jahre 1612 Statt, und zwar unter einem ungeheuren Zulaufe des andächtigen Volkes, weil diesem neuen Priester schon der „Ruf der Heiligkeit" vorangegangen war.

Nach der Feier des hochheiligen Meßopfers empfing er aus der Hand des P. Guardians Angelus das Ordenskleid und dieser gab ihm zugleich den Kloster-Namen: **„Fidelis,"** das heißt: „Der Getreue". In der kurzen Anrede an den Novizen rief ihm der Guardian dieselben Worte zu, welche Jesus an den Bischof von Smyrna gerichtet: „Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir geben die Krone des Lebens!" Offb. 2, 10. — Auch diesen Schritt bezeichnete Fidelis, wie er ja auch als Markus stets die Werke der Barmherzigkeit geübt, mit wohlthätigen Handlungen. Er stiftete von seinem väterlichen Erbtheil ein Stipendium für arme, studirende Jünglinge; er schenkte seine Bibliothek dem Priesterhause zu Freiburg, damit dürftige junge Geistliche sich derselben bedienen möchten; seine übrige Habschaft wurde unter die Armen vertheilt. Und dieses Alles brachte er dem Lamm Gottes am Kreuze dar, „weil ihn dazu die Liebe Christi drängte".

Nach überstandenem Probejahre legte Fidelis die Ordens-Gelübde ab. — Von diesem Augenblicke an entsagte er seinem eigenen Willen und opferte ihn gänzlich dem Willen seiner Oberen auf. Die Versuchungen, die ihn befielen, vermochten nicht, ihn zu entmuthigen; er überwand sie, indem er sie seinem Gewissensrathe entdeckte, dessen Vorschriften er mit kindlicher Folgsamkeit beobachtete. — Er ergab sich mit dem glühendsten Eifer der härtesten Bußstrenge und schätzte

sich glücklich, wenn er Verdemüthigungen erleiden konnte. Die von der Ordens-Regel vorgeschriebenen Abtödtungen genügten seinem Begehren nach der Züchtigung des Fleisches nicht; während der heiligen Advents- und Fasten-Zeit, wie auch an den Vigil-Tagen der hohen Feste, lebte er nur von Brod, Wasser und gedörrtem Obste. — Sich selbst immer mehr kennen zu lernen, sich von allen der menschlichen Natur anhaftenden Fehlern frei zu machen, in der christlichen Vollkommenheit allstündlich zu wachsen, dies galt ihm als das zu erringende Ziel. Sein tägliches Gebet lautete darum: „O Herr, bewahre mich vor der Sünde und vor der Lauigkeit im Guten!“ Eingedenk dieses Flehens, blieb er stets im Geiste gesammelt und verweilte mit demselben gar oft andachtstrunken unter dem heiligen Kreuz auf Golgatha.

Nach vollbrachtem Studium der Theologie, das er im Capuziner-Kloster zu Constanz begann und im Kloster Frauenfeld beendete, erwies er sich, wie ehedessen als ein gründlicher Rechtsgelehrter, so nun auch als ein ausgezeichneter Gottesgelehrter.

Ob seiner bewährten Frömmigkeit und Kenntnisse übertrug man ihm das Amt eines Predigers und des Beichtvaters, und er verrichtete beide Aemter mit dem reichsten Segen.

Nicht lange nachher wurde er von den Conventualen einstimmig zum Guardian erwählt, kam in dieser Eigenschaft in's Kloster Rheinfelden in der Schweiz, einige Stunden von Basel, dann nach Freiburg im Uechtland, und endlich — 1621 nach Feldkirch im Vorarlberg.

Als Ordens-Oberer zeigte er sich äußerst strenge gegen sich selbst; er durchlas öfter die Regel und betete eifriger als je zu Gott: „daß er ihn nie seinen Untergebenen auf irgend eine Weise das geringste Aergerniß geben lasse!“ Die Fehler Anderer bestrafte er mit Milde und Sanftmuth zur Beförderung wahrer Besserung; jedoch in Betreff der Kloster-Vorschriften blieb er unerbittlich.

In der Stadt Feldkirch und in den benachbarten Ortschaften stiftete er durch seine Predigten, seine weisen Belehrungen und Ermahnungen in dem Beichtstuhl, sein Erscheinen bei den Krankenbetten unbeschreiblich viel Gutes. Er wirkte auch wahre Wunder von Bekehrungen.

Hohe Verdienste erwarb er sich auch durch sein wahrhaft apostolisches Wirken in dem Lager der österreichischen Truppen, worin eine pestartige Krankheit ausbrach. Er besuchte jeden kranken Soldaten und gewährte ihm die Tröstungen der Religion. Er scheute

nicht die Gefahr der Ansteckung. Aus seinem Kloster bot er zweckdienliche Speisen den Kranken und veranlaßte die vermöglichen Bürger der Stadt. Er selbst trug oft die Speisen in's Lager, reichte den Kranken die Arznei, für die er gleichfalls gesorgt, trocknete ihnen den Schweiß ab und leistete ihnen jeglichen Dienst der christlichen Barmherzigkeit. Auch wendete er sich in einem Schreiben an den Erzherzog Leopold zu Innsbruck und erzielte, daß durch geeignete Pfleg-Anstalten dem allgemeinen Jammer gesteuert wurde. — O wie hehr glänzt hier Fidelis in seiner lautersten Nächstenliebe; er erscheint als ein Engel des Himmels, welcher hernieder in den Staub kam, um daselbst das menschliche Elend zu mildern! —

Fidelis wird ein heiliger Martyrer.

Als die Nachricht von des ehrwürdigen Fidelis apostolischen Arbeiten nach Rom gelangte, gab ihm die Congregation von der Ausbreitung des Glaubens den Auftrag, in Bündten, wo des Johannes Calvin Irrlehre überhand genommen hatte, den katholischen Glauben zu predigen. Er gesellte sich einige Mönche seines Ordens zu, um mit vereinten Kräften der göttlichen Wahrheit den Weg in dieses Bergland wieder zu eröffnen. Nichts konnte ihn abschrecken, weder die unzählbaren Mühsalen, noch die vielen dem Leben drohenden Gefahren.

Zuerst ging er in's Bretigöw, um da die weiteren Befehle des Grafen Allwig von Sully zu vernehmen, worauf er nun seine apostolischen Wanderungen begann.

Die ersten Früchte seines Eifers waren die Edeln, Conrad und Anna von Planta, und die Edeln, Rudolph von Salis und Rudolph Gugelbergen, die feierlich in der Kirche ihren Irrthum abschwuren, und mit innigster Andacht die heiligen Sakramente empfingen. — Er selbst giebt seinem Freunde, dem Abte Placidus zu Mererau, Kunde von diesem frohen Ereignisse in einem Briefe vom 6. April 1622, worin es heißt:

„Am fünften Sonntag in den Fasten habe ich in Zizers zwei Landammanne, den Statthalter, den Landweibel mit seiner Frau, und den Meßner dahingebracht, daß sie im Angesichte aller in der Kirche Anwesenden dem Irrthum entsagten und das feierliche Bekenntniß unsers wahren katholischen Glaubens ablegten. — Gott wolle befestigen, was seine Gnade in ihnen gewirkt hat! — Ich habe sichere Hoffnung, ja sogar ernstliche Zusicherung, daß ihnen noch mehrere Andere nachfolgen werden. Darum bitte ich Eure Herrlich-

keit recht herzlich: Sie wollen meine frommen Absichten durch ein eifriges Gebet zu Gott und der allerseligsten Jungfrau Maria unterstützen! Denn Gott will, daß ich anpflanze; ein Anderer begießt; möge nun der gütige und beste Vater auch das Wachsthum verleihen!"

Ein besonderes Augenmerk wandte Fidelis auf die Jugend, die ihn auch wirklich als ihren Vater liebte. — Oft sah man daher Eltern, die ihre Kinder an der Hand zu ihm führten, ihn um Belehrung bittend; er unterhielt sich halbe und manchmal ganze Nächte mit ihnen über die katholische Religion, und die Frucht davon war, daß diesen schlichten Seelen das Licht des Glaubens aufging.

In seinen Predigten riß er unwillkürlich die Herzen der Zuhörer mit sich fort, so daß sie sich besiegt erkennen mußten. — Zu Grüsch und Sevis hielt er eines Tages eine Predigt über die Vortrefflichkeit der katholischen Religion, in welcher er durch leicht faßliche und unwidersprechbare Gründe darthat: „sie allein sei der wahre Weg zum Himmel," so daß die Zuhörer gestanden: „„sie hätten nie geglaubt, daß die katholische Kirche auf so unerschütterlichen Grundfesten beruhe!"" — Nach diesen Aeußerungen konnte der Glaubens-Prediger ohne Mühe das Werk ihrer Bekehrung vollbringen. —

Indeß nahte die heilige Charwoche, die er im Frieden seines Klosters zubringen wollte; er ließ aber seinen Mitbruder; den Pater Alexius, im Bretigöw zurück.

Während seiner Abwesenheit entspannen sich daselbst Umtriebe wideri hn, von denen man ihm auch Nachricht gab; dennoch ließ er sich von der Fortsetzung seines Missions-Werkes nicht abhalten; er nahm Abschied von Feldkirch und deutete in seinen Unterredungen wie weissagend an, daß er nicht wieder zurückkehren werde. Er fand auch alsbald die Calvinisten in starker Bewegung, die über die Abnahme ihrer Partei höchst erbittert worden und die Waffen ergriffen hatten, in der Absicht: den Heiligen zu ermorden. — Fidelis erfuhr diese Zubereitungen und hielt sich von diesem Augenblick für jegliches Martyrium bereit. Nun sagte er mehreren Personen ganz bestimmt seinen Tod vorher, und unterzeichnete seine Briefe: „P. Fidelis, unwürdiger Kapuziner, gar bald eine Speise der Würmer."

Am 24. April 1622 legte er einem seiner Missions-Genossen die Beichte ab, celebrirte das hochheilige Meßopfer und hielt in der Pfarrei Grüsch noch eine Predigt, wobei sein Vortrag von einer flammenden Begeisterung gehoben war. Diesem Unterrichte wohnten nur Soldaten bei, denn die aufrührerischen Bauern ließen ihm sagen:

„„sie würden ihn anhören, wenn er nach Sevis kommen wollte.““ — Dies geschah denn auch. — Im Weggehen sagte er zu dem Pater Johannes, seinem Gefährten: „Ich will nun gehen nach Sevis, obgleich ich gewiß weiß, daß sie nicht in Aufrichtigkeit wandeln, und viel Arges im Herzen vorhaben!“

Sobald der Hauptmann Jakob Kolonna, Freiherr von Fels, die Abreise des Missionärs erfuhr, schickte er ihm eine Begleitung von einigen Soldaten nach, damit an ihm keine Gewaltthätigkeit verübt werde. Deß weigerte sich aber Fidelis, mußte es jedoch auf dringende Vorstellungen geschehen lassen, da man ihm bemerkte: „„man wolle damit Niemanden Gewalt anthun.““

In Sevis predigte der Apostel über die Worte des heiligen Paulus: „Nur **Ein** Herr, **Ein** Glaube, **Eine** Taufe!“ — Während des Vortrags hörte man zu wiederholten Malen Gelärme und Waffengeklirr in der Ferne; allplötzlich aber entstand ein heftiges Getöse an der Kirche, die Wache fällt todt zur Erde, unter der Thüre drückte ein Rebell sein Schießgewehr gegen den Heiligen ab; allein die Kugel fuhr, ohne den Prediger zu beschädigen, dicht an ihm in die Wand. Die Anwesenden stürzten aus der Kirche, die Soldaten griffen nach den Waffen, wurden aber theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Fidelis warf sich vor dem Altare nieder und bat Gott um Gnade und Hilfe: „den Tod für seinen allerheiligsten Namen standhaft zu erdulden!“ — Ein mitleidiger Calvinist rieth ihm, die Kirche nicht zu verlassen und sich nicht in eine so augenscheinliche Gefahr zu begeben: er jedoch erwiederte: „Sei ohne Sorgen wegen meiner, guter Freund! für mein Leben fürchte ich nichts mehr, denn ich hab' es Gott befohlen!“

Der Bekenner machte sich dann auf den Weg nach Grüsch; da kamen ihm etwa zwanzig bewaffnete Bauern entgegen, die, wüthenden Hunden ähnlich, ihn anfielen und mit Flüchen und Lästerungen in allen Tonarten übergossen. Der Eine sagte ihm: „er solle seinen Glauben abschwören;“ — die Andern dräueten ihm den Tod an; — ein Dritter schrie: „er solle sich gefangen geben; — „Nein!“ schrieen mehrere, „todtgeschlagen soll er werden!“ wobei ein Rasender ihm einen Schwertstreich beibrachte, dem aber Fidelis noch nicht erlag. — Mit innigster Andacht betete er: „Jesus! Maria! — Erbarme dich meiner, o Gott!“ — Nach diesen Worten sank der Martyrer ohnmächtig zu Boden, richtete sich aber wieder auf seine Kniee, und bat mit lauter Stimme Gott um Verzeihung für seine Mörder. — Hierauf stachen und schlugen die Bauern

auf ihn los, deren Einer mit einem Sternkolben ihm den linken Theil des Hauptes zerschmetterte. — Mehr als zwanzig Stiche befanden sich in seiner Brust; seine linken Rippen waren fast alle eingeschlagen; kaum sah man einen Fleck an seinem ganzen Leibe, der nicht verwundet gewesen wäre. — Dies geschah am 24. April 1622.

Ein calvinischer Prediger, der bei seinem Tode zugegen war, konnte sich des Geständnisses nicht erwehren: „„daß der Glaube, der so sterben lehre, sicher der wahre sein müsse!““ Und er entwand sich ungesäumt dem Irrthum und legte das katholische Glaubensbekenntniß ab, nachdem er durch ernstes Nachdenken in die göttliche Wahrheit desselben eingedrungen war.

Nach vollbrachter Missethat flüchteten sich die Mörder.

Am Tage darauf holte der Meßner den ehrwürdigen Leichnam und bestattete ihn auf dem Kirchhofe zu Sevis zur Erde. Den Mantel, den Gürtel und die Schriften des heiligen Martyrers überbrachte er dem P. Johannes und er nahm diese Reliquien mit sich nach Feldkirch.

Der Bischof von Chur verlangte indeß den Leichnam des Fidelis, weil er in seiner Diözese das Martyrium erlitten habe. Er wurde daher am 18. Oktober aus dem Grabe gehoben, in einen eigens dazu verfertigten Schrein gelegt und dieser in einen Sarg eingeschlossen und nach Chur geführt, dort feierlich in Empfang genommen und in dem mittleren Schiffe der Cathedrale aufgestellt; der Domherr Joseph von Mohr, nachher Bischof von Chur, hielt eine schöne Rede, in welcher er die Tugenden und Verdienste des Heiligen schilderte und unter vielen Thränen der Zuhörer seines Martyrtodes gedachte. — Nach dem beendigten Gottesdienste wurde der Sarg in die unter dem Chore befindliche Gruft hinabgelassen. — Auf des Martyrers Fidelis Fürbitte bei Gott geschahen viele Wunder.

Papst Benedikt XIII. sprach am 24. Februar 1729 ihn selig, Benedikt XIV. aber nahm ihn am 29. Juni 1746 in das Verzeichniß der Heiligen auf. Er bestimmte, daß sein Gedächtniß in der ganzen Kirche am 24. April, dem Tage seines Martertodes, gefeiert werden solle.

Das Haupt und der linke Arm des Heiligen befindet sich im Dome zu Chur, die übrigen Reliquien aber in Feldkirch. —

Wie wunderbar ist Gott in seinen Führungen! — Markus war von ihm zum Martyrer Fidelis bestimmt! — Markus ertrug schon das unblutige Martyrium der Seelen-Angst unter den Räubern und Wölfen, und Fidelis erlitt das blutige Martyrium des Leibes im freudigsten Bekenntnisse des Glaubens, wie ihn die

wahre Kirche des Gottmenschen Jesu Christi, die katholische, von jeher unverfälscht verkündet! —

Die Verheißung des weiß gekleideten Jünglings.

(Erzählt von J. A. Weidenbach.)

In dem Dorfe Trittenheim an der Mosel lebte im fünfzehnten Jahrhundert ein Winzer, der — nach seinem Geburtsorte — Johannes von Heidenburg hieß, denn das war so die Sitte der damaligen Zeit, die Leute nur nach ihrem Tauf-Namen, und zur Unterscheidung nach ihrem Geburtsorte, ihrem Handwerke, oder nach der Straße zu nennen, worin sie wohnten. Seine Frau, Elisabeth, stammte aus dem Dorfe Conguich, das gleichfalls an der Mosel lag. Als schlichte, ehrliche, fromme Leute übten sie ihr Tagewerk, und kannten keinen höheren Wunsch, als ihre Ehe mit einem Söhnlein beglückt zu sehen.

Und das geschah denn auch.

Am 1. Februar des Jahres 1462 wurde ihnen wirklich ein Knäblein geboren, dem sie in der heiligen Taufe auch den Namen Johannes gaben.

So weit erwies sich nun ihr erfüllter Wunsch als ihr höchstes Glück; aber der liebe Gott fügt es gar oft ganz anders, als die Menschen hoffen; er sucht uns mit Diesem oder Jenem auf, wenn wir es am wenigsten erwarten! Kaum zählte das Knäblein ein Jahr in seinem Lebensalter, da legte sich der Vater auf das Krankenbett und starb. Das war für die arme Frau ein harter Schlag, die sich indeß voll christlicher Demuth in den Willen Gottes fügte, der doch Alles zu ihrem und ihres Kindes Heil lenken würde, und beschloß, aus Liebe dem kleinen Johannes einen zweiten Mann nicht mehr zu nehmen, weil sie fürchtete, er könne ihrem einzigen Kinde wirklich ein Stiefvater werden.

Sieben Jahre hindurch blieb sie auch diesem Vorhaben treu; da — schritt sie jedoch zur zweiten Ehe.

Der arme Johannes mußte es bitterlich entgelten; denn als er heranwuchs und große Lust am Lernen zeigte, wollte der Stiefvater davon, als etwas Unnöthigem für einen Winzer, nichts wissen. Ja noch mehr! Als diese Lust immer reger in ihm erwachte und er so-

gar das Begehren äußerte, studiren zu wollen, blieb es nicht mehr bei harten Scheltworten, sondern der Stiefvater ließ es auch an Schlägen nicht mangeln, um diese gefährliche Neigung, wie er meinte, mit denselben bei dem Knaben gänzlich auszurotten. Aber das Alles half nichts; Johannes wollte gelehrt werden, und koste es der Schläge noch so viel!

Jetzt stand Johannes in dem Alter von fünfzehn Jahren, also in einem Alter, in welchem andere Knaben schon etwas Tüchtiges gelernt haben, und er konnte noch nicht einmal lesen. Zum Glücke besaß er einen Freund, der sich vormals mit den Wissenschaften abgegeben hatte, diesem offenbarte er seine Herzens-Angelegenheit und bat ihn um Unterricht. Was ihm am Tage nicht vergönnt war, suchte er bei der Nacht; wenn Alle im Hause schliefen, machte er sich auf und ließ sich von dem Freunde unterrichten. In einem Monat kam er schon so weit, daß er deutsch lesen konnte; fortan wurde schreiben gelernt, und als er auch hierin in einer unglaublich kurzen Zeit bewunderungswürdige Fortschritte gemacht, Latein begonnen.

Dem Freunde war ein solches Talent nimmer vorgekommen und konnte dem Johannes sein Staunen nicht verbergen. — Da weihte ihn der Schüler in ein bisher sorgsam bewahrtes Geheimniß ein. — „Ein ganzes Jahr lang", erzählte er ihm, „habe ich gefastet und zu Gott gebetet, daß er mich möge gelehrt und sonst noch etwas werden lassen!" Da erschien mir im Schlafe ein weiß gekleideter Jüngling, der hielt in seinen Händen zwei Tafeln, die eine beschrieben, die andere mit Bildern ausgefüllt, und sprach zu mir: „„Wähle dir eine von diesen Tafeln!"" Ich wählte die beschriebene Tafel, und als ich das gethan, sagte er: „„Gott hat dein Gebet erhört, und er wird dir **mehr** gewähren, als du bitten konntest!"" — Erstaunt horchte der Freund der Erzählung des seltenen Schülers und fragte: „Was war denn das Andere, das du dir von Gott erfleht hast?" Aber darauf wollte Johannes nicht antworten, und er hat es auch nie in späterer Zeit, als er ein berühmter Mann geworden war und die Geschichte seiner Jugend mündlich und schriftlich mittheilte, geoffenbart.

Des Freundes Wissen hatte Johannes bald in sich aufgenommen; es galt nun auf der von Gott bestimmten Bahn fortzuwandeln, und dazu mußte Rath geschafft werden. — Der Freund machte deßhalb einige Geistliche mit den außerordentlichen Geistes-Anlagen des Jünglings bekannt, und diese bestimmten dann seines Vaters Bruder, Peter von Heidenburg, der zugleich sein Vormund war, sich des Mündels

ernstlich anzunehmen. Der that dies und verlangte von dem Stiefvater Rechnungs-Ablage über das Vermögen des Johannes. Doch wie wuchs der Zorn des Stiefvaters! Hatte der arme Johannes früher schon Schmach und Schläge in Menge erdulden müssen, so fielen solche jetzt in verdoppelter Zahl auf ihn, und die Behandlung des harten Stiefvaters wurde endlich so grausam, daß Johannes nicht mehr länger in dem Hause zu bleiben vermochte. Er floh, irrte zuerst drei Tage lang im Felde umher und wandte sich dann nach Trier, wo er seine Studien fortsetzte. Nun erzielte es der Vormund auch, daß der Stiefvater das Vermögen des Vormunds herausgeben mußte, und so befand sich dann der lernbegierige Jüngling in der Lage, sogar nach den Niederlanden, und von dort auf die Universität nach Heidelberg zu gehen, wo er sich mit dem rastlosesten Fleiße dem Studium der Wissenschaften hingab.

Während unsere Jugend acht Jahre bedarf, um sich nur auf dem Gymnasium zum Besuche der Universität vorzubereiten, hatte Johannes im Ganzen nur zwei oder drei Jahre dazu gebraucht und in einem Alter von zwanzig Jahren bereits einen damals seltenen Grad wissenschaftlicher Reife errungen.

Da verlangte es ihn — einmal die Heimath wiederzusehen.

Mit einem Freunde, der ebenfalls in Heidelberg studirte, traf er im Januar 1482 die Reise an. — Ihr Weg führte über den rauhen Hundsrücken, ein kaltes Gebirgsland zwischen dem Rhein, der Nahe und der Mosel. — Einige Stunden von Kreuznach entfernt lag das Benedictiner-Kloster Sponheim. — Dort kehrten sie ein, genossen ein Mittagsmahl und setzten die Reise weiter fort. Aber plötzlich erhob sich ein so fürchterliches Schneegestöber, daß sie kaum mehr die Augen offen halten konnten und der Weg auch bald nicht mehr zu erkennen war. Der Freund schlug vor, in das Kloster zurückzukehren, Johannes jedoch meinte, sie müßten sich darob schämen. Immer ungestümer wurde das Wetter und Johannes sah bald selbst ein, daß die Weiterreise unmöglich sei. „Nun denn“, sprach er, „wir wollen zurückkehren; aber du wirst sehen, daß **ich** da bleibe!“

Und so geschah es auch.

Am 25. Januar 1482, es war also gerade an dem Festtage der Bekehrung des heiligen Apostels Paulus, kehrten sie in das Kloster ein; acht Tage darauf wurde Johannes schon als Novize eingekleidet und noch in demselben Jahre, an dem Festtage Mariä Opfe-

rung, am 21. November, brachte er in den feierlichen Gelübden dem allerhöchsten Herrn — die Welt und ihre Lust zum Opfer hin.

Unter den sämmtlichen Conventualen des Klosters besaß Keiner die Gelehrsamkeit des neuen Mitgliedes, das erkannten Alle an. Und es geschah alsdann sogar, daß man, als in dem folgenden Jahre der bisherige Abt nach Seligenstadt berufen wurde, ihn, den einundzwanzigjährigen jungen Mann zum — Abte wählte.

Da oblag es ihm nun, gar Vieles zu ordnen, zu ändern, besser zu gestalten, denn das Kloster war in der Folge mannigfacher Ereignisse arm geworden, seine Gebäude neigten dem Verfall entgegen und selbst die ganze Bibliothek zählte nur noch 48 Bücher. — Der neue Abt übernahm die Wiederherstellung des Klosters nach allen Seiten; Einnahmen und Ausgaben wurden so geordnet, daß nicht nur die Schulden bezahlt, sondern auch die verfallenen Gebäude wieder hergestellt werden konnten; vor Allem aber wurde von dem Abte darauf gesehen, bei den Mönchen einen recht lebendigen Eifer für die wissenschaftlichen Beschäftigungen zu wecken. Sie mußten viel lesen und wie die fleißigen Mönche des Mittelalters Bücher abschreiben oder den Abschreibern durch Bereitung des Pergamentes, der Federn und der Dinte, durch Linienziehen, Ausmalen der Anfangsbuchstaben, Verbessern der Schreibfehler u. s. w. behilflich sein. Dadurch, daß Alle sich diesen Beschäftigungen unterzogen, konnte etwas Tüchtiges erreicht werden; und so befand sich denn auch wirklich — nach einer dreiundzwanzigjährigen Regierung des Abtes Johannes im Kloster Sponheim — eine Bibliothek von 2000 Bänden, für die damaligen Zeiten eine fast unerhörte Seltenheit.

Ganz Deutschland war erfüllt von dem Rufe des großen und gelehrten Abtes, der selbst viele Bücher über die verschiedensten Zweige des Wissens verfaßte, und dessen geschichtliche Werke noch heute — als bedeutende Quellen-Schriften — gelesen und studirt werden. Fürsten und Bischöfe, wie auch gelehrte Männer aller Art kamen nach Sponheim, um in dem Kloster daselbst den — berühmten **Johannes Trithemius** von Angesicht zu Angesicht zu schauen, seine Kenntnisse sich zu Nutz zu machen, oder die herrliche Bibliothek zu bewundern und sich in ihr eifrigen Lesungen und Forschungen hinzugeben. Der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, den er in Köln kennen lernte, nahm ihn gar mit sich nach Berlin, und ließ sich von ihm neun Monate lang in der lateinischen und griechischen Sprache, der Geschichte und Mathematik unterrichten.

Von Berlin kehrte er nach Sponheim nicht mehr zurück, sondern

setzte sein thätiges Leben für Religion und Wissenschaft fort in dem Schottenkloster St. Jakob bei Würzburg, wohin er im Jahre 1506 als Abt berufen worden war, und wo er am St. Lucien-Tage, den 13. September 1516 sanft in dem Herrn entschlief, — nachdem er ihm gnädig und in reichem Maße verliehen hatte, was von dem weißgekleideten Jünglinge dem lernbegierigen Knaben Johannes ehedessen versprochen worden war.

Am Morgen roth, am Abend todt.

(Aus: Das Leben Rancé's von dem Abte Marsollier.)

Im Jahre 1676, während der heiligen Fastenzeit, wurde Armand Jean le Bouthillier de Rancé, Abt zu La Trappe des Cisterzienser-Ordens von einer heftigen Krankheit ergriffen. Er ließ sich in das Krankenhaus bringen, das er erst wieder gegen das Ende Augusts verlassen konnte. Von diesem Augenblick an war es ihm nicht mehr möglich, an den Arbeiten der Klostergemeinde sich zu betheiligen, noch wie sonst dem Kapitel vorzustehen. Ein schleichendes Fieber verzehrte ihn allmälig.

Wie durch ein Wunder einem fast sicheren Tod entgangen, nahm der Abt de Rancé, um sich blickend, nur noch leere Schlafsäle und volle Gräber wahr. Eine schreckliche Sterblichkeit, die er der ungesunden Lage des Klosters zuschreiben mußte, decimirte das Kloster. Dem Urbanus, der Prior, und dem Augustinus, der Unterprior, zwei Männer von einer großen Tugend und ausgezeichneter Gelehrsamkeit, erlagen dem Tode und fünfunddreißig Brüder folgten ihnen in die Grube. De Rancé fühlte eine Thräne seine Wangen herabrollen; hierauf schaute er gen Himmel, und keine Klage entschlüpfte seinem Munde.

Die Epidemie währte bis zum Ende des Jahres 1680.

Mehrere Novizen, jung, stark und kräftig, klopften indeß an den Thoren von La Trappe an, und de Rancé dankte Gott in seinem Herzen dafür, ohne sich jedoch deßhalb weniger streng in der Wahl der Annahme zu zeigen, so wie in den Prüfungen, welche er Diejenigen bestehen ließ, welche nunmehr die Welt flohen, um sich zu ihm zu flüchten.

In dem folgenden Jahre, 1681, öffnete er allen Denjenigen die Pforten von La Trappe, die da Buße zu thun begehrten; kein Stand war davon ausgeschlossen. Nur setzte er in der Abtei drei verschiedene

Grade fest: die Mönche des Chors, die Laienbrüder und die Schenkbrüder (Frères donnez). Zum ersten Grad gehörten Solche, die einige Talente zeigten und die schönen Wissenschaften studirt hatten. Die ungelehrten Leute, die aber ein Gewerbe verstanden, befanden sich in dem zweiten Grade. Zu dem dritten Grade zählten Alle, die weder Unterricht erhalten, noch eine Profession erlernt hatten. — Der Abt de Rancé verwendete fast alle seine den intellektuellen Arbeiten des Unterrichts abgestohlenen Augenblicke dazu an, diese ungebildeten Naturen von so vielen Seiten und entgegengesetzten Charakteren zu bilden und zu leiten. Er tröstete die Einen, ermahnte und ermuthigte die Andern; er flößte Allen denselben Geist ein und riß sie durch die Kraft seiner Beredtsamkeit auf dem Wege mit fort, der zum Himmel führt. —

Zu dieser Zeit der so zahlreichen Aufnahmen war es, daß sich zu La Trappe ein seltsames, feierliches und furchtbares Drama zutrug.

Einige Tage nach Ostern nämlich erschien ein Mönch aus dem Franziskaner-Orden, der etwa dreißig Jahre zählte und den einzig nur die Neugierde, die damals nichts Ungewöhnliches gewesen, nach La Trappe gezogen; er hatte während der heiligen Fastenzeit in den benachbarten Städten gepredigt. —

Am Tage nach seiner Ankunft pflog er eine Unterredung mit dem Abte. Er gestand ihm unter Anderem: „daß ihn das Verlangen dränge, sich in dessen Kloster zurückzuziehen; daß er sich aber nicht entschließen könne, noch so jung in dasselbe einzutreten, weil die Strenge, die man in diesem Orden übe, ihm Furcht einflöße; er indeß nach einigen Jahren ohne Zweifel sein Vorhaben noch ausführen würde.“ — Der Abt von La Trappe fragte ihn hierauf: „„ob er denn auch sicher sei, die Jahre, die er sich vorbehalte, noch zu leben? und ob er der Unbeständigkeit seines Willens, der immer rebellisch sei, wenn es sich darum handle, Gutes zu thun, nicht mißtraue? — und ob er einige Gewißheit habe, daß ihm dann die Gnade dazu, die Gott ihm doch geben müsse, bewilligt werde? — Wann Euch nur Eines von diesen drei Dingen fehl schlägt, was wird dann aus Euerm Vorhaben werden? — Was wird aus Euerm Heile werden? — Ist es erlaubt, auch nur Etwas von dieser Wichtigkeit auf ein gewagtes Spiel zu setzen? da es sich um nichts weniger als um unser ewiges Seligwerden oder unser ewiges Verdammtwerden handelt!““ — Er fügte noch mehrere, sehr überzeugende Gründe hinzu, und ganz gegen seine Gewohnheit drang er gewaltig in ihn, die Aufschiebung eines Vorhabens, das doch nur von Gott kommen könne, nicht aufzuschieben. — Aber

was de Rancé auch vorbringen mochte: der Mönch konnte sich nicht entschließen und beharrte immer auf seinem ersten Vorhaben.

Am Ende dieser Unterhaltung ging de Rancé, um die heilige Messe zu feiern, welcher der Mönch anwohnte; und als die Stunde gekommen war, führte er ihn in den Gastsaal. Er setzte sich an den Tisch, und aß anfänglich mit großem Appetit. Gegen die Mitte der Mahlzeit verlor er plötzlich die Besinnung und befand sich so übel, daß man ihn auf ein Bett legen mußte.

Der Abt von La Trappe eilte hinzu und ließ alle mögliche Mittel anwenden, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen; alle seine Mühe erwies sich als fruchtlos; eine Stunde nachher gab der junge Mönch seinen Geist auf, ohne sein Bewußtsein noch die Sprache wieder erlangt zu haben.

Zum großen Erstaunen Aller trug man ihn, den man am Morgen in der vollkommensten Gesundheit — jugendlich frisch und roth — gesehen hatte, am Abend todt in die Kirche. — Der Abt ließ ihn mit denselben Ceremonien begraben, die man bei dem Tode der Mönche von La Trappe beobachtet. — Man sieht sein Grab noch auf dem Kirchhofe daselbst. — —

Der Abt de Rancé bediente sich seit dieser Zeit mit segensreichem Erfolge dieses Beispiels, um seinen Brüdern die tiefste Verachtung des Lebens und den Gedanken an die Todesnähe recht sehr einprägen, so wie die Furcht vor dem Gerichte Gottes und einer treuen Mitwirkung mit seiner Gnade. —

Der kleine Abt.

(Aus: Aus dem Mittelalter. Bilder von Gustav Freitag.)

Der Mönch Ekkehard IV. erzählt in seiner Kloster-Chronik von Sanct Gallen in der Schweiz:

1. Vor dem Einfalle der Ungarn in das Kloster des heiligen Gallus, der im Jahre 925 geschah, hatte ein Graf Udalrich, vom Stamm Carl's des Großen, zur Gemahlin die Wendilgard, ein Tochterkind des Königs Heinrich.

Als dieser Graf Udalrich auf seinem Sitze Buchhorn Kunde erhielt, daß die Ungarn in Bayern, wo er Güter hatte, eingefallen waren, so griff er mit Anderen die Feinde an, wurde besiegt, gefangen und nach Ungarn geführt. — Wendilgard nun wurde, da das Ge-

rücht meldete: „ihr Mann sei gefallen", umfreit, wollte sich aber auf göttliche Eingebung nicht vermählen, sondern bat den Bischof Salomo um Erlaubniß — zum heiligen Gallus zu ziehen. Dort baute sie sich eine Kemenate neben der frommen Wiborada, die dort in einer kleinen Zelle, in welche sie feierlich eingesiegelt war, als „Eingeschlossene" nach freiem Willen Gott gedient, lebte von dem Ihrigen und spendete den Brüdern und den Armen Vieles für die Seelenruhe ihres verstorbenen Gemahls. Da sie aber lüstern nach leckeren Speisen war und immer nach Veränderung begierig, weil sie zärtlich erzogen und daran gewöhnt gewesen, so wurde sie von Wiborada gescholten: „es sei einer Frau kein Zeichen von Zucht, mannigfaltige Speisen zu begehren." — Als sie nun eines Tages vor der Klause der Jungfrau in Unterhaltung saß, bat sie diese um Aepfel, wenn sie süße besäße. „Ich habe sehr gute, wie die armen Leute essen!" sagte Wiborada, brachte ganz sauere Holzäpfel heraus und gab sie der Begehrlichen, welche ihr die Aepfel aus der Hand riß. Die Wittwe des Grafen aber hatte kaum einen halben Apfel hinuntergeschluckt, da verzog sie Gesicht und Augen, warf das Uebrige weg und sagte: „„Du bist herb, und herb sind deine Aepfel!"" und da sie gut unterrichtet war, setzte sie in lateinischem Ausdrucke hinzu: „„Hätte der Schöpfer alle Aepfel so gemacht, sie hätten die Eva nie in's Unglück gebracht!""*) — „Richtig", sagte Wiborada, „hast du die Eva genannt; sie war eben so lüstern wie du nach guter Kost, und wie du hat sie beim Genuß eines Apfels gesündigt!"

Die edle Frau ging davon, beschämt durch die niedrige Magd.

Seitdem legte sie sich Zwang auf, enthielt sich der Leckerbissen, die ihr vorkamen, und wuchs bei dieser großen Mahnerin in kurzer Zeit so in der Gnade, daß sie den erwähnten Bischof bat, mit Bewilligung der heiligen Synode den heiligen Schleier aufzulegen, den sie vorher nicht gewollt hatte. Danach entäußerte sie sich so sehr ihres weltlichen Sinnes, daß sie selbst nach dem Tode der Rachildis, welche in der Büßer-Zelle auf die von den Ungarn getödtete Wiborada folgte, eingeschlossen werden wollte.

2. Unterdeß kam der vierte bittere Jahrestag, seit Wendilgard ihren Gemahl verloren; sie ging an diesem Tage nach Buchhorn, spendete und gab den Armen. —

Da siehe! — war Udalrich durch einen Zufall der Gefangenschaft entronnen; er barg sich mit heimlicher List unter den übrigen

---

*) Wortspiel mit „malum — Apfel" und „malum — Uebel".

Zerlumpten und rief Wendilgard um ein Gewand an. Sie aber schalt ihn, daß er zuchtlos und zu keck bettle, und gab ihm, doch unwillig, ein Kleid. Er aber ergriff die Hand der Spendenden mit dem Kleide, zog sie an sich und umarmte sie, sie mochte wollen oder nicht. Und als ihm die Andern mit Backenstreichen drohten, warf er die langen Haare über seinem Antlitz auf den Hals zurück und rief: „Lasset eure Backenstreiche, ich habe ihrer genug erhalten, und erkennet eueren Herrn Udalrich!"

Die Dienstmannen hörten erstaunt die Stimme des Herrn; sie erkannten das wohlbekannte Antlitz hinter den Haaren und begrüßten ihn mit lautem Ruf; die Dienerschaft schrie: Heil!

Wendilgard aber saß starr zur Seite; sie meinte, von einem Fremden Schmach erlitten zu haben. „„Jetzt erst fühle ich", sprach sie, „daß mein Udalrich todt ist, da ich solche Gewaltthat von einem Fremden erdulden muß!"" Jener aber reichte ihr seine Hand, die durch eine sehr deutliche Narbe kenntlich war, zum Berühren; da wachte sie wie aus dem Traume auf und rief: „„Mein Herr, du Liebster unter den Menschen! Sei gegrüßt, mein Herr, sei gegrüßt, du Holdseliger in Ewigkeit!"" Und sie umarmte ihn und sprach: „„Hüllet euern Herrn in ein Gewand und eilet, ihm zur Stunde ein Bad zu rüsten!""

Als er aber gekleidet war, sagte er „Komm' zur Kirche!" und auf dem Wege: „Ich bitte dich, wer hat deinem Haupt diesen Schleier aufgesetzt?" und da er hörte, daß dieß der Bischof in der Synode gethan hatte, sagte er leise zu ihr: „Ich darf dich nicht mehr umarmen, außer mit seiner Erlaubniß!"

Unterdeß wurden von den Geistlichen, welche zahlreich an diesem Gedenktage zusammengekommen waren, Lobgesänge angestimmt und von dem Volke der Schluß gesungen. In Freude feierten sie die heilige Messe für den Lebendigen und nicht für den Todten. Er aber ging in das Bad.

Die Kunde flog umher und führte, wie zu geschehen pflegt, Viele herzu. Ein Gastmahl wurde angestellt und mehrere Tage dauerte die Freude.

Demnächst trat die Synode zusammen; Udalrich forderte seine Gemahlin, die er Gott entzogen hatte, von dem Bischofe zurück, der Schleier wurde ihr durch den Bischof auch abgenommen und nach der Bestimmung der Synode im Kirchenschrein verwahrt: damit sie ihn als Wittwe anlege, wenn ihr Gatte vor ihr stürbe.

Darauf wurde von Neuem die Vermählung gefeiert.

Wendilgard hatte einige Zeit darauf die Geburt eines Kindes zu erwarten. In Begleitung ihres Gatten flehte sie den heiligen Gallus und die heiligen eingeschlossenen Büßerinnen um ihre Fürbitte bei Gott an und gelobte: „„wenn sie einen Sohn gebären sollte, ihn dem heiligen Gallus als Mönch zu weihen.““

Als jedoch die Zeit kam, in welcher sie sich der Geburt näherte, hatte sie ein Unglück und starb vierzehn Tage vor der Entbindung. Das Kind wurde gerettet; und da es sich in Kurzem zeigte, daß es von gutem Verstand war, so wurde es getauft und Purchard genannt.

Als man das Kind der Pflege der Amme entzogen hatte, legte es der Vater auf den Altar des heiligen Gallus und weihte es diesem zugleich mit der Flur von Hosten (Höchst) und dem Zehnten und beweinte sehr die Mutter. —

3. Der Knabe wurde in dem Kloster auferzogen; ein zärtliches Kind, sehr schön von Antlitz, die Brüder aber pflegten ihn „Nonnátus“, d. h. „Ungeboren“ zu nennen. Seine Haut war so weich, daß ihn keine Fliege stechen konnte, ohne daß Blut herausfloß; deßhalb verschonte ihn auch später der Lehrer mit Ruthenstreichen.

Auch als er heranwuchs, blieb er treu der angebornen Tugend, obgleich er von Fleisch schwächlich gewesen; die Reife seines Geistes eilte dem unreifen Leibe voran. — Und weil er in solcher Art die Tugenden seines großen Vaters durch lange Uebung sich selbst zu eigen gemacht hatte, so übertrug der Stellvertreter des Abts, Ekkehard, die Würde, welche ihm selbst angeboten war, mit allgemeiner Beistimmung auf ihn. — Dies geschah im Jahre 958.

Und Purchard wurde darauf mit erwählten Brüdern zu dem großen Könige Otto nach Mainz gesandt, als dieser, nach der Besiegung des Königs Kund, aus Schleswig zurückkehrte.

Da der König den Purchard, den er wohl kannte, von Weitem erblickte, rief er: „Komm heran, mein Kleiner, und küsse mich!“ Denn er war klein und schön von Antlitz. Er streichelte ihm unter dem Mantel und liebkoste ihn. — Als er aber den Abt-Stab sah, sprach er:

„Ist euer Abt, der so streng gewesen, gestorben?“

Und sie antworteten: „„Geschieden ist unser Abt, o Herr! — Jetzt steht bei Gott allein, was er gewesen!““

Darauf küßte der König die einzelnen Mönche und sagte: „Ich sehe, was ihr wollet, aber ich weiß nicht, Wen ihr wollet!“

Darauf sprachen sie: „„Ihn selbst, den du umarmt hast, unsern Herrn Purchard!““ — Bei diesen Worten fielen sie auf die Kniee.

Er befahl ihnen aufzustehen.

Sie sagten: „„Auch unser Vater Ekkehard, der Stellvertreter, sendet euch Gebet und Heilwunsch, und bittet, daß ihr euch früherer Versprechen erinnert!““

„Ich fürchte“, versetzte der König, „ihr seid der strengen Zucht müde, welche eure Väter vor allen Anderen streng gepflegt, und habt euch auf diesen Kleinen vereinigt, der euch sanft und nachsichtig sein soll! Weshalb habet ihr den hochsinnigen Mann nicht gewählt, dessen Gruß ihr mir bringet?

Nun trugen sie den ganzen Verlauf der Wahl nach der Ordnung vor und sprachen: „„Außer dem war Dieser hier — bis jetzt auch gar nicht so nachsichtig in der Zucht, daß man meinen könnte, er werde sie irgend einmal vernachlässigen!““

Als der König dies hörte, wurde er ruhig, wandte sich zu Purchard, hielt das Kinn desselben in der Hand und sagte mit zärtlichen Worten: „Willst du, mein Kleiner, Abt sein? — Wenn es Gottes Wille ist, mag es meinetwegen geschehen!“

Darauf nahm er ihn mit sich in die Kirche zu der Königin und sprach: „Hier empfehle ich deiner Gunst meinen Neffen, der jetzt mit deiner Hilfe Abt werden soll!“

Und sogleich wurde das Gebet gesprochen. Der König nahm den Stab und gab ihn dem Purchard — unter den Worten, mit welchen eine Abtei ertheilt wird. Und er selbst hob das Te deum laudamus an und mahnte alle Anwesenden, in den Gesang einzustimmen.

Alsdann wurde Purchard fröhlich vom Kaiser entlassen und kehrte nach Hause zurück.

4. Wie schön sich Purchard aber nach den Rathschlägen Ekkehard's verhielt, das wissen die Armen und ein Theil der Brüder und Dienstleute, die noch am Leben sind, zuweilen unter Thränen zu bezeugen. Purchard erfreute sich gar sehr daran, Almosen zu geben, wie er schon von seiner Kindheit her gewöhnt war, weil er jetzt mehr Mittel hatte; und er gab nicht nur den Dürftigen und Fremden, sondern er vertheilte und schenkte auch öffentlich und heimlich den armen Brüdern und Dienstleuten.

Da er dies emsig Tag und Nacht that und zuweilen selbst halbnackt und barbeinig nach Hause kam, so tadelte sein Kämmerer, ein gewisser Richere, häufig im Geheimen: „daß seine Kammer diese

Verschwendung nicht aushalten könnte; denn kaum hätte er etwas weggenommen, so fordere er immer Anderes!" — Er schalt den Kämmerer, er möge ihm nicht lästig werden, und sagte: „„Wenn du mir nicht geben willst, was ich verlange, so weiß ich einen Anderen, der mir helfen wird, so viel er helfen kann!"" — Damit meinte er den Dekan Ekkehard, der auch für sein Theil sehr eifrig im Almosenspenden war. — „„Denn er trägt mir öfter zu als du, was ich den Armen bieten kann: Röcke und Hemden, Stiefeln und Schuhe und alles Uebrige, bis auf die Gürtel, und er steckt es mir auch unter die Bettdecke, damit ich es dort finde!""

Eines Tages beschenkte ihn — ihren Lieben und Verwandten — Hadawig, die auf Duellium (Hohentwiel) wohnte und eine Tochter des Herzogs Heinrich und Wittwe des Herzogs Burchard war, einen sehr schmucken und munteren Zelter; denn sie erfuhr, daß er an edlen Rossen große Freude hätte. — Man fand den Purchard gerade zu Reichenbach. — Das Pferd wurde ihm vorgeführt; es trug sich stolz, und der Abt befahl, aus Liebe zu der hohen Geberin, sofort den Sattel aufzulegen, und bestieg es, um abzureiten. Aber das Pferd bäumte unter ihm und warf den zarten Mann, der doch angebornes Feuer und Muth hatte, gegen den Pfosten des Hofthors, beschädigte ihm die Hüfte und renkte sie aus dem Gelenk. — Dieser Schlag wurde ihm durch Notker nach Möglichkeit geheilt; aber er konnte später doch nicht ohne zwei Krücken gehen.

Lange duldete er dieses Leiden.

Endlich übertrug er unter Beistimmung aller Brüder dem schon erwähnten Richere, welcher Kämmerer seines Hofes und ein Mann von unvergleichlicher Tugend war, die Leitung der Abtei, die er nach dem Rathe des bereits alternden Dekans Ekkehard führen sollte.

Damals blühten wenige Klöster so, wie das des heiligen Gallus!

Das Geschenk der göttlichen Vorsehung.

(Aus: Der selige Paulus Canisius von P. Georg Patiß.)

Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bot Deutschland in Bezug auf Kirche und Staat ein wüstes und trostloses Bild der Zerrissenheit und der Auflösung dar. Der Abfall vom Glauben und die Empörung gegen die kirchliche Autorität begannen allgemein zu werden, und von Außen lauerte der Erbfeind des deutschen Reiches,

welcher aus den religiösen und politischen Parteikämpfen des Vaterlandes die Vermehrung seiner Macht und Herrschaft erwartete. Kinder der katholischen Kirche waren es, welche sich von dem Herzen ihrer Mutter losrissen, ihr den Gehorsam kündeten, von dem göttlichen Glauben, von dem heiligen Sittengesetze, von den Heilsmitteln der Sakramente nur so viel beibehielten, als den Leidenschaften nicht zu lästig war, und sich die neue Religion des sogenannten „reinen und freien Evangeliums" zurechtsetzten, in welcher Jeder sein eigener unfehlbarer Lehrer und Richter sein sollte. Die Aussicht auf den Raub der Kirchengüter zur Sättigung der Habsucht, auf die Ausdehnung und Erhöhung des Ansehens und der Gewalt zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Zügellosigkeit, und auf die freie Herrschaft aller noch so niedrigen Leidenschaften, war der mächtige Hebel, dieses Werk des Abfalles über Städte und Länder zu verbreiten. Zwang, Furcht und Heuchelei beherrschten alle Schichten der Bevölkerung; Irrthum und Sittenlosigkeit — unter dem Scheine von Wahrheit und Gesetz, Lügen, Verleumdungen und Schmähungen gegen die heilige Mutterkirche, um den eigenen Abfall zu beschönigen, wurden als Mittel angewendet, den Irrlehren immer größere Ausdehnung und Befestigung zu geben, bis endlich die eine große Hälfte Deutschlands der römischen Kirche entfremdet dastand, und auch die andere Hälfte des vormals ganz katholischen Reiches nach sich zu ziehen drohte. So waren es treulose Katholiken selbst, welche die Glaubensspaltung herbeiführten, gegen ihre eigene Kirche Verrath und Empörung übten, und sich als eine „neue" Religions-Partei hinstellten, die nun für sich alle Rechte und Privilegien der Mutterkirche in Anspruch nahm. Zwietracht, Raub, Mord, Sacrilegien, Bürgerkriege verwüsteten das schöne Vaterland, und es war keine menschliche Hoffnung mehr übrig, auch nur einen Theil desselben für den wahren Glauben zu erhalten.

So entstand die Häresie, welche, durch die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes zugelassen, alle Welttheile durchziehen sollte, und nun schon seit Jahrhunderten unzählige Menschenseelen, für deren Erlösung der menschgewordene Sohn Gottes Jesus Christus Blut und Leben geopfert, dem ewigen Verderben zugeführt.

Aber es ist das Walten der göttlichen Vorsehung, zu der Zeit und an dem Orte, wo das Verderben beginnt, erbarmungsvoll, und wo die Pforten der Hölle ihre Verbündeten zum Kampfe aufstellen, auch die „Streiter Christi" zur Gegenwehr zu versammeln, um die Schlachten des Herrn zu schlagen. Denn — in demselben Jahre, in

welchem der Urheber der sogenannten „Reformation" des unheilvollen, zu Worms vor Kaiser und Reich seine Irrlehre vertheidigte, und der heilige Ignatius von Loyola bei der Belagerung der Festung Pampelona wie ein anderer Saulus zu Boden gestreckt wurde, um wie ein Paulus aufzustehen, durch die Stiftung der Gesellschaft Jesu die eben ausgebrochenen Irrthümer zu bekämpfen, und für die ganze Kirche auf dem weiten Erdkreise eine neue Stütze zu werden, ward auf Petrus Canisius aus dem vornehmen Geschlechte de Hondt zu Nimwegen, der damaligen Hauptstadt des Herzogthums Geldern, am 8. Mai zur Welt geboren, um einst mit dem Doppelschwerte der Heiligkeit und Wissenschaft den Irrthum in seiner Wiege zu bekämpfen. Sein Vater, Jakob de Hondt, war ein gründlicher Rechtsgelehrter und ein gewandter Geschäftsmann, und zeichnete sich, wie seine Gemahlin Aegidia Huvingan, besonders durch strenge Rechtschaffenheit und gottesfürchtigen Lebenswandel aus, was ihrem Adel, ihrem Reichthum und dem Ruhme ihrer Ahnen den rechten und wahren Glanz verlieh. Jakob de Hondt hatte zu Paris die Rechte studirt, war von der frommen Prinzessin von Geldern, der Gemahlin des Herzogs Renatus, zum Erzieher ihrer Kinder erwählt, und an mehrere Höfe Europas, besonders an Kaisers Carl V. in wichtigen Angelegenheiten als Gesandter geschickt worden. Er hatte auch in seinem Vaterlande seinem Fürsten die ersprießlichsten Dienste geleistet. Wie sein Vater in weltlichen Angelegenheiten bei weltlichen Fürstenhäusern, so sollte einst Petrus Canisius zum Besten der Religion an geistlichen und weltlichen Höfen thätig sein. Die Mutter verwendete alle ihre Mühe auf die religiöse Erziehung ihres Sohnes, und, frühzeitig an den Rand des Todes gebracht, bat und beschwor sie auf dem Sterbebette ihren Mann unter heißen Thränen: den hoffnungsvollen Knaben in den Lehren und Grundsätzen der alten, der „katholischen" Religion zu erziehen und den gottlosen Neuerungen, welche auch in jenen Gegenden allmälig sich einzuschleichen begannen, niemals in eine Familie den Eingang zu gestatten. — So hatte die göttliche Vorsehung über die Kindheit des Petrus gewacht!

Sein Vater schritt zur zweiten Ehe, und Petrus erhielt eine Stiefmutter. Die Schwester derselben, eine sehr fromme Dame, welche bei ihrem Schwager ein zurückgezogenes und gottesfürchtiges Leben führte, gewann Petrus so lieb, daß sie an ihm Mutterstelle vertrat, und mit frommer Mutterliebe die herrlichen Anlagen seines Geistes und Herzens pflegte. Unter ihrer Leitung entwickelte sich sein scharfer Verstand, sein glückliches Gedächtniß, sein außerordentlicher Eifer im

Studiren, seine kindliche Frömmigkeit so frühzeitig und in solchem Grade, daß der liebenswürdige Knabe Alle in Bewunderung versetzte. Er war sanft und mild, gehorsam und eingezogen, gewissenhaft und pflichttreu, und besaß gleichsam eine natürliche Neigung zu allem Guten. Er fühlte sich bereits von seinen zartesten Jahren an zum Gebete hingezogen, und suchte, um demselben mit desto gesammelterem Geiste obliegen zu können, stille und abgelegene Orte auf; er entzog sich des Nachts Stunden der Ruhe, um sich dieser heiligen Uebung hinzugeben; er peinigte mit härenen Bußgürteln seinen unschuldigen Leib; er vermehrte seine Gebete und Strengheiten besonders zur Fastnachtszeit, enthielt sich des Weines und ausgesuchter Speisen, und schien so im Geiste der Gesellschaft Jesu aufzuwachsen, welche später die sündhaften Ausschweifungen dieser Zeit durch die öffentliche Verehrung des allerheiligsten Altarssakramentes zu verhindern suchte. In solcher Weise folgte dieses auserwählte Kind mit größter Treue und Anstrengung dem Zuge der Gnade, mit welcher Gottes väterliche Huld ihm zuvorkam. Darüber schrieb Petrus später in dem Büchlein seiner Bekenntnisse: „Ich war noch ein Kind, o mein Gott! aber durch eine besondere Wirkung deiner Gnade über mein Alter reif; und ein Licht, das mir leuchtete, gab mir zu erkennen, daß ich mich in Allem, was mein Heil betrifft, zu dir wenden müsse! Niemals kann ich daher die Gnade vergessen, welche du mir damals erzeigt hast, als ich, hingeworfen zu den Füßen deiner Altäre, zu Nimwegen in der Kirche des heiligen Stephanus deine göttliche Majestät im Sakramente deiner Liebe anbetete! Bewegt und unruhig in meinem Innern rief ich, so viel ich mich noch erinnern kann, unter vielen Thränen deinen heiligen Namen an, und stellte dir im Hinblick auf die vielen Gefahren, denen die Jugend unvermeidlich ausgesetzt ist, alle meine Wünsche und alle meine Leiden vor. In dieser Lage flehte ich zu dir, o Gott, du möchtest auf meine Schwachheit herabschauen, und ich sprach zu dir, wie mir scheint, die Worte deines Propheten, oder wenigstens andere, gleichbedeutende: Zeige mir deine Wege, o Herr, weise mir den Fußsteig, den ich betreten soll, um zu dir zu gelangen, denn du bist mein Gott und Erlöser! — Ich bin überzeugt, daß du allein es bist, der diesen Geist der Furcht in mir erweckte, und derselbe Geist ist es, der in einem so gefahrvollen Alter, wo es gar schwer hält, sich nicht fortreißen zu lassen, bei aller Hinneigung zum Vergnügen mein Herz in Schranken hielt; denn du durchbohrtest damals mit deiner Furcht mein Fleisch, daß ich vor deinen Gerichten zu zittern anfing!“ — So bereitete die göttliche Vorsehung das Herz

des jungen Petrus für die großen Zwecke vor, welche sie durch ihn erreichen wollte. Denn: „„Der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn!““ Eccl. 1, 16.

Obwohl nun diese jugendliche Seele sich ganz zum Dienste Gottes hingezogen fühlte, so wollte ihr der Herr dennoch auf eine außerordentliche Weise zu erkennen geben, welchen Lebensberuf sie wählen sollte. Unter Anderen lebte zu Arnheim, vier Stunden von Nimwegen, eine Wittwe, welche, mit Petrus verwandt, im Rufe großer Heiligkeit stand, und vom Herrn himmlischer Visionen gewürdigt wurde. — Eines Tages hatte sie ein Gesicht, worin der Herr ihr zeigte, welche Verwirrungen der neue Irrglaube in Deutschland, in Frankreich und in den Niederlanden anrichten würde; zugleich erhielt sie die Offenbarung von der baldigen Gründung der Gesellschaft Jesu, und von den hochwichtigen Diensten, welche dieser neue Orden der Kirche leisten sollte. Dieses Gesicht erzählte sie gelegentlich eines Besuches ihren Verwandten, unter welchen sich auch der junge Petrus befand. Mitten im Gespräche wendete sie sich plötzlich an das fromme Kind, faßte es sanft bei der Hand und sprach: „Sehet, dieses Kind wird einst ein Mitglied der Gesellschaft der Priester Jesu werden, und nach Kräften daran arbeiten, die Unordnungen und Verwirrungen, welche die Ketzerei in der Kirche Jesu Christi zu verbreiten sich bestreben wird, wieder gut zu machen!““ Hierauf sprach sie zu Petrus: „„Muth, mein Sohn! suche dich durch diese Hoffnung zu erhalten und zu kräftigen, denn bald wirst du der Vorzüge genießen, welche der Himmel dir zugedacht hat!““ — Diese Thatsache bestätigte Petrus Canisius*) selbst in einem Briefe an seinen Verwandten und Ordensbruder, P. Johannes Buser, mit folgenden Worten: „„Gott sei gepriesen, durch dessen Gnade es mir gegönnt war, die heilige Wittwe zu Arnheim zu sehen, durch deren Mittheilung ich Kenntniß von dem neuen Orden von Priestern erhielt, der zur Erneuerung der Kirche gegründet, und dem auch ich beigezählt werden soll!““ — Es ist auffallend, daß diese Mittheilung in demselben Jahre geschah, in welchem der heilige Ignatius von Loyola in der Kirche auf dem Martyrer-Berge bei Paris mit seinen Gefährten den Grund zur Gesellschaft Jesu legte, von welcher hier die Rede gewesen.

---

*) Der Name Hondt wurde — nach dem Gebrauche der damaligen Zeit — latinisirt, und Canisius genannt; und dieß ist der Name, unter welchem der selige Petrus in der ganzen Welt bekannt geworden. —

Der Vater des talentvollen und gottesfürchtigen Kindes erkannte aus Dem, was er sah und hörte, daß die göttliche Vorsehung mit Petrus besondere Absichten habe, und wollte daher seinerseits nichts unterlassen, was zur Erreichung derselben förderlich sein konnte. Da Petrus bereits dreizehn Jahre zählte, und seine Bildung vorangeschritten war, daß er in eine höhere Lehranstalt übertreten mußte, so beschloß sein Vater, ihn nach Köln zu schicken, wo er seine Studien vollenden sollte. Er gebrauchte aber die Vorsicht, den unerfahrenen Knaben unter die Aufsicht und Leitung eines klugen und rechtschaffenen Mannes zu stellen, der über seine Studien und über seine Sitten wachen sollte; und diese Vorsicht erwies sich als um so nothwendiger, als die Irrlehrer Alles aufboten, um auf katholischen Hochschulen Lehrer und Schüler für ihre Neuerungen zu gewinnen. Die Neuheit erregte Vorwitz, der Vorwitz ward durch lockende Schlagwörter gesteigert, welche die sogenannte „neue Religion" als die Religion der Aufklärung, des Fortschritts und aller schönen Geister darstellten, die dadurch angeregte Eitelkeit junger Gemüther bahnte den Weg zum Abfalle vom Glauben und die Genußsucht und Sinnlichkeit machte sie einer „angeblichen Religion" geneigt, welche Alles beseitigte und verwarf, was die göttliche Religion Beschwerliches und Beengendes vorschreibt. Seine Wahl fiel auf einen Mann, der sein Vertrauen verdiente und rechtfertigte. Es war dies der ebenso gelehrte als tugendhafte Nikolaus Eschius, Professor an dem Collegium, in welches C a n i s i u s aufgenommen wurde. Unter der Leitung dieses berühmten Lehrers machte der Knabe in den schönen Wissenschaften so reißende Fortschritte, daß er Alle fesselte, welche mit ihm in Berührung kamen, und sich auch die Gewogenheit mehrerer Männer von Verdienst erwarb, die mit Vergnügen öfter ihn bei sich sahen. Der feurige Jüngling verlegte sich mit besonderem Fleiße auf das Studium der Redekunst und der Poesie, bemühte sich im Vortrage und in allen Bewegungen Diejenigen nachzuahmen, welche sich hierin besonders auszeichneten, und kam so dem Plane der göttlichen Vorsehung entgegen, welche ihn zu einem der größten Prediger seiner Zeit machen wollte. Darüber vergaß er jedoch nicht die Uebungen der Frömmigkeit. Nach der Anleitung seines Lehrers empfing er oftmals die heiligen Sakramente, was um diese Zeit als eine große Seltenheit galt; er widmete täglich eine bestimmte Zeit dem Gebet und der geistlichen Lesung; seine Unterhaltung war das Betrachten des Lebens der Heiligen, durch deren große Vorbilder er sich, wie er selbst versicherte, außerordentlich zur Andacht entflammt fühlte; er las auf den Rath

seines geistlichen Führers täglich ein Capitel aus den heiligen Evangelien, und lernte einzelne Züge auswendig, um sie desto leichter als Gegenstand der Betrachtung im Gedächtnisse zu behalten. Er kleidete sich sehr einfach; er vermied alle, seinem Alter eigenthümlichen Spiele und Unterhaltungen, und verwendete das Geld, welches ihm seine Eltern zur Pflege seines Vergnügens gaben, auf Werke der christlichen Barmherzigkeit und auf den Ankauf nützlicher Bücher. So verband er mit dem Streben nach Gelehrsamkeit das Streben nach der Heiligkeit!

Unter der Leitung seines frommen Lehrers, den der gottselige Jüngling nur „seinen guten Vater Eschius" nannte, wuchs er herrlich heran. Darüber schreibt Canisius selbst in seinen Bekenntnissen: „Preise den Herrn, meine Seele, und vergiß niemals seiner Güte, daß er dir einen solchen Lehrer geben wollte, um dich zur Frömmigkeit heranzubilden; einen Lehrer, der ohne alle Rücksicht auf eigene Vortheile, lediglich nichts Anderes suchte, als dein Heil! Unter seiner Führung, o mein Gott, fing ich unvermerkt an, mir selbst zu mißfallen, um desto mehr dir zu gefallen; denn ich kannte mich noch nicht genug! Seine heiligen Reden und erbaulichen Beispiele zündeten meinen Augen ein neues Licht an! Die Verehrung, welche ich gegen ihn hegte, war ein Zaum, der die heftigsten Leidenschaften meines Alters in Schranken hielt! Da ich kein anderes Vergnügen kannte, als in seiner Gesellschaft zu sein, so opferte ich gern alle übrigen Unterhaltungen. Alle seine Gedanken faßte ich mit derselben Gelehrigkeit auf, die das gehorsamste Kind seinem Vater erzeigen kann. Ich enthüllte ihm nicht nur in dem heiligen Richterstuhle der Buße alle geheimsten Falten meines innersten Herzens, was nicht selten geschah, sondern ich unterhielt mich auch alle Tage, bevor ich schlafen ging, ganz vertraulich mit ihm, gab ihm Rechenschaft über alle Fehler, welche ich den Tag hindurch begangen, und unterwarf mich willig der Buß-Uebung, die er mir zur Sühnung derselben vorzuschreiben für gut fand. — O Gott der Güte, treuer Hüter der Menschen, Schützer meines Lebens! durch eine besondere Wirkung deiner liebevollen Vorsehung hast du diesen heiligen Mann wie einen andern Ananias für mich ausersehen, um mich zur Frömmigkeit zu bilden, und mich immer mehr und mehr an dich zu fesseln. Was that er doch für mich in dieser Beziehung! Mit welcher Güte fuhr er fort, für mich zu sorgen; er betete vor Deinem Angesichte für mich, weinte, seufzte, und spornte mich durch seine Ermahnungen, durch seine Lobsprüche und durch seine so zeitgemäß gegebenen Verweise, um dadurch die Absicht zu erreichen,

die Du mit Deinem Diener hattest! Du fuhrst fort, o Herr, über mich zu wachen, während er zur Zeit meiner Rückkehr in mein Vaterland befürchten zu müssen glaubte, ich möchte auf die guten Vorsätze, die Du mir durch seine Vermittelung eingabst, nach und nach vergessen, mir deßhalb schrieb, und mich durch seine heilsamen Ermahnungen gegen all' die Uebel schützte, welche ich während seiner Abwesenheit zu fürchten Ursache hatte. — In Folge aller dieser Mittel, welche Deine Weisheit mir darbot, o mein Gott, verschwand die Liebe und Furcht der Welt unvermerkt aus meinem Herzen; Deine Gebote und Räthe machten tiefern Eindruck auf dasselbe, und feuriger flammte der Wunsch in mir auf, Dir gänzlich und ohne Vorbehalt anzugehören! — Möchten alle Deine Heiligen Dir ewigen Dank sagen für die besondere Sorge, welche Du für mein Heil in jenen Lebensjahren trugst, in welchen sich so viele Andere von dir entfernen, sich auf die Wege der Hölle verirren, in die Fallstricke des Teufels fallen, und sich der Gefahr aussetzen, für immer darin festgehalten zu werden!" — Welch' eine unschätzbare Gnade ist es für die Jugend, wenn sie solche Lehrer und Erzieher zu erhalten das Glück hat! —

Dem frommen Petrus Canisius sollte aber seine Jugend nicht ohne Kampf und Gefahr verlaufen. Denn in den philosophischen Studien hatte er einen Mann zum Lehrer, welcher zwar viele Wissenschaft besaß, aber ganz anderer Gesinnung war als sein Vater Eschius. Dieser nannte sich Johann von Nimwegen, dem, weil man überzeugt war, daß er von den Irrthümern der Neuerer angesteckt sei, die Ehre des kirchlichen Begräbnisses versagt wurde. Canisius entging den Kunstgriffen der verderblichen Lehre dieses Mannes und dem bösen Beispiele seiner Studiengenossen, welche sich von ihm berücken ließen, ohne den geringsten Nachtheil für seinen Glauben und seine Frömmigkeit, weil er gegen solche Eindrücke durch seine ganze bisherige Leitung und durch die Gnade Gottes geschützt war. Er machte auch in der Philosophie ausgezeichnete Fortschritte und vertheidigte öffentlich die aufgestellten Lehrsätze mit allgemeinem Beifall. Er erhielt an dem Collegium, an dem er studirte, den Grad eines „Lehrers der freien Künste" und entschloß sich, die Theologie zu wählen. — Hierin liegt wieder ein doppelter Zug der göttlichen Vorsehung, welche dieses Gefäß der Auserwählung vor jeder Verunreinigung bewahrte, und dasselbe gerade damals, wo ihm die Gefahr drohte, ihrer Führung entrissen zu werden, noch näher an sich zu ziehen begann.

Der Vater des Jünglings nährte in Bezug auf dessen Beruf ganz andere Absichten. Er hatte für ihn eine Verbindung bereitet,

welche durch Geburt, Vermögen und persönliche Vorzüge einem jungen Manne, der in der Welt sein Glück suchte, Alles bot, was er wünschen konnte. Allein Petrus hegte erhabenere Gedanken, wollte sein Herz ungetheilt Gott schenken, und weihte sich ihm im zwanzigsten Jahre seines Lebens — am 24. Februar mit Leib und Seele durch das ewige Gelübde der Keuschheit. Als der Vater diesen Entschluß seines Sohnes vernahm, leistete er ihm nicht den geringsten Widerstand und bemerkte ihm, daß er ihm eine kirchliche Pfründe verschaffen würde, die bezüglich des Ranges und der Einkünfte große Vorzüge besäße und eben zu vergeben wäre. Allein Petrus bat seinen Vater, er möchte es in seiner Liebe ihm überlassen, den Stand zu wählen, zu welchem Gott ihn berufen würde. Er entschloß sich jedoch auf den Wunsch seines Vaters, auch die Rechtswissenschaft zu studiren, und besuchte regelmäßig alle Tage nebst den theologischen auch die juridischen Vorlesungen, machte jedoch die ersteren zu seinem Hauptgegenstande, und bewies in denselben einen solchen Scharfsinn in der Auffassung, eine solche Klarheit und Richtigkeit im Denken, eine solche Gründlichkeit und Leichtigkeit sich auszudrücken, daß er bald die Aufmerksamkeit der ganzen Hochschule auf sich zog. Er benützte diese Auszeichnung, sich noch mehr zu verdemüthigen, und junge Männer für den Herrn zu gewinnen. Zu diesen gehörten Cornelius Vishave, ein junger Geistlicher aus Löwen, und der berühmte Laurentius Surius, auf deren nachmalige Standeswahl Canisius entscheidenden Einfluß übte. Surius trat in den Karthäuser-Orden, und obwohl Canisius sich seinem Gemüthe nach ebenfalls zur Einsamkeit hingezogen fühlte, so glaubte er doch in seinem Innersten eine Stimme des Herrn zu vernehmen, welche ihn anderswohin berief. Er wußte aber nicht, wohin. Darüber wurde er unruhig, betete und seufzte zum Herrn um Erleuchtung, und war entschlossen, sich ganz dem göttlichen Willen hinzugeben, sobald er denselben klar erkannt haben würde.

Eines Tages betete er in der Kirche zu St. Georgen, und erzählt selbst, mit welchen Gefühlen er da zu Gott flehte, in folgendem Bekenntnisse: „Ich flehte zu Dir, o mein Gott! mit jenem heiligen Ungestüm, das mir nur Deine Gnade einflößen konnte, und mit einer mir unbekannten Bangigkeit, daß Du Dich würdigen möchtest, mir jene Lebensweise anzudeuten, die ich Deinem Willen und Deiner Bestimmung gemäß zu Deiner Ehre und zu meinem Heile ergreifen sollte!“ — Die göttliche Vorsehung hatte bereits das Mittel vorbereitet, um dieses kindlich gläubige, vertrauensvolle und liebende Gebet zu erhören. —

Um diese Zeit befand sich Petrus Faber, der erste Genosse des heiligen Ignatius, zu Mainz, wohin er von dem Cardinal-Erzbischof von Brandenburg berufen worden war, hielt dort den Theologen Vorlesungen über die heilige Schrift, predigte dem Volke, veranstaltete vertrauliche Gespräche und Unterredungen mit den Irrlehrern, und nahm mit Allen, die es wünschten, die geistlichen Uebungen (Exercitien) seines heiligen Vaters Ignatius vor. Man drängte sich aus allen Ständen zu ihm, und die Wirkungen seiner Thätigkeit waren so außerordentlich, daß sich sein Name und sein Ruf weithin verbreitete. Canisius hatte kaum von diesem Ereignisse Kunde erhalten, als er sich überzeugt hielt, Faber sei der Mann, der ihm über sein tiefstes und wichtigstes Seelen-Anliegen sichere Weisung geben werde. Er eilte nach Mainz, stellte sich dem Manne Gottes vor, und eröffnete ihm mit kindlicher Aufrichtigkeit sein ganzes Herz. Der erfahrene Seelenführer lud ihn ein, die geistlichen Uebungen zu machen, welche das tauglichste Mittel wären, in Hinsicht seines Berufes den Willen Gottes zu erkennen, und übernahm selbst dessen Leitung in denselben. Canisius oblag diesen Uebungen mit vollster Hingabe an Gott und mit einem unbeschreiblichen Eifer, aber auch mit dem glücklichsten Erfolge, daß ihm jeder Zweifel über seine Berufswahl verschwand, und er zur größten Beruhigung seines Gewissens klar erkannte: — daß ihn Gott zur Gesellschaft Jesu berufen habe. Jetzt war ihm auch die Voraussagung klar geworden, welche jene fromme Wittwe ausgesprochen, und daß diese Gesellschaft Jesu jener Orden der Priester Jesu sei, für welchen sie ihn von Gott berufen erklärte. Von den Wirkungen, welche die genannten Geistesübungen in ihm hervorgebracht haben, schrieb er an einen seiner Freunde nach Köln: „Ich kam nach Mainz, und fand daselbst, was ich als die Vollendung meines Glückes ansehe, den Mann, welchen ich seit so langer Zeit gesucht hatte, und ich weiß nicht, soll ich ihn einen Menschen oder einen Engel des Himmels nennen; denn ich sah nie einen Mann, der mit einer so tiefen theologischen Kenntniß eine so erhabene und auffallende Tugend verbunden. Nichts liegt ihm so sehr am Herzen, als mit Jesus Christus am Heile der Seelen zu arbeiten. Niemals, weder in traulichen Gesprächen, noch im Umgange mit der Welt, noch selbst während des Essens entfällt ihm ein Wort, was nicht zur Frömmigkeit, was nicht zur Tugend anspornt. Jedes Gespräch, das er führt, weiß er mit so viel Annehmlichkeit, mit so viel Weisheit zu würzen, daß er den Zuhörern nicht lästig wird. Das Ansehen, welches er sich überall er-

worben, ist so groß, daß mehrere Gott geweihte Personen in der Kirche oder in Klöstern, ja selbst mehrere Bischöfe und Doctoren sich seiner Leitung unterworfen haben. Unter Denen, welche die geistlichen Uebungen unter seiner Führung machen, ist sogar der berühmte Cochläus, und dieser große Doctor versichert hoch und theuer, daß er ihm für die hohen Aufschlüsse und Belehrungen, die er während dieser Geistessammlung aus seinem Munde vernommen, niemals genug werde danken können. Die eingewurzeltsten und schmählichsten Gewohnheiten ablegen, der Welt entsagen, um in irgend einem Orden ein bußfertiges Leben zu führen, mit allem Ernste nach der höchsten Vollkommenheit streben: dieß sind die gewöhnlichsten Früchte der heiligen Uebungen, welche man unter der Leitung dieses heiligmäßigen Mannes macht. Was mich betrifft, so kann ich mir die Umwandlung, welche in Folge dieser heiligen Uebungen im Innersten meiner Seele vorging, nicht erklären, ich kann mir nicht erklären, von welchem Lichte mein Geist sich durchdrungen, von welchem Feuer mein Herz sich entflammt fühlt, so daß ich nicht weiß, welche Kraft aus meiner Seele selbst in den Leib überging, und ich mich durch eine fühlbare Wirkung einer überströmenden Gnade in einen ganz neuen Menschen umgewandelt finde!" —

Petrus bat den P. Faber um die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Dieser Geistesmann erkannte sogleich die herrlichen Anlagen des Jünglings, zweifelte nicht an dessen Berufe zum Orden, und ertheilte ihm, unter Voraussetzung der Genehmigung seiner Obern, die Aufnahme in denselben. Petrus hatte sich schon am Schlusse der Exercitien durch ein Gelübde verpflichtet, in diesen Orden einzutreten und mit demselben noch mehrere andere Gelübde verbunden, welche von seinem Eifer, von seiner gänzlichen Losscheidung von der Welt und von seiner Demuth Zeugniß geben.

Dieses Alles hatte er niedergeschrieben, und am Schlusse die Worte beigefügt: „Ich bitte und beschwöre meine Obern, daß sie mir die Liebe erzeigen, mich zu warnen, mir meine Fehler zu verweisen, und, wenn ich mich unglücklicher Weise so weit vergessen sollte, die ersten Fortschritte wieder zu bereuen, mich mit Strenge zu bestrafen und mich durch diese heilsame Züchtigung in die Nothwendigkeit zu versetzen, das Alles zu leisten, wozu ich mich zu verpflichten das Glück hatte." — So bereitete die göttliche Vorsehung das Herz des jungen Canisius für seinen Beruf vor.

P. Faber und P. Strada, dessen Mitarbeiter und später einer der größten Kanzelredner in Europa, berichteten über Canisius

an ihren Vater, den heiligen Ignatius, so herrliche Dinge, daß ihr Schreiben wie eine Prophezeihung Dessen angesehen werden konnte, was aus dem frommen Jünglinge später geworden ist. — P. Faber schickte Canisius wieder nach Köln zurück, wo er mit andern jungen Jesuiten seine Studien vollenden, und sogleich sein Noviziat machen sollte. — Der junge Novize warf sich mit allem Eifer auf die Werke der Demuth und der christlichen Barmherzigkeit; er belehrte die Unwissenden, linderte das Elend der Armen, tröstete die Betrübten, besuchte die Spitäler, und erwies den Kranken die niedrigsten und eckelhaftesten Dienste. Er spornte durch sein Beispiel auch seine Freunde zur Weltverachtung und zur Liebe der Tugend an und bewirkte, daß auch Cornelius Vishave mit P. Faber bekannt wurde und in die Gesellschaft Jesu eintrat. Cornelius überließ sein eigenes Haus zu Löwen der Gesellschaft Jesu, das ihm zum Noviziate diente, und zugleich ein Seminarium wurde, wo die jungen, an der Universität studirenden Jesuiten unter der Führung eines Obern für die Verrichtungen ihres Berufes herangebildet wurden. — Dieß war die erste Niederlassung der Jesuiten in den Niederlanden.

Während dieser Zeit erkrankte der Vater des Canisius, und da er seinen geliebten Sohn vor seinem Tode noch ein Mal zu sehen wünschte, eilte Canisius unverzüglich nach Nimwegen, nicht so fast um das zeitliche Leben seines Vaters, als vielmehr um das ewige Heil desselben besorgt. Allein sein Vater hatte ihn kaum gesehen, als er in der freudigen Aufregung seines Gemüthes in Ohnmacht sank, und in dem Augenblicke, als ihm Petrus in die Arme eilte, aus diesem Leben schied. Petrus war darüber sehr bestürzt, zitterte für dessen Heil, und brachte dort eine ganze Nacht im Gebete zu, indem er unter Thränen zu Gott emporrief: „Laß deinen Diener, o Herr, die schrecklichen Wirkungen deiner Gerechtigkeit nicht fühlen! Gott der Güte, laß ihn Gerechtigkeit finden! Tröste mich mit der Hoffnung, daß du die Gebete nicht verwerfen werdest, die du selbst mir — für ihn zu verrichten befiehlst!“ — Der Herr erhörte das Flehen des liebenden und dankbaren Sohnes, und gab ihm noch in derselben Nacht zu erkennen: daß das ewige Heil seines Vaters und auch seiner Mutter gesichert sei.

Da sein Vater sehr reich war, fiel ihm ein großer Theil des Erbgutes zu, über welches er nun nach Belieben verfügen konnte. Er erinnerte sich der Worte Christi: „Verkaufe Alles, was du besitzest, und gieb es den Armen!“ Matth. 19, 21. und erfüllte dieselben buchstäblich, indem er Alles ohne Vorbehalt und ohne Rücksicht auf die

Bitten und Drohungen seiner Verwandten theils den Armen gab, theils zu Werken der Frömmigkeit verwendete. Seine einzige Schwester aber aus der ersten Ehe seines Vaters, welche den ersten Anspruch auf die Güter seines Bruders gehabt hätte, bewunderte dessen Frömmigkeit, bezeigte ihm ihr Wohlgefallen über seine edle That, und drang in ihn, einen beträchtlichen Jahresgehalt aus ihrem eigenen Vermögen annehmen zu wollen. Canisius, gerührt über diese Liebe und Großmuth seiner Schwester, antwortete ihr: „er werde diesen schönen Zug niemals vergessen und eifrig zu unserm Herrn beten, daß er sie dafür belohne. Was aber ihn betreffe, so bedürfe er nichts. Sein ganzes Besitzthum habe er in den Händen eines treuen Verwalters niedergelegt, der darüber mit ihm genau abrechnen werde. Uebrigens sei er versichert, daß der große Herr und Meister, dem er zu dienen die Ehre habe, niemals unterlassen werde, ihm das Nothwendige zu verschaffen, so lange er ihm mit Treue dienen würde."

Auf seiner Rückreise nach Köln hatte er drei junge Leute zu seinen Begleitern, denen er von der Verachtung der Welt und von der Liebe zu Gott mit solcher Kraft und Salbung zu Herzen sprach, daß zwei von ihnen gleich nach ihrer Ankunft in Köln Karthäuser wurden, der dritte aber in die Gesellschaft Jesu eintrat. — Mit solcher Gnadenkraft sprach Gottes Geist aus dieser reinen Seele.

Frei von allen Sorgen dieser Welt legte er nun — nach einem zweijährigen Noviziate — die einfachen Ordens-Gelübde ab, und verlegte sich mit neuem Eifer auf seine Studien. Neben der Schule hielt er aber schon in seinem Collegium regelmäßige Vorlesungen über die Evangelien, und erklärte zu gleicher Zeit an der Hochschule die Briefe des Apostels Paulus Timotheus. Ueberdieß beschäftigte er sich mit der Lesung der heiligen Väter, veranstaltete eine genauere Ausgabe des heiligen Cyrillus von Alexandrien in zwei Bänden, von welchen er den ersteren dem Erzbischofe von Mainz, den letzteren den Theologen der Hochschule widmete. Zur nämlichen Zeit besorgte er auch eine von ihm mit vieler Schärfe und Genauigkeit verbesserte Ausgabe der Werke des heiligen Leo des Großen, welche er dem Weihbischofe von Köln widmete. — Daraus kann man ersehen, welche Arbeitskraft und welch' einen umfassenden Geist Canisius besaß.

Endlich hatte der junge Theologe das vorgeschriebene Alter erreicht, um die heiligen Weihen empfangen zu können, und er wurde von einem katholischen Bischofe zur priesterlichen Würde erhoben, was er selbst stets für eine besondere Gnade ansah, da zu jener Zeit der Glaube selbst einiger Prälaten verdächtig zu werden anfing. Mit

diesem neuen Charakter bekleidet, kannte nun Canisius für seine Thätigkeit keine Schranken mehr. Nebst seinen Arbeiten, von denen eben Meldung geschehen, fand er noch Zeit zu predigen, Christenlehre zu halten, Unterricht zu geben, mehrere zwischen den Katholiken und den neuen Irrlehrern streitige Glaubenspunkte zu untersuchen und zu erörtern, und alle Menschen, mit denen er in Berührung kam, zu einem tugendhaften Lebenswandel anzuleiten. — Dieß war das Vorspiel für die großen apostolischen Arbeiten, welche Canisius — von nun an in Deutschland zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der Seele durchführen sollte.

Dieser Mann war nun das Geschenk der göttlichen Vorsehung für Deutschland, welches sie so wunderbar gegeben, so wunderbar vorbereitet, und so wunderbar vollendet hat: um der in unserm Vaterlande so schwer gefährdeten katholischen Kirche einen neuen Apostel, einen großen Theologen, einen rettenden Freund der Jugend, einen Heiligen, und in unsern Tagen einen verklärten Fürbitter zu verleihen.

Im Jahre vor der Profeß-Ablegung.

(Aus: Leben der ehrwürdigen Frau Louise Mallac.)

Aus der Kindheit.

Maria Cèline Louise Mallac, deren Vater Tristan Mallac, Bürger zu Bordeaux in Frankreich, gewesen, wurde am 11. November 1833 auf der Insel Mauritius geboren. In dem Schooß ihrer wahrhaft christlichen und frommen Familie führte man sie schon frühzeitig auf den Weg der Nachfolge Jesu Christi und die Gnade Gottes unterstützte auf's Gedeihlichste die Entfaltung der Keime der drei göttlichen Tugenden in ihrem Herzen, die sie zur schönsten Blüthe und Frucht entfalteten. Eine engelgleiche Reinheit lag auf ihrer offenen und heiteren Stirne, so daß ihre gute Mutter zu sagen pflegte: „Wenn mein Herz nach Frieden verlangte, so durfte ich dieses Kind nur ansehen!“ — Und später wiederholte sie oft den Ausspruch: „Louise ist der Thau meines Lebens!“

Die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria, dieses Kennzeichen aller auserwählten Seelen, belebte auch die innige Frömmigkeit Louisens. — Es gereichte ihr zur größten Freude, überall das Bild-

niß der heiligen Muttergottes zu sehen, und ihrem Herzen blieb es ein Bedürfniß, sie zu ehren. Auch fand man sie oft in einem kleinen Oratorium vor dem Bildniß der Gebenedeiten des Herrn, der sie im Gebet stets alle ihre kindlichen Herzens-Anliegen vortrug; ihr fröhliches Gemüth sang Lieder zum Preise der Königin der Jungfrauen; oft sang sie noch in ihrem Bette bis zum Einschlafen. Jedes Gebetlein endigte sie mit den Worten: „Geliebte Mutter, erflehe mir diese Gnade, wenn es so dein Wohlgefallen ist!“ — Die heilige Jungfrau erwiederte aber auch die Liebe ihres Kindes durch eine besondere Vorliebe, indem sie Louisen mit Gnaden von Gott überhäufte; und diese wiederum weihte Jener, die ihr glaubensvolles Herz „Mutter“ nannte, eine Dankbarkeit, die bei jeder empfangenen neuen Wohlthat an Kraft und Stärke zunahm.

Ihre Mutter war mit der Leiche ihres Ehegatten nach Frankreich zurückgekehrt, und nachdem Louise die erste heilige Communion und bald darauf das heilige Sakrament der Firmung empfangen hatte, fühlte sie ein solch' unersättliches Verlangen nach dem Brode des Lebens, daß ihr Beichtvater keinen Anstand nahm, ihr allwöchentlich den Zutritt zu dem Tische des Herrn zu gestatten. Bei dieser Gottesgnaden-Quelle schöpfte Louise die nöthige Kraft, um ihren lebhaften Charakter zu beherrschen, dort wuchs ihre sich mehr und mehr läuternde Seele in der zärtlichen, opferwilligen Liebe zu Gott; dort bereitete sie sich mehr und mehr vor, sich mit unauflöslichen Banden Ihm zu weihen. Schon seit längerer Zeit hatte sie dazu die Stimme Gottes in ihrem Innern vernommen, und weit entfernt, diesen geheimnißvollen Ruf zu verbergen, sprach sie denselben vor ihren Angehörigen laut aus mit den Worten: „Ich werde Klosterfrau!“

Frau Mallac, die Mutter, zweifelte nie an dem Berufe ihrer Tochter zum heiligen Ordensstande und behandelte demgemäß stets ihr liebes Kind mit einer beinah' ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit, als ein ihr nur anvertrautes Gut, das dem Herrn ganz besonders angehöre. Mit hehrem Entzücken sah sie, daß Louise täglich an Frömmigkeit und Eifer in den christlichen Tugenden zunahm, und daß die Gnade Gottes diese reine und liebliche Seele immer mehr durchdrang. Für alle Eindrücke des Guten aus dem Leben Jesu und seiner Heiligen empfänglich, schien Louise nichts Anderes mehr zu lieben als — Selbst-Ueberwindung auf dem heiligen Kreuzwege; — ein einzelner Zug mag dies beweisen!

Kurze Zeit nach ihrer ersten heiligen Communion erhielt sie die Erlaubniß, sich an den geistlichen Exercitien zu betheiligen,

die in der Notre Dame von Verdelais gehalten wurden; es ist dies ein Wallfahrtsort in der Nähe von Bordeaux. Keine Reise wäre anziehender für das fromme Kind gewesen, denn es durfte ja acht Tage lang in einem der gebenedeiten Jungfrau Maria gewidmeten Heiligthume zubringen. — Wenn man die Garonne hinauffährt, zwischen Bordeaux und La Rèole, gelangt man an eine malerische Gegend, welche die vorgenannte Muttergottes-Kapelle krönt. Zahlreiche Wunder geschahen und geschehen noch immer daselbst und zahlreiche »Ex soto!« aller Art bestätigen das Vertrauen zu der Macht der Fürbitten Maria's bei Gott. Laien, Mönche verschiedener Orden, Priester, sogar Bischöfe betreten diese ehrwürdigen Räume, um „der Mutter der göttlichen Gnade" daselbst ihre Huldigungen darzubringen und sich ihrem Schutze zu empfehlen. Um für die geistigen Bedürfnisse zu sorgen, haben die Väter der Maristen dort ein Kloster errichtet, wo sie jährlich zwei Mal Exercitien geben, wozu sich immer eine große Zahl von Andächtigen einfindet. — Zu einer dieser geistlichen Uebungen führte auch Frau Mallac ihre Tochter und wiederholte dies alle Jahre. — Louise folgte allen Uebungen mit einer Frömmigkeit und einem Aufmerken, das ihr Alter weit übertraf.

Sie wohnte mit der regsten Theilnahme den in der Familie üblichen Abend- und Fest-Vorlesungen bei; gerne und freudig trennte sie sich vom Spiele, um die ernsten Lehren aus den Schriften Bossuet's und Fenelon's zu vernehmen; stundenlang beschäftigte sie sich auch mit dem Lesen der Legende der Heiligen und sammelte in einem Album Stellen aus dem Evangelium, welche sie zumeist ansprachen. In diesen kindlichen Betrachtungen zeigte sich bereits der Geist jenes Glaubens, der später die Triebfeder und die Grundlage aller ihrer Tugenden geworden. So sagte sie unter Anderem einmal zu ihrer kleinen Schwester: „Weißt du, in dem Himmel gibt es einen Engel, der alle unsere guten Thaten aufschreibt; wenn wir uns derselben rühmen, dann ist er unzufrieden mit uns, und um uns zu strafen aber, streicht er sie durch!"

Einst hatte Louise viele Wochen hindurch alle ihre freie Zeit angewendet, die Kleidungsstücke der verschiedenen geistlichen Orden zu verfertigen; und wenn dann ihre Freundinnen sie besuchten, so vertheilte sie diese Kloster-Gewande unter dieselben; hierauf führte sie die kleine Genossenschaft in ihr Oratorium, um dort mit ihr die Psalmen zum Preise der allerseligsten Jungfrau Maria zu singen. Zuweilen auch kleidete sie sich als Klosterfrau, nahm ein Crucifix, einen Rosenkranz und ein Buch, das sie ihr Regelbuch nannte; als-

dann legte sie sich auf ein Kanapee und blieb mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen ruhig liegen, indem sie zu ihrer Mutter und zu ihrer Schwester sagte: „So werde ich einst nach meinem Tode daliegen!“ Und wenn diese über solche wehmüthige Vorstellungen sich verwunderten, rief sie aus: „Aber was ist denn der Tod? Er ist unser größtes Glück; warum vor demselben erschrecken?“ Auch hörte man sie an hohen Festtagen oft begeistert ausrufen: „O wie glücklich wäre ich, wenn ich sterben dürfte, denn im Himmel muß es heute so schön sein!“ —

Frau Mallac verließ im Jahre 1849 die Stadt Bordeaux und zog mit ihren vier Kindern nach Paris, um die Studien ihres Sohnes zu überwachen.

Dieser Wechsel änderte nichts an dem ruhigen und wohlgeordneten Leben der Familie, die einer religiösen Genossenschaft glich. — Wie immer auch die Jahreszeit sein mochte, so war die zum Aufstehen bestimmte Stunde — sechs Uhr; im Winter sogar ohne Feuer; dann folgte die Betrachtung und hierauf die heilige Messe; der übrige Tag theilte sich in Arbeit, Studium, Lesen erbauender oder lehrreicher Bücher und in Werken der Barmherzigkeit. Abends war die ganze Familie versammelt, und hier war Louise, durch ihr fröhliches, liebendes Wesen wiederum die Seele aller geselligen Unterhaltungen; endlich beschloß ein mit den Dienstboten gemeinschaftlich verrichtetes Abendgebet den Tag. — Der Empfang des heiligen Bußsakramentes wiederholte sich alle vierzehn Tage, und die jährlichen Exercitien (geistliche Uebungen) durften bei diesem so durch und durch christlichen Leben auch nicht fehlen.

Frau Mallac, beseelt für alles Gute, hatte auch eine Versammlung frommer Personen in's Leben gerufen, die sich mit dem Anfertigen von Kleidern und Wäsche für die Armen beschäftigten.

Außerdem führte sie ihre Töchter zu den barmherzigen Schwestern; dort halfen dieselben die Kleidungsstücke der in's Spital aufgenommenen Armen ausbessern.

Gleichfalls war Frau von Mallac Mitglied des Vereines für die dürftigen Kranken, und somit erhielt Louise oft die Begünstigung, ihre Mutter zu den Kranken und Elenden begleiten zu dürfen, von denen man in der Welt oft gar nichts weiß. Sie pflegte sich durch solche Besuche zu den großen Festlichkeiten der Kirche vorzubereiten, doch genügte ihr nimmer der nur einfache Besuch; ihre Armen sollten auch Theil an den Festfreuden haben, deßhalb galt es ihr als ihr größtes Anliegen, Fürsorge für sie zu treffen; schon am Vorabend kaufte sie

selbst alles Nöthige ein, um ihnen ein gesundes, kräftiges Essen zu verschaffen; allein Niemandem vertraute sie die Sorge dafür an; sie selbst trug, indeß begleitet von ihren Töchtern, die Lebensmittel hin und vertheilte sie mit solchem Wohlwollen, daß das Glück wenigstens für kurze Zeit das Gesicht dieser armen Elenden erheiterte. — Ebenso beschenkte sie die Armen, welche sie auf dem Wege nach der Kirche antraf; nie gingen diese Nothleidenden Christi leer aus; und wie sehr freuten sich auch diese Armen bei ihrem Anblicke. — Dabei kannte Louise kein größeres Vergnügen, als diese Armen auch noch zu überraschen, indem sie zuweilen die ihnen gewöhnlich gereichte kleine Gabe gegen eine größere vertauschte; o! wie beglückte es sie dann, wenn die Segnungen und Dankesworte der Armen sie bis in die Kirche verfolgten!

Nebst den Armen waren auch die kleinen Kinder der Gegenstand für Louisen's Fürsorge; auf der Straße blieb sie oft ein wenig zurück, um den ihr begegnenden Kindern zuzulächeln, oder um ihnen Süßigkeiten zu geben, wobei sie sich inniglich an dem Erstaunen der lieben Kleinen labte, wenn dieselben ihre niedlichen Händchen mit Leckerbissen angefüllt sahen; unter diesen Kindern waren jedoch die ärmsten stets die Bevorzugtesten. — Oefters hatte sie schon ein allerliebstes, dreijähriges Mädchen bemerkt, dessen Kleidung die größte Armuth verrieth; eines Tages ließ sie das Kind kommen, wusch und reinigte es eigenhändig, zog die von ihr selbst verfertigten Kleidungsstücke ihm an und schickte es dann, noch reichlich mit Geld versehen, nach Hause zurück.

Hierin bestanden die Erholungen des lieblichen Mädchens! — Wenn so viele junge Fräulein das Glück in den lärmenden Vergnügungen der Welt suchen, ohne es zu finden, so genoß Louise in aller Ruhe ein Glück, das um so süßer und größer gewesen, als es oft durch, nur Gott bekannten, Opfer erkauft wurde.

In dem Kloster vom heiligen Herzen Jesu.

Die zu der Ausübung der evangelischen Räthe gut vorbereitete Louise sah mit heiliger Freude den Augenblick heran nahen, wo sie endlich ihren innigsten Wunsch erfüllen und sich dem Dienste des Herrn gänzlich weihen konnte.

Zu der Zeit, in welcher die Familie in Paris angekommen, hatten Frau Mallac und ihre Tochter den ehrwürdigen Pater Marquet aus der Gesellschaft Jesu zum Seelenführer gewählt. Unter der Leitung dieses erfahrenen Seelenführers erstarkte und entwickelte sich Louisen's Beruf zum Klosterleben. Als sie achtzehn Jahre zählte,

bekannte sie ihre Berufswahl der Mutter; und diese, welche schon lange den hehren Beruf ihrer Tochter geahnt, war weit entfernt, sich derselben zu widersetzen; im Gegentheil, sie erfreute sich ob desselben und erblickte darin eine besondere göttliche Gnade; deßhalb unterstützte sie hierin mit Rath und That ihr theures Kind.

Am 15. Oktober 1852 begab sich Louise nach Conflans, das Noviziat des Klosters vom Orden des heiligen Herzens Jesu, in der Nähe von Paris.

Louise empfand auf's Tiefste die Schmerzen der Trennung von den Ihrigen; während der ersten Tage nach dem Eintritt in das Noviziat litt sie sehr dadurch, daß sie ihre vielgeliebte Mutter nicht mehr sah; sie vermißte das Zusammenleben mit ihrer Familie, die Armen, den Weg zur Kirche und so viele kleine Annehmlichkeiten des häuslichen Herdes, die man erst in ihrem Werthe kennen lernt, wenn man die Heimath verläßt und die ja zu dem wahren Glücke des natürlichen Menschen gehören. Wenn aber der rasche Uebergang aus der Welt in's Kloster an sich allein schon schwer erscheint, so ist die darauf folgende Seelenangst noch schwerer; und das kommt daher, weil man weiß, was man verlassen; allein das Glück, das man bei'm Eintritt in das Kloster gesucht, erscheint erst unbestimmt und in weiter Ferne. Man muß sich Gewohnheiten unterziehen, welche den Neigungen der Natur ganz entgegengesetzt sind; man muß sich einem gemeinschaftlichen Leben unterwerfen, ja, man ist sogar genöthigt, seinen Eifer zu dämpfen, weil man eingeschränkt wird durch die Regeln, die anfänglich eiskalt erscheinen, und der oft ungeduldig nach der Ausübung guter Werke sich sehnende Wille, der aber noch blind für die besten Mittel dazu ist, wird mit Gewalt niedergehalten; es ist eine Arbeit des Todes und der Auferstehung; denn man muß sterben, um wiedergeboren zu werden, man muß ein kleines Kind werden, wenn man in das Himmelreich des klösterlichen Lebens eingehen will.

Um aber die Seelen in diesem Werke der Verdemüthigung und Selbst-Abtödtung noch mehr zu befestigen, läßt es Gott auch zu, daß der Geist der Finsterniß Diejenigen besonders versuche, die nach Vollkommenheit streben. Unter dem Eindrucke seiner Täuschungen sucht die irrgeleitete Einbildungskraft die Vernunft zu beherrschen; Alles nimmt eine andere Gestalt an, Alles vergrößert sich und Alles erscheint unerreichbar.

Louise sollte auch an diesem Leiden ihren Antheil empfangen; doch sie erhob sich zu Gott gleich der Flamme, die gen Himmel steigt;

und obwohl der Teufel keine Anstrengung scheute, um ein so reines Licht auszulöschen, so diente der Gifthauch des Versuchers nur dazu, den Glanz des Lichtes zu erhöhen und die Flamme zu kräftigen. Inmitten all' dieser Kämpfe blieb sie immer treu und hochherzig; sie klammerte sich fest und fester an ihren heiligen Beruf und vereitelte durch die Offenheit und Geradheit ihres Herzens die List des bösen Feindes. Das Kloster wurde sonach für Louise gleichsam der Schmelztigel, worin ihre Seele geläutert wurde, wo sie sich zum Uebernatürlichen durch die Entfernung aller Schlacken, die an der menschlichen Natur noch klebten, erschwang; sie entfernte alle Hemmnisse, die der Einströmung der Gnade Gottes noch entgegenstanden.

Indessen ist's ein vielverbreiteter Irrthum, wenn man das Klosterleben als einen Kreuzweg betrachtet, wo man nur Bitterkeit und Trauer empfindet als Ersatz für so viele Opfer; — es giebt auch Entschädigungen daselbst, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Welt die Dornen unter den Rosen, und das Kloster die Geistesblumen, seine heiligen Freuden in Gott, unter die Dornen verbirgt. Schon ist's lange her, daß ein großer Gelehrter die Worte ausgesprochen hat: „Ein vollkommenes Leben ist auch ein glückliches Leben!" — Diese Worte sind so wahr, wie die ewige Wahrheit. — Denn in der That: der Herr kommt selbst, um in dem Geiste und in dem Herzen die Leere auszufüllen, die er verursacht hat; die unersättlichen Wünsche des Menschen werden durch die wirklichen Güter der Gnade und durch die göttliche Liebe gestillt, und nur Derjenige kann es verstehen, der in dem Besitze derselben ist.

Louise genoß bald die Süßigkeiten dieses Lebens; dort fand sie das Geheimniß der übernatürlichen Verbindung der Freude mit dem Schmerze, und, wie sie selbst schrieb: „Lächeln unter Thränen; Leben im Tode."

Das Klosterleben vor der Profeß-Ablegung.

Louisen's Noviziat und ihr ganzes Leben in dem Kloster war die treue Nachfolge Jesu, um nur mit ihm zu gehen, durch ihn heilig hienieden, und bei ihm einstens ewig selig zu werden in dem Himmel.

Das Kloster vom heiligen Herzen Jesu ward ihr Vor-Himmel.

Gottes Huld hatte ihr auch noch einen ganz besonderen Trost vorbehalten. Denn kaum war ein Jahr seit ihrem Eintritt in Conflans dahin, als auch ihre fromme Mutter an der Klosterpforte anklopfte, um mit ihr die Wohlthat des geistlichen Berufs zu theilen.

Später vervollständigte noch der göttliche Meister diese glückliche Wiedervereinigung, indem auch Josephine, das jüngste Kind dieser gottinnigen Familie, in den Orden des heiligen Herzens Jesu berief.

Am 27. Dezember 1854 wurde Louise zur Ablegung ihrer ersten Gelübde zugelassen; ihre Freude und ihr Eifer im Dienste Gottes steigerte sich noch mehr. — An diesem Tage verlangte sie, gleichsam als Austausch für ihr Opfer, drei Gnaden von dem göttlichen Herzen, und zwar:

„Eine große Liebe zur heiligen Jungfrau Maria.

Eine pünktliche Treue in der Ausübung ihres Vorsatzes: nie einen freiwilligen Fehler zu begehen.

Das Vorrecht, oft einen Verweis zu erhalten."

Bald nach der Ablegung ihrer Gelübde wurden ihr nach und nach verschiedene Beschäftigungen überwiesen: so im Noviziate die Leitung der Postulanten, die Sorge für die Sakristei, die Aufsicht über die Sprachzimmer u. s. w.; und in all diesen verschiedenen Aemtern hinterließ sie große Auferbauung, wie denn, sich selbst unbewußt, ein mit Gott vereinigtes Herz überall einen eigenthümlichen Liebreiz verbreitet.

Das ganz besonders kennzeichnende Gepräge dieser auserwählten Seele war ihre Einfachheit und Klarheit, die eine stete Gleichförmigkeit ihres Charakters hervorriefen und selbst in ihrem Aeußeren wiederstrahlte. Diese Frische und entzückende Reinheit hatten ihre Quelle in ihrer beständigen Bemühung: immer in Gott und für Gott zu leben. Athmend im Herzen Jesu, liebte sie auch das Herz Maria's. Durch diese ihre Seelenstimmung war Louise auch fast wie festgebannt vor dem Tabernakel mit dem Hochwürdigsten Gute in der Klosterkirche. „Ich gehe zwanzig Male des Tags in die Kapelle, dort sage ich meinem lieben Herrn und Meister: „„daß ich Ihn liebe, und daß er zu gut ist!"" und dann gehe ich wieder." Dies sprach sie mit einem Ausdrucke, der alle die frommen Gefühle, von denen sie beseelt ward, kund gab. — Nichts vermochte sie von den heiligen Gedanken zu trennen, welche sie zu Jesus in der hochheiligen Eucharistie stets hinzogen. In der Nacht, die ihren Communionen vorherging, glaubte sie beständig die heilige Hostie vor sich zu sehen, und dieser Anblick erfüllte sie mit himmlischer Freude. Und wenn sie des Glückes des Communion-Empfanges beraubt war, so stellten ihre Träume ihr dennoch den Gegenstand ihrer Wünsche vor; aber dann sah sie, wie die heilige Hostie sich entfernte oder niederfiel. Wie aber ihren wirklichen Communionen jedesmal eine ernste Vorbereitung vorausging,

so folgte ihnen auch stets eine fromme eifrige Danksagung, während welcher sie den Entschluß zu neuen Opfern faßte. —

Auch der zarte Keim der Andacht zur heiligen Muttergottes, der während der Kindheit Louisen's in ihr Herz eingepflanzt worden, fand im klösterlichen Leben eine gar reiche Entwickelung; man kann sagen, daß dieselbe ihr zur herrschenden Neigung und zum Bedürfnisse geworden war. Die Erfahrung bezeugt es auch, daß gerade diese Andacht zu der Gebenedeiten des Herrn ein Vorrecht reiner und auserwählter Seelen ist. Hat ja der göttliche Heiland am Kreuz auf Golgatha selbst zu dem jungfräulichen Johannes, seinem Lieblings-Jünger, gesprochen, indem er auf seine schmerzhafte Mutter unter'm Kreuze hinwies: „Siehe deine Mutter!" — Louise betete nicht nur mit unbegrenztem Vertrauen zu ihr, sondern sie lebte, so zu sagen, mit ihr vereinigt in allen ihren Empfindungen und wendete sich bei jeder Gelegenheit an sie, gleich einem liebenden und ehrfurchtsvollen Kinde, das auf den reichen Schatz von Huld und Nachsicht rechnet, der in dem mütterlichen Herzen sich findet.

Eines Tages betrachtete sie lange mit trauriger Miene ein Bild der heiligen Jungfrau; man sah es ihr an, daß ihr Geist sich mit etwas beschäftigte; vermuthlich warf ihr ängstliches Gewissen ihr eine kleine Untreue in dem Dienste der heiligen Jungfrau Maria vor; zuletzt seufzte sie: „Ich bin ein wenig beunruhigt, denn Unsre Liebe Frau und ich sind nicht recht gut miteinander!" — Da frug man unter Staunen: „„Warum denn?"" — Und die Antwort lautete: „Ich glaube, daß ich es jetzt errathen, denn ich betete so lange, bis meine gute Mutter mich erleuchtete; allein wie lange mußte ich darauf warten? Deshalb wagte ich es auch soeben, ihr zuzustammeln: „„O gütigste Mutter, wenn ich an Deiner Stelle wäre und Du an der meinigen, so hätte ich Dir schon lange verziehen!"" — Am folgenden Tage bekannte sie, strahlend vor Freude, ohne sich jedoch näher erklären zu wollen: „daß die heilige Jungfrau wieder mit ihr ausgesöhnt sei!"

Alles vertraute sie auch der göttlichen Mutter an: sie empfahl derselben alle ihre Sorgen, ihre Wünsche, ihre geheimsten Gedanken; sie empfahl ihr alle ihre eigenen Bedürfnisse und alle Gnaden, welche sie für Jene erflehte, die ihr theuer gewesen; sie empfahl ihr die ihr anvertrauten Ämter, ja selbst die kleinsten und unbedeutendsten Dinge; ihre Gesuche schrieb sie in kleinen Briefen nieder, welche sie dann auf den Marien-Altar legte. Fühlte sie irgend eine Schwierigkeit, im Geiste mit unserm Herrn sich zu vereinigen, dann schrieb sie alsbald

an seine glorreiche Mutter, und das Hemmniß war verschwunden; darum prägte sie oft dieselbe Uebung ihren Schwestern ein und sagte: „Die heilige Jungfrau Maria ist so gut! behandelt sie doch wie ein Kind seine Mutter; sie liebt solche Einfalt!“ — Und in der That schien Maria großes Wohlgefallen an dieser kindlichen Hingebung zu finden, denn sie erfüllte die geringsten Wünsche ihres Kindes.

Möge es gestattet sein, einen einzigen Beweis dieses Schutzes hier vorzuführen, obgleich derselbe eben so einfach ist, als der Glaube, der ihn begehrte.

Louise, die das Amt der Sakristanin versah, war durch ein Unwohlsein am Vorabend und in der Frühe des Grünen Donnerstages an die Zelle gefesselt. Der Gedanke, daß der zur Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes bestimmte Altar — zwei jungen Novizen war anvertraut worden, die noch wenig Erfahrung in diesem Amte hatten, beunruhigte sie ungemein. Erst zu der Stunde des Gottesdienstes konnte sie in die Kapelle hinuntergehen. Anfänglich geschah nichts, was ihre Befürchtung gerechtfertigt hätte; aber nach der Feier der heiligen Messe war man kaum zu dem für die Aufbewahrung des Hochwürdigsten Gutes bestimmten Ort gekommen, als man bemerkte, daß der Schlüssel des Tabernakels fehle. Alsbald begiebt sich Louise in die Sakristei, ergreift den ersten besten Schlüssel, der ihr in die Hand kommt, und läßt ohne Angst denselben dem Geistlichen überreichen, indem sie mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele die Worte ausspricht: „Gütigste Mutter Maria, ich flehe Dich an — verleihe, daß dieser Schlüssel öffnet!“ — Ihr Vertrauen wurde nicht getäuscht; dieser zufällig ergriffene Schlüssel, der nicht zum Tabernakel gehörte, öffnete geradezu; später wurde der rechte Schlüssel wieder gefunden; er war hinter den Altar hinabgefallen. —

Die Gunst, welche Louise bei der glorreichen Himmelskönigin sich erworben, war allen Schwestern des Hauses bekannt, so daß dieselben sie oft ersuchten, ihre Anliegen Maria, der „Hilfe der Christen“, vorzutragen; immer willfahrte sie mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit diesen Wünschen, und sie pflegte dann etwa zu sagen: „Ich werde das Magnificat oder das Memorare für Sie beten; dies sind meine Lieblingsgebete!“ — Selbst mitten in ihren dringendsten Geschäften ließ sie zuweilen Alles stehen, um einige Augenblicke vor dem Bildnisse der unbefleckten Jungfrau Maria zu beten. — Auch unterhielt sie sich gern über Maria's Barmherzigkeit und Güte und bekannte dabei ihren Mitschwestern: „Dies ist mein größtes Glück und meine liebste Erholung!“

Eines der größten Opfer, das ihr wegen ihrer schwachen Gesundheit auferlegt wurde, bestand in dem Verbote: das Officium mit lauter Stimme mitzubeten. — Gar oft drückte sie in rührender Weise ihr Leid darüber aus. In der Einfalt ihres frommen Herzens betete sie oft darum, „daß ihr in ihren Träumen das Bild der allerseligsten Jungfrau Maria erscheinen möge". Ihre eigene Mutter erachtete ein solches Begehren für kindisch, worauf Louise voll Ehrerbietung antwortete: „Ach, lassen Sie mich doch darin fortfahren, da ich Maria so sehr liebe!" — Dies Wort, das so süße, erinnert lebhaft an den heiligen Stanislaus Kostka, der, als er gefragt wurde: „„Warum liebst du denn Maria so sehr?"" erwiederte: „Sie ist ja meine Mutter!" Er fand hierin die beste Erklärung für seine Liebe.

Nach der Liebe Louisen's zu Maria, verehrte sie auch noch ganz besonders den heiligen Evangelisten Johannes, die heilige Theresia von Jesu, und als ihren Schutzpatron den heiligen Aloysius von Gonzaga, welche ihre ersten Schritte in's Kloster gesegnet hatten.

Alles, was sich auf die Verehrung des dreieinigen Gottes bezog, flößte ihr die tiefste Hochachtung ein; ihr Amt als Sakristanin gab Gelegenheit zu zahlreichen Beweisen dafür, denn mit der gewissenhaftesten Sorgfalt oblag sie allen Verrichtungen desselben. Sie fand eine besondere Gnade und großes Glück darin, daß sie Unsern Herrn bedienen durfte und drückte oft ihre frommen Gefühle darüber bei den Schwestern aus. Die Andacht, mit welcher sie dem Heiligthum nahte, belebte die Andacht aller Anwesenden; mit inniger Liebe küßte sie oft das Linnenzeug des Altars und die heiligen Geräthe. An den Festtagen erfand sie tausenderlei Kunstgriffe, um die Feierlichkeit des Gottesdienstes durch die Auszierung der Altäre noch zu erhöhen, und zwar that sie dies Alles, damit Unser Herr und Heiland recht geehrt werde. „Bei solchen Gelegenheiten", bekannte sie, „opfere ich Gott alle meine Andacht auf, damit meine ganze Aufmerksamkeit bei den Ceremonien ist; allein ich ermangele niemals, Alles der heiligen Jungfrau Maria anzuvertrauen." — Die unbedeutendsten Verordnungen für den Gottesdienst blieben ihr ein unverbrüchliches Gesetz; und wenn Jemand sein Verwundern darüber ausdrückte, so antwortete sie mit dem Ausdrucke frommer Furcht: „Bedenken Sie doch, daß eine Nachlässigkeit gegen die Vorschrift die Veranlassung zu einer läßlichen Sünde sein kann!" — Wenn Louise je etwas vergessen, dann zeigte sie sich untröstlich darüber; wenn z. B. die ewige Lampe erlosch, so rief sie mit wahrem Schmerze aus: „Ach, ach, das heilige Licht brennt nicht mehr!" und

man hatte Mühe, sie über eine solche Versäumniß einigermaßen zu beruhigen. —

Alle Bande, welche sie an Gott fesselten, waren ihr unendlich werthvoll; deshalb liebte sie ihren heiligen Beruf über Alles, ebenso ihr heiliges Gelübde und ihr Regelbuch, in welchem sie oft betrachtete und wovon ihr Leben ein treues Abbild gewesen. Die Uebungen des innerlichen Lebens, ohne die es unmöglich ist, zur Vereinigung mit Gott zu gelangen, waren ihr nicht weniger theuer; darum verwendete sie, trotz dem Uebermaße von Arbeit in ihren verschiedenen Aemtern, die beste Zeit des Tages zum Gebete; in ihm fand sie Ruh und Stärkung für ihre Seele; sie harrte stets aus im Gebete. — Ihren täglichen Gewissens-Erforschungen unterzog sie sich mit der aufrichtigsten Genauigkeit und tiefster Demuth; sie befürchtete bei dieser Uebung vor Allem eine gewisse Unbestimmtheit, die oft deren Wirkung lähmt. „Fürchten wir solche Nachlässigkeit der Seele!“ sagte sie zu einer ihrer Schwestern, die ihr gestanden, daß sie mehrere Tage lang unterlassen habe, ihr Particular-Examen aufzuzeichnen.

Sowohl die monatlichen, als die jährlichen „geistlichen Exercitien“ waren für Louise immer eine Zeit wahrhaft geistiger Erneuerung; ihre Oberinnen, denen sie eine getreue Rechenschaft davon ablegte, beachteten mit Dank und Freude den Fortschritt, den diese hochherzige Seele in der Tugend machte. Aus einem ihrer Notizhefte, das wir noch besitzen, kann man aus den zerstreut hingeworfenen Grundsätzen ihren hohen Sinn ermessen. Denn sie sagt unter Anderem:

„Die Demuth ist eine Tugend, durch welche der Mensch sich selbst kennen lernt, und sich daher gering und verächtlich ansieht. — Die wahre Demuth ist ein sich gleich bleibendes, mit den Handlungen übereinstimmendes Gefühl. —

Wehe dem Menschen, der da mehr Ruf als Verdienst hat! —

Gott zählt nicht unsere Werke, sondern er wiegt sie. —

Mein Gott, ich will Alles, was Du willst, weil Du es willst, und so lange Du es willst! —

Ich habe den Herrn zu meinem Antheile gewählt! —

Man muß sich gänzlich der Ehre Gottes weihen, und Alles gerade so wollen, wie Gott es will. —

Alles geht vorüber, nur Dasjenige nicht, was wir für Gott und seine Ehre gethan haben. —

Leiden gehen vorüber, allein — gelitten zu haben, wird nie vergehen! —

In dem Augenblicke des Todes werden wir für Alles getröstet werden, was wir in unserm Leben ohne Trost gethan! —

Die Schmerzen dauern nur eine Zeit lang, und zwar kurze Zeit; allein die Glorie, mit welcher sie belohnt werden, dauert ewig!"—

Das Stillschweigen, das so zu sagen — die Seele des innern und gesammelten Lebens ist, war für sie eine heilige Verpflichtung; auch erlaubte sie sich hierin nicht die geringste Uebertretung; ja ihr Pünktlichsein ging so weit, daß sie sich sogar mehrmals Vorwürfe machte, und dies auch aussprach: weil sie fürchtete, durch zu strenges Stillschweigen die herzliche, ihren Mitschwestern schuldige Liebe zu verletzen. —

Unwandelhaft zeigte sich Louise in dem Gehorsam; denn die Frömmigkeit, die uns kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen Gott einflößt, lehrt uns diese Gefühle auf Jene zu übertragen, die uns Seine Stelle hienieden ersetzen. Sie besaß nun diese Gabe in hervorragender Weise, diese Gabe des heiligen Geistes, welche das christliche Leben vervollkommnet und nicht allein die schwersten, sondern auch die leichtesten Pflichten der moralischen Ordnung beinahe zu übernatürlichen erhebt. Der Glaube lehrte sie ja, ihre Oberinnen und Mitschwestern in Gott zu lieben, und es glich ihre Liebe und Zuneigung der eines arglosen Kindes; sie erschloß ihnen ihr ganzes Herz. Sie nahm, fern von jeglicher irdischen Selbstliebe, die geringfügigsten Andeutungen und Wünsche ihrer Vorgesetzten mit gänzlicher Unterwerfung ihres Urtheils und Willens hin, und damit Alles gewiß durch den heiligen Gehorsam geregelt werde, bat sie für Alles, auch für das Allerkleinste, um Erlaubniß und legte mit großer Genauigkeit Rechenschaft von der Vollführung der empfangenen Aufträge ab. Selbst die leisesten Winke galten ihr als Befehle, welche sie ungesäumt zu vollziehen suchte. Hierüber stehe hier nur ein einziges Beispiel:

Man hatte Louisen einst auserwählt, daß sie die Säle des Pensionats verziere, in welchen vor der Preis-Vertheilung die Arbeiten der Kloster-Zöglinge zur Beurtheilung und Vergleichung sollten aufgestellt werden. Mit angestrengtem Fleiße verwendete sie mehrere Tage dazu, und endlich, nach mühsamster Arbeit schien ihr Alles glücklich beendigt. Die Gemeinde kam, um die kleine Ausstellung zu besichtigen; und eine von den Schwestern äußerte ihr Bedauern: „daß die Arbeiten nicht einen Hintergrund hätten, der dieselben mehr hervorhebe;" und auch die Oberin schien durch eine leicht hingeworfene Bemerkung sich zu dieser Ansicht zu neigen. — Und was that Louise? — Ohne einen Augenblick zu zögern, oder sich eine Bemerkung ob der

Kürze der Zeit zu erlauben, begann sie mit heiterstem Sinne diese lange Arbeit auf's Neue.

Nach dem Beispiele des heiligen Aloysius, der das Kloster mit einem Schiffe verglich, bei welchem der letzte Schiffsjunge so gut als der Steuermann zum Fortschreiten mitwirkt, war Louise jedes Amt gleich; sie wußte, daß in dem Hause des Herrn kein Unterschied besteht, als der einer mehr oder minder vollkommenen guten Meinung, mit der man seine Pflichten erfüllt. Wie wahr ist darum die Mahnung, welche sie ihrer Schwester Josephine gab: „Thue Alles nur für Gott! Verrichte die unbedeutendsten Dinge mit der größtmöglichsten Vollkommenheit, ohne je daran zu denken, daß eine andere Hand unser Werk verbessern wird, oder daß die Geschöpfe sie beurtheilen werden! — Arbeiten wir nur für den Himmel, denn Gott allein bleibt uns, wenn Alles uns verläßt!“ —

Nach dem in der heiligen Ordens-Regel ausgesprochenen Wunsche liebte Louise die heilige Armuth als ihre geistige Mutter. Die Zartheit ihres Gewissens ging in diesem Punkte so weit, daß die mit der Austheilung der verschiedenen Bedürfnisse beauftragten Schwestern sehr sorgsam sein mußten, damit ihr nicht das Nöthigste fehle. Gab man ihr etwas Neues, so konnte dies sie förmlich betrüben; die einfachste Schreibmappe schien ihr überflüssig, denn einige Bogen Papier genügten ihr vollkommen zu diesem Zwecke. Ja, sie fragte manchmal: „Habe ich nicht zu viele Sachen?“ oder: „Bin ich nicht zu schwer zu befriedigen?“ — Während ihres Krankseins brachte man sie in ein bequemes Zimmer; man wollte dorthin ein in ihrem frühern Zimmer befindliches Bild tragen, dessen Anblick ihr früher viele Leidensstunden erleichtert hatte; es stellte vor, wie die allerseligste Jungfrau Maria zwei Hirtenkindern zu la Salette erschienen war. „Nein, nein!“ rief sie mit großer Lebhaftigkeit aus, sobald sie es bemerkte; „durch diese Handlung würde ich mir den Anschein geben, als ob es mein gehörte, und es heißt in unsrer heiligen Regel ausdrücklich: daß man Nichts mitnehmen soll, wenn man von einem Zimmer in ein anderes zieht.“ Man mußte ihrem Flehen nachgeben und das Bild an seinen alten Platz zurücktragen. — Nach ihrem Tode konnte man nur mit großer Mühe unter den ärmlichen und gänzlich abgenützten Gegenständen, welche sie im Gebrauche hatte, Etwas finden, um den Gliedern ihrer Familie ein Andenken darzubieten! —

Stets blieb sie von dem Gefühl ihrer Niedrigkeit durchdrungen, weil sie von sich überzeugt war, daß sie keine Tugenden und keine Fähigkeiten besitze; sie erachtete sich nur als ein Wesen der

Verlegenheit und der Duldung. Mit dem Ausdrucke innigster Ueberzeugung pflegte sie öfters zu sagen: „Ohne die christliche Liebe und Barmherzigkeit meiner Oberinnen und Schwestern, müßte ich für sie ein Gegenstand der tiefsten Verachtung sein!“ Von sich selbst bekannte sie: „Meine Seele erweist sich als eben so unbedeutend wie meine ganze Person; ich gleiche einem farblosen Wasser!“ — Auf jeder Seite ihrer Gewissens-Berichte findet man denselben vorherrschenden Gedanken; sie schreibt unter Anderem: „Ich möchte dem Heiland gänzlich angehören, ich möchte in die Zahl Jener eingerechnet sein, von welchen der heilige Ignatius von Loyola in seinen geistigen Uebungen spricht, die sich unter die Fahne Jesu Christi reihen; und dennoch bin ich, trotz meiner guten Vorsätze, die Feigste unter den Feigen, und meine Handlungen stehen fortwährend mit meinen Worten im Widerspruche! Ich lasse meine Seele betäuben, schleppe mich ein wenig vorwärts, und dies ist doch meinerseits so undankbar; denn ich habe so viel erhalten, Gott giebt mir so viele Gnaden! Er flößt mir das Verlangen nach ihm ein und den glühenden Wunsch, ihm wohlzugefallen.“ — An einer andern Stelle liest man: „Ich fand in meiner Seele Verwirrung, Trägsein im Geiste und Nachlässigkeit in der Erfüllung meiner Pflichten; es scheint mir, daß mir allenthalben etwas mangelt; ich schäme mich meiner; ich bin einem Hause ähnlich, das keine Thüren und keine Fenster hat, wo der Staub überall eindringen kann. Ueber dies Alles verdemüthigte ich mich vor Gott und faßte die besten Vorsätze, über mich recht zu wachen, damit ich mehr für Gott und mit Ihm wirke!“ — Ihr Lieblings-Ausspruch aber lautete: „Wie angenehm ist es, Nichts zu sein!“ — Auch rief sie zuweilen aus: „O mein Jesus, möge man mich demüthigen, möge man mich verachten, wenn nur **Du** geliebt und verherrlicht wirst!“ —

Im Kloster nannte man Louisen geradezu: „„Die göttliche Liebe!““

Spätes Eintreten in's Kloster.

(Aus: Leben der Johanna von Jesu Maria von P. Martin Cochem.)

1. Die gottselige Johanna von Jesu Maria ist in der Stadt Burgos in Spanien von adeligen Eltern geboren; ihr Vater hieß Johannes Rodriquez und ihre Mutter Johanna de la

Füente; die Huld Gottes beschenkte sie bereits in ihrer Kindheit mit ganz absonderlichen Gnaden; auch erwies sie sich als eine große Wohlthäterin der Armen. —

Johanna hatte seit ihrem sechsten Jahre den göttlichen Beruf zum geistlichen Stand in ihrem Herzen verspürt, ward aber an der Vollbringung desselben durch Gott selbst, der sie zur Ehe genöthigt hatte, bisher gehemmt. Nun aber wollte Gott ihre Begierde erneuern, und zwar auf folgende anmuthige Weise.

Als fünfzig Jahre seit der ersten Vermählung der Johanna mit Christo verflossen waren, und sie, in ihrer Kapelle sitzend, sich daran erinnerte, siehe! da wurde sie unvermerkt im Geiste verzückt und von dem heiligen Joseph in den Himmel geführt. Christus saß im Himmel auf einem hohen königlichen Throne, und zu seiner rechten Hand stand die Himmelskönigin in unaussprechlicher Schönheit. Rings um den Thron standen die himmlischen Geister in hellem Glanze, die getreuen Aufwärter ihres Königs, und außer ihnen die Patriarchen, Propheten, Apostel, Martyrer, Beichtiger und Jungfrauen, alle mit den Waffen ihrer Vortrefflichkeit geziert.

Johanna beschaute mit Verwunderung die himmlische Stadt Jerusalem, und war ganz erstarrt in Erwägung ihrer Herrlichkeit, Größe, Schönheit und Majestät. Ueberall fanden ihre Augen eine unaussprechliche Erfröhlichung und das höchste Vergnügen, ja der anmuthigen Dinge gab es so viele, daß sie nicht Augen genug hatte, Alles zu betrachten.

Darnach wurde sie vom heiligen Joseph besser hinauf geleitet, und Johanna gewahrte, wie die Himmelskönigin sammt allen englischen Chören und allen Schaaren der Heiligen sich vor der Majestät Jesu Christi mit tiefster Ehrerbietung bis zum Boden neigte.

Christus sprach zu ihnen: „Was begehret ihr, meine auserwählten Freunde, von mir, euerm Gott?“

Sie antworteten Alle mit einhelliger Stimme: „„Allmächtiger Herr und Gott, wir begehren mit demüthiger Bitte: es wolle sich Eure Majestät belieben lassen, jene Vermählung, welcher sie sich vor fünfzig Jahren mit dieser ihrer Dienerin Johanna als ein Bräutigam versprochen haben, jetzt zu erneuern und zu bestätigen!““

Auf dieses Begehren wendete Christus sein göttliches Angesicht zu Johanna und sprach mit großer Freundlichkeit zu ihr: „Tochter, das Begehren meiner lieben Mutter, und die Bitte meiner lieben Engel und Heiligen ist mir angenehm; deßwegen ist es mein Wille,

daß du meine Braut, und mit mir, wofern es dein Wille ist, vermählt werdest!"

Johanna durfte vor großer Demuth Christum nicht anschauen, viel weniger ihm mit einem Worte erwiedern. Christus aber ließ sie zu sich führen, streckte seinen gebenedeiten Arm aus und gab ihr seine rechte Hand mit der Ansprache: „Hiermit vermähle ich dich mit mir, und nehme dich an zu meiner allerliebsten Braut!" Hierauf steckte er ihr an ihren Finger drei durchbrochene Ringe, welche mit einem überaus kostbaren Stein zusammengeheftet waren, und sprach: „Dies ist der Brautschatz, mit welchem die allerheiligste Dreifaltigkeit dich heute beschenkt! — Mein himmlischer Vater giebt dir den ersten Ring, zum Zeichen der Stärke, womit seine Allmacht dich begabt! — Ich gebe dir den zweiten Ring, zum Zeichen der Weisheit, womit ich dich erleuchte! — Der heilige Geist giebt dir den dritten Ring zum Zeichen der göttlichen Liebe, womit er dich verzehren will. Der kostbare Stein, der diese drei Ringe zusammenfügt, bedeutet die Flamme der vollkommenen Liebe, die uns Beide wahr und inniglich vereinigen soll. — Hiermit ist die Versprechung und Vermählung bestätigt; jetzt bist du mein und ich bin dein!"

Alsbald fing die himmlische Musik an, und die ganze Stadt Jerusalem erschallte von dem göttlichen Lobe. Die Engel spielten und die Heiligen sangen mit unaussprechlicher Süßigkeit und begingen mit hehrem Jubel und Danksagen das Freudenfest dieser wundersamen Vermählung. — —

2. Als Johanna von dieser hohen Verzückung wieder zu sich kam, und an dem himmlischen Ringe erkannte: daß sie in Wahrheit mit Christo vermählt sei; da erglühte in ihr ein inbrünstiges Verlangen nach dem klösterlichen Stande, damit sie auch als eine „wahre Braut" sich ihrem himmlischen Bräutigam gänzlich ergeben und weihen möchte. Sie fand keine Ruhe mehr im weltlichen Leben, weil ihr dies zu geräuschvoll vorkam, und sie in ihrem innern Frieden merklich störte. — Weil nun diese Sehnsucht immer mehr wuchs, so offenbarte sie dieselbe ihren geistlichen Vorstehern, nämlich ihrem Beichtvater, und dem Pater Provincial der Discalceaten; denn da sie unlängst die dritte Regel und den grauen Ordens-Habit angenommen, war sie diesem völlig unterworfen. Dieser aber zeigte sich als Gegner ihrer Meinung und bewies ihr mit vielen Gründen: „daß es besser sei, wenn sie zum Heile der Welt und zum Troste der Armen auf das Kloster verzichte." Ihr Beichtvater widerlegte indeß alle Gründe des Provincials, und bewies so kräftig: „„daß es

besser sei, wenn sie geistlich würde;"" so daß jener ihr endlich beistimmen mußte.

Nachdem man nun wegen der Wahl ihres Standes sich geeinigt, beriethen sie auf's Neue: „ob sie sollte in ihren, oder in den Clarissen-Orden treten?" Alle Patres Discalceaten wünschten Johanna's Eintritt in ihren Orden; sie selbst aber neigte sich mehr zu dem der Clarissen. Ihrem Beichtvater, welcher Discalceat war, und dem sie ihre Gründe offenbarte, stimmte ihr bei und ermahnte sie, eine Clarissin zu werden.

Während dieses harten Streites erschien ihr Sanct Franziskus von Assisi mit Sanct Dominikus und der heiligen Catharina von Siena, die bei ihrer Vermählung gewesen, und sprach zu ihr: „Wie lange wirst du dich bedenken und zwischen den beiden Orden schwanken? Weißt du denn nicht mehr, daß du mir in deiner Kindheit versprochen hast: meine Tochter im Herrn zu sein, und daß ich bisher für dich wie ein Vater für sein Kind gesorgt habe? Warum säumst du so lange? Warum erfüllst du nicht dein Versprechen?" — Johanna erschrack und sprach: „„Mein seraphischer Vater, Alles was Ihr saget, ist wahr; ich erkenne meine Schuld und bitte um Vergebung."" — Die Heiligen verziehen ihr gerne und gaben ihr ihren heiligen Segen.

Diese Erscheinung offenbarte sich gleichfalls ihrem Beichtvater, und dieser schrieb alsbald an den Pater Provincial der Franziskaner, und bat ihn im Namen der Johanna: er wolle sie in das Kloster der heiligen Clara aufnehmen. Dieser freute sich herzlich, daß seinem Orden eine so heilige Matrone zu Theil werden sollte, und richtete sogleich einen Obedienz-Brief an die Abtissin des Clarissen-Klosters zu Burgos: „„daß sie die Mutter Johanna, wofern die Klosterfrauen einwilligen würden, unentgeltlich aufnehmen und als eine große Dienerin Gottes in Ehren halten möchten."" — Nach dem Empfange dieser Nachricht berief die Aebtissin alsbald ihre Schwestern in's Capitol, sammelte die Stimmen, und als sie Alle einwilligten, gab sie der Mutter Johanna Kunde: „„daß sie in ihren Orden aufgenommen sei.""

Weil aber die Patres Discalceaten sich hiermit nicht zufrieden erklärten, so gelangte diese Angelegenheit an den Herrn Erzbischof zu Burgos, dem man sie zur Entscheidung unterbreitete. Johanna erläuterte ihm brieflich den wahren Grund ihres Berufs zum Clarissen-Orden, der von ihrer Kindheit an bereits in ihr lebendig gewesen, und nach langer und reiflicher Erwägung und Sichtung des Thatbestan-

des, gab er die Genehmigung zu der Aufnahme der Bittstellerin in den Clarissen-Orden. Er brachte selbst seine schriftliche Weisung der Johanna und las ihr dieselbe vor; diese aber warf sich ihm zu Füßen und bezeigte ihren herzlichsten Dank durch heiße Thränen. — Sie bat ihn auch noch: er möge sich gefallen lassen, sie noch an demselben Tage in das Kloster zu bringen; er aber entgegnete: weil es schon so spät sei, wolle er am andern Tage früh Morgens zu ihr kommen, ihre Beichte hören, in ihrer Gegenwart die heilige Messe lesen, ihr die heilige Communion reichen und sie dann nach St. Clara bringen.

3. Der Erzbischof gedachte die Einkleidung Johanna's in aller Stille vorzunehmen; allein das Gerücht von diesem Ereignisse hatte sich bereits in aller Eile durch die ganze Stadt ausgebreitet. — Wie schmerzlich diese Kunde aber gar viele Menschen berührte, denen Johanna in ihrer Noth stets wie ein sichtbarer Schutzengel zur Seite gestanden, ist mit Worten nicht zu schildern. Die Gefangenen in den Kerkern, die Kranken in den Spitälern, die Armen in ihren Kammern weinten und wehklagten bitterlich, und riefen: „Ach, wir Elenden, ach, wir Verlassenen! Unsre einzige Zuflucht, unsre beste Hilfe, unser süßester Trost wird uns weggenommen! Nun sind wir arme Waislein, weil unsre treuherzige Mutter uns verläßt und von uns für immer scheidet!" —

Der Erzbischof erschien gar zeitig, Johanna abzuholen; er fand aber nicht nur den Vorhof ihres Hauses, sondern auch die ganze Straße mit Volk angefüllt. Er hörte sie in ihrem Hause beichten; darnach faßte er sie an dem einen Arm und bei dem anderen Einer von den Dienern, und so führten sie Johanna hinunter an die Pforte zu dem breiten Tragsessel. Bevor sie aber in diesen trat, fiel sie vor dem Erzbischofe nieder und bat ihn mit Thränen um Verzeihung: „daß sie seiner heilsamen Lehre nicht immer treulich nachgekommen wäre." Der fromme Oberhirt wurde hierüber so sehr gerührt, daß er vor Weinen ihr nicht antworten konnte, sondern schweigend sie von der Erde aufhob und zu dem Tragsessel geleitete.

Johanna zählte damals beinah' sechszig Jahre, und war — ob ihres ausgemergelten Leibes — so krank und schwach, daß sie kaum stehen, viel weniger gehen konnte. Darum setzte man sie in den Sessel und trug sie unter starkem Zulaufe des Volkes zu den Clarissen. Dort las der Erzbischof die heilige Messe und spendete seiner geistlichen Tochter die heilige Communion. — Nun wurde Johanna in dem Sessel, umschaart von vielen geistlichen und weltlichen Herren, an die Clausur-Pforte getragen, und von sämmtlichen Klosterfrauen empfan-

gen. Sie warf sich auf die Kniee und sprach weinend: „Meine Jungfrauen, hier kommt die unnützeste aller Kreaturen, und begehrt durch die Liebe Jesus und Maria, des heiligen Franziskus von Assisi und der heiligen Clara, ihr wollet sie in eure Genossenschaft aufnehmen und mit dem heiligen Habit bekleiden!" — Der Erzbischof aber nahm sie bei der Hand und sprach mit heller Stimme: „„Ihr Jungfrauen, ihr sehet hier Johanna Rodriquez, eine alte, lahme, kranke und unvermögliche Person; wenn Ihr sie auf diese Weise — ohne Morgengabe — annehmen wollet, so soll sie hier bei Euch verbleiben; wo nicht, so will ich sie mit der größten Freude wieder mit mir nehmen; denn Gott weiß es, wie schmerzlich mir dieser Abschied ist!""

Die Klosterfrauen sprachen einhellig: „Ja, wir begehren die alte, lahme, kranke und unvermögliche Mutter Johanna; und wenn sie auch noch kränker wäre, so wollten wir sie doch unentgeltlich aufnehmen und mit aller Nothdurft versehen!"

Da nahm sie der Erzbischof auf's Neue bei der Hand und übergab sie weinend der Aebtissin; diese aber umarmte sie und begann das Te deum laudamus zu singen.

Nun war ein Wunder zu sehen: wie Johanna, sobald die Aebtissin sie an der Hand führte, sogleich gesund wurde, und jugendlich kräftig mit den Jungfrauen in der Prozession dahinwallte. — Alle Anwesenden erstaunten darob und lobten, im Vereine mit den Klosterfrauen, mit heller Stimme Gott den Herrn.

Als die Prozession in dem unteren Chor angelangt, wurde der Erzbischof sammt den Franziskanern eingelassen, das übrige Volk jedoch blieb vor dem Gitter stehen.

Während Johanna eingekleidet wurde, sah sie, wie der ganze himmlische Hofstaat herabkam und selbst diese Einkleidung verrichten wollte. Christus saß auf einem herrlichen Throne, und seine gebenedeite Mutter zu seiner Rechten auf einem anderen Throne. Sanct Franziskus und Sanct Dominikus, sammt den Heiligen, standen auf der einen, die heilige Clara und die heilige Theresia, von Jesu, sammt den Jungfrauen, auf der andern Seite. Die heilige Clara legte ihr, unter der Beihilfe der heiligen Theresia und Catharina von Siena, das Ordenskleid an, und sprach alle Worte, die man bei der Einkleidung zu sprechen pflegt. Nach der vollendeten Einkleidung nahmen Sanct Franziskus und die heilige Clara die neue „Braut Christi" bei der Hand und führten sie zu Christi mit den Worten: „Allerhöchster

Herr und Gott, hier übergeben wir Deiner göttlichen Majestät diese unsre Tochter, damit sie von Dir gesegnet werde, und Deiner Majestät als eine treue und demüthige Dienstmagd diene!" — Christus gab ihr hierauf zuerst den Segen und sprach dann: „„Jetzt besitze ich Johanna hier in meinem Hause, und werde sie als eine geliebte Braut bewahren!"" — Von Christo hinweg führten sie Johanna zu der heiligen Muttergottes, und von dieser zu den übrigen Heiligen, welche alle freundlichst sie empfingen und ihren heiligen Segen ihr gaben. — Inzwischen erscholl die himmlische Musik, und die Engel sangen so lieblich, daß Johanna vor Entzücktsein schier zerschmolzen wäre.

Nach diesem wurde Johanna von den Klosterfrauen zu dem Erzbischofe geführt, welcher ihr den heiligen Segen spendete und ihr dann befahl: im Chore auf und ab zu gehen, damit das Volk, welches vor dem Gitter stand, recht sehen konnte, daß *sie* in wunderbarer Weise gesund geworden.

Die Aebtissin aber sprach zu ihr: „Mutter Johanna, ihr wisset, daß der Lahme, welchen der heilige Apostel Petrus gesund gemacht hat, mit ihm alsdann in den Tempel gegangen sei, und dort getanzt, gesprungen und Gott gelobt habe. Auch Euer Ehrwürden ist lahm und schwach in dieses Kloster hereingekommen und durch die göttliche Barmherzigkeit gesund und gerade geworden. Deßwegen tanzet auch *hier* vor allem Volke und preiset Gott in seinen Wunderthaten!

Einige Klosterfrauen strichen die Saiten der Geigen, Johanna aber sang ein heiliges Liedlein, und tanzte im Chore zur herzergreifenden Erbauung aller Anwesenden.

Johanna hatte auch seit vielen Jahren keine irdische Speise genossen; und wenn sie auch schon zuweilen auf das Geheiß Anderer etwas Weniges gegessen hatte, so mußte sie unter Zittern und Beben in tödtlicher Angst alle Speisen wieder erbrechen. — Als ihr jedoch die Aebtissin befahl, mit ihr gemeinsam aus ihrer Schüssel zu essen, hat sie ohne irgend ein Hemmniß von allen Speisen gegessen und dieselben auch bei sich behalten.

Auf die vorbezeichnete Weise wurde ihre Einkleidung wunderbarlich vollbracht und die ganze Stadt Burgos mit Staunen und dem Preise des Allerhöchsten erfüllt.

4. Nun begannen aber die Versuchungen des leidigen *Satans*, der da rasend darüber geworden, weil ihm die Braut Christi gleichsam den Händen entschlüpft, indem sie aus der Welt geschieden und in den Klosterstand eingetreten war. Er beschloß deshalb, alle seine Macht aufzubieten, sie wieder aus dem friedlichen Heiligthum hinaus=

zubringen und durchaus nicht zu der feierlichen Profeß=Ablegung zuzulassen.

Und er wagte auch den Versuch.

Denn in der Nacht, die dem Tag ihrer Einkleidung gefolgt, setzte ihr der Satan mit einer gewaltigen Anfechtung zu, indem er mit seinen Einflüsterungen vorspiegelte: „daß Johanna in der Welt mehr Gutes thun, und mehr Seelen in der Welt selig machen könnte, als in dem Kloster!" — und trieb sie so weit, daß sie vor Kleinmuth und Angst noch in derselben Nacht zu einer andern Novizin ging, welche auch ehedessen in der Welt im ehelichen Stande gelebt und ihr ausdrücklich erklärte: „daß sie nicht gesinnt wäre, in dem Kloster zu bleiben!" — Die andere Novizin tröstete sie zwar, so gut sie konnte, und die Wankelmüthige wurde auch durch dieses Zureden in ihrem Beruf etwas gestärkt. Der böse Geist kehrte aber bald wieder mit seinen Anfechtungen zurück und gab ihr darüber, daß sie den Klosterstand gewählt, einen so herzzerschneidenden Verweis, daß Johanna wähnte, sie müsse in die Erde versinken. — Bald aber erschien ihr der heilige Franziskus von Assisi, tröstete sie mit milden, huldvollen Worten und gab ihr seinen heiligen Segen.

Nun blieb auch Johanna eine zeitlang ziemlich getröstet; als jedoch der Augenblick ihrer Profeß=Ablegung herannahte, wendete der Satan Alles an, was er konnte, und brachte Johanna wirklich so weit, daß sie lange in großer Angst umherging, und obgleich sie von der Aebtissin und den Mitschwestern getröstet wurde, dennoch einige Male Nachts heimlich aus dem Kloster zu gehen gedachte. Weil sie denn nicht mehr zu beruhigen war, ließ die Aebtissin ihr die Pforte weit aufmachen, faßte sie bei der Hand und sprach mit ernsten Worten: „„Tochter, jetzt sind die Pforten offen; wohlan, wollet Ihr ausscheiden, so geht in Gottes Namen!"" — Bei dem ersten Schritte blieb Johanna unbeweglich; ihre Haare sträubten sich; sie begann zu zu zittern und zu schwitzen und sprach zur Aebtissin: „Ich will nicht, ich kann nicht hinausgehen!"

Alsbald erschien ihr Christus ganz blutig und sprach: „Was thust du, Johanna? Gehest du so fort und kannst du mich so verlassen?" — Dieser Anblick und diese Worte des Herrn machten sie so kraftlos, daß sie zu Boden fiel, sich der Aebtissin zu Füßen warf und mit heißesten Thränen um Verzeihung bat. Die Aebtissin hob sie von der Erde auf, umfing und tröstete sie, sammt allen gegenwärtigen Schwestern, und führte sie wieder in ihre Zelle, wo sie sich auf ihr Angesicht niederwarf und ihre Schuld mit so vielen bittersten

Zähren beweinte, daß Maria, die Mutter der göttlichen Gnade, sich ihrer erbarmte, und ihr mit dem heiligen Dominikus, mit dem heiligen Franziskus von Assisi und der heiligen Clara erschien. Diese Heiligen nahmen sie bei der Hand, und führten sie zu der Muttergottes mit den Worten: „O allermildeste Königin des Himmels, Eure Huld wolle doch dieser trostlosen Braut Eures lieben Sohnes gnädig sein, weil sie ja nicht gewußt hat, was sie gethan, als sie das Kloster verlassen wollte.“ Und Maria antwortete: „Ich verzeihe ihr für meinen Sohn und mich, weil ich weiß, daß sie nicht mit Willen gesündigt, sondern von dem bösen Feind ist verblendet worden!“

5. Am Tage ihrer Profeß-Ablegung, — es war der 22. April 1627, — als Johanna des Morgens im Chor betete, sah sie, daß Christus mit dem himmlischen Heere herabkam, wie es bei ihrer Einkleidung geschehen war.

Die heilige Clara führte Johanna zu der Muttergottes, daß sie in die Hände derselben Profeß thun solle. Und Maria führte sie zu den Füßen ihres Sohnes, welcher sprach: „Johanna, jetzt will ich mit dir mich vermählen; willst du meine Braut sein?“ — Und sie erwiederte: „„O Herr, ich bin nicht würdig, Eure Dienstmagd genannt zu werden, wie viel weniger dann Eure Braut!““ — Christus sprach: „Ich aber will dich besitzen; reiche mir die Hand, meine Braut!“ — Johanna bot die rechte Hand dar; er aber nahm sie in die seinige, zog einen Nagel aus derselben, und nagelte beide Hände durch beider Hände Wunden; Maria aber nahm einen kostbaren Ring und steckte ihn der Johanna an den Finger.

Die heilige Ursula erschien mit einer kostbaren Krone und setzte sie auf das Haupt Johanna's; diese jedoch schüttelte das Haupt und sprach zu Christo: „„Mein Gott und mein Bräutigam, **Du** bist mit Dörnern gekrönt worden, und ich sollte mit Blumen und Edelsteinen gekrönt werden; dies möge nicht sein; die Dienstmagd darf nicht köstlicher geschmückt sein, als der Herr!““ — Da sprach Christus: „O meine Braut, willst du denn mit mir ganz und gar gleichförmig sein? Wohlan, so geschehe dein Wille! Bringet noch mehr königliche Waffen!“

Da kam der heilige Franziskus mit einem Kreuz, und gab es der Johanna in die Hand. Diese neigte sich vor diesem Gnadenzeichen, küßte und empfing es. — Und Christus fragte: „Gefällt dir dieser Scepter?“ — Sie antwortete: „„Ja, Herr, überaus wohl!““ — Und Christus gab ihr die Verheißung: „Wohlan, es wird dir, so lange du noch lebest, nicht an Kreuz und Leid mangeln!“

Dann brachte der heilige Dominikus eine Dornenkrone und setzte sie der Johanna mit dem Ausspruch auf's Haupt: „Diese Krone ist für dich!"

Und nun that Johanna mit dem Kreuz in den Händen und der Krone auf dem Haupt, und mit dem Nagel in der Hand Profeß in die Hände der heiligen Muttergottes, und Maria übergab sie der heiligen Clara.

Unterdessen sangen die heiligen Engel und celebrirten dieses Fest mit großer Feierlichkeit. — Während der Musik küßte Johanna in Andacht die Füße Jesu Christi und seiner glorreichen Mutter, worauf sie von Beiden den Segen empfing. — Und augenblicklich waren dann Alle verschwunden.

Nach dieser himmlischen Profeß-Ablegung Johanna's folgte auch die irdische — in die Hände der Aebtissin. —

6. Wundersame Dinge hat Johanna im weltlichen Stande gewirkt, aber noch viel wundersamer ist, was sie in den friedlich-stillen Mauern des Klosters gethan hat. — Sie wurde schier täglich verzückt; sah schier täglich die heilige Clara; schier täglich erschienen ihr verschiedene Heilige, und schier täglich beschenkte Christus sie mit neuen Gnaden. — Ihre Bußwerke und Abtödtungen, denen sie in der Welt oblag, setzte sie nicht nur fort, sondern erfand auch oft neue Arten, ihren Leib zu quälen, und für die Sünder Genugthuungen zu leisten.

Eine ihrer vornehmsten Uebungen bestand in der Betrachtung des Leidens Christi, welche von ihr in einer jeglichen Woche einmal auf eine absonderliche Weise abgehalten wurde. Denn alle Donnerstage, des Abends um fünf oder sechs Uhr, begann sie zuerst bei der Fußwaschung, und fuhr dann von Stunde zu Stunde fort zu betrachten: was Jesus Christus in jeder Stunde gelitten hat: und dies währte bis zum Freitage des Abends um fünf oder sechs Uhr. — In dieser Betrachtung wurde sie immer verzückt, so daß sie nichts von sich wußte; sie verhielt sich gleichsam äußerlich in den Geberden, und im Gehen, Stehen, Sitzen und Liegen, daß man daraus merken konnte, was sie betrachtete; und wer es nicht wußte, vermeinte, sie wäre nicht verzückt, sondern bei sich. Innerhalb dieser vierundzwanzig-stündigen Betrachtung und Verzückung wurden ihr Leib und Angesicht auf mancherlei Art entstellt; nämlich — bald bleich, bald roth, bald blau, bald schwitzend, bald kraftlos, bald blutend und seufzend, so daß man wohl zu erkennen vermochte, wie schmerzlich ihr das bittere Leiden zu Herzen ging. Ja, sie litt nicht nur Alles in

ihrem Herzen, sondern auch an ihrem Leibe, was Christus an seinem Leibe gelitten hat, aber allerdings nicht auf eine so ganz vollkommene Weise.

Als das Wundersamste zeigte sich aber, wenn sie in ihrer Betrachtung an die Kreuzigung Christi kam; sie legte sich dann auf ein hölzernes Kreuz nieder, das sie in ihrer Zelle besaß und das nach der Länge ihres Leibes gemacht war. — Wenn sie auf diesem Kreuze lag, so schien es nicht anders, als wäre sie wahrhaftig und in der That an dasselbe angenagelt worden; denn die eisernen Nägel, die in dem Kreuze stacken, gingen ihr durch die Wunden ihrer Hände und Füße. Darnach wurde das Kreuz unsichtbarer Weise, ohne Zweifel durch die Engel, welche immer gegenwärtig gewesen, mit ihr aufgehoben, und schwebte in der Luft, daß es die Erde nicht berührte. — Die Schwester Johanna blieb drei Stunden lang daran hängen, vergießend aus ihrem Haupte, ihren Händen, ihren Füßen und ihrer Seite so viel Blut, daß mit demselben der Boden ganz gefärbt war. — Nach drei Stunden fiel Johanna von dem Kreuze sanft auf die Erde herab und fuhr in ihrer Betrachtung und Verzückung fort bis zum Ende. — Dieser Freitags-Uebung wohnten auch viele Engel und Heilige bei, und die Klosterjungfrauen haben mit ihren eigenen Augen dieselbe oft gesehen.

Durch diese schwere Uebung und durch das viele Blutvergießen wurde Schwester Johanna so matt, daß man befürchtete: sie möchte ganz auszehren, und vor der Zeit sterben. —

Als sie daher diese Uebung im Kloster bis zum neunten Jahre verrichtet hatte, fanden es ihre geistlichen Vorsteher für rathsam, ihr zu befehlen: „daß sie von diesen Uebungen ablassen solle.“ — Am 14. September 1634 schrieb demnach der Pater Provincial eine Obedienz, worin er ihr — bei der Kraft des heiligen Gehorsams — auftrug: „„Sie möge Gott bitten, ihr die fünf Wunden abzunehmen und das Blutvergießen zu hemmen.““ Auch gebot er ihr: „„jene Freitags-Uebung am Freitage nicht eher anzufangen, als nach der Feier der heiligen Messe, und sie nach der Vesper zu schließen.““

Nach dem Empfange dieser Obedienz begab Johanna sich in's Gebet, fiel im Chor vor dem daselbst aufgestellten Ecce-homo-Bilde nieder und bat den göttlichen Heiland: „er wolle ihr die Wunden abnehmen!“ — Christus erschien ihr während dieses Gebets und sprach: „Johanna, der Gehorsam, welchen du deiner Obrigkeit leistest, ist mir gar angenehm! Deßwegen weine nicht, meine Braut,

denn ich will thun, was du begehrest!" — Und Christus säumte auch nicht, seine Verheißung zu erfüllen. — An dem folgenden Tage, als Johanna sich zu dem Empfange der heiligen Communion vorbereitete, empfand sie eine große innerliche Bewegung, besah darauf ihre Hände, Füße und Seite, und gewahrte, daß sie ohne Wunden waren. — Jedoch sind die Mal-Zeichen der Wunden ihr ganzes Leben hindurch ihrem Leibe verblieben, und sie hat an denselben größere und schärfere Schmerzen, als ehedessen an den Wunden selbst. —

Einst in einer Verzückung gab ihr Gott auch die hohe Erkenntniß seines göttlichen Wesens und seiner Eigenschaften zu erkennen, und zugleich auch: wie grausam diese seine göttliche Majestät durch die Sünden der Menschen beleidigt werde. Diese Schmach peinigte der Art Johanna's liebevolles Herz, daß die Hauptader desselben zerbrach, ihre Brust unter großen Schmerzen aufsprang, und mit aller Gewalt das Blut herausfloß, und zwar in solcher Ueberfülle, daß ihre Kleider von diesem Blute so stark benetzt wurden, als hätten sie in lauter Blut gelegen. — Durch dieses viele Blutvergießen wurde sie gar sehr geschwächt. — Christus aber, als liebender Bräutigam, eilte ihr alsbald zur Hilfe, legte seine hochheilige Hand auf ihre Brust, stillte ihr das noch hervorquellende Blut, heilte ihr die schmerzliche Wunde und sprach mit freundlichster Huld zu ihr: „Meine Braut, das Blut, welches du vergossen hast, soll in der Vereinigung mit meinem vergossenen Blute ein Schirm der armen Sünder sein, worin sie in ihren Nöthen eine Zuflucht finden werden; darum werde ich dir fortan Alles gnädig verleihen, was du von mir begehren willst; und weil du so schmerzlichst empfindest, daß die Sünder mich so sehr erzürnen, so erkürt meine Güte dich zur Beschirmerin aller Sünder!"

Eine Oberin der Carmeliterinnen des Temple zu Paris.

(Aus: Leben der geistlichen Ordensstifterinnen von M. N. Jubin.)

Ein Trost der Monarchie Frankreichs und eine Stütze der Religion in diesem Lande war Louise Adelheid von Bourbon, die Tochter Joseph's von Bourbon, Fürsten von Condé, und der Fürstin Charlotte Godefriede Elisabeth von Rohan-Soubise, geboren am 5. Oktober 1757 zu Chantilly.

Louise Adelheid hatte schon von Jugend auf Anlagen zur Zurückgezogenheit und Liebe zu den strengen Uebungen der Religion. Daher ernannte sie der König Ludwig XVI., die frommen Neigungen der Prinzessin begünstigend, zur Aebtissin von Remiremont. Diese ausgezeichnete Würde legte Louisen nicht die Verpflichtung auf, den Hof zu verlassen; sie bildete, durch die Glorie ihrer Gottesfurcht und Tugenden gar lieblich über alle Anderen hervorleuchtend, fortwährend die Zierde und Bewunderung desselben bis in das Jahr 1789, dem Beginne der Blutjahre durch die Revolution Frankreichs.

Zur Zeit der politischen Wirren in ihrem Vaterlande folgte die Prinzessin ihrem Vater und ihrer Familie zuerst nach Brüssel, dann in die Schweiz und endlich nach Turin, wo sie der Verkehr und die täglichen Unterhaltungen mit der heiligen Chlotilde, Königin von Piemont und Schwester des Königs von Frankreich, in dem Plane bestärkten: „die Banden, welche sie an das Ordensleben geknüpft hatten, zu erneuern und durch engere Gelübde sogar fester zusammenzuziehen.“

Bevor sie sich jedoch bestimmt verpflichtete, schrieb sie an den König von Piemont, der sich damals nach Verona zurückgezogen hatte, im November 1795, einen eben so rührenden als ehrfurchtsvollen Brief, um von ihm die Genehmigung für die Ausführung ihrer Absicht zu erbitten. Der König antwortete schon am 1. Dezember, der göttlichen Vorsehung nachgebend, welche dieses Opfer verlangte; er drückte ihr sein lebhaftes Bedauern aus: „„eine Person aus dem Kreise der Seinigen sich entfernen zu sehen, welche das hehre Beispiel für den Hof und die Auferbauung für die Unterthanen demnächst zu Turin hätte werden sollen.““ Der König endete seine Antwort, welche der Ton der königlichen Würde und der Ausdruck der väterlichen Güte durchklang, mit der Kundgebung des Vertrauens: „„daß er nicht allein seine eigenen Anliegen, sondern auch die Schicksale seines ganzen Volkes ihrem Gebete empfehle.““

Hoch in Gott erfreut, die Genehmigung des Königs und die ihres Vaters erhalten zu haben, begann Louise von dieser Zeit an ein Leben voller Entbehrungen und Opfer zu führen. Eine gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt und ein Wandeln auf dem strengsten Bußwege, immer das Bild des gekreuzigten Heilandes und seiner schmerzhaften Mutter in der Seele tragend, bot ihr ein süßes Stille- und Seligsein. Zu dem Zwecke hielt sie sich einige Zeit in dem Convent der Trappistinen zu Valais in der Schweiz auf. —

Nachdem sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht, unterschied sich im rauhen Nonnen-Habit die Prinzessin von ihren Gefährtinnen nur durch ihre allersorgfältigste Pünktlichkeit in der Erfüllung ihrer Standespflichten.

Folgendes schrieb sie — in Bezug auf dieses Kloster:

„Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie sehr mir in diesem Hause Alles wohl gefällt; wie sehr mich in demselben Alles zu einem Gefühle des Friedens, der Sanftmuth und der Ruhe hinlenkt. — Ich bemerke nichts Abschreckendes, der Natur Zwang Anthuendes, wie ich mich darauf schon gefaßt gemacht hatte. — Jede neue Uebung erhebt meinen Geist und mein Herz und erneuert in mir die Empfindung des Glücklichseins in Gott! — Da ich diesen Morgen das Loblied Benedictus sang, fühlte ich, daß ich mich mit Zufriedenheit und Freude für den ganzen Tag versorgte! — Hier ist der Tag so regelmäßig eingerichtet, daß er nur Ein Augenblick zu sein scheint. Man kann hier die Langeweile unmöglich kennen lernen; und was diese Strenge anbelangt, die man für so entsetzlich erachtet, so kann ich nicht begreifen, wie man sie dafür ansehen kann. Mich däucht, ich habe volles Genüge für alle meine Bedürfnisse, oder wenigstens Alles, was fromme Seelen brauchen. — Das Stillschweigen, die Geistessammlung und der Friede sind das Rührendste, das ich in diesem so heiligen, so religiösen und eifrigen Hause finde; auch sieht man darin die christliche Liebe, welche in allen Seelen waltet! — Kurz, ich kann in dieser Beziehung Nichts sagen, das nicht weit hinter Allem zurückbliebe, was mein Herz empfindet."

Später begab sich Louise, nach einer so tief-ernsten Vorbereitung auf den eigentlichen Eintritt in den Ordensstand, nach Deutschland, von da nach Polen, und nahm zu Warschau im September des Jahres 1802 in dem Convente der „Nonnen der immerwährenden Anbetung" den Schleier. — Der König von Piemont, der sich damals in Polen aufhielt, wohnte dieser Feierlichkeit bei, sowie auch der Herzog von Angouleme und dessen Gemahlin.

Louise legte hierauf die Gelübde ab, und erhielt den Kloster-Namen „Maria Louise von der Barmherzigkeit".

Nach dem Tode des Ludwig Anton Heinrich Bourbon, Herzogs von Enghien, den Napoleon am 21. März 1804 in den Gräben von Vincennes, weil man ihn als einen Spion zu verdächtigen suchte (und zwar ganz grundlos), erschießen ließ, reiste Maria Louise nach England, um den Vater dieses so unglücklich gewordenen Sohnes zu trösten, der von dem qualvollsten Schmerze niedergebeugt

war. Auf dieser Reise beobachtete die Gottesbraut alle Regeln der Clausur, wie immer es ihr möglich gewesen.

Die Restauration Frankreichs unter der Thronbesteigung des Königs Ludwig's XVIII. gab Maria Louise dem Vaterlande zurück, nicht aber wieder der Welt.

Der Palast le Temple zu Paris war zur Zeit der blutgierigen Revolution der Schauplatz und Zeuge der schauderhaftesten Verbrechen gewesen; er hatte sogar in seinen allertiefst entweihten Räumen die Opfer der Königs-Familie eingeschlossen, welche aus ihnen nur herausgingen, um unter dem Fallbeile der Guillotine zu sterben, oder in das Grab hinabzusteigen, wie der Thron-Erbe Ludwig XVII. — Diese furchtbare Stätte sollte nunmehr gereinigt und wieder geweiht werden durch das Gebet und die ewige Anbetung. — Eine Genossenschaft seligmäßiger Frauen vereinigte sich, mit der Genehmigung des Königs, in dem le Temple, und zwar unter der Oberin Maria Louise von der Barmherzigkeit, Prinzessin von Condé. — Die Ordens-Regel war die der Carmeliterinnen. —

Hier wurden nun, seit dem Jahre 1816, die Tage und Nächte — ohne Unterbrechung — der Sühne gewidmet. Eine Kirche, von zierlicher Einfachheit, ward durch die Prinzessin den Gebäuden des „Temple" angefügt und an den Festtagen das Volk eingeladen, zu kommen und seine Gebete mit denen der tugendhaften Bewohnerinnen des Hauses zu vereinigen. — An diese frommen und rührenden Sorgen knüpfte man auch in christlicher Barmherzigkeit die Unterstützung der Armen in jeglicher Art; und die so reichlichen Spenden erzielte man durch die Klugheit der inneren Verwaltung und durch eine Sparsamkeit, welche die Unterhalts-Bedürfnisse der Ordens-Mitglieder nur auf das Allernothwendigste beschränkte.

Das hochherrliche Beispiel der Prinzessin Maria Louise von der Barmherzigkeit leitete und nährte alle diese guten Werke und diesen standhaften Eifer ihrer Ordensschwestern. Die blutigen Dornen auf dem Boden des „Tempels" verdrängten allesammt die Rosen und Lilien des Gebets und der Almosen. — Jedes Jahr und jeden Tag vermehrte die gottselige Oberin ihre Verdienste und ihre Selbst-Abtödtungen auf dem heiligen Kreuzwege der Nachfolge Jesu. Immer engelhafter wurde ihr ganzes Wesen. Bis zu ihrem letzten Athemzuge blieb sie das Muster der edelsten Tugenden und der demüthigsten Ergebung in den göttlichen Willen. — Sie starb in der Gnade und in dem Frieden des Herrn am 10. März 1824.

Ihr Leichenbegängniß ward am 13. März vollzogen. — Mademoiselle von Orleans, der Bischof von Hermopolis als Oberer des Hauses, alle Angehörigen des Herzogs von Bourbon und viele Personen hohen Standes betheiligten sich an der herzergreifenden Feierlichkeit. Nach Beendigung des heiligen Meßopfers ging der Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, umschaart von seinem Clerus, in den Chor der Nonnen, um am Sarge der Abgeschiedenen die Absolution zu spenden, und in Prozession wurde dann der Leichnam der Prinzessin in die unterirdische Kapelle gebracht, wo sich die Begräbnißstätten für die Nonnen befinden.

Die vielen heißen Thränen, welche die geistlichen Töchter ihrer guten Oberin Marie Louise von der Barmherzigkeit vergoßen, bezeugten, wie inniglich sie der so herbe Verlust ihrer geistlichen Mutter und ihres sonnklaren Vorbildes in allen christlichen Tugenden schmerzte.

Die Armen des Stadt-Theils aber, in welchem der Temple liegt, beweinten in ihr nicht allein die zärtlichste Pflegerin, sondern geradezu eine „zweite Vorsehung“. —

Aeußere Anregungen der inneren Andacht.

(Aus: Gedenkbuch des ehrwürdigen P. Ludwig von Granada.)

Der heilige Dominikus, Stifter des Prediger-Ordens, fand bei allen Geschäften, die ihn gleichsam umlagerten, immer noch Zeit zum Gebete, so daß er inmitten der Arbeiten, welche die Nächstenliebe ihm auferlegte, gleich den Einsiedlern in der Wüste, des Gebetes und der Betrachtung wartete. Man kann mit Recht auf diesen Heiligen die Worte des Weisen anwenden: „Er war wie ein fruchtbarer Oelbaum, wie eine in die Höhe sich hebende Cypresse!“ Eccl. 50, 11. Wahrlich! mit Staunen sehen wir in einem und demselben Menschen zwei so entgegengesetzte und sich widerstreitende Dinge, wie die hohe Ceder und der niedrige fruchtbare Oelbaum, vereinigt. Wie der fruchtbare Oelbaum brachte der Heilige das Oel der Barmherzigkeit hervor, indem er sein ganzes thätiges Leben dem Wohle des Nächsten widmete; und gleich der hohen Cypresse strebte er zu dem Himmel empor, vom Gebete, der Betrachtung und den Flügeln der Liebe getragen. So vereinigte er in sich die Schönheit beider Bäume, die Fruchtbarkeit des einen und den hohen Wuchs des andern!

Wie anhaltend aber das Gebet des Gottesmannes war, und wie viele Arten zu beten er hatte, das möchte den Menschen wohl zu wissen nützlich sein. Wir wollen deshalb mittheilen, was der heilige Antonius, Erzbischof von Florenz, darüber schreibt.

Seine Worte lauten:

„Obgleich das Leben des heiligen Dominikus ein ununterbrochenes Gebet genannt werden kann, so hatte er doch neun besondere Arten zu beten, indem er durch verschiedene äußere die innere Andacht anregte.

Die erste Art bestand darin, daß er sich vor dem Altare tief neigte. In dem Altar erblickte er Christum, vor dem er sich tief demüthigte, wohl wissend, „„daß das Gebet der Demüthigen die Wolken durchdringt.““ Eccl. 35. — So ermahnte er auch seine geistlichen Brüder, sich zu verneigen, wenn sie an einem Bilde des für uns gedemüthigten und gekreuzigten Heilandes vorübergingen.

Zweitens pflegte er im Gebete sich ganz auf die Erde nieder zu legen, wie Jesus Christus im Garten Gethsemane auf das Antlitz fiel, als er — betend — Blut schwitzte. Dabei rief er, von Zerknirschung und Scham über sich selbst durchdrungen, aus: „Herr, sei mir Sünder gnädig!““ und: „„Unsre Seele ist erniedrigt bis zur Erde und unser Leib klebt am Erdboden!““ Psl. 43. — Und um seine Brüder zu dieser Uebung der Demuth zu bewegen, hielt er ihnen das Beispiel der Weisen aus dem Morgenlande vor, die das Kindlein Jesus anbeteten; und er erinnerte sie, wie sie nicht allein für ihre eigenen Sünden beten und sich verdemüthigen müßten, sondern auch für die der andern Menschen, auf daß die Sünder Buße thun möchten.

Drittens geißelte er sich, aufrecht stehend, indem er sprach: „„Deine Züchtigung hat mich ohne Unterlaß gebessert, und sie ist es, die mich ferner unterweisen wird!““ Psl. 17, 39.

Viertens fiel er oftmals auf die Kniee nieder, indem er dem Aussätzigen nachahmte, der vor dem Herrn niederknieete und sprach: „„Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen!““ Matth. 8. — oder dem heiligen Martyrer Stephanus, der niederknieend ausrief: „„Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!““ und: „„Rechne ihnen diese Sünde nicht zu!““ Apostg. 7. — Zuweilen drängten sich die Worte über seine Lippen: „„Zu Dir, Herr, will ich rufen! Mein Gott, halte Dich nicht schweigend von mir zurück, damit ich nicht, wenn Du Dich stillschweigend von mir entferntest, Denen gleich werde, die zur Grube hinabsteigen!““ Psl. 27, 1. — Manchmal redete er auch nur mit dem Herzen, keine Worte wurden gehört, und er schien eine gute

Weile verzückt zu sein; und dabei sah er aus, als ob er in den Himmel flöge, worauf er dann wieder mit großer Freude zu sich selber kam, Thränen von den Wangen wischte, sich erhob und bald von Neuem niederkniete. —

Fünftens stand er zuweilen aufrecht vor dem Altare, vor der Brust die flachen Hände wie ein geöffnetes Buch haltend. Dann sah er aus, als ob er vor Gott voll Andacht und Ehrfurcht läse; er stellte nämlich seine Betrachtungen über Gottes Wort an. —

Sechstens stand er oft mit ausgestreckten Armen in der Gestalt eines Kreuzes und betete; denn so hatte Jesus Christus auch gebetet, als er, am Kreuze hängend, mit lauter Stimme zu seinem himmlischen Vater empor rief. —

Siebentens pflegte er dann und wann beim Gebete ganz aufrecht zu stehen, die Arme über dem Haupte senkrecht erhoben und die Hände zusammengefügt, oder etwas von einander haltend, gleichsam als wollte er Etwas vom Himmel herunterlangen. — In dieser Weise betend, hörten die Brüder ihn oft die Worte sprechen: „„O Herr, erhöre die Stimme meines Flehens, wenn ich zu Dir rufe, wenn ich meine Hände erhebe zu Deinem heiligen Tempel!““ Psl. 7. —

Achtens begab er sich, wenn er sein Gebet verrichtet oder unter dem Essen aus einem geistlichen Buche vorlesen gehört hatte, in seine Zelle oder an einen einsamen Ort, weil er sich durch das verrichtete Gebet oder die vernommene Vorlesung vom Geiste der Andacht durchdrungen fühlte. Hier bezeichnete er sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, öffnete ein Buch und las mit großer Freude darin. Dabei war es ihm, als redete Gott zu ihm aus dem Buche, und er sprach mit dem Propheten: „„Ich will hören, was Gott der Herr in mir redet!“ Psl. 84. — Es war bemerkenswerth zu sehen, wie er sich bei dieser Uebung verhielt. — Zuweilen sah er nämlich aus, als spräche er gar aufmerksam mit Jemanden; ein anderes Mal schien er mit allem Fleiße zuzuhören; dann auch schien es mitunter, als entsetzte er sich oder als weinte er; bald richtete er die Augen fest auf einen Ort, bald schlug er sie nieder; und bei dieser, sowie bei allen anderen Uebungen blieb es seine Gewohnheit, vom Lesen zum Betrachten überzugehen, und vom Betrachten zum Lesen. Seine Ehrfurcht gegen das Wort Gottes und die Bücher der heiligen Schrift war dabei so groß, daß er, wenn er sich allein befand, zum Oeftern das Haupt gegen das Buch neigte und es sehr andächtig küßte, besonders wenn es das Evangelium gewesen. —

Neuntens hatte der heilige Mann die Gewohnheit, wenn er unterwegs war, allezeit im Gehen zu beten und zu betrachten. — Er sprach dann oft zu seinen Gefährten die Worte des Propheten: „„Ich will ihn in die Einöde führen und da zu seinem Herzen reden!““ Osea 2. — Und dann bat er sie: „sie möchten vor oder hinter ihm gehen, damit er einsam bleiben könnte.“ —

So weit die Schilderung des heiligen Antonius. —

Dies sind also die Gebetsweisen und frommen Uebungen von Sanct Dominikus. — Wahrlich, ich weiß nicht, was ich hier zumeist bewundern soll! — Ich verwundere mich, wenn ich erwäge: wie groß der Eifer dieses heiligen Vaters gewesen, da er nie und nirgends von seinen frommen Uebungen ließ, sondern Tag und Nacht, wenn er ging und stand, wenn er aß oder ausruhte, mit Gott sich unterhielt. — Ich verwundere mich, wenn ich bedenke, wie er die Speise des Gebets so vielfach abzuändern wußte, damit er nicht durch den beständigen Genuß derselben Speise überdrüssig würde, sondern vielmehr sein Wohlgefallen an geistlichen Dingen durch die Mannigfaltigkeit derselben erhöhte. — Besonders verwundere ich mich über die unermüdliche Thätigkeit des tapferen Streiters Christi, der mit der Rechten und mit der Linken focht, indem er eben so thätig im Dienste des Nächsten, wie im Umgange mit Gott war, so daß keine Uebung der andern Abbruch that. — Dieser irdische Engel und himmlische Mensch hatte seine Augen so fest auf Gott gerichtet, daß ihn weder die Sorge um seinen Orden, noch sein eifriges Studiren, noch sein vieles Predigen, Beichthören und Disputiren mit den Irrgläubigen, noch sein öfteres Reisen, noch irgend eines seiner vielen anderen Geschäfte von der Vereinigung mit Gott abwenden konnte. Oder wenn er auch hie und da auf kurze Zeit gestört wurde, so kehrte er doch alsbald in die Stille seines Herzens zurück; denn er war zu jenem vollkommensten und seligsten Stande gelangt, wo die beiden Lebensweisen, nämlich die beschauliche und die thätige, nur eine einzige wird und beide sich gegenseitig unterstützen; denn die Uebung äußerlicher guter Werke macht das Gebet inniger und kräftiger, und die durch das Gebet erzeugte Andacht erhöht die Neigung zum Ueben alles Guten. — So stand es mit dem heiligen Dominikus. Das Gebet erwies sich überall als der Anfang seiner Unternehmungen; und wenn er predigte, gab das vorhergegangene glühende Gebet seinen Worten eine Kraft, daß sie wie mit Flammen der göttlichen Liebe brannten! —

Wer nun den Beispielen der Heiligen Gottes nachzufolgen und in der Tugend Fortschritte zu machen wünscht, der verlege sich auf

das Gebet; denn dasselbe wird ihm in allen andern nöthigen Dingen behilflich sein; es wird ihm Gnade, Andacht, Liebe und Freudigkeit des Geistes verschaffen, und ihn dadurch zu jeder Tugend geneigt und geschickt machen. —

Drei hehre Opferblumen.

(Aus: Leben der Schwester Monika von Hubert Weber.)

Die Passionsblume der Selbst-Abtödtung.

Die Schwester Monika, geborne Margaretha von Bubbach, Wittwe von Wiltheim, Gründerin der Congregation Unsrer Lieben Frau in der Stadt Luxemburg, schmückte die späteren Tage ihres Lebens für Gott mit drei gar hehren Opferblumen aus; nämlich: mit der Passionsblume der Selbst-Abtödtung, mit der Sonnenblume des Gebetseifers und mit der Rose der treuinnigsten Hingebung an unsern Herrn und Heiland Jesus Christus.

Es ist demnach die Passionsblume ihrer Selbst-Abtödtung zuerst zu betrachten.

Soll der Mensch im Geiste und in der Wahrheit sich zu Gott erheben können, um ein wahrhaft innerlicher Mensch zu werden, dann ziemt es ihm nicht, durch allerlei Fäden der Sinnlichkeit an die Erde gebunden zu bleiben; er muß den sinnlichen Lüsten und Genüssen absterben. Denn ist auch die innere Abtödtung der Sieg über die schnöde Eigenliebe, den Starrsinn, alle Regungen und Leidenschaften — wohl das Allerwichtigste im geistlichen Leben auf dem Wege der Nachfolge des Gekreuzigten, — so darf aber auch die äußere Abtödtung nicht vernachlässigt werden. Einen Tyrannen überwinden und gleichzeitig einem Andern sich in die Arme werfen, hieße — vergeblich an seiner christlichen Vervollkommnung arbeiten! — Dahin bezüglich ruft der heilige Johannes vom Kreuz uns zu: „Tödtet ab eure Sinne! Doch soll das Schwert der Buße **mehr** den Geist als den Leib treffen!"

Das ist auch die Mahnung aller Geisteslehrer, ja der Weg aller Heiligen; das Letztere soll vorwalten und das Erste nicht unterbleiben, damit Jesus in uns — zugleich auch in unserem äußeren Leben Gestalt gewinne. Mit Christi Schwert, mit dem Schwerte der inneren

und äußeren Selbst-Abtödtung muß das Heil und der Friede Christi errungen werden! —

Das war auch der Zweck, den Schwester Monika in der von ihr gestifteten Congregation Unserer Lieben Frau zu erreichen suchte; dies bezeugte sie selbst mit den Worten, welche sie eines Tages zu ihrem Seelenführer sprach: „Ich bin in's Kloster eingetreten, mich abzutödten, zu leiden und würdige Früchte der Buße zu bringen."

Monika hatte bereits von Kindheit an ihre Sinne gezügelt und ging, während ihres Wittwenstandes, in den körperlichen Bußübungen so weit, daß der Beichtvater — kraft des Gehorsams — die Strengheiten derselben mäßigen mußte. Das Klosterleben aber sah sie erst recht als das eigentliche Bußleben an; aber auch da durfte sie sich nicht immer nach ihrem Begehren kasteien, weil es ihr von den Oberen gemildert wurde, und zwar wieder durch den angelobten Gehorsam.

Die Speisen aß sie mit Widerwillen, denn ihres Heilandes Hunger und Durst, diese so peinvollen Leiden schwebten ihr immer vor den Augen; sie hätte gewünscht, dieselben mit Asche vermengen zu dürfen, auf daß die Gaumenlust beim Essen sich nicht einschleichen möchte; nun man ihr aber dies nicht gestattete, so versetzte sie sich im Geiste unter das heilige Kreuz auf Golgatha und tunkte jeden Bissen, den sie nahm, in das kostbare Blut ihres Erlösers, aus der gebenedeiten Seitenwunde hervorquellend.

Auch in der strengsten Winterszeit wärmte sich Monika nicht. Befahl ihr die Oberin, zum Ofen hinzuzutreten, so gehorchte sie wohl, ging aber gleich wieder hinweg. — Oft war sie des Abends so von Kälte durchstarrt, daß sie während der Nacht nicht warm werden konnte und vom Frost geschüttelt am Morgen wieder aufstand. — Sie ruhte auch nimmer während des Tages, und die Gewohnheit, nach der Regel zu leben, machte ihr jeglichen Schlaf außer der dazu bestimmten Zeit unmöglich. — Bezeugte man Mitleid ob der Härte, mit welcher sie ihren Körper behandle, so lautete die Antwort: „Das ist ja wenig im Vergleiche mit dem, was mein Heiland und Seligmacher gelitten; Ihm zu lieb werde ich doch dieses Wenige erdulden können!" — Und sollte sie irgend etwas thun, wogegen ihre Natur sich sträubte, so ermuthigte sie sich selbst mit den Worten: „In dem Hause meines Gottes will ich dieses als mein Kreuz auf mich nehmen; denn da mein Heiland nie ohne inneres und äußeres Kreuz gewesen, so geziemt es sich nimmer für eine Klosterfrau — ohne Kreuz in seiner Schule zu sein!" —

Monika's Abtödtungen, wenn auch dem Anschein nach manchmal klein, waren fortlaufend, darum schwerer und herber für die Natur und weniger zugänglich der Eigenliebe; verborgen vor den Menschenaugen leuchteten sie strahlend vor Gott!

Merkwürdig ist's, wie Monika ihre Zunge zu bezähmen verstand. Die Abtödtung der natürlichen Geschwätzigkeit ist indeß ein Hauptzug des geistlichen Lebens; „denn wer mit der Zunge nicht fehlt, ist schon“, nach dem Zeugnisse des heiligen Apostels Jakobus, „ein vollkommener Mensch!“ Nie, in keiner Zeit ihres Lebens, hatte sie Freude an nichtssagenden oder schnöden Gesprächen, und gleichfalls verabscheute sie alle Stichelworte auf gegenwärtige und die Bekrittelungen über abwesende Personen. Stets schweigsam — wußte sie doch, wann die Nächstenliebe zu reden gebot, das Gespräch durch ihre Milde und ihr sanftes Wesen angenehm zu machen und selbst die Anwesenden zu erheitern; besonders verstand sie es, mit geistigen, frommen Goldkörnern ihre Worte zu untermischen und so durch die Unterhaltung zu nützen. Dabei aber erschien nichts Gezwungenes und Niemandem fiel sie dadurch lästig; es wäre vielmehr auffallend gewesen, wenn man in Monika's Reden kein Wort der Erbauung gefunden hätte. — Schwester Monika hegte aber nicht in sich das Selbstvertrauen, als könne sie aus eigener Macht ihre Zunge in allen ihren Reden zügeln und nach Gottes Willen leiten; darum betete sie immer, wenn sie zu dem Sprachzimmer gerufen wurde, ein Ave Maria und empfahl sich Gott, den sie um Beistand anflehte mit den Worten des Psalmisten: „Setze, o Herr, eine Wache an meinen Mund, und eine Thüre an meine Lippen ringsum!“ Gerade, wenn sie am meisten Neigung zum Sprechen in sich fühlte, war sie auch sorgfältigst auf der Hut, um nicht durch Sprechüppigkeit wie von einem Strom fortgerissen zu werden. Sie äußerte sich hierüber selbst in ihrem Tagebuche: „Wenn ich mich sehr zum Sprechen hingezogen fühle, will ich — schweigen.“

Ueber die Bezähmung der Zunge im Reden und Schweigen schreibt der selige Petrus Forerius seinen Töchtern das Nachstehende vor: „Die Schwestern haben nicht allein Gott ihre Zungen geliehen, daß sie Werkzeuge seiner Verherrlichung seien, sondern haben sie ihm geweiht, gänzlich geschenkt, daß sie einzig nur zum Heiligen verwendet werden; darum müssen sie dieselben als kostbare Glieder bewahren und in solcher Weise beherrschen, daß sie nie, auch nicht in dem Geringsten, entweiht werden, sondern daß sie lebendigen Himmelsquellen ähnlich

seien, aus denen nur Honig und Milch, Balsam und Gold hervorsprudelt."

Wie sehr Monika wachte, daß auch nicht ein Schatten von Ehrabschneidung ihrer Zunge entschlüpfte, beweisen die Vorsätze, die man in ihren geistlichen Uebungen vorgefunden. — Es heißt daselbst: „Ich will mich täglich fleißig durchforschen — wie, wo und wann, von Wem und warum ich Uebels gesprochen habe; ich will stets alle Vorsicht anwenden, nichts Unvortheilhaftes vom Nächsten zu reden, noch Andern zu ähnlichen Reden Anlaß zu geben; vielmehr will ich ihre Unvollkommenheiten entschuldigen und zudecken. Und weil meine Zunge es ist, auf die ich so oft das allerheiligste Sakrament empfange, so will ich eben durch sie die sakramentalischen Gnaden, die mir da zu Theil werden, mich bemühen und zugleich Gott bitten, mir zu helfen, daß ich nie Seine Majestät mit dieser Zunge beleidige!" — Das war der mächtige Gedanke, der Monika in der Zügelung ihrer Zunge leitete. — Redeten Andere in ihrer Gegenwart zum Nachtheile des Nächsten, so sprach sie ungescheut: „Ich bitte, reden wir von andern Dingen; ich bin gar nicht vorwitzig, das zu wissen!" und so brach sie stets ähnliche Gespräche ab. —

Alle, die Monika ehedessen in der Welt und dann besonders in dem Kloster gekannt haben, geben ihr das Zeugniß: daß sie am Geiste der Selbst-Abtödtung täglich wuchs, ohne Rast eine heilige Gewalt ihrer Natur anthat, und ihr Leben als eine unausgesetzte Büßung erschien, — das Merkmal einer ächten Ordensperson! — Oft sagte sie zu den Mitschwestern: „Wir haben die Welt **nur** verlassen, um recht abgetödtet zu leben!" —

In einer ihrer schriftlichen Aufzeichnungen findet sich folgender Vorsatz: „Ich will mich abtödten und meinem Würmersack abbrechen, nicht nur was mir die Regel gebietet, sondern auch was meine Oberen mir erlauben werden!"

In einer andern Betrachtung geht sie zu einer gänzlichen Selbstverleugnung über und entsagt nicht nur allen Gütern, sondern auch allen inneren wie äußeren Befriedigungen des Geistes und des Körpers, um nur mit dem allerhöchsten Gute, Gott allein vereinigt zu sein: was ja der Endzweck aller Selbst-Kreuzigung und alles geistlichen Kampfes sein muß. — Der Welt und sich selbst abgestorben, wollte Schwester Monika in der That ihr ganzes Herz ihrem himmlischen Bräutigam in kindlichster Liebe übergeben. Sie schreibt:

„O Jesus, anbetungswürdiger Eroberer meiner Seele, wie ich dich auch betrachten möge, — in Maria's Schooß Fleisch annehmend,

auf Calvaria gekreuzigt, der auf unsern Altären verborgen: — Dir weihe ich alle Liebe meines Herzens, und für mich selbst will ich nur Haß bewahren! Meine Seele lebt in der Erwartung Deiner Liebe, die mich in Dich umwandeln wird, daß ich nur von Dir und für Dich lebe!"

O Jesu, süßer Nam' und Laut!
O Bräutigam, so lieb und traut!
Ich habe nichts, als dich allein,
Ich wünsche nichts, als dein zu sein!

Aus allen Betrachtungen und Anmuthungen Monika's geht hervor: sie wollte mit ihrem himmlischen Bräutigam lieber Myrrhen als Honig theilen, lieber Dornen als Rosen, lieber Kreuzigung als Trost und Süßigkeit!

Das ist der Prüfstein des wahren geistigen Lebens und Fortschrittes; das ist der sichere Weg zur Gleichförmigkeit mit Jesus Christus, weil es den Kreuzweg geht, auf dem man allein nur fröhliche und selige Ostern halten kann. — Sieg über sich selbst, eine gründliche Abschälung von den erschaffenen Dingen, eine gänzliche und unwiderrufliche Uebergabe seines ganzen Wesens an Gott: dahin zu gelangen, sollte alles Uebrige nur Mittel sein. — Manche möchten mit den Heiligen allerdings gleich ihren Flug zum Himmel nehmen, denken aber nicht daran, daß man sich vorher von der Erde und sich selbst losreißen muß; daß ohne lange und andauernde Uebung in der Selbst-Abtödtung man es nie in dem Heiligsein weit bringen wird — man vielmehr ein Dach ohne Mauern und Stützpunkte in die Luft erbauen will, oder ein Gebäude ohne Cement aufführen, das sicherlich bei dem ersten Sturme niedergestürzt wird! —

Aus dem Garten ihrer Passionsblumen begleiten wir nun die Schwester Monika in das Gärtlein ihrer Sonnenblumen, nämlich: von der Selbst-Abtödtung zum Gebete; denn beide halten immer gleichen Schritt.

Die Sonnenblume des Gebets-Eifers.

Die Sonnenblume des Feldes wendet sich während der ganzen Zeit ihres Wachsens zur irdischen Sonne empor; und die Seele des Gottgeweihten wendet sich mit ihrem Sinnen, Trachten und Beten, während ihrer ganzen Pilgerschaft hienieden als geistige Sonnenblume zum Urquell alles Lichtes und alles Heiles nur zu dem Herrn hinan, und beherzigt allüberall das Lehrwort des heiligen Ignatius von Loyola: „Je freigebiger du gegen Gott bist, desto freigebiger ist er

gegen dich!" Je mehr andächtiges Gebet, je mehr himmlischer Gnadenthau von Oben! —

Durch den Geist des betrachtenden Gebets und ihre Sorgfalt, den Gnadenthau in demselben, der in ihre Seele träufelte und sie benetzte und erquickte; durch ihre Uebung, die Kerngedanken, sowie die gefaßten guten Vorsätze sich öfters zu vergegenwärtigen, hatte Monika die stete Herzenssammlung und ein beständiges Wandeln mit und vor Gott sich angeeignet. — In ihrer Jugend schon war durch ihren Beichtvater ihr frommes Gemüth dahin geleitet worden: in allen Geschöpfen den Schöpfer zu schauen. Beim Anblicke der Bäume, Blüthen und Früchte, der Felder und Wälder, der Berge und Flüsse u. s. w. pries sie die Allmacht, Weisheit und Güte des Herrn, und nahm davon Anlaß, ihre Gefährten über die Größe des Herrn und seine Wohlthaten und unsere Liebes- und Dankes-Pflichten gegen ihn zu unterhalten. — In dem Kloster erschien ihr Alles in noch höherem Glaubenslichte, sie fand und kostete Gott in allen seinen Werken. Von Innen und von Außen redete ihr Alles von Ihm. So schrieb sie in ihr Tagebuch: „Die Sonne scheint — Gott scheint! Der Erdboden gibt Früchte — Gott bringt sie hervor! Gott wirkt und abreitet in allen seinen Geschöpfen, und er wirkt Alles — für mich!" — So leuchtete ihr Gott, dessen Walten und Vorsehung aus Allem entgegen; so sah sie ihn besonders in der Person der Priester, ihrer Oberen und Seelenführer; so achtete sie auch ihre Mitschwestern hoch, in ihnen Gottes lebendige Tempel erkennend. — Auch Alles, was die Geschöpfe ihr für ihr zeitliches und geistiges Leben boten, nahm sie als Tropfen aus dem unendlichen Meere der göttlichen Huld und Güte entgegen, und dankbar führte sie dieselben auch wieder durch die nämlichen Kanäle zu dem letzten Brunnen alles Guten zurück. — So verstand sie es, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen sich stets emporzuschwingen.

Aber auch unmittelbar stellte sich ihr das Uebersinnliche in ihren stundenlangen Betrachtungen vor. — So war es ihr höchster Genuß, über das Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit und die Vollkommenheiten der drei göttlichen Personen zu betrachten. Sie befolgte immer die nämliche Methode, bis sie die Annäherung und innere Ansprache Gottes verspürte; dann stellte sie ihr eigenes Wirken ein, hielt sich leidend, und ließ Gott in ihrem Innern wirken und reden, in Demuth und Stillschweigen auf seine Worte lauschend, was selten ohne eine Art von Entzückung geschah.

Um die Vergegenwärtigung Gottes, den steten trauten Umgang mit Gott sich zu erleichtern, hatte Monika sich — für jede

Stunde des Tages einen besonders zu beherzigenden Punkt vorgezeichnet; und diese Stunden-Ordnung lautet:

„Um ein Uhr bete ich den Einen wahren Gott an und stelle mir die Wunder der Schöpfung vor, wie Gott der Vater sie durch seine Allmacht hervorgebracht. —

Um zwei Uhr bedenke ich die Leiden meines anbetungswürdigen Erlösers und sage ihm Dank, daß er dieselben für mich erduldet. —

Um drei Uhr bete ich den heiligen Geist an und betrachte, wie er seine Gnadenfülle über uns ausgegossen. —

Um vier Uhr verehre ich die vier Evangelisten und bitte, daß der wahre Glaube, den sie uns verkündigt, in mir recht befestigt werde.

Um fünf Uhr verehre ich die gebenedeiten Wunden meines Heilandes und erinnere mich besonders an die Wunde, die das schwere Kreuz ihm verursacht, und bitte Gott, er möge mir meine begangenen Sünden verzeihen. —

Um sechs Uhr denke ich an die sechs Krüge Wasser, die mein Heiland bei der Hochzeit zu Canaan in köstlichen Wein verwandelte, und bitte ihn, er möge die Lauheit meines Herzens in süßen Wein der göttlichen Liebe umwandeln! —

Um sieben Uhr bitte ich um die sieben Gaben des heiligen Geistes, oder bedenke die sieben Worte meines Erlösers am Kreuze. —

Um acht Uhr begehre ich die acht Seligkeiten und will besonders bei der sechsten verweilen: „„Selig, die eines reinen Herzens sind, sie werden Gott anschauen!““ —

Um neun Uhr verehre ich die neun Chöre der seligen Geister und stelle mich unter ihren Schutz. —

Um zehn Uhr bitte ich Gott um Gnade, seine zehn Gebote immer treu zu halten und meine Ordensregel nie zu übertreten. —

Um elf Uhr verehre ich die elftausend jungfräulichen Martyrinnen unter der Leitung der heiligen Ursula. —

Um zwölf Uhr rufe ich die zwölf heiligen Apostel an und danke Gott für die Wunder, die er an diesen Herolden des Evangeliums und durch sie in der ganzen Welt gewirkt.“ —

In dieser Weise brachte der Tag der gottinnigen Monika eine ununterbrochene geistliche Beschäftigung. Ihr Inneres blieb stets zu Gott emporgerichtet, obgleich sie mit dem Inhalt ihrer Gebete und Betrachtungen abwechselte. Diese stündlichen Geistesübungen ver-

webten sich so mit ihren Gedanken und Empfindungen, daß auch da, wo sie die Stundenuhr nicht schlagen hörte, sie dieselben doch nicht unterbrach, nach ihnen vielmehr dieselben berechnete; und so that sie's noch an ihrem letzten Lebenstage. —

Und so wie die Stunden des Tages durch geistige Glockentöne in Monika's Seele bezeichnet und gezählt waren, so hatte sie auch für alle ihre Verrichtungen besondere heilige Anmuthungen, Herzerhebungen, Schlußgebete, durch welche sie dieselben weihte. So sprach sie bei'm Glockenzeichen, das sie zum Aufstehen mahnte: „Monika, Magd des Herrn, erhebe dich schnell und geh' mit den drei Marien zum Grabe, deinen Herrn Jesus zu besuchen!“ — Oder: „Monika, auf! der Bräutigam kommt! rüste deine Lampe und geh' ihm entgegen!“ — Oder: „Monika, geschwind auf! der Herr ist da und will mit dir reden!“ —

Am Abend, bei'm Schlafengehen, lautete ihr Spruch: „Monika, denk' an die Wonne, die unendlichen Freuden des Paradieses! verlange nach der ewigen Ruhe!“

Untertags sagte sie oft, um sich zur Liebe anzufeuern: „Mein Herr und Gott, du bist mein einziges Endziel; dir gehöre ich gänzlich, dir will ich leben, und keine Ruhe hat mein Herz, wenn es dich nicht findet!“ —

Vor jedem auszuführenden Werke sammelte sie sich eine Weile im Geiste und fragte dann ihr Herz: „Warum willst du dieses thun?“ — Denn sie unternahm nie etwas, ohne vorher Gott gleichsam um seine Erlaubniß und seinen Segen gebeten zu haben, damit dadurch Alles zu seiner Ehre vollbracht werde. —

Diese beständige Richtung nach Oben, dieses immerwährende Auflodern des Herzens in Andachtsflammen, ließen Monika aber auch ihre mündlichen Gebete nicht versäumen; sie gaben denselben vielmehr Belebung und Weihe.

Täglich betete sie das Offizium der allerseligsten Jungfrau Maria und den Rosenkranz; auch hatte sie für die verschiedenen Zeiten und Feste auch verschiedene mündliche Gebets-Uebungen. — Um dieselben mit dem Geiste eindringlicher Andacht zu durchdringen, damit sie durch die öftere Wiederholung nicht maschinenmäßig hergesagt würden, wußte sie verschiedene Geheimnisse aus dem Leben ihres Erlösers darein zu verflechten, gute Meinungen und Tugend-Akte daran zu knüpfen, so wie Bitten für sich und die verschiedenen Stände und Glieder der Kirche. — Diese Bitten vertheilte sie täglich bei dem Offizium so: „Zu den Metten sollen wir beten für alle geistlichen und welt-

lichen Obern; — zu der **Prim** für alle Geistlichen insgemein; — — zu der **Terz** für die Ordens-Personen, die Stifter geistlicher Orden und deren Wohlthäter; — zu der **Sext** für Diejenigen, welche predigen und die Jugend unterrichten; — zu der **Non** für die ledigen Personen, auf daß sie einen guten Stand erwählen; — zu der **Vesper** für die unmündigen Kinder, Wittwen und Waisen; — — zu der **Complet** für alle Abgestorbenen, besonders für die unserm Gebet Empfohlenen.“ —

Selbst **während der Arbeit** verstand es Monika, mündliche Gebete zu verrichten, oder, wenn die Ordnung des Hauses es eben nicht verbot, einige Strophen eines geistlichen Liedes zu singen, und zwar mit einem solchen Gefühle, daß ihr Gesang sich zum Gebet erhob. —

So wandelte sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Gottes Gegenwart und im Umgange mit ihm; und die einzige Unterbrechung desselben war der kurze Schlaf, während dessen ihr heiliger Schutzengel das geistige Geschäft fortsetzte. Und nie und nimmer versäumte sie durch diesen fortdauernden Gottesdienst ihre irdischen Pflichten; denn während ihr Herz stets bei Gott sich befand, war ihre Hand bei der Arbeit, ihr Auge bei ihren Mitschwestern, ihr Wille im Gehorsam; und Alles that sie mit einer Ruhe und einer Umsicht, die ihres Gleichen suchten.

Wandern wir nun auch nach dem Sonnenblumen-Gärtlein Monika's, in ihr Rosen-Gärtlein, und betrachten wir auch noch:

Die Rosenblume der Liebe zu Jesus.

Wie ein frischer Rosenstrauch in irgend einem Garten zur guten Jahreszeit tagtäglich neue Knospen treibt und Blumen entfaltet, die einen gar erquicklichen Wohlgeruch verbreiten, so stand auch in dem Herzen **Monika's** frischblühend und süßduftig der **geistige Rosenstrauch ihrer innigsten Liebe zu Jesus Christus**, und ihre frommen Anmuthungen zu dem Herrn sind die zahlreichen Knospen und Blumen desselben.

Von ihrem Elternhause her trug Monika schon eine innige Liebe zu dem **göttlichen Jesuskinde**, die in ihrem Klosterleben sich noch mehr steigerte. — Es bestand der schöne Gebrauch in der Congregation, beim Nahen des hochheiligen Weihnachtsfestes den Schwestern durch das Loos die verschiedenen Aemter und Dienste auszutheilen, welche sie im Geiste und Pflege des Kindes Jesu zu erfüllen hätten: der göttlichen Mutter Maria, des ehrwürdigen Nährvaters

St. Joseph, der Engel, der Hirten Bethlehems und sogar des Ochses und des Esels u. s. w.; und das Loos bestimmte auch eine besondere, je ihrem Amt oder Dienst entsprechende Tugend, welche jede Schwester während der gnadenreichen Weihnachtszeit vorzüglich zu üben übernahm. — Durch ein seltsames Zutreffen, daß Monika drei Jahre nach einander zur Braut des theuern Jesukindes bestimmt war, und darin erkannte sie eine ganz besondere Verpflichtung für sich, dasselbe noch inniger zu lieben und ihm ihr Herz mit allen seinen Regungen und Neigungen zu schenken. — Einmal fiel auch auf sie das Amt des Esels; und in kindlicher Freude rief sie deshalb aus: „Dafür passe ich wohl am besten!" — In ihrem Sterbejahr traf sie das Loos der Wärterin des Jesukindes, und deshalb schrieb sie in ihr Tagebuch: „Die heilige und jungfräuliche Gottesmutter hat mich, wenn gleich ich dazu unwürdig bin, auserwählt, die Hüterin und Wärterin ihres lieben Kindes zu sein!"

Ueber das hehre, himmelsüße Geheimniß der Kindheit Jesu verbreiteten sich alle ihre Betrachtungen während der hochheiligen Weihnachtszeit; bei'm Rosenkranz und sonstigen mündlichen Gebeten ergoß sich ihr Herz oft in die zärtlichsten Anmuthungen; — sogar ihre Gespräche innerhalb jener gebenedeiten Zeit dufteten, als ächte Weihnachtsrosen, stets von ähnlichen Aeußerungen.

Zum Beispiele:

„O könnte ich doch Holz herzutragen, könnte ich doch Feuer anzünden, um das süße Jesukindlein zu wärmen, wie gerne wollte ich es thun! O heilige Maria, zünde in meinem kalten Herzen das Feuer der göttlichen Liebe an, daß ich es erwärme! — O könnte ich das Kindlein halten und tragen mit den innerlichen Armen meiner Seele, es schlafen legen und wiegen in meinem Herzen mit aller Sanftmüthigkeit und Milde. Heilige Mutter, verleihe du mir deine Gnade dazu! — Könnte ich doch dem Jesukind die Windeln waschen! O Maria, erzeige mir die Huld, daß ich sie wasche mit meinen Thränen!

O du liebes Jesulein, du bist das wahre Bethlehem, das ich suche; du bist der von allen Menschen und auch von mir heiß ersehnte Messias! — O liebes Kindelein, o Jesulein, wann wirst du mein Verlangen nach dir stillen, wann meinen Hunger nach dir ersättigen! — O liebes Jesulein, süßester Bräutigam, laß' in der heiligen Communion meine Seele mit dir vermählt werden!

O heilige Jungfrau Maria, lege dein allerliebstes Kindlein an meine Brust, leg' es in mein Herz, daß es sanft da schlafe; gieb mir

die Gnade, daß ich zerreibe mein hartes Herz und ihm ein gehorsames und demüthiges Herz bereite, und daß ich meinem Gottheiland allzeit diene!

Ach, welch' eine große Freude muß die Mutter Jesu an diesem ihrem Kindlein gehabt haben! O edle Jungfrau, laß' mich doch auch nur ein wenig von dieser deiner Freude verkosten!

O ihr heiligen drei Könige, erwirket mir die Gnade, daß ich Christo allzeit mit Freuden diene und dem lieben Kindlein Gold, Weihrauch und Myrrhen opfere: Gold — eine innigliche Liebe und ein reines Herz; Weihrauch — ein inbrünstiges Gebet; Myrrhen — daß ich meinen eigenen Willen breche und mir selbst absterbe!

O heiliger Simeon, erlange mir die Gnade, daß ich mit heißester Begierde aufnehme die Zierde des Volkes Israel in die Arme meines Herzens; und daß ich an jedem Tage mich selbst und Alles, was ich besitze, Gott aufopfere!

O heilige Mutter Gottes, schenke mir armen Sünderin und allen Menschen — den du mit Schmerzen drei Tage lang gesucht hast — deinen Sohn Jesus! Ich bitte dich, verleihe mir eine wahre, vollkommene Reue und Leid über meine begangenen Sünden, damit ich recht aufrichtig beichte und die mir auferlegte Buße wohl verrichte! Verleihe mir und allen Menschen, daß wir mit großer Freude wiederfinden, den wir durch unsere Sünden verloren haben — deinen allbarmherzigen Sohn Jesus Christus!"

Von heftigem Fieber einstens geplagt und allen Schlafes beraubt, brach Monika tausend und tausend Male in die Anmuthungen aus: „O mein vielgeliebtes Kindlein Jesu!"

Und diese Aeußerungen flammender Herzensliebe waren bei ihr nicht ein nur flüchtiges Auflodern der Empfindungen; sie wurden auch thätige Liebe. Sie sprach: „Der eingeborne Sohn Gottes, für uns Mensch geworden, und seine heilige Mutter haben im Stalle zu Bethlehem so viele Entbehrungen erduldet; und da ich wünschte, damals gelebt zu haben, um sie bedienen zu können, so will ich mit dem Beistande der Gnade Gottes meinem Nächsten dienen, ganz besonders allen meinen lieben Mitschwestern, mit gänzlicher Treue und Pünktlichkeit, als gelte es wirklich meinem göttlichen Heiland und seiner holdseligen Mutter!"

Der **Name Jesus** war für Monika, was er dem heiligen Bernardus gewesen: „Honigseim im Munde, Wohlklang im Ohr und Jubel im Herzen." — Um diesen ehrwürdigsten und kostbarsten Namen stets im Geiste und vor den Augen zu bewahren, band sie

denselben an ihre Spindel, heftete ihn an das Fenster ihrer Zelle und sprach ihn liebevoll aus vor allen ihren Handlungen, körperlichen und geistigen Uebungen, Andachten und Erholungen, vor dem Essen und Einschlafen, und wünschte, daß dieser Name, aus dem uns der Odem des ewigen Lebens entgegen duftet, das letzte Wort sei, das ihr sterbender Mund stammele. Auch sagte sie oft: „Ich wünsche feurigst, daß der süßeste Name Jesus in mir und durch mich gebenedeit und geheiligt werde!"

Erwies sich Monika's Liebe zu dem Kindlein Jesus als kindlich und zart, so war sie zu dem **gekreuzigten Jesus** mitleidsvoll und selbstgekreuzigt. — Mit allen Verehrern und Freunden des heiligen Kreuzes Christi gelobte auch sie: „Ihm, meiner gekreuzigten Liebe, will ich meine Liebe kreuzigen!" — Das Lamm Gottes am Kreuz galt ja immer als das Weisheitsbuch der Heiligen, die Schule aller Tugenden und die Wissenschaft des Völkerapostels St. Paulus.

Monika hatte sich neben ihrem Bette das Bild des Gekreuzigten in gar leidvollem, blutigem, zerschmettertem Zustande aufgestellt. Sie nannte ihn geradezu nur „ihren Blutbräutigam". Zu ihm erhoben sich ihre Blicke liebeschmachtend bei ihrem Aufstehen und bei ihrem Schlafengehen; besonders diente, während ihrer langwierigen Krankheit, dieser Aufblick ihr zur Arznei, zum Trost in den herben Schmerzen und zur Kraft in der Schwachheit. Oft sprach sie zu sich selbst: „Monika, du bist auch eines der geistigen Glieder an diesem blutenden Gottheiland; willst du zwischen Rosen weilen, während sein Haupt mit Dornen durchstochen ist!?"

Wie der heiligen Katharina von Siena Christus einst einen Dornenkranz und eine goldfunkelnde Krone zur Auswahl darbot, und wie die fromme Dominikaner-Nonne mit Hast den Dornenkranz ergriff und so tief auf's Haupt drückte, daß ihr Blut auf die Erde herabrann, so wählte Monika nur die Bitterkeit dieses Lebens: stechende Dornen der Trübsal und freiwillige Marterwerkzeuge, um damit dem Gekreuzigten ihre Liebe entgegenzutragen. — Wie die heilige Katharina von Bologna, um die damalige Zeit den Heiligen der Kirche Gottes eingereiht, betete auch sie: „O glorreichstes Leiden Christi! Arznei für alle unsere Wunden! O hell leuchtender Spiegel, Alle verklärend, die in dich hineinschauen! Undurchdringlicher Schild, Alle vertheidigend, die sich hinter dir verbergen! O süße Honigkost voll erquickendster Lieblichkeit, deine Verehrer schirmend vor jedem tödtlichen Erdengift! O Herberge der Seele, die da hienieden pilgert! O nie versiegende Quelle, alle Durstigen erfrischend! O hold-

seliger Oelbaum, deine Zweige friedestiftend durch die ganze Welt ausstreckend!"

Monika konnte das Kreuz Christi nicht anschauen, ohne daß ihr Antlitz nicht entflammte; einzig schon bei dem Namen des Gekreuzigten gerieth ihr Blut in Wallung und pulsirte mächtig ihr Herz.

Wollten die Schwestern des Hauses sich in der Liebe zu Jesus anfeuern, so durften sie nur Monika in ihrer Zelle besuchen und mit ihr über die Schmerzen des göttlichen Erlösers reden: da war dann ihre Beredtsamkeit so groß und ihr Feuer und ihre Inbrunst zeigten sich als so lebhaft, daß sie Aller Augen Thränen entlockte und Mitleid einflößte durch ihre Worte und ihr Antlitz.

Bei dem Anblick ihres gekreuzigten Heilandes vergoß sie auch viele Thränen, die in rührender Weise ihre Wangen befeuchteten. — Befand sie sich allein, daß ihr Geist mit seinen Betrachtungen in Jesu bittere Passion versenkte, und ihr Herz ungehemmt sich der pressenden Gewalt ihres Mitleids überlassen konnte, so brach sie — unter heißesten Zähren — in lautes Schluchzen aus und ihr ganzes Innere war wie von Todesnöthen ergriffen. „O mein süßer und gütigster Heiland!" lauteten dann die nur wenigen Worte, welche sie zu stammeln vermochte. Sie suchte indeß mit aller Anstrengung diese Aeußerungen und Thränen vor Anderen zu verbergen; heimlich jedoch belauschten sie ihre Mitschwestern, um sich an ihrer übergroßen Liebe zu erbauen. — Ein Priester der Gesellschaft Jesu, der, als ihr Gewissensrath, das Innere Monika's wohl kannte, gab derselben sogar einen ernsten Verweis über ihre allzu häufigen Thränen, legte ihr das Gefährliche derselben an's Herz, zeigte ihr, wie dieselben leicht eine Täuschung des bösen Feindes sein dürften, der vielleicht dieses sinnliche Mitleid in ihr aufrege, um sie zu blenden oder ihren Geist zu schwächen, ihre Körperkräfte zu erschöpfen und zu ihrer Pflichterfüllung untauglich zu machen. — Aber Monika gestand in aller Demuth und Aufrichtigkeit, sie könne dem Strom ihrer Thränen keinen Damm setzen, sie habe keine Gewalt über dieselben; „und wie", rief sie aus, mit dem Finger auf den Gekreuzigten hinzeigend, „wie könnte ich meinen Blutbräutigam ansehen, ohne zu weinen?" und auf der Stelle flossen ihre Thränen wieder. Der Geistesmann sah nun ein, Gott habe der Dulderin zum Troste die Gabe der Thränen verliehen, und er dürfe den Lauf und den Segen dieses himmlischen Thaues nicht hemmen wollen. „„Solche Thränen sind ja"", wie Sanct Augustinus sich ausdrückt, „„das Blut gottliebender Seelen; sie sind das Wasser des Herzens, das die Makeln abwäscht und dessen Tropfen von den Engeln

in goldenen Schalen aufgefangen und zu dem Vater der Allerbarmung und alles Trostes emporgetragen werden.““ —

Auch in die heiligen fünf Wunden des gekreuzigten Heilandes kehrte Monika täglich im Geiste ein; die fünfte Stunde erinnerte sie immer an dieselben; — und damit die Verehrung dieser Wunden Gott angenehmer sei, rief sie ihre fünf Kinder an, die sämmtlich in der Taufunschuld gestorben waren, und schickte sie als ebenso viele leuchtende himmlische Gesandten hin, an ihrer Statt die heiligen fünf Wunden Jesu zu küssen und anzubeten, und so dem Mangel ihrer Andacht zu steuern. — Sie pflegte zu sagen: „Die heiligen fünf Wunden unsers Herrn sind der Teich Silon; darin werden von ihrem Aussatze die Seelen gewaschen und gereinigt; sie sind der Schwemmteich, dessen Wasser der Engel bewegt, und Jeder, der da gläubig hineinsteigt, wird von seiner Krankheit geheilt!“ — Von der überaus hehren Seitenwunde bekannte sie noch im Besonderen: „Sie ist ein Schiff, eine Arche, welche die darin Verborgenen vor jeglicher Gefahr rettet!“

Bei der Betrachtung dieser heilduftenden Wunden bediente sich Monika mancher Vorstellungen, um das Mitleiden an den Schmerzen ihres Heilandes und das Wehgefühl um ihre Sünden, als der Ursache jener Peinen, noch mehr aufzuregen. — Bald knieete sie vor dem Gekreuzigten als arme Sünderin, die keine andere Zufluchtsstätte kennt, als nur die Höhlen seiner heiligen fünf Wunden, um sich darin zu verbergen und Rettung zu suchen; und wie das kananäische Weib als ein Hündlein sich ansehend, küßte sie dieselben in der Hoffnung: daß, wie die Wunden am Körper des Menschen durch das Belecken der Hunde geheilt werden, so die Wunden ihrer Seele ebenfalls durch diese Küsse der Liebe geheilt würden. Bald schmiegte sie sich an ihres göttlichen Heilandes Wunden, wie Kinder an ihrer Mutter Brust, um Barmherzigkeit für ihre sündbeladene Seele daraus zu saugen. — Ein anderes Mal sich unwürdig erkennend, seiner heiligen Seitenwunde zu nahen, umklammerte sie mit der Büßerin Maria Magdalena seine Füße, ihn bittend, er möge doch die Worte aussprechen: „Geh' im Frieden!“ — Wiederum sah sie die heiligen fünf Wunden als unermeßliche Ströme geistigen Wassers an, das in's ewige Leben hinüberfluthet, und das der göttliche Heiland der Samaritanerin, sowie Allen, die darnach dürsten, verheißen hat. Monika flehte: „Gieb auch mir von diesem Wasser zu trinken!“ — Gleichfalls betrachtete sie diese rührenden Denkmale der Opferwilligkeit Jesu als ebenso viele rothglühende, wohlriechende Rosen, an deren himmlischem Wohlgeruche sie ihre Seele erquicken wollte, und auf welche sie sich, einer Biene ähn-

lich, niederließ, um den süßen Honig des ewigen Heiles daraus zu saugen; oder sie träufelte im Geiste dieses kostbare Blut auf ihr Brod und ihre Speisen, um denselben den himmlischen Geschmack zu geben. — Endlich verkostete sie in diesen Wundmalen die unendliche Liebe ihres Erlösers, betrachtete, wie er dieselbe darin eingeschrieben und mit dem Griffel der harten, grausigen Nägel die blutige Ueberschrift der ewigen Herrlichkeit darauf gesetzt hat. —

Diese Erwägungen des Leidens Jesu Christi erwiesen bei Monika sich auch wahrhaft als thatkräftig; sie betrachtete nicht mit leerer Schwärmerei den Gekreuzigten, sondern sie litt mit ihm, und freute sich, mit ihm leiden zu können. — Die Schmerzen, welche sie bald am Haupte, bald in den Gliedern, bald im Gemüthe verspürte, wußte sie immer mit den gleichen Schmerzen ihres Erlösers zu vereinigen, und sie dadurch heilig und verdienstlich zu machen. — Das Leiden Christi spornte sie auch immer mehr zur Arbeit, zur Demuth, zur Geduld, zum Siege über sich selbst, zur Ablösung von allem Irdischen; das fortgesetzte Sichversenken in die Geheimnisse des Leidens des Herrn entflammte sie mit der größten Sehnsucht, auch dieselbe via dolorosa einzuschlagen und zu wandeln, welche vor ihren Augen mit Dornen bedeckt und mit dem Blute ihres Erlösers, das er ja auch für ihre Sünden und zu ihrem ewigen Heile vergossen, getränkt sich zeigte. — Monika verstand die fromme Mahnung des Dichters Angelus Silesius:

Schau', Braut, wie hängt dein Bräutigam
An eines harten Kreuzes Stamm!
Ist wohl auch ein Schmerz zu nennen,
Den man nicht an ihm kann kennen?
Geh', werde seinen Leiden gleich
Erduld' auch du mit ihm den Streich,
Denn es will sich nicht geziemen,
Daß die Braut sei ohne Striemen!

Und wie für Monika der gekreuzigte Jesus das Buch ihrer Weisheit und kein Blatt desselben für sie bedeutungslos war, erhellt aus Allem, was sie Liebfeuriges über es geschrieben.

Sie fragt zum Beispiele:

„Was bedeutet es doch, daß unser Heiland am Kreuz seine Arme ausstreckt?“ — Und ihre Antwort lautet: „Er spannt sie aus wie der Adler seine Flügel, wenn er seine Jungen zum Fluge aufmahnen will: auf daß er uns zum Fluge himmelwärts dränge und unsre Begierden nach den himmlischen Dingen brennender werden; er spannt sie aus, auf daß wir seinen nackten, für uns verschlagenen und ver-

wundeten Leib ganz sehen und er uns segne und bereichere mit allen Gütern der Seele und des Leibes!" —

Auch fand Monika in dem Leiden Jesu die Zahl — sieben heraus, von der sie oft bezeugte, „daß sie heilig und geheimnißvoll" sei. — So fand sie sieben ganz besonders grausame Stationen des zermarterten Jesus, sieben Vergießungen seines kostbaren Blutes, sieben Neigungen seines heiligen Hauptes zu seiner schmerzhaften Mutter und den Menschen: was sie immer geschickt mit den sieben Worten des Herrn in seiner Todesnoth, mit den sieben Bitten im Vaterunser, mit den sieben Gaben des heiligen Geistes, den sieben kirchlichen Tagzeiten zu vereinen wußte, um also das Martyrium auf Golgatha sich recht oft und recht lebendig vergegenwärtigen zu können.

Wir wollen hier auch vorführen, wie Monika, an jedem der sieben Wochentage, sich den Heiland am Kreuz, sein Haupt zu ihr neigend, vorstellte.

Sie sagt:

„Am Sonntage neigt er sein Haupt zu mir als ein guter Vater, sieht mich mit seinen gebenedeiten Augen an, und mit den Worten, die er zu der heiligen Gertrudis sprach, höre ich ihn mir zuflüstern: „„Meine Tochter, siehe mich mit mitleidsvollen Augen an, so will ich dich mit barmherzigen Blicken ansehen!"" —

Am Montage: als mein König, mir Audienz gebend, damit ich, als sein Unterthan, ihm meine Bitten vortrage. —

Am Dienstage: als mein Bräutigam, der ein Spender des Friedens ist, und ich will, als seine Braut, ihn auch um seinen Frieden bitten, um den zeitlichen und den ewigen Frieden, für mich und alle Menschen. —

Am Mittwoche: als der treueste Freund, der zu meinem Herzen sprechen will; als treueste Freundin will ich auch seine Stimme hören und folgsam seinen Einsprechungen und Räthen nachkommen.

Am Donnerstag: als der allerhöchste Wohlthäter, mich mit seinen Gnaden zu bereichern; dankbar will ich zu ihm aufblicken und seiner geistigen und leiblichen Segnungen mich würdig zu machen streben. —

Am Freitag: als Erlöser mit dem dornumkrönten Haupte, um mich mit dem unendlich werthvollen Lösegeld seines Blutes zu verkaufen; ich will ihn bitten, in meinem Herzen als in seinem Eigenthume zu ruhen, und mit seinem Schmerzens-Diadem immerhin darüber zu herrschen. —

Am Samstag: als Mittler, um mir zu bezeugen, daß er, als der geliebte Sohn des himmlischen Vaters, alle während der ganzen Woche begehrten Begnadigungen zum Heile meiner Seele mir erlangt habe; ihm will ich auf's Neue versprechen, nie und nimmer ihm untreu zu werden." —

So verstand es Monika, auf die verschiedenste Weise sich mit ihrem Blutbräutigam zu unterhalten, um seine süßeste Gegenwart nicht aus den Augen, nicht aus dem Herzen zu verlieren. —

Monika's Herz schmolz nicht minder in feuriger Liebesgluth, wenn sie vor ihrem **Jesus im allerheiligsten Altarssakramente** sich befand. — Wie das Wachs vor dem Feuer erweicht und zerfließt, so ihr Herz in der Gegenwart des Hochwürdigsten Gutes, wo der göttliche Heiland unter der demüthigen Brodsgestalt wohnt und thront und seine flammenden Liebespfeile in die ihn suchenden Seelen abschnellt. Die glühende Gegenliebe zu der im Tabernakel weilenden Liebe, wie solche bei den Heiligen sich äußert, kann keine Zunge schildern, kann keine Feder niederschreiben, kann auch Keiner würdigen, der nicht selbst schon die hehre Wunde dieser Liebespfeile des Herrn und guten Hirten empfunden hat. Unverständlich der Lauheit, Kälte und Weltlichkeit, in denen die meisten Herzen dahinleben und verelenden, sind jene Andachts-Aeußerungen — Funken, die dem Glutofen der Jesum liebenden Seelen wundersam lieblich entsprühen.

Wie sehnsuchtsvoll seufzte und verlangte Monika stets nach dem glückseligen Tage der heiligen Communion, wo, unterm sakramentalischen Schleier verhüllt, ihr innigst geliebter Bräutigam, außer dem sie keine Liebe mehr kannte, zu ihr kam und in das Herz ihres Herzens die Einkehr hielt! Wie gewissenhaft suchte sie dieses Innere zu reinigen, auch von den allerkleinsten Unvollkommenheiten. Wie bereitete sie sich Tags vorher in geistlicher und leiblicher Abtödtung würdiglich vor! Wie lechzte ihre dürstende Seele nach der wahren Heilsquelle und wie hungerte sie nach dem wahren Lebensbrode, nach dem Gottgenusse, nach dem Einswerden mit Jesus Christus! Wie wurden die Minuten ihr zu Stunden und die Stunden zu ganzen Tagen in dieser heißen Erwartung!

Da rief sie aus:

„O mein Gott, wann wird die Stunde schlagen, in welcher ich die heilige Eucharistie empfangen soll!? Wann werde ich meinem göttlichen Bräutigam einverleibt, und in ihn umgestaltet und eins mit ihm!? — O Maria, Mutter der göttlichen Gnade, zersprenge an mir alle irdischen Bande, damit ich mit dir eile über das Gebirge zur

heiligen Communion! O Mutter Maria, wann werde ich kommen zu meinem allerliebsten Jesus!? O Jesus! o Jesus! Allerliebster, allertheuerster Jesus, wann wird die Zeit nahen, daß ich dich würdig empfange!? O huldreichster Jesus, gieb mir die Gnade, daß ich mit großer Begierde zu dir gezogen werde! O Jesus, erfülle mein Herz mit deiner unaussprechlichen Süßigkeit! — O heiliger Geist, verknüpfe mein Herz mit Jesus durch das Band der Liebe in der heiligen Communion! — O Jesus, wenn ich dein gedenke, wird mein Herz erdrückt von deiner Liebe!"

Wiederum ruft sie in heiligen Anmuthungen aus:

„O heilige Maria, gieb mir Hunger nach dem Brode der Engel! — Edle Speise, die mein Bräutigam, die mein Jesus selbst ist! — O gebenedeite Jungfrau Maria, gieb mir Durst nach dem Brunnen des lebendigen Wassers, das da quillt aus der Herzenswunde deines Sohnes, daß ich trinke und trunken werde vom heiligen Geiste! — O Himmelsbräutigam, mein Jesus, lasse mein Herz in dir zerschmelzen!"

Und wiederum seufzt sie:

„O Maria, erwirke mir die Gnade, deinem Sohne eine anmuthige Herberge zu bereiten! — O Maria, mache mich rein, daß ich mit großer Demuth zum Tempel komme, zu empfangen in der Communion das kostbarste Gut, den Erlöser der Welt! — O Herr, lasse mich nach dem Genusse des lebendigen Brodes, das vom Himmel herabgekommen ist, mit dem greisen Propheten Simeon jubeln: „„Nun, o Herr, lasse deine Dienerin im Frieden scheiden, denn meine Augen haben gesehen und mein Mund hat empfangen den Heiland, den du gesandt hast zu erlösen das Volk Israel!"" —

Gab an dem gottgeweihten Communiontage die Morgenglocke das Zeichen zum Aufstehen, so stellte sie sich ihren heiligen Schutzengel vor, der sie weckte und ihr zurief: „Steh' auf, Monika, leg' deine Kleider an und folge mir! Heute will der Herr in dein Haus einkehren und will in dem Geheimnisse seiner Liebe über gar wichtige Heilsangelegenheiten mit dir verkehren!" — Darauf erneuerte sie in stillem Betrachten des Hochwerthes der heiligen Communion ihre möglichst würdige Vorbereitung auf deren Empfang.

Läutete die Glocke zu der Feier der heiligen Messe, so vergegenwärtigte sie sich gleichfalls ihren Schutzengel, als ziehe e r am Seile der Glocke; und auf dem Wege zu der Kapelle erblickte s i e in sich die auserwählte Braut des Herrn, begleitet und dem Bräutigam entgegengeführt von allen lieben Heiligen des Himmels.

Während der Darbringung des hochheiligen Meßopfers verweilte sie in ungestörter Sammlung des Geistes nur bei dem göttlichen Bräutigam, der sie alsbald heimsuchen würde. Und damit sie recht würdig werde für den gnadenreichen Empfang des mannasüßen Gottesbrods, flehte sie wiederholt ihren Schutzengel an und auch alle die Heiligen, welche Monika als ihre besonderen Patronen verehrt, daß sie von Gott ihr die nöthigen Tugenden — glühende Liebe, Andacht, Reinheit des Herzens, Demuth, Gehorsam und kindliche Hingebung erbitten möchten.

Nahte der allerkostbarste Augenblick, so wurde in Monika die Liebe immer glühender und die Sehnsucht immer flammender und in wonnigster Entzückung stammelte sie: „O mein Gott, es genügte dir also nicht, mich nach deinem Bildnisse erschaffen und in deiner Menschwerdung meine Natur angenommen zu haben; auch noch durch eine wundervolle Vereinigung willst du mich an dich ziehen: noch einmal willst du deine Herrlichkeit hinopfern und sie in dieses arme Menschenherz ausgießen! Du hast dich selbst vernichtet, um meine Nichtigkeit deiner Erhabenheit theilhaftig zu machen! — Nimm es denn in völligen Besitz dieses mein Herz! Entferne Alles aus ihm, was dir mißfällig und deiner Einkehr hemmend sein könnte! O zeige diesem Herzen, von welcher Liebe es brennen müsse, damit deine Liebe mit ihr sich vereinige, und beide Lieben, weichem Wachse ähnlich, zusammenschmelzen und zu einem Ganzen sich vereinigen! Ach, deine Stimme, o Geliebter, deine Unterhaltung haben das Herz der größten Verbrecher erweicht; wird denn nicht deine eigene Person mit all ihrer Gnadenkraft, mit all ihrem Liebesfeuer die noch zurückgebliebenen Fehler in Monika's Herz vertilgen! O mein Heiland, welch ein seliger Augenblick, der dich zu meinem Gaste, meiner Errungenschaft, zu meiner Heimath machen wird! Komme denn, Herzensbesieger, lebendiges Wort des ewigen Vaters, durchdringe mit Macht das Innere meiner Seele, durchstrahle mit deinem Lichte die verborgensten Gedanken meines Geistes, belebe und durchglühe mit deiner Liebe die geheimsten Regungen meines Willens, damit mein ganzer Sinn und Wandel nach dir, meinem göttlichen Vorbilde, geregelt werde!"

Nach all diesen glühenden Aeußerungen der Liebe ging Monika hin zu dem Tische des Herrn, ihre Vermählung mit Jesus Christus zu vollziehen. Sie stellte sich ihn im Geiste vor, bald wie ein kleines holdseliges Kind, wie es der heiligen Catharina von Siena in der Eucharistie erschienen war, oder gleich der heiligen Ludgardis, als am Kreuze blutend, oder wie die heilige Gertrudis in seiner Herrlichkeit.

Dann sprach sie in seraphischer Liebeswonne: „Sei mir willkommen, o mein Herr und mein Gott, geh' ein in dieses Herz, das du erschaffen, in diese Seele, die du erlöst hast; ruhe nun in mir, auf daß ich ewig in dir ruhen könne!"

Monika nahte sich niemals dem Empfange ihres Jesus, ohne daß ihre Thränen flossen. In dem heiligen Augenblicke des Gottgenusses entflammte sich ihr Antlitz und pochte ihr Herz so mächtig und seufzte sie so tief auf; dann erfreute sie sich auf ein Mal des höchsten Friedens; und während die Augen ihres Körpers geschlossen waren, lenkte sie, wie eine Verklärte, die Glaubensblicke zum Himmel, zu betrachten die entzückende Schönheit ihres Vielgeliebten, zu kosten die süße Gegenwart ihres göttlichen Heilandes; — sie bat dann die heilige Muttergottes, ihren Sohn so lieben und betrachten zu können, wie sie denselben auf der Erde geliebt und betrachtet hat; — oder in der innigsten Sammlung, die nichts mehr zu stören vermochte, versenkte sie sich in Jesu heilige Seitenwunde, neigte ihr Ohr, zu vernehmen, was der Vielgeliebte ihrem Herzen innerlich zuflüsterte, und horchte, so lange es ihm gefiel, seine Rede nicht zu unterbrechen; und dann sagte sie noch: „O mein bester Jesus, was begehrst du von mir? Ich gehöre von nun an dir, und du gehörst mir; — schließen wir demnach eine wahre, nie endende Freundschaft!" — Darauf erweckte Monika einige Tugend-Akte, welche sie dem Bräutigam ihrer Seele, zum Unterpfand ihrer Treue, opferte, stimmte alle ihre Seelenkräfte, innere und äußere, zum Lobe Gottes und zum Danke für das Große, das er ihr gethan, lud die allerseligste Jungfrau, ihren heiligen Schutzengel, alle ihre besonderen Patrone und den ganzen himmlischen Hof ein, der göttlichen Majestät Jesu Christi die würdige Ehre und Anbetung darzubringen.

Monika's Demuth hat es verborgen gehalten, was in diesem Augenblick in ihrem Inneren vorging; man kann es aber leicht ermessen, was der Urheber der Gnade da wirken mußte während der zwei Stunden, welche sie je an Sonn- und Festtagen nach der heiligen Communion in der Kapelle verharrte, unbeweglich auf den Knieen liegend, als wäre sie der äußern Welt entschwebt und verkehre sie einzig nur mit der Geisterwelt. — Wer könnte sich auch verhehlen, was solche Communionen für einen erhebenden Einfluß übten auf Monika's ganzes Tugendleben; wie sie, nach den Worten eines großen Kirchenvaters, einem feuersprühenden Löwen gleich von solchem Gastmahle in ihre gewöhnliche Berufsthätigkeit wieder eintrat, und kein Opfer, von welcher Art es auch sein mochte, ihr schwer fiel. Und

dieses Feuer ließ sie in ihrem Innern nicht erlöschen; tagtäglich schürte sie es auf's Neue, wenigstens durch die geistliche Communion.

Auch sonst blieben für Monika die liebsten Stunden, wenn sie das allerheiligste Sakrament besuchen und vor ihm verweilen konnte. Jeden Tag brachte sie, außer der vorgeschriebenen Anbetung, so manchen freien Augenblick da zu. — War an hohen Festtagen oder sonst für öffentliche Anliegen das Hochwürdigste Gut zur Anbetung ausgesetzt, so wich sie, wenn nicht für die kurze Zeit des Mahles, den ganzen Tag nicht von ihrem Jesus; wie es von jeher alle Heiligen gethan, so holte auch hier ihre gläubige Seele sich Licht und Kraft und Beseligung für den Geist und das Herz, um in der Nachfolge Christi treu auszuharren.

Was Wunder, daß Monika's Seele stets von der Jesuliebe überströmte, da sie in dem allerheiligsten Sakramente, am Herzen Jesu selbst, immer auf's Neue Liebe um Liebe schöpfte! — Was Wunder, daß sie das ganze Kloster erbaute und erwärmte mit ihrem heiligen Liebesfeuer, und alle Mitschwestern sich durch ihren Anblick, mehr aber noch durch ihre geistlichen Gespräche sich zu derselben Liebe entflammt fühlten! —

Monika suchte all' die guten Eindrücke, die Wirkungen der heiligen Communion bleibend zu machen. „Eins mit Jesus zu sein," nicht nur durch eine fühlbare, schmachtende Liebe, sondern auch im Willen, in ihrem ganzen Leben und Streben, war immer die Schluß-Bitte, womit sie sich seinem süßen Verkehre vor dem Altar entzog. — Darum stellte sie ihm stets, gleichzeitig mit dieser Bitte, alle ihre Athemzüge, Pulsschläge, alle Kräfte des Leibes und der Seele, alle ihre Gedanken, Worte und Werke als Opferungen dar, damit Gott durch dieselben verherrlicht werden möge; welche Opferungen sie mehrmals am Tage erneuerte und auf ihrem Herzensaltare mit jenem Lobe und jener Verherrlichung vereinigte, so stündlich von allen Heiligen des Himmels, den Gerechten auf der Erde und den armen Seelen im Fegfeuer ihm gezollt werden.

Wir können nicht umhin, noch einige Anmuthungen dieser Vereinigung mit Jesus und des heißen Wunsches nach seiner Verherrlichung aus ihren Schriften — hier mitzutheilen.

So schreibt Monika unter Anderem:

„Es kam mir in den Sinn, ob meiner Unwürdigkeit und Niedrigkeit, mich nicht zu unterstehen, meinen Herrn und Gott zu lieben; allein, weil er will und sogar streng befiehlt, daß ich ihn liebe, so will ich ihn denn lieben aus meinem ganzen Herzen und aus all' den Kräf-

ten, die er mir verliehen hat; ja lieben will ich ihn so inniglich, wie er mich geliebt, lieben mehr als je ein Heiliger ihn geliebt oder noch lieben wird!“ —

An einer anderen Stelle:

„Lieben möchte ich meinen geliebten Jesus und zwar inbrünstiger, als je ein Heiliger ihn auf dieser Erde geliebt hat; darum bitte ich alle Seligen dort Oben, auch nur einen Funken ihrer himmlischen Liebe in mein Herz fallen zu lassen, auf daß die allerfeurigste Glut der göttlichen Liebe in mir sich entzünde!“ —

Wiederum:

„Da Gott es demnach will, daß ein elendes Erdenwürmlein, wie ich ein solches bin, ihn liebe, so erkühne ich mich, vermittelst der Betrachtung und der heiligen Communion, in Freundschaft und Vereinigung mit ihm zu treten; stets werde ich, mit der Hilfe seiner Gnade, ihn in meinem Geiste und in meinem Herzen gegenwärtig haben! — Die Liebe meines Gottes flößt mir diese Vertrautheit mit ihm ein, ja diese Kühnheit, diesen Hunger, immer mehr und mehr ihn zu lieben!“

Und noch höher stieg ihr Wunsch aus dem von Liebe und Huldigung überfließenden Herzen, indem sie ausruft: „Ich möchte, o mein Gott und Herr! dich loben und benedeien, nicht nur wie alle deine Engel und Heiligen, sondern wie die Königin aller Heiligen, die wundervolle Jungfrau und Gottesmutter Maria!“

Monika ging noch weiter. Angesichts der Ohnmacht, in der alle Geschöpfe sind, den allerhöchsten Gott und Herrn nach Würdigkeit zu preisen, bat sie die göttliche Majestät, sich selbst zu preisen, indem sie gewöhnlich nach dem Empfange der heiligen Communion in das Flehen ausbrach: „O allerhöchste und allerheiligste Dreieinigkeit! lobe du dich selbst und danke du dir selbst; denn du allein vermagst es auf das Allerwürdigste für alle deine Gnaden und Wohlthaten dir selbst zu danken!“

Redete Monika's Herz, so war auch ihr Wille gänzlich damit einverstanden. Denn das ist die wahre Verherrlichung Gottes, daß sein Wille geschehe, wie in dem Himmel, also auch auf der Erde; und Derjenige ist der Nächste bei Gott, der seinen Willen getreulichst vollzieht; und das ist die ächte Gottesliebe — die Gleichförmigkeit des eigenen Willens mit dem Willen Gottes in Allem, und überall und immerhin. Daher auch bei Monika die Gewissenszartheit und der Schmerzensausdruck, wenn sie an sich die geringste Unvollkommenheit gewahrte, indem sie spricht: „Ich bereue diese Beleidigung, die

ich Gott zugefügt, mit einem solchen Abscheu und mit so festem Willen, mich darin zu bessern, so wie es jemals irgend ein heiliger Büßer gethan hat!" — Und um in die Schickungen Gottes stets in Demuth und Geduld sich zu fügen, machte sie den Vorsatz: „Alles, was mir von irgend einer Creatur je mag zugefügt werden, will ich mit heiliger Gleichgiltigkeit, wie mein Patron, Sanct Ignatius von Loyola, spricht, annehmen: sei es süß oder bitter, schwer oder leicht, Verlust oder Gewinn; mit Hiob will ich ausrufen: „„Gott hat mir es gegeben, Gott hat mir es genommen!"" — Nichts gehört mir an, Alles gehört Gott! — Nur das allein will ich suchen auf dem Wege des hochheiligen Kreuzes Jesu Christi: den Frieden mit Gott, mit meinem Nächsten und mit mir selbst!" —

Die Gabe der Thränen.

(Aus: Das Leben des heiligen Philippus Neri von P. F. W. Faber.)

Eines der Hauptmittel, wodurch der heilige Philippus Neri, — Stifter der Congregation des Oratoriums und genannt „Apostel von Rom", — die innigste Liebe zu Gott erlangte, war die Uebung des Gebets, besonders des innerlichen Gebets. So groß war seine Vorliebe für dasselbe, daß alle Uebungen, die er in seiner Congregation anordnete, auf diesen einzigen Endzweck hinzielten und selbst bei deren Benennung — „Oratorium" — hatte er dies im Auge. Schon als Knabe gab sich der Diener Gottes dem Gebete hin und machte große Fortschritte darin, bis er eine solche Gewohnheit darin gewann, daß er überall, er mochte gehen oder stehen, seinen Geist zu himmlischen Dingen emporschwang. An ihm ging wahrhaft der Rath des Apostels in Erfüllung: „Betet ohne Unterlaß!" Kurz, sein Herz war so an das Gebet gewohnt, daß es für ihn leichter gewesen, seinen Geist zu Gott zu erheben als für Weltmenschen, über irdische Dinge nachzudenken. Selbst wenn er in seinem Zimmer zahlreichen Besuch sah und verschiedene Gegenstände abgehandelt wurden, konnte er sich zu Zeiten nicht enthalten, Augen und Hände zum Himmel zu erheben oder in einen frommen Seufzer auszubrechen, obwohl er sich ein großes Gewissen daraus machte, in der Gegenwart Anderer solches zu thun.

Die hehre Frucht dieser Andacht war ein ganz eigenthümlicher Segen von Oben, denn Gottes Huld begnadigte den Heiligen mit der — Gabe der Thränen.

Die Liebe zu Gott, die in Sanct Philippus Neri brannte, erweichte sein Herz zuweilen in dem Grade, daß er, wenn Jemand in seiner Gegenwart von Dingen sprach, die zum Mitleid stimmten, alsbald in Thränen ausbrach. — In gleicher Weise, wenn er einem Sünder begegnete, sah er den Zustand seiner Seele an und noch mehr die gegen Gott verübte Beleidigung, und sogleich wurde seine Theilnahme erregt, so daß er in das heftigste Weinen ausbrach, fast wie ein Kind, wenn es streng gezüchtigt wird.

Wenn Philippus von göttlichen Dingen sprach, so stand es nicht lange an und es kamen ihm Thränen in die Augen, so daß er oft zu sprechen aufhören oder den Gegenstand der Unterhaltung ändern mußte. — Zuweilen, wenn er sich über geistliche Dinge vertraulich unterredete, pflegte er irgend ein Beispiel oder einen Ausspruch der Philosophen in seine Rede einzuflechten, was er sonst gar nicht that. Wenn er von diesem Mittel Gebrauch machte, so wollte er sich nur zerstreuen, um die Thränen zu hemmen. — Einst ging er mit Cäsar Baronius, Franziskus Bordino, Thomas Bozzio und einigen Andern seiner Beichtkinder in den Weinberg des Patrizio Patrizi; und nach dem Essen, zu derselben Stunde, um welche im Oratorium gewöhnlich die Anreden gehalten wurden, befahl er dem Thomas Bozzio, aus dem Stegreife eine Anrede zu halten, damit sie die Frucht des göttlichen Wortes nicht ganz verlieren möchten. Als Thomas geendigt hatte, wollte der Heilige noch einige Worte hinzufügen, um das Gesagte zu bekräftigen. Aber kaum hatte er den Mund geöffnet, so fing er vom Kopf bis zu den Füßen zu zittern, und dann auch so heftig zu weinen an, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Dies war bei ihm so gewöhnlich, wenn er von göttlichen Dingen zu sprechen begann, daß er, um seine Bemerkungen fortsetzen zu können, seine Zuflucht zu irgend einem weltlichen Beispiele oder einem kalten philosophischen Argumente nehmen mußte, um das Uebermaß seines innern Feuers gleichsam zu dämpfen.

Wenn er die Tagzeiten singen hörte, so empfand der heilige Mann ein solches Vergnügen und horchte darauf mit solcher Lust, daß sein Herz in ihm schmolz und seine Augen von Thränen überliefen. Man sah ihn oft bei der Complet oder Matutin im Chore der Dominikaner mit Kleidern, die vom Weinen durchnäßt waren.

Wenn er von dem Leiden unsers göttlichen Erlösers redete, oder darüber las, besonders in der heiligen Messe während der Charwoche, zerschmolz er wie Wachs am Feuer; und dies war der Grund, warum er viele Jahre vor seinem Tode keine öffentlichen Vorträge mehr hielt.

Denn als er einst von dem bittern Leiden unsers Herrn sprach, wurde er von einer so außerordentlichen Inbrunst überrascht, daß er allplötzlich zu weinen und zu schluchzen anfing; er konnte kaum mehr zu Athem kommen und zitterte am ganzen Leibe, so daß sogar die Plattform, auf welcher er stand, erschüttert wurde. Er machte gewaltige Anstrengungen, sich zu zerstreuen, aber er konnte den Ungestüm seiner Gefühle nicht bändigen, mußte herabsteigen und die Kirche verlassen. — Da ihm solches mehrmals begegnete, und es ihm nicht gelang, sie zu beherrschen, so faßte er den Entschluß, nie mehr öffentlich eine Anrede zu halten, wiewohl er oft vorgab: „er habe dies unterlassen, weil er kein Talent zum Predigen besitze.“

Oft, wenn er über das heilige Leiden Christi las oder darüber Betrachtungen anstellte, sah man ihn leichenblaß werden und seine Augen füllten sich mit Thränen, so daß schon sein Anblick Jeden mit Verehrung erfüllte. — Zuletzt war es ihm nicht mehr möglich, sich im Zwiegespräch mit Anderen über diesen Gegenstand zu äußern; denn oft, wenn er nur das heilige Leiden nennen hörte, fühlte er sich so von Schmerz durchdrungen, daß er regungslos und sprachlos wurde. — Er ging eines Morgens, um mit dem Kardinal Yercelli in dem Refectorium des Klosters St. Praxedis zu speisen; nach der Mahlzeit zogen sie sich in den großen Saal zurück und St. Philippus legte, auf Verlangen des Kardinals, eine Frage aus dem geistlichen Leben vor, damit die Anwesenden ihre Meinung darüber abgeben könnten; er selbst machte dann über die erhaltenen Antworten seine Bemerkungen. Als er aber von der Liebe zu reden begann, mit welcher unser Herr Jesus für uns gelitten, wurde er von Thränen und Seufzern überwältigt, so daß er nicht mehr weiter sprechen konnte. — Ein anderes Mal, als er erkrankt lag, brachte man ihm etwas zu trinken. Er nahm das Glas in die Hand und ehe er es genoß, fing er höchst bitterlich zu weinen an. Am ganzen Leibe zitternd, sagte er mit lauter Stimme: „Du, mein Christus, du am Kreuze warst durstig, und dir bot man nichts als Essig und Galle zu trinken, und ich bin im Bette und habe so viele Bequemlichkeit!“ Während er diese Worte öfters wiederholte, entströmten Thränen seinen Augen und er konnte den Trank nicht nehmen, obgleich er es versuchte. — Eines Morgens in der heiligen Charwoche, als er eben die Passion las, suchte er seinen Gefühlen Gewalt anzuthun. Dies gelang ihm eine Zeit lang; als er jedoch an das Sterben unsers Herrn kam, überließ er sich ganz seinem Kummer und seinen Thränen, was bei den Umstehenden die tiefste Rührung erzeugte. —

Wenn er im Leben der Heiligen las, so mußte er fast immer Thränen vergießen. — Ein Prälat fand ihn eines Tages weinend und fragte ihn: „was das bedeute?“ St. Philippus, um die wahre Ursache zu verbergen, sagte in scherzhafter Weise: „„Wie? soll ich nicht weinen, da ich ein armer Waise bin ohne Vater und Mutter?“ — Ein anderes Mal trat Angelo von Bagnarea unerwartet in sein Zimmer und traf ihn an, wie er gerade in dem Leben der heiligen Väter las und dabei heftig weinte. Als Angelo ihn fragte: „warum er so weine?“ erwiederte er: „„Weil dieser Heilige, dessen Leben ich in dem Augenblicke lese, die Welt verließ, um Gott zu dienen, und ich habe gar nichts Gutes gethan, und Jedermann ist besser als ich!““ Sodann fügte er die Worte bei: „„O Angelo, wenn du mich eines Tages durch die Straßen Rom's geißeln sehen würdest, so dürftest du wohl sagen: „Da sehet jenen Philippus, der so heilig aussah! — gebt es ihm nur tüchtig!“ Und bei diesen Worten begann er wieder zu weinen aus heißem Begehren nach ähnlichen Abtödtungen. —

Der Heilige machte einmal die Entdeckung, daß ein junger Mann von edlem Geschlechte in seinen Beichten mit seinem gewöhnlichen Beichtvater nicht aufrichtig umging, sondern aus Scham einige Sünden verhehlte. — Dieser Jüngling befand sich eines Tages in dem Zimmer des Philippus, wo er zuweilen hinging, um ihm seine Verehrung zu bezeugen. Es war sonst Niemand anwesend. Da heftete der Mann Gottes sein Auge fest auf ihn und brach in Thränen aus. Dadurch erlangte er für den Sünder eine solche Rührung des Geistes, daß er gleichfalls Thränen vergießen mußte, und beide saßen eine Zeit lang sich gegenüber, ohne ein Wort sprechen zu können. Der junge Mann bekannte dann Alles, was er seither in der Beichte verschwiegen hatte und empfahl sich dem Gebete des Heiligen, der ihn dann umarmte und mit seiner ihm zueigen seienden Milde und Freundlichkeit tröstete. — Aber das zarte Herz des Heiligen hatte sich noch nicht Luft genug gemacht; er zog sich allein auf ein anderes Zimmer zurück und ließ daselbst seinen Thränen und Seufzern freien Lauf. — Der Jüngling legte alsbald seinem gewöhnlichen Beichtvater eine Generalbeichte ab. Als er nachher wieder vor St. Philippus erschien und von seiner bereits vollzogenen Generalbeichte mit ihm redete, sprach dieser zu ihm: „Mein Sohn, obschon du deine Sünden mir nicht gebeichtet hast, so weiß ich sie doch alle, denn Gott hat sie mir geoffenbart!“ Und er setzte hinzu: „Du hast nun dein Gesicht geändert und hast ein gutes Aussehen!“ — ein Ausdruck, den er oft gebrauchte, wenn Verirrte aus dem Elend der Sünde zu dem Stande

der Gnade Gottes zurückkehrten. — Der Jüngling empfahl sich wiederholt seinem Gebete und bat ihn: „„für ihn bei Gott eine größere Reue und Zerknirschung über seine Sünden zu erwirken!““ Und in demselben Augenblicke, als er diese Bitte that, fühlte er den allerinnigsten Reueschmerz in seinem Gemüthe, obgleich er, bevor er mit dem Heiligen zusammengekommen war, nicht einmal recht wußte, was da „Zerknirschung vor dem Allerhöchsten“ sei.

Wenn St. Philippus seinen geistlichen Kindern am Tische des Herrn die heilige Communion spendete, da weinte er bisweilen so heftig, daß er ihnen kaum das Allerheiligste darreichen konnte. Alle sahen sein Antlitz ganz mit Thränen gebadet; und es bekannten gar Viele: „daß es ihnen vorkam, wie wenn sie von seinem Geiste durchdrungen wären!“ — Eine so große Andacht wurde ihnen einzig schon durch seinen hehren, gottestrunkenen Anblick erweckt. —

Und doch, obschon St. Philippus diese Gabe der Thränen in einem so ausgezeichneten Grade besaß, so legte er — in seiner Demuth — kein großes Gewicht darauf, sondern pflegte zu sagen: „Selbst entartete Frauen können wegen jeder Kleinigkeit leicht weinen, und dies macht sie nicht zu Heiligen!“ — Er wiederholte beständig: „Die christliche Vollkommenheit besteht nicht in diesen äußeren Dingen, zum Beispiel — Weinen und Anderem mehr; und die Thränen erwiesen sich nicht als Zeichen, daß ein Mensch in der Gnade Gottes sich befinde; auch dürfe man nicht wähnen, daß Jemand an sich bereits ein heiliges Leben führe, weil er Thränen vergieße, sobald von göttlichen Dingen geredet werde!“

Auf diese ernste Weise suchte der tief demüthige Mann sich selbst des Hochwerthes seiner Liebes- und Andachts-Thränen in dem Urtheile seiner Mitbrüder zu berauben! —

Andacht in der Betrachtung des Leidens Jesu.

(Aus: Leben der ehrwürdigen Gridonia von Gonzaga.)

Die Betrachtung der Passion Christi.

1. Die ehrwürdige Jungfrau Gridonia von Gonzaga, welche am 21. Juni 1608 zu Castiglione delle Stiviere in der Gemeinschaft ihrer Schwestern Cinzia und Olympia das „Collegium der Jungfrauen Jesu“ gestiftet, pflegte zu sagen: Der Weg der Vollkommenheit ist ein Weg des Entzückens. Man geht von der

Betrachtung der Schöpfung aus, beschaut nachher die Wohlthaten der Erlösung, und gelangt endlich dahin, sich in der Liebe Gottes zu versenken."

Von der Betrachtung des Zweckes unsrer Erschaffung ging sie daher über zu jener des bitteren Leidens und Sterbens unsers göttlichen Heilandes, des Lammes Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt, durch welches wir unserm erhabenen Zwecke wiedererkauft wurden.

Und um sich die Passion des Herrn recht lebhaft vorzustellen, schrieb sie sich einen Kreuzweg, den sie eine „Prozession der Andacht" nannte. — Sie wurde im Geiste durch Einsprechungen oder durch die Erscheinung selbst, von ihrem heiligen Schutzengel aufgefordert, ihm nachzugehen, um die gnadenreichen Schritte zu verfolgen, welche der Gottmensch Jesus Christus zur Besteigung des Calvarienberges gethan hatte. Sie theilte diese Wanderung des Herrn in verschiedene Stationen oder Anhaltspunkte, bei welchen sie verweilte, um daselbst im Besonderen andächtig zu betrachten, und zwar: zuerst im Speisesaal auf dem Berge Sion, wo die allerheiligste Eucharistie eingesetzt wurde; — dann im Garten Gethsemane, wo unser Heiland in der Todesangst Blut schwitzte; — dann an der Säule, wo er gegeißelt wurde; — und endlich auf der Kuppe Golgatha's, auf dem sie umher wandelt und den Geliebten ihrer Seele sucht.

Auf diesem Kreuzwege folgte die Jungfrau Gridonia getreulich dem Herrn nach, der zu unsrer Erlösung, Heiligung und dereinstigen ewigen Beseligung unendlich und darum unsagbar Peinliches erlitten; ihr Herz rastete an allen diesen Stätten, erwog alle Quellen des Welterlösers, die er an dieser oder jener Marter-Station erduldet; sammelte in seinem gebenedeiten Herzen dann alle Hoffnungen auf ihr Heil durch die Gnade seiner Erbarmungen, und rief dann begeistert aus: „Auf dich, o Herr, hab' ich gehofft und ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden!" — In diesen Erwägungen, in welche sie sich gänzlich versenkte, redete die Fülle ihres tief religiösen Gemüths; sie konnte in süß-innigen, hehren, liebe-flammenden Ausdrücken kein Ende finden; ihr Herz ähnelt einer frischen Bergquelle, die unaufhaltsam Wasser ausfluthen läßt und Tag und Nacht nicht aufhört in ihren Ergießungen. Bald redet sie Gott den Herrn an, bald ihre eigene Seele; bald schildert sie Unterredungen des Eingebornen Sohnes Gottes mit seinem himmlischen Vater, bald entflammt

sie sich selbst zu Begrüßungen des göttlichen Dulders; und dabei beharret sie wie festgebannt in einer Feuersbrunst der heiligen Liebe!

Es dürfte darum von Nutzen sein, die Art ihrer Betrachtung etwas näher zu beschreiben.

Gridonia versetzte sich also zuerst in den Abendmahlsaal auf dem Berge Sion zu Jerusalem, und stellte sich Jesum vor, wie er ganz freudig und sehnsuchtsvoll dahin kam, um das letzte Ostermahl zu feiern und dann das nach dem ewigen Rathschlusse der Liebe seines himmlischen Vaters freiwillig übernommene Opfer der Genugthuung zur Erlösung der Menschen von Sünde, Schuld und ewiger Strafe am Kreuz auf Golgatha demselben darzubringen; denn seine Liebe, die Liebe des wahrhaft guten Hirten, hatte sich ja verlobt mit dem in der Sünde so unseligen Menschengeschlechte. — Sie sagt nun: „Als die Stunde gekommen war, o wie frohlockte da Jesus, daß die Zeit herangenaht sei, den Alten Bund des Gesetzes mit seinen vorbildlichen Satzungen und Gebräuchen zu schließen, und den Neuen Bund der Gnade mit seinem kostbaren Blute zu stiften, indem er zu seinen Jüngern die grundgütigen Worte sprach: „Ich habe ein großes Verlangen gehabt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, ehedenn ich leide!" — als hätte er sagen wollen: „„darum bin ich vom Himmel herabgestiegen; darum bin ich in der Fülle der verheißenen Zeit Mensch geworden; darum übernahm ich die Vollbringung des Werkes der Erlösung!""

Da sie an die Fußwaschung kommt, wendet sie sich an ihre Seele und spricht: „Wohlan, meine sündhafte Seele, begieb dich in diesen glückseligen Speisesaal! Siehe und betrachte den König des Himmels, den Herrn der Engel, den Gebieter des Welttalls, den Erlöser der Welt, zur Erde niedergestreckt und den Dienst des niedrigsten Knechtes verrichtend! — Wenn du bei diesem heiligsten Geheimnisse nicht irgend ein Mitgefühl oder Staunen empfindest, glaube mir sicherlich, so ist dies ein Zeichen, daß du diesen Gott nicht kennest; daß du in das Meer seiner Majestät, seiner Allmacht, seiner Herrlichkeit und Huld nicht eingedrungen bist! — Sanct Petrus kannte ihn wohl, da er nicht wollte, daß ihm der Herr die Füße wüsche!" — Da sie nun aber gewahrt, wie der Herr auch dem Verräther Judas die Füße wäscht, ruft sie aus: „Sieh' unsern liebevollen Heiland zu den Füßen des Judas, wie er sie ihm wäscht! O wie viele Liebespfeile senkt sein Erbarmen aus! O wie viele Gründe hält er dem Undankbaren vor, um ihn von dem Verrathe abzuhalten! O wie viele sanftmüthige Kunstgriffe erfand in diesem Augenblicke die göttliche Gnade, um diese Seele zu retten! O wie viele und welche Liebesgefühle trug in sich der

so liebreiche Herr! — Und du Judas, gottloser Jünger, verrätherischer Apostel, Knecht der Empörung, was empfandest du in dem Augenblicke, da du den allerhöchsten Herrn vor deinen unreinen Füßen sahest? Welcher Kampf gährte in deinem wilden Herzen, welch wüthender Aufruhr? Welche teuflische Gedanken tummelten sich in dir hin und her? Kennst du diesen Herrn? Weißt du, daß er dein Gott ist? Erinnerst du dich nicht der vielen Wunder, die er gethan, der vielen Wohlthaten, die du von ihm empfangen? Jener so großen Güte und Sanftmuth, mit welcher er dich bis zur Stunde ernährt und erhalten hat? Warum hast du, Unglücklicher! deinen Herrn für dreißig Silberlinge verkauft? Warum änderst du nicht jetzt, da du ihn zu deinen Füßen siehst, deinen Entschluß, den so entsetzlichen? Warum kommst du nicht auf andere Gedanken? Wenn du dürstest nach dem Heile, warum gehst du nicht hin zur Quelle? Wenn du krank, todtkrank bist, warum wendest du dich nicht an den lebendigmachenden Arzt? Wenn du Reichthümer wünschest, wer ist reicher und mächtiger, als dieser Herr? Elender, siehe doch, in welche schauderhafte Sünde du gefallen bist! Sieh wie du dein Herz widersetzlich, versteint, höllisch gemacht hast! Du hast dich selbst zernichtet, du hast dich selbst gemordet, du hast dich selbst verdammt!"

Doch von Judas sich abwendend, richtete sie nun diese Vorwürfe gegen sich selbst und spricht: „Wie oft hat dieser Herr Jesus auf ähnliche Weise hehre Liebespfeile nach deinem Herzen abgeschossen! Wie oft hat er die Flecken deiner Seele abwaschen wollen, und du hast nicht gewollt! Wie oft hat er dich zur Buße aufgefordert, und du hast nicht gehört und nicht darauf geachtet!" —

Als ihre Betrachtung bis zur Einsetzung der allerheiligsten Eucharistie gedrungen war, brach sie in folgende inbrünstige Worte aus: „O kostbares Kleinod! O liebevolle Erfindung! O mächtigster Herr! O Liebe, um Tag und Nacht von deinem Geschöpfe betrachtet zu werden: wie konntest du das Mittel finden, um dasselbe in dieser Verbannung zu trösten, um seine wehmüthigen Klagen zu stillen, um es in seinen Drangsalen zu erquicken, ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten, ihm zu jeder Zeit hilfreich beizustehen, und es mit dem Osterhauche des ewigen Lebens in der Gottesgemeinschaft mit dir zu durchduften! — O du aus dem Nichts hervorgezogenes Geschöpf, freue dich; denn an diesem Tage ist dir die Gnade wiederfahren, daß du deine Hochzeit feiern und dich mit deinem Schöpfer auf's Innigste vereinigen kannst! O, frohlocke, daß die Himmel sich mit der Erde, und die Erde mit dem Himmel sich verbinden! Juble über die große

Würde, zu welcher du erhoben worden bist! O Gott, o Gott, o mein Gott; Gott in seinem Herzen zu empfangen, Gott in seiner Seele, so daß man ausjauchzen kann: „Ich habe gefunden, nach dem meine Seele sich sehnet!“ — —

Nach der sehr eifrigen Betrachtung dieses gnadenreichsten Geheimnisses, geht sie über zu dem Anschauen Jesu im Oelgarten, wo er Blut schwitzt, so daß es in heißesten Tropfen zur Erde rinnt; dann wandert sie zu den Gerichtsstätten, wo er angeklagt, verhöhnt, gegeißelt, mit Dornen gekrönt und zum Kreuzestode verurtheilt wird. — Bei dem Niederschreiben ihrer Empfindungen über diese gräßlichen Ereignisse, war Gridonia so sehr in die Peinen des Heilandes miteingedrungen, die Gedanken erzeugten sich in so reißender Folge, die Affecte jagten und ergossen sich mit solcher Gewalt und Fülle, daß sie die Feder niederlegen mußte, und vor Zittern und Beben die Hand nicht mehr weiter zu schreiben vermochte. —

Bei der Kreuzigung Christi auf Golgatha seufzte sie, in allertiefstem Schmerze des Mitleids zu sich selbst sprechend: „O meine Seele, nun sind wir angelangt auf dem heiligen Berge: weiche nicht von der betrübtesten und trostlosesten Mutter Maria, die da unter heißen Thränen ihren geliebten Sohn betrachtet! — Ach, sie schaute ja den Zusammenlauf des Volkes, sie hörte das Geräusch der Waffen; sie sah, wie die erschrecklichen Todeswerkzeuge ihres theuren Sohnes zurecht gelegt wurden; sie erblickte das schauerliche Panier des Kreuzes, wie man es auf die Erde niederlegte, um ihren Sohn an dasselbe anzunageln und dann zu kreuzigen; sie vernahm das hyänenwüthige Geschrei seiner Feinde, die ihn öffentlich als Missethäter und Aufrührer gegen den römischen Kaiser bezichtigten; es ächzte das Krachen beim Aufrichten des Kreuzes an ihr Ohr und erwartungsvoll heftete sie ihre weinenden Augen auf ihren geliebten Sohn, von dem sie wußte, daß er ihr Gott und Herr war; und sie gewahrte ihn auf diesem heiligen Berge inmitten seiner Feinde, die ihn aller seiner Kleider beraubten; sie sah die Wunden seines heiligsten Leibes; sie sah die Marterkrone auf seinem Haupte; sie sah ihn in ein Meer von Trübsal und Schmerzen versunken, überhäuft von Schande und Schmach; und ob des großen Gedränges kann sie nicht sogleich zu ihm gelangen, denn sie wird ja immer noch zurückgestoßen. — O Gott, wer könnte Maria's Schmerzen beschreiben? — O meine arme Seele! o Sünder! o Alle! kommt herbei und sehet euern Schöpfer, euern gütigsten Fürsten, euern liebenden Bräutigam, euern huldvollen Herrn: Jesus von Nazareth, den Eingebornen Sohn Gottes, der für uns Mensch geworden, den

König und Gebieter des ganzen Weltalls! Kommt und sehet, wie das Grauen des Todes ihn erfaßt, wie die Schmerzen ihn umrungen haben; kommet und sehet, wie er aus Liebe zu seinen Geschöpfen in diesem grausamen Kampfe angenagelt wird und wie er stirbt an dem Stamm eines Kreuzes! Siehe, meine Seele, während sie das Kreuz auf die Erde hinstrecken und sich bereiten, um ihn daran fest zu nageln, wie er schon so entkräftet und verblutet mit dem höchsten Ergusse erbarmender Liebe sich dem ewigen Vater im Himmel als das Opfer der Genugthuung zur Erlösung und zum Heile der ganzen Welt darbiete! — O jammervolles Ereigniß! O herzzermalmendes Schauspiel! O mein leidensvoller Herr! was wird dich trösten in dieser allerbängsten Trübsal? Wenn du den Himmel ansieheſt, wenn du den Vater rufest, so hört er dich nicht, wegen der Gestalt des Sünders, die du trägst! Wenn du um dich her blickest, siehst du nichts als Kreuz, Nägel, Lanze und vergossenes Blut! Wenn du den Berg betrachtest, siehst du ihn besäet von deinen Feinden, welche über deine Qualen jubeln, über deine Schmerzen frohlocken! — Wehe mir, jetzt schaue ich, wie sie dich, o mein Jesus, auf dem Kreuze ausstrecken! Wehe mir! Ach! giebt es einen Schmerz, welcher diesem gleich ist? Ich sehe diese Hände, die den Himmel gebaut, die so viele Wohlthaten gespendet haben, mit harten Nägeln durchbohrt an das Kreuz geheftet! Ich sehe diese heiligen Füße, die für mich so viele Wanderungen unternommen, so viele Mühen ertragen, fest genagelt; ich höre das Dröhnen und Knarren der Hammerschläge, das der ganzen Welt Schauder und Schrecken erregt! Ich sehe dich, den Schöpfer des Himmels und der Erde zerfleischt! Ich sehe endlich das Kreuz aufgerichtet, und an demselben angeheftet und gekreuzigt — dich, meinen Gott, den geliebten Bräutigam meiner Seele! O mein trübseliger Herr, o mein gekreuzigter Jesus! O heiliges Kreuz, o hochheiliger Berg, o ihr heiligen Wunden, o ihr süßen Wunden meines mit Leid bedeckten Erlösers! Ach! verstoß' mich nicht an diesem Tage!

O wie besorgt und beschämt stehe ich da, wenn ich mir mein seither so lasterhaftes, und darum gar trauriges Leben vor Augen stelle! — O mein süßester Herr, um dieses vergossenen Blutes, um dieser Nägel, um dieser Liebe willen, die in deinem Herzen wohnt; um deiner betrübten Mutter willen, die dort stehet und das Kreuz umfasset, verzeihe mir meine Sünden, hab' Erbarmen mit meiner Seele und vergieb mir meinen ruchlosen Undank! — Niedergeworfen zu den Füßen dieses Kreuzes mache ich mich zu deiner Sklavin, unterziehe mich jedem Gehorsam, jeder Verachtung, jeder Drangsal, die über mich

kommen möge! Dieser Marterberg soll meine bleibende Wohnung sein; dieses Kreuz meine sichere Stütze, diese Zuckungen und Schmerzen meine Freude und Labung sein!

Du aber, meine Seele, siehe das Beispiel deines Herrn; betrachte seine Geduld, seine Standhaftigkeit, seine Demuth, seine Duldung, seine inbrünstige Liebe; blicke auf sein kostbares Blut, das er vergossen und mit ihm die Erde geheiligt hat, die ob unsrer Sünden gottverflucht gewesen, bete es an und danke ihm, und bitte es um Erbarmung und um Liebe zum Kreuze und zum Leiden!"

Und wenn du allein hingehest, meine Seele, und es begegnen dir, wie dies der Fall ist, so viele heilige Seelen; so bleibe stehen und frage sie: „ob sie deinen Geliebten gesehen, ob sie ihn gefunden haben?" Und es werden dir Viele antworten: „daß sie Ihn gesehen und gefunden haben an der Stätte seines bitteren Leidens, mit den Wunden, mit den Striemen, mit den Schmerzen, und daß sie Ihn besaßen in den Dorn- und Distel-Gärten seiner Trübsale, in der Stille seines Todes!" — Schäme dich, daß du dich, so spät und so schlaftrunken, auf diese Wanderung begabst; schäme dich, daß du so viele eifrige und im Dienste des Herrn fleißige Seelen siehest, du aber so überaus träge gewesen bist; danke deinem heiligen Schutzengel, daß er dir einen so kostbaren Weg eröffnet hat; verfolge den Pfad und betrachte den ehrwürdigen Berg, umschaart von den Engeln des Himmels, angefüllt von beschaulichen Seelen, die da knieen, in die süßesten, heilduftenden Wunden des Erlösers versunken; küsse diese geweihte Erde, siehe das Panier des heiligen Kreuzes, wirf dich vor ihm nieder, umklammere es mit den Armen der Andacht und der Buße, beginne dein Gebet und erwäge dann: — „„Wer es ist, der da gelitten hat? — Von Wem er gelitten? — Was er gelitten? — Zu welchem Ziel und End er gelitten?"" — Betrachte die Größe seiner Qualen, die Menge seiner Wunden, die Ströme seines Blutes, die vielfache und unsagbare Verhöhnung und Schmach, die ihm angethan wurde! — Vergehe, meine Seele, in Selbst-Vernichtigung vor deinem Herrn und Heiland, denn die vernunftlosen Geschöpfe haben es gethan; die Sonne hat sich verfinstert, die Felsen sind geborsten, die Gräber haben sich aufgethan, die Leichname der Heiligen sind erstanden, die ganze Welt fuhr aus ihren Angeln!

Verwandle denn auch du dich, meine Seele; scheide nicht von diesem hochheiligen, gebenedeiten Myrrhenberge, bevor du nicht deinen Verstand und deinen Willen an dieses hehre Holz des Kreuzes festgebunden und angekettet hast, um dann auch in einer reumüthigen Beicht

einen vollkommenen Jubel-Ablaß aller deiner Sünden erhalten hast! Denk' stets an ihn nur, erfreue dich an ihm nur, umfasse es nur und drücke es recht festiglich an dich!

Höre es, meine Seele: Calvaria ist ein Myrrhenberg, ein Thränenberg, ein Schmerzensberg! — Auf diesem Berge wirst du lernen leiden, die Welt verachten, gehorchen, dich demüthigen, dich erniedrigen, Geduld üben, Kraft, Liebe, Sanftmuth, Stillschweigen, Ruhe, Einsamkeit, vollkommene Abtödtung! — Auf diesem Berge erfreut Gott die Seele, stärkt das Herz, giebt dem Körper Kraft; denn hier regnet es ja Ueberfluß an Gnaden! Auf dem heiligen Kreuzberge Golgatha's sind alle Erbarmungen, alle Gnaden, alle Erquickungen, alle Beseligungen zu finden!" — So schrieb Gridonia, deren Seele ihr Paradies fand in der Passion des Herrn, mit deren Blutröslein sie tagtäglich sich gar schön zu zieren wußte! —

Die Gewinnung des Jubel-Ablasses.

Inmitten dieser Beschäftigung, sich durch die ernste Betrachtung ihres letzten Zieles und der Leiden des Herrn den Weg zur christlichen Vollkommenheit zu erleichtern und zu bahnen, traf es sich, daß ein „vollkommener Jubel-Ablaß" verkündet wurde.

Gridonia wollte sich mit ganz besonderer Andacht auf die Gewinnung desselben vorbereiten.

Am 3. Februar 1620, an welchem sie gerade ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr vollendete, begann sie die geistlichen Uebungen. — Gridonia schien diejenige Tiefe der Demuth und Selbst-Erniedrigung erreicht zu haben, zu der eine Seele nur irgend gelangen kann. — Das erste Gefühl, das in ihr aufkam, war der Schmerz über ihre Sünden. Bei dem Rückblick auf ihr bisheriges Leben, das, wie sie sagte, verloren sei, überfiel sie eine solche Beschämung, und aus derselben erwuchs in ihr ein so großer Haß gegen die Sünde, und ein solcher Abscheu gegen sich selbst, daß sie es nicht wagte, die Augen von der Erde zu erheben, sich in das Innerste ihres Herzens zurückzog, und zu sich sprach: „Weine, du sündhafte Seele, weine über die Menge deiner Bosheiten; durchwandere einmal dein elendes Leben, das du in der Kindheit, in der Jugend geführt hast, und jetzt noch immer führst; stelle dir alle deine Gänge, alle deine Sünden vor Augen!" — Und während sie so wiederholt darüber nachdachte, den dreieinigen Gott beleidigt, seine Gnade gekränkt zu haben, gegen die Wohlthaten der Schöpfung, Erlösung und Heiligung undankbar gewesen zu sein, schöpfte sie Kraft, das unheilige Widerstreben gegen

die Ablegung einer Generalbeichte zu überwinden, das sich in ihr geregt, und gerieth in so gewaltigen Eifer, daß, wenn Gott es ihr zu erkennen gegeben hätte, sie sich nicht allein zu den Füßen ihres Beichtvaters, sondern öffentlich auf allen Straßen als Sünderin angeklagt haben würde. Sie ward ergriffen von den heftigsten Empfindungen einer Seele, die da in sich den flammendsten Abscheu gegen die Sünde nährt, weil sie als eine Beleidigung der Majestät sich erweist; denn — nach den Begriffen der Heiligen — sind auch die leichten Vergehungen im höchsten Grade verabscheuungswürdig, weil sie immer Versäumnisse der Pflicht der Hochachtung gegen Gott sind. Wie gering daher auch ihre Sünden sein mochten, sie fragte: „Warum sie doch in der Welt geboren worden wäre? Warum sie nicht sogleich nach dem Empfange der heiligen Taufe dem Tod anheimgefallen? Warum ihre Seele nicht, bevor sie gesündigt hätte, von der Welt wäre hinweggenommen worden? — Dann, mein Gott", fügte sie hinzu, „hätte ich dich niemals beleidigt! Hätte ich doch, statt zu sündigen, lieber alle Schmerzen und Qualen dieses und des künftigen Lebens erduldet! O, warum bin ich nicht eher, als daß ich dich beleidigte, von Flammen verzehrt, von wilden Thieren zerrißen, von Martern aller Art gefoltert worden?" — In dieser Weise klagte sie sich an, als ob gerade sie die allergrößte Sünderin gewesen, entsetzte sich darum vor sich selbst, flehte inniglich den allgütigen Heiland um Verzeihung an, und bat ihn, daß er die Barmherzigkeit habe, mit seinem kostbaren Blute ihre Sünden auszulöschen, sie nicht in die Wagschale seines so furchtbaren Gerichtes zu legen, sondern in das bittere Meer seiner Leiden zu versenken und so viel Gnade über sie auszuschütten, daß sie in den Zustand zurückkehre, in welchem sie gleich nach dem Empfange der heiligen Taufe gewesen, denn ihre Sehnsucht kenne kein anderes Verlangen, als ihn zu lieben und ihm zu dienen.

Nachdem sie sich in solchen Schmerz-Gefühlen drei Tage lang auf die Generalbeicht vorbereitet hatte, begann sie dieselbe an einem Montage, schloß ihr ganzes Leben darin ein, und beendigte sie an dem darauf folgenden Donnerstage. — Da sie allen nur möglichen Fleiß darauf verwendet hatte, ihr Gewissen auf das Allergenaueste zu erforschen; alle durch die Gnade Gottes ihr innewohnende Kraft zur übernatürlichen und vollkommenen Reue, und alle Offenheit, Aufrichtigkeit und Vollständigkeit im Bekenntnisse der Sünden zu verwenden, so war ihre Seele getröstet und beruhigt, und sie nährte nur ein so heißes Verlangen nach Zerknirschung, daß, wenn

sie einen und denselben Schmerz hätte haben können, sie des Todes verblichen wäre.

So wahrhaft im Herzen zerknirscht und durch die in der heiligen Beicht empfangene Absolution losgesprochen von Sünde, Schuld und ewiger Strafe, bereitete sie sich vor, um auch von den für ihre Sünden verdienten zeitlichen Strafen befreit zu werden, am kommenden Freitag den Jubiläums-Ablaß zu gewinnen. Sie nannte denselben „ihren lieben Tag“, weil sie auf ihn alle ihre Hoffnungen gebaut hatte.

Ihre Vorbereitung traf sie in der folgenden Weise:

Gridonia wachte die ganze Nacht hindurch, und brachte sie zu im Gebete und in Selbst-Geißelung, und ruhte nur ein wenig aus, indem sie, währenddem sie kniete, ihr Haupt auf die Brust niedersenkte. — Sie hielt ihre sogenannte „Prozession des Kreuzweges“ und geißelte sich dabei fünf Mal, nämlich: bei der Station des Oelberges, — des Gerichtshofes, — der Begegnung Jesu mit seiner schmerzhaften Mutter, — beim Aufsteigen zum Calvarienberge und bei'm Verweilen auf dem Gipfel desselben. Sie flehte empor zu der allerheiligsten Jungfrau Maria und zu der ganzen triumphirenden Kirche in dem Himmel, daß sie um der heiligen Geheimnisse in den Schmerzens-Stationen willen — die Barmherzigkeit Gottes erlange; sie rief aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens, und vernichtete sich gänzlich in der demüthigsten Demuth; der Herr aber verlieh ihr einen Strom von Thränen. — In ihrem Eifer erneuerte sie ihr Gelübde der ewigen Keuschheit, und weihte auf's Neue dem Herrn ihre Seele, ihr Herz, ihr Leben, ihre Person, und betete für die Bedürfnisse der heiligen Kirche, für ihre Schwestern, für ihr Collegium der Jungfrauen Jesu.

Am Samstag erhob sie sich freudig von der Stätte ihres Gebets, und eilte, also angethan mit der Gnade, und fortgerissen von dem Begehren nach göttlicher Liebe, hin zu dem Urquelle der Liebe, und empfing die heilige Communion mit dem inbrünstigsten Verlangen nach der Vereinigung mit ihrem göttlichen Bräutigam.

Nachdem sie Christo, dem guten Hirten, für diese gnadenreiche Speisung ihrer Seele, als für die allergrößte Wohlthat, gedankt hatte, zog sie sich, nur von himmlischem Troste erfüllt, und durchglutet von dem Eifer, Gott im Geist und in der Wahrheit stets getreu zu dienen, in ihre Zelle zurück, und unterschrieb mit ihrem eigenen Blute den schriftlichen Bericht dieses Herganges.

Um aber die Früchte desselben dem Gedächtnisse zu bewahren, zeichnete sie sich, zum ferneren Beachten, die folgenden Erinnerungen

auf: „1. Demuth, Bescheidenheit, Einfalt. — 2. Lebendiges Andenken an die Wohlthaten Gottes, und besonders an den kostbaren Schatz der Erlösung. — 3. Beständige Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria. — 4. Beachtung auch der geringfügigen Dinge, nicht empfindlich zu sein, und Widerworte im Sprechen zu vermeiden. — 5. Liebe zur Zurückgezogenheit und zum Stillschweigen mit Heiterkeit. — 6. Freudigkeit und Himmelssinn im Gebet. — 7. Nimmer die Andachts- und Buß-Uebungen zu unterlassen. — 8. Allen Ueberfluß in Kost und Kleidung zu meiden. — 9. Sehnsucht, Gott immer mehr zu lieben und kindlich auf ihn vertrauen, und in Allem die heilige Beharrlichkeit." —

Erleuchtungen und Selbst-Bezwingungen.

Eine der besonderen Früchte, welche Gridonia aus diesen Uebungen, und aus dem mit solcher Vorbereitung in Zerknirschung und Liebe gefeierten Jubiläum zog, bestand — in der Erkenntniß der Barmherzigkeit Gottes, welche der Herr ihr im ganzen Verlauf ihres Lebens, und bis zu dieser Stunde, erwiesen hatte.

Als sie nämlich, in die Vergangenheit zurückschauend, die einzelnen Abschnitte ihres Lebens Schritt vor Schritt in Gedanken durchwanderte, ward ihr Gemüth zu der Erkenntniß der Gnade geleitet, welche sie jedesmal empfangen, und ihr Herz zum Gefühle der Dankbarkeit erregt, und, hingerissen von ihrem Andachts-Eifer, brach sie mit dem Psalmisten in die Jubelworte aus: „Die göttlichen Erbarmungen werde ich singen in Ewigkeit!" Denn sie gedachte jener Zeit, da sie in Widersetzlichkeit verharrte, und dem Rufe des Herrn: „„sich einem heiligen und klösterlichen Leben zu weihen,"" gewissermaßen mit Ungehorsam begegnete. Sie bekannte das Erbarmen der Geduld und der Langmuth des Allerhöchsten, mit der er sie ertrug, sie erwartete, und ihr endlich den letzten Liebesstoß seiner Gnade gab, der sie bewältigte und ihre Unentschiedenheit besiegte. — Ebenso erkannte und pries Gridonia die Barmherzigkeit Gottes, indem er sie begnadigte und nicht vielmehr für ihre Trägheit züchtigte: indem er ihr die Annehmlichkeit der Welt verbitterte, ihr alle menschlichen Hoffnungen benommen, und ihr einen Abscheu gegen alle irdische Lust eingeflößt habe, in welcher sie seither befangen gewesen: auf daß sie andere Tröstungen suchen, ihr Herz zu den jenseitigen, himmlischen Dingen erheben und ihre Wonne darin finden möchte, Gott, dem allerkostbarsten Gut, allein zu dienen. — Sie erkannte auch die Barm-

herzigkeit als eine fortwährende in all den Krankheiten, welche sie befielen und in Lebensgefahr gebracht, und in der Gesundheit, zu der sie wieder wie verjüngt an Kräften sich erhob. —

Nächst diesen Erbarmungen erkannte sie auch noch eine andere, und zwar gleichfalls unter den Ausdrücken der innigsten Dankbarkeit als einen großen Segen; nämlich: daß sie den Aussprüchen Gottes ergeben, den Ermahnungen der Oberen beipflichtend und zur Besiegung gewisser natürlicher Abneigungen tüchtig geworden war. — Es giebt ohne Zweifel gewisse, unserm armseligen Wesen anhaftende Wiederstrebungen, deren Ueberwinden auch in geringfügigen Dingen eine große Tugend-Uebung und ein großes Verdienst vor Gott ist! — Gridonia arbeitete nicht nur in den Zeiten geistiger Tröstungen, denn in solchen ist es ja leicht, innere Widersprüche zu zügeln, sondern auch in den Trockenheiten der Seele an sich, um die Auflehnungen der elenden Natur zu bändigen und das Wandelhafte des empfindsamen Gemüths zu fesseln und es zur Festigkeit zu erheben. Sie bemühte sich, dieses Heil durch besondere Mittel zu erreichen, welche sie bei verschiedenen Gelegenheiten anwendete. Zuweilen demüthigte sie sich selbst, indem sie mit fröhlichem und heiterem Antlitze ganz niedrige Dienste verrichtete, als: Zimmer aufräumen, Betten machen, Schuhe putzen, Kleider reinigen und noch andere, viel geringere Leistungen. — Mitunter bedünkte es ihr, als würde sie in ihrem Inneren ermahnt, sich Abtödtungen aufzuerlegen und sich im Essen und im Trinken Abbruch zu thun, wenn ihr irgend ein Nahrungsmittel gerade am besten mundete; sie legte dann mit zwangloser Geberde einen Theil der Speise zurück, welche sie bereits in der Hand hatte, oder nahm allplötzlich das Glas von den Lippen, bevor sie fertig getrunken. Alle diese aus der aufrichtigsten Liebe zu Gott vorgenommenen Handlungen verschafften ihr gar manchen süßen Trost. — Manchmal umspann sie auch eine Art Melancholie wie mit düsteren, peinigenden Schatten, wann sie sich zur Ruhe begeben; ungesäumt erhob sie sich dann mit Muth und Gottvertrauen, warf sich zum Gebet auf die Kniee nieder, und überwand auf diese Weise den Trübsinn, den leider! nur zu oft den Willen zur Trägheit im geistlichen Wirken herunterwirft. — Stets aufmerksam auf gewisse innere fromme Anmuthungen, welche sie selbst „Einsprechungen“ nennt, und welche sie als die „Stimme Gottes“ erachtete, der sie zu dergleichen Abtödtungen aufforderte, um sie zur Beharrlichkeit auf dem heiligen Kreuzgange Jesu Christi anzuspornen, war sie allstündlich bereit, ihnen zu folgen, wie sehr sie sich auch der Eigenliebe als bitterlich erschienen; zum Beispiele: schlechte

Kleider tragen und sich verächtlich machen; bei gewissen Gelegenheiten schweigen, wenn auch ihr guter Name dadurch zu leiden schien; Andere um Verzeihung bitten, wenn sie mit ihnen je in einen Verdruß gerieth. — Wenn sie dann die Früchte betrachtete, welche sie aus so unscheinbaren, aber sehr verdienstlichen Handlungen, wie wohlriechende Himmelsblümchen, sammelte, dann fühlte sie sich immer froh in Gott.

Um aber dieser Widerstrebungen Herr zu werden und auch noch andere Leidenschaften, welche die Klarheit des Seelenfriedens trüben, mannhaft niederzuhalten, vernichtigte sie ihren Leib auch durch strengere Bußwerke; denn sie sagte: „es sei leichter, mehrere Tage lang den Leib zu kasteien, als ein einziges Mal mit Nachdruck und nachhaltig die Leidenschaften des Herzens zu bemeistern!“

An diese Bekämpfungen ihrer selbst — schlossen sich zunächst dann auch jene Siege an, welche sie in Dingen erfocht, die den Sinnen geradezu feindlich widerstreben, und selbst den Magen in eklen Aufruhr bringen. — So stand sie eines Tages vom Tische auf — mit dem Gedanken: „den ganzen Morgen für das Leben in Gott verloren zu haben, weil sie in völliger Trockenheit ihrer Seele denselben verbrachte.“ Um diesen Mangel zu ergänzen, wollte sie an die Pforte gehen, um einer armen Frau Almosen zu spenden, welche gewöhnlich dort gespeist wurde, die aber durch ihre schreckhafte Geberden, besonders mit dem Munde, Ekel und Grauen erregte. Als sie derselben Speise und Trank darreichte, ward ihr übel. In demselben Augenblicke jedoch fühlte sie sich wie aufgefordert, aus dem gemeinsamen Geschirre für die Armen den Rest des Weines auszutrinken, welchen die besagte in ihrem ganzen Wesen so sehr abschreckende Frau zurückgelassen hatte, und es aus Liebe zu Gott zu thun. Sie folgte der Einsprechung, überwand mit heiterer Miene und hochherziger Gesinnung ihren Widerwillen, und trank; ihre Uebelkeit hörte sogleich auf, und es erwuchs ihr aus dieser Handlung reiche Tröstung. — Einen ähnlichen Sieg erfocht sie, als sie einst eine an den Pocken erkrankte Person bediente; sie überwand, im Aufblick zu dem verwundeten Heiland am Kreuz jeglichen Abscheu, und in den schrecklichen Ausdünstungen fühlte sie sich wie von lieblichem Rosenduft umhaucht. —

So brachte G r i d o n i a ihr Leben theils in Gebet, theils in Selbst-Abtödtungen hin, welche ihr alle Myrrhen der Leiden mit himmlischen Tröstungen versüßten. Man erkennt aber in ihr vor Allem eine kreuz-getreue Seele, die, sowohl in den Traurigkeiten wie in den von Oben empfangenen Erquickungen, sich stets gänzlich dem Willen Gottes aufgeopfert hat.

Ihr Wahlspruch lautete: „Das Leiden Jesu sei mein Erbtheil!“

Gottes- und Marien-Minne.

Tiefgeistiges Leben.

(Aus: Katholische Schweizerblätter für Wissenschaft und Kunst.)

Heinrich Suso, genannt Amandus oder der Liebetraute, war im Jahre 1300 bei Ueberlingen in Schwaben geboren, trat in dem Alter von dreizehn Jahren zu Constanz in den Prediger-Orden und starb 1366 zu Ulm, wo seine Gebeine im Kreuzgange des dortigen Dominikaner-Klosters ruhen. Als man 1613 das Grab öffnete, ward Suso's Leib noch unversehrt aufgefunden. Die Kirche hat ihn selig gesprochen.

Er hatte von seiner gottseligen Mutter ein tiefsinniges Gemüth ererbt, sich mit glücklichem Erfolge den Wissenschaften gewidmet und den Uebungen der Frömmigkeit hingegeben, als im achtzehnten Jahre seines Alters die große Sehnsucht nach Gott sein Herz ergriff, aus welcher sich später sein hohes Geistesleben bildete. „Herr“! sprach er damals, „ziehe mein Herz an dich, das ich von meiner Mutter so milde erhielt und bewahrt habe mein Leben lang!“

Seine geistige Wiedergeburt begann mit einer Verzückung. — Als er sich einmal allein in einem Stuhle des rechten Chors der Klosterkirche zu Constanz befand und Niemand bei ihm noch um ihn war, da ward seine Seele entzückt und er sah und hörte, was allen Zungen unaussprechlich ist. Dieser Zustand dauerte eine Stunde, und als er zu sich kam, fühlte er sich entkräftet, sank ohnmächtig zu Boden und seufzte zu Gott: „O Gott! wo war ich? Wo bin ich jetzt? Ach, höchstes Gut, diese Stunde möge nie aus meinem Herzen entschwinden!“

An seinem Aeußeren nahm Niemand etwas Sonderbares wahr; aber seine Seele und sein Gemüth dufteten inwendig von himmlischer Salbung, welche sein ganzes Wesen durchdrang und ihm eine mächtige Begierde nach Gott einflößte.

Da vernahm er eines Morgens, in die Betrachtung versunken, in seinem Inneren die Stimme: „„Höre, meine Sohn, den hohen Rath deines Vaters! Wähle die ewige Weisheit zur Braut;

sie erhält dich jung und tugendhaft, macht dich edel und reich, bringt dir Ehre und Segen und berühmten Namen!““ — Von dieser Stunde an trachtete er die Weisheit zu suchen; und wo sie zu finden sei, konnte seinem Herzen nicht lange verborgen bleiben. Er erkannte, daß jede Zartheit, Schönheit, Herzenslust und Lieblichkeit nur von Gott ausströme, und zu ihm fühlte sich seine Seele fortan hingezogen. — Unter großem Schmerze hatte er mit einem eisernen Griffel sich den süßen Namen Jesus auf seine Brust eingegraben und trug dieses Liebeszeichen bis an seinen Tod, damit, so oft sein Herz sich bewege, auch der heiligste Name auf seinem Herzen sich rühre. —

Allein die Liebe zu der ewigen Weisheit bewegte noch weit mächtiger sein Inneres und er wußte alle Abschnitte des Tages, alle festlichen Tage des Jahres, alle Erscheinungen der Zeit zu einer höheren Bedeutung zu erheben und für den göttlichen Dienst sinnig zu verwenden. — Wenn der fromme Diener Gottes in sich gekehrt am Morgen nach der Mette in seiner Kapelle saß, um kurze Ruhe zu pflegen, und der Wächter den Tag verkündete, dann erwachte er wieder, und, auf die Kniee sinkend, grüßte er mit Thränen den aufgehenden Morgenstern Maria, die zarte Königin des Himmels. Wie die Vögelein im Sommer den lichten Tag begrüßen, so grüßte auch er in der Freude seines Herzens Diejenige, die das ewige Licht uns gebracht, und sang dann mit süßer Stimme: „Der Morgenstern Maria ist heute aufgegangen!“ — Zogen, nach alter Sitte, die Jünglinge in Schwaben in der Neujahrsnacht umher, um vor den Fenstern ihrer Bräute Lieder zu singen und ihre Sprüche herzusagen, da ging auch in derselben Nacht der Diener Gottes zu seiner himmlischen Liebe, um ihr seine Liebe zu singen. Er trat am frühen Morgen vor das Bild, welches die allerreinste Mutter vorstellte, wie sie ihr zartes Kind, die ewige Weisheit, an das Herz drückt, kniete nieder und begann, mit stillen süßen Lauten der Seele zu singen, vorerst der Mutter, daß sie ihm erlaube, Lohn zu erwerben von ihrem Kinde und ihm dazu verhelfe. Dann kehrte er sich zu der göttlichen Weisheit, warf sich vor ihr nieder und grüßte sie aus dem Abgrund seines Herzens und lobte sie als die schönste, edelste, tugendhafteste und reinste von allen Jungfrauen der Welt. — An Unsrer Lieben Frauen-Tag, Lichtmeß, frühe, bevor Jemand in der Kirche sich befand, ging er vor den Hochaltar und wartete da in seiner geistigen Betrachtung auf die hohe Gottesmutter, als werde sie mit ihrem himmlischen Kinde kommen. Er ging ihr im Geiste bis vor die Pforten der Stadt mit der Schaar aller gottliebenden Herzen entgegen, stellte sich in der Straße vor sie

hin und bat sie, stille zu halten mit ihrem Zuge, bis daß er ihr ein Lied gesungen! — Wenn in der Fastnacht die Kinder der Welt anfingen, ihren Thorheiten nachzugehen, so fing er an, in seinem Herzen eine himmlische Fastnacht zu bilden und die war also: er betrachtete die kurze schädliche Lust dieser weltlichen Fastnacht und wie Viele um kurze Freude langes Leid eintauschen und sprach ein „miserere mei“ dem lieben Gott für alle Unehre, die ihm in derselben verkehrten Zeit zugefügt wird. —

Doch waren derlei Tröstungen dem Diener Gottes nicht immer beschieden; es sollten auch die schmerzlichen Prüfungen über ihn kommen.

Er erblickte die tiefste Stufe seiner künftigen Leiden in einer Offenbarung: „„Hast du bisher in göttlicher Süßigkeit wie ein Fisch im Meer geschwebt, so will ich dich von nun an darben und schmachten lassen, daß du von Gott und der Welt selbst verlassen und von Freunden und Feinden verachtet und verfolgt werden, und Alles, was du zu deinem Troste und deiner Freude anfangen wirst, soll dir zum Gegentheil werden!““ Als er dann bald darauf mitten im Kreuzgange des Klosters einen Hund traf, der ein schlechtes Tuch in seinen Zähnen trug, welches er mit wunderlicher Geberde knurrend auf- und niederwarf und Löcher in dasselbe zerrte, da ward in ihm gesprochen: „„Also wirst du in deiner Brüder Mund werden!““ — Und nun kamen die vorausgesagten Leiden der Reihe nach an ihn. — Er wurde von Zweifeln gegen den Glauben beängstigt; dann überfiel ihn eine Traurigkeit, welche sein Herz fast erdrückte; dann hatte er mit der Verzweiflung zu ringen, so daß er sich nicht zu rathen wußte und fürchtete, ewig verloren zu gehen. — Nachdem er siegreich diese innern Leiden überwunden hatte, kamen nun die äußern herangestürmt. Falsche Anklagen vor Gericht, schwere Krankheiten, die klägliche Verirrung seiner eigenen Schwester, Gefahren von Mördern im dunkeln Walde und von den Fluthen des Rheinstromes auf seinen Reisen, der Undank der Menschen u. s. w.: Alles war wider ihn aufgeregt, um ihm die Prüfung herb und schwer zu machen. — Allein je empfindlicher die Hand Gottes sein Herz in diesen Heimsuchungen verwundete, um so mehr wuchs die Gnade in seiner Seele; und je tiefer er sich in Gehorsam und Standhaftigkeit erniedrigte, desto höher stieg er in der Betrachtung zu der Vereinigung mit der ewigen Weisheit empor und wurde zu einem überfließenden Gefäße der Erkenntniß und der Gnade, das seinen Ueberfluß in weitem Umkreise in die Seelen ergoß, die Gott auf dem Wege der höheren Vollkommenheit suchten. Diesen Seelen

theilte Heinrich Suso aus der Fülle seines reichen Herzens jene Lehren mit: von dem Zwecke der menschlichen Leiden, die auf dem Wege zu der ewigen Weisheit zu bestehen sind, und von der falschen Liebe der Welt und der treuen Liebe Gottes, von den erhebenden Geheimnissen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und den erschreckenden Wahrheiten der Ewigkeit, von dem standhaften Tode des Christen und seinem inneren Leben in Gott, die wir in seinen Schriften und in seinen Briefen zu unsrer großen Erbauung wiederfinden. Zu diesen Seelen, deren geistliche Pflege Heinrich Suso auf sich genommen, gehörten auch viele Nonnen in dem Kloster Töß bei Winterthur.

Wo ist Gott?

(Aus: Christliches Hausbuch von Dr. Guido Görres.)

Die Schriften dieses gottbegeisterten „Dieners der ewigen Weisheit" wurden gleich nach ihrem Erscheinen viel gelesen, sie drangen tief in das Herz der Völker und wurden in Frankreich und Italien übersetzt. Er war auch, wie so viele seiner Geistesgenossen, ein hoher Meister unsrer edlen deutschen Sprache, die bei ihm voll warmer zutraulicher Treuherzigkeit, kräftigem Ernst und lieblicher Anmuth erscheint. —

Davon eine Probe!

1. In dem Leben Heinrich Suso's, das seine geistliche Tochter Elsbet Stäglin, in dem Kloster Töß bei Winterthur, geschrieben, und das mit den Worten anfängt: „Es war ein Prediger in teutschen Landen, von Geburt ein Schwabe, dessen Namen geschrieben sei im Buche der Lebendigen!" — richtet die Tochter an ihren Meister die Frage: „Wo ist Gott?"

Und da erwiedert er ihr:

„Schau' über dich und um dich in die vier Enden der Welt, wie weit, wie hoch der schöne Himmel ist in seinem schnellen Lauf, und wie adelig ihn sein Meister geziert hat mit den sieben Planeten, deren ein jeglicher, ohne den Mond, viel größer ist, denn alles Erdreich; und wie er geschmückt ist mit der unzähligen Menge des lichten Gestirns. Ach, so die schöne Sonne ungewölkt und heiter aufbricht in der sommerlichen Zeit, was sie dann emsiglich Frucht und Gutes dem Erdreich giebt; wie Gras und Laub aufdringen, die anmuthigen Blumen lachen; Wald und Haide und Auen von der Nachtigall und der kleinen Vöglein süßem Gesang wiederhallen; alle Thierlein, die von

dem argen Winter verschlossen waren, sich hervor machen, und sich freuen; wie in der Menschheit Jung und Alt von wonniglicher Freude sich fröhlich geberden! Ach, zarter Gott, bist du in deiner Kreatur so minniglich, wie bist du dann in dir selbst so gar schön und wonniglich! Schau' fürbaß, ich bitte dich, und schau' die vier Elemente, Erdreich, Wasser, Luft und Feuer, und alles das Wunder, das darin ist von mancherlei Ungleichheit, von Menschen, von Thieren, von Vögeln und Fischen und Meerwundern; das rufet und schreiet allesammt: „„Lob und Ehre der grundlosen Ungemessenheit, die in dir ist! Herr! wer erhält dies Alles? Wer speiset es? Du berathest es Alles, ein Jegliches in seiner Weise, groß und klein, reich und arm, du Gott, du thust es! Du, Gott, wahrlich Gott bist!""

Nun hast du deinen Gott gefunden, den dein Herz lange gesucht hat. Nun sieh' aufwärts, mit spielenden Augen, mit lichtem Antlitz, mit aufsprigendem Herzen, und sieh' ihn an und umfahe ihn mit den endlos ausgestreckten Armen deiner Seele und deines Gemüthes, und sage ihm Dank und Lob dem edlen Fürsten aller Kreatur!"

2. In dem „Büchlein von der ewigen Weisheit" ergießt sich dann seine Seele in vollem Jubel und ruft:

„O Gott, wer giebt meinem vollen Herzen, daß es vor meinem Tode meine Begierde erfülle in deinem Lobe! Wer giebt mir, daß ich in meinen Tagen würdiglich lobe den geliebten Herrn, den meine Seele minnet! Ach, zarter Herr, ging doch manch' schönes Getön, als manch' fremdes, süßes Saitenspiel je ward, und als manch' Laub und Gras ist, und die alle aufgerichtet wären hin vor dich in den himmlischen Hof, daß von meinem Herzen aufdränge ein so wonnigliches unerhörtes Lob, daß es den Augen meines Herrn gefällig wäre und allem himmlischen Heere freudenreich! Ach! minniglicher Herr, bin ich gleich deines Lobes nicht würdig, so begehrt doch meine Seele, daß der Himmel dich lobe, so er in seiner wonniglichten Schönheit mit der Sonne Glanz und mit der lichten Sterne unzählicher Menge in seiner hohen Klarheit wieder leuchtet; und die schöne, lustreiche Haide, so sie in sommerlicher Wonne, in mannigfaltiger, geblümter Zierde nach ihrem natürlichen Adel in heiterer Pracht wieder glänzet; und alle die süßen Gedanken und inbrünstigen Begierden, die ja ein reines minnendes Herz nach dir gewann, so es in fröhlicher Sommerwonne deines einleuchtenden Geistes umgeben war!

Herr, so ich allein an dein hohes Lob gedenke, so möchte mein Herz in meinem Leibe zerfließen; mir vergehen die Gedanken, mir gebricht das Wort, und alle Weihe entgehet mir! Es leuchtet etwas

in dem Herzen, dem Niemand Worte leihen kann, so ich dich, das unbeschreibliche Gut loben will; denn gehe ich in die allerschönsten Kreaturen, in die höchsten Geister, in die lautersten Wesen — das übersteigest du Alles unsäglich; gehe ich in den tiefsten Abgrund deines eigenen Gutes, Herr, da verschwindet alles Lob von Kleinheit! Herr, so ich hübsche, lebende Bilder, holde und leutselige Kreaturen anblicke, so sprechen sie zu meinem Herzen: „Eya, schau', wie recht holdselig der ist, von dem wir geflossen sind, von dem alle Schönheit gekommen ist! — Ich durchgehe Himmelreich und Erdreich, die Welt und den Abgrund, Wald und Haide, Berg und Thal: die schreien allesammt in meine Ohren ein reichlich Getön deines grundlosen Lobes! So ich dann sehe, wie grundlos schön und ordentlich du alle Dinge ordnest, beide, Gut und Uebel, so werde ich stumm und wortlos! — Herr, wenn ich aber gedenke, daß du das lebendige Gut bist, den meine Seele auserwählt und ihr selber allein auserkoren hat zu einem einigen geminnten Lieb, so möchte mein Herz von Lob in mir selber zerspringen und kraftlos werden! — Eya, zarter Herr, nun siehe an die große innige Begierde meines Herzens und meiner Seele, und lehre mich dich loben; lehre mich, wie ich dich würdig lobe und dir angenehm diene, ehe denn ich von hinnen scheide; denn darnach dürstet meine Seele in meinem Leibe!" —

Marien-Minne.

(Aus: Heinrich Suso's Leben und Schriften von Melchior von Diepenbrock.)

„O hohe Reichheit der göttlichen Kunst und Weisheit, wie sind deine Gerichte so unbegreiflich und deine Wege so unerkannt! Wie hast du so manchen fremden Weg, die armen Seelen wiederzubringen! Was gedachtest du, oder wie war dir so wohl zu Muth in deiner ewigen Unwandelbarkeit, da du so adelig beschufest — Maria, die reine, zarte, würdige Kreatur ob allen lauteren Kreaturen? Herr, du mochtest da wohl sprechen: „„Ich denke Gedanken des Friedens!"" (Jer. 29, 11.) Herr, du hast aus dem Abgrunde deines wesentlichen Gutes dir selber innen wiederleuchtet, indem du alle verirrte Wesen wieder in den Ursprung geleitet hast! Eya, himmlischer Vater, wie dürfte ein sündiger Mensch zu dir kommen, es wäre dann, daß du uns dein einiges auserwähltes Kind, die ewige Weisheit, zu einem Leiter gegeben hättest? Eya, ewige Weisheit, wie könnte ein sündiger Mensch immer die Kühnheit gewinnen, daß er vor sogethaner Lauterkeit seiner Unreinigkeit möchte zeigen, es wäre denn, daß er die Mutter

aller Erbarmung zu einem Schirm nähme? — Ewige Weisheit, bist du mein Bruder, so bist du auch mein Herr; bist du ein wahrer Mensch, so bist du auch wahrer Gott und ein viel strenger Richter der Missethat. Eya, darum, so unsre armen Seelen in dem engen Nothstalle grundlosen Herzenleidens sind, und wir weder hin noch her kommen können, so bleibt uns nichts, denn daß wir unsere elenden Augen aufbieten zu dir, auserwählte Königin vom Himmelreich! Eya, darum du der ewigen Sonne Glast wiederglänzender Spiegel, du der verborgene Hort der grundlosen göttlichen Barmherzigkeit, sei heute gegrüßt von mir und von allen sündigen reuigen Herzen! Ach, ihr hohen Geister, ihr reinen Seelen, tretet hervor, rühmet und preiset, lobet und frohlocket über das wonnigliche Paradies alles Frohseins, die hohe Königin; denn deß bin ich nicht würdig, sie geruhe es mir denn von ihrer Güte zu erlauben!

O du Gottes auserwähltes Herzenstraut, du schöne güldene Krone der ewigen Weisheit, erlaube mir armen Sünder je auch von meinen Gebrechen ein wenig mit dir zu kosen! Meine Seele fällt vor dir hin mit bleichem Herzen, mit schämigem Antlitz und mit niedergeworfenen Augen! Ach du Mutter aller Gnaden, mir ist, als ob weder meine Seele noch eine andere sündige Seele eines Urlaubs noch Mittlers gen dir bedürfe: du bist doch das mittellose Mittel aller Sünder. So eine Seele je sündiger ist, so sie je billiger dünkt, daß sie einen Zugang zu dir habe; so sie je missethätiger ist, so sie je billiger vor dir dringet! Darum, Seele meine, so gehe fröhlich hinvor! Vertreibet dich deine Missethat, ach, so ladet dich ihre grundlose Mildigkeit! Eya, darum du einiger Trost aller sündigen Herzen, einzige Zuflucht der verschuldeten Menschen, zu der manch' nasses Aug', manch' verwundetes elendes Herz aufgebogen wird, sei eine gnädige Mittlerin und Versühnerin zwischen mir und der ewigen Weisheit! Gedenke, gedenke, milde auserwählte Königin, daß du alle deine Würdigkeit von uns sündigen Menschen hast! Was hat dich gemacht zu einer würdigen Mutter Gottes, zu einem Schrein, in dem sie ewige Weisheit süßiglich geruhet hat? O Frau, das haben unser armer Menschen Sünden gethan! Wie wollest du heißen eine Mutter der Gnaden und Barmherzigkeit, denn von unserer Armseligkeit, die der Gnade und Barmherzigkeit bedürfen? Unsere Armuth hat dich reich gemacht; unsere Gebrechen haben dich über alle lautere Kreatur geadelt! Eya, darum kehre her die Augen der Barmherzigkeit, die dein mildes Herz nie von einem Sünder, von einem trostlosen Menschen kehrte! Nimm mich unter deinen Schirm, denn mein Trost und Zuversicht

liegt an dir! Wie ist so manche sündige Seele, so sie Gott und allen himmlischen Heeren Urlaub gegeben, indem sie Gott verleugnet und an Gott verzweifelt hatte und von ihm jämmerlich geschieden war, die sich an dich hing, und so mildiglich von dir aufenthalten ward, bis sie von deiner Fürbitte wieder zu Gnaden kam! Wer ist der Sünder, der je so viel Mordes begangen hat, dem von deiner überfließenden Güte nicht geholfen sei? Sieh', wenn meine Seele sich recht hinterdenkt, so däucht mich billig, ob es möglich wäre, daß mein Herz mit weinenden Augen von Freuden zu dem Mund aussprünge; also zerfleußt dein Name in meiner Seele als Honigseim! Du heißest doch die Mutter, die Königin der Barmherzigkeit; eya, zarte Mutter, eya, milde Mutter der Barmherzigkeit! o wie ein Name! o wie ist das Wehen so grundlos, deß Name so gnadenreich ist! Erklang je ein Saitenspiel in einem wilden Herzen so besänftigend, als der reine Name thut unsern reuigen Herzen! Diesem hohen Namen sollen billig alle Häupter sich neigen und alle Kniee sich beugen! Wie oft hast du die feindliche Macht der bösen Geister von uns flüchtig gemacht; wie oft hast du des strengen Richters zornigliche Gerechtigkeit vermittelt; wie oft hast du uns Gnade und Trost von ihm erworben! Eya, wir armen sündigen Menschen, was wollen wir dazu sprechen? wie sollen wir ihr des großen Gutes immer danken? So aller Engel Zungen, alle lautere Geister und Seelen, Himmelreich und Erdreich und Alles, das darin beschlossen ist, ihre Würdigkeit, ihre Wonne, ihre Gnade und ihre grundlose Ehre nicht volloben können, ach! was sollen wir sündige Menschen dann thun? Thun wir unser Vermögen und sagen ihr Gnade und Dank; denn ihre große Güte sieht nicht auf die Kleinheit der Gabe, sie sieht auf die Reinheit des Willens. Ach, süße Königin, wie billig mag sich dein fröhliches Geschlecht freuen: denn verflucht war die erste Eva, daß sie von der Frucht, der verbotenen, genoß; gesegnet sei die andere Eva, daß sie uns die süße himmlische Frucht je gebracht! Niemand klage mehr über das Paradies: wir haben ein Paradies verloren und zwei dafür gewonnen; oder — ist *sie* nicht ein Paradies, in der da wuchs die Frucht des lebenden Baums, in der alle Gnade und Freude mit einander beschlossen war? oder ist das nicht auch ein Paradies ob allen Paradiesen, in dem die Todten wieder lebend werden, so sie seiner Frucht versuchen, von deren Händen, Füßen und Seiten die lebenden Brunnen fließen, die da alles Erdreich begießen, die Brunnen unerschöpfter Barmherzigkeit, gründlicher Weisheit, überfließender Süßigkeit, inbrünstiger Minne, und der Brunnen des ewigen Lebens! Wahrlich, Herr, wer dieser

Frucht versucht, wer diesen Brunnen getrunken hat, der weiß, daß diese zwei Paradiese das irdische Paradies fern übertreffen!

Auserwählte Königin, du bist doch der Gnaden Thor, der Erbarmung Pforte, die nie zugeschlossen ward! Himmelreich und Erdreich mag zergehen, ehe daß du Jemand, der es mit Ernst suchet, ungeholfen von dir gehen lassest! Siehe, darum bist du meiner Seele erster Anblick, so ich aufstehe; du bist ihr jüngster Anblick, so ich schlafen gehe! Was deine reinen Hände vor Gott darbringen und empfehlen, wie klein es auch an ihm selber ist, wie mag das verworfen werden? — Darum, zarte Auserwählte, nimm die Kleinheit meiner Werke, und trage sie vor, daß sie etwas scheinen von deinen Händen vor den Augen des allmächtigen Gottes! Du bist das reine rothgoldene Gefäß, durchschmelzet mit Gnaden, durchlegt mit edlen Smaragden und Saphiren und allerlei Tugenden, deß einiger Anblick in den Augen des himmlischen Königs aller Kreaturen Anblick übertrifft! Ach, auserwählte, minnigliche Gottesgemahl, ward der König Aßverus in seinem Herzen gefangen von der Schöne der Frauen Esther, fand sie ein Wohlgefallen in seinen Augen vor allen Frauen, fand sie Gnade vor ihnen Allen, daß er that, was sie wollte und begehrte: „o du der rothen Rosen und aller Lilien ein Uebergülden (übertreffende Schönheit), wie mag dann der himmlische König von deiner lauteren Reinigkeit, von deiner sanftmüthigen Demuth, von dir wohlriechenden Sträußlein aller Tugend und Gnade, so wohl gefangen werden? Was grundlosen Wohlgefallens hat in seinen Augen vor allen Menschen deine minniglich zarte Schönheit, vor der alle Schönheit erlischt als ein scheinendes Würmlein von der Sonne Glast? Was überfließender Gnaden hast du vor ihm gefunden — dir und uns gnadlosen Menschen? Wo soll oder mag dir dann der himmlische König etwas versagen? Du magst wohl sprechen: „„Mein Geliebter mir, ich ihm!““ (Hohel. 2, 16.) Ach, du bist Gottes und Gott ist dein, und ihr Zwei habt ein ewiges grundloses Minnespiel, das keine Zweiheit nimmer scheiden mag! Gedenke und vergiß nicht unsre armen Dürftigen, die so jämmerlich noch wallen in dem sorglichen Elend! Eya, hohe Frau des Himmelreichs und des Erdreichs, nun stehe auf und sei uns eine Mittlerin und Gnadenerwerberin von deinem zarten Kinde, der ewigen Weisheit!

Ach, ewige Weisheit, willst du mir nun etwas vor? Wie ich dich deinem ewigen Vater vorbiege; also biege ich dir deine reine zarte Mutter vor! Sieh' an ihre milden Augen, die dich so oft gütlich angesehen; erkenne die schönen Wänglein, die sie so oft an dein kindlich

Antlitz minniglich gedrückt, ach, sieh' den süßen Mund, der dich so gütlich und zärtlich durchküßt; sieh' an die reinen Hände, die dir so oft gedient! Ach, milde Mildigkeit, wie magst du Der etwas versagen, die dich so minniglich säugte und auf ihren Armen trug, legte und hob und zärtlich zog? Herr, ich ermahne dich all des Liebs, das du in deinen kindlichen Tagen je von ihr gewannest, da du sie auf dem mütterlichen Schooß so freundlich und so zärtlich mit deinen spielenden Augen anlachtest, mit deinen kindlichen Armen minniglich umschlossest mit grundloser Minne, die du zu ihr hattest aus allen Kreaturen! Gedenke auch an das große Herzeleid, das ihr mütterliches Herz allein mit dir trug unter dem Galgen deines elenden Kreuzes, da sie dich in sterbender Noth sah, und ihr Herz und ihre Seele mit dir in Jammer und Noth oft erstarb! Herr, ich bitte dich, daß du mir von ihrer Gnade (um ihretwillen) alles Mittel gebest, die Sünde abzulegen, deine Gnade zu erwerben, und die nimmermehr zu verlieren!" —

Eine Heilige im Gebet.

(Aus: Die heilige Elisabeth von Dr. Alban Stolz.)

Das Geschenk.

Ich war schon in der Schatzkammer des kaiserlichen Palastes zu Wien. Sie ist angefüllt mit den größten Kostbarkeiten, die man auf Erden nur auftreiben kann. Da sind z. B. Sträuße, deren Stiele und Blätter reines Gold sind, und die Blumen aus Diamanten und andern Edelsteinen zusammengesetzt, wovon ein einziger Stein viele tausend Gulden kostet. Es ist mir aber gerade im Anblick dieser großen Schätze recht hell vor der Seele geworden, wie wenig eigentlich daran ist, Spielzeug für große Kinder, glitzeriges Blendwerk der Welt! — Hingegen kann eine fromme Seele große Freude an irgend Etwas finden, wofür die Welt und die Weltkinder nur Verachtung und Spott haben. Dieß zeigt sich auch im Leben der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Der heilige Franziskus von Assisi hatte an dem Cardinal Hugolino einen besonderen Gönner und Beschützer seines Ordens. Beide Männer hatten von der Landgräfin Elisabeth gehört, wie sie einen so heiligen Wandel führe, und wie sie in Thüringen ein Kloster den

Franziskanern errichtet und auch selbst den dritten Orden angenommen habe. Da sie nun einmal in freundschaftlichem Gespräche wieder von dieser geistlichen Tochter redeten, sagte der Cardinal zu St. Franziskus: „Du solltest doch deiner Verehrerin zum Dank und Andenken ein Geschenk machen, wie es ihrer Demuth und geistlichen Armuth angemessen wäre!“ und damit nahm er dem heiligen Franziskus seinen alten Mantel von den Schultern und forderte ihn auf: wenn wieder Brüder nach Deutschland reisen, ihnen denselben mitzugeben als Beweis seiner Liebe und Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche Elisabeth seinen Brüdern erzeigt habe. Franziskus willigte ein und schrieb noch einen Brief dazu.

Hätte man der gottseligen Landgräfin eine Schatzkammer voll Gold, Perlen und Edelsteine geschickt, es hätte ihr unendlich weniger Freude gemacht, als der grobe, abgetragene Mantel von St. Franziskus. Sie schätzte denselben überaus hoch, und wenn sie eine besondere Gnade von dem Herrn erbitten wollte, hing sie den Mantel um und hoffte in ihrer Demuth, daß der Herr aus Rücksicht auf seinen treuen Diener Franziskus ihr dann besonders gnädig sein werde. Sie versicherte auch auf dem Todbette noch: daß ihr Herr, Jesus Christus, stets gütig sie erhört habe, wenn sie auf diese Art gebetet. Und da eine Freundin von der sterbenden Elisabeth ein Andenken begehrte, gab sie ihr den Mantel und sprach: „Schaue nicht auf die Armuth des Stoffes daran, sondern auf die Kostbarkeit der Armuth!“ —

Später kam der Mantel in den Besitz der Deutsch-Ritter und wurde von denselben als eine doppelt verehrungswürdige Hinterlassenschaft bewahrt, indem er zwei großen Heiligen angehört hatte, dem heiligen Franziskus und der heiligen Elisabeth. Der größte und berühmteste Prediger von Deutschland, der Franziskaner Berthold von Regensburg versicherte, daß er selbst dieses „glückselige Banner der Armuth“ zu Weißenburg in einem Haus der deutschen Hospitaler gesehen und andächtig berührt habe. —

Die Geschenke sind wie die Menschen, welche schenken und beschenkt werden; an der Wahl des Geschenkes mag man ihre Gesinnung und ihren Seelenzustand erkennen. Dem Kinde schenkt man etwas zu essen oder zu spielen, weil es eben noch ganz sinnlich ist. Dem putzsüchtigen Mädchen kann man kein angenehmeres Geschenk machen, als ein hübsches neumodisches Kleid. Die Habsucht und Genußsucht wünscht sich vor Allem Geschenke von Geld und Geldeswerth. Und du magst dich selbst daran erkennen, wenn du dich prüfest, welches Geschenk dir am meisten Freude machen würde. Je mehr der christliche Geist in

einem Menschen zur Herrschaft gekommen, desto höher schätzt er Das, was eine christliche Bedeutung hat. Ein Rosenkranz, ein Kreuz, das an besonders heiliger Stätte geweiht ist; ein Bild, ein Buch oder sonst ein Ueberrest von einer heiligen oder verehrungswürdigen Person gilt dem frommen Christen mehr, als Geschenke von großem Geldwerth, die aber nur für das Weltleben eine Bedeutung haben. „Denn wo euer Schatz ist, da wird eure Seele sein?" Luk. 12, 34. —

Das zwei Stunden lange Vaterunser.

Das thätige Leben, wie es die heilige Elisabeth zu Marburg, nämlich die Versorgung der Armen und Pflege der Kranken, weckte eben doch auch zeitweise das Bedürfniß und Verlangen nach Ruhe. Es war aber keine Ruhe in Unthätigkeit, was sie begehrte, sondern die gottselige Ruhe, das ungestörte Versenken in Gott, um dann wieder neu gekräftigt herabzusteigen zur Ausübung ihrer guten Werke. So hat sich auch der göttliche Heiland zeitweise von den Menschen zurückgezogen, ist auf einen einsamen Berg gestiegen, um daselbst in Andacht nur mit seinem himmlischen Vater zu verkehren. Und ebenso fand Elisabeth ihre Erholung darin, daß sie ihren Geliebten aufsuchte und Stunden lang bei ihm verweilte.

Gegen Morgenaufgang von Marburg, jenseits eines Waldgebirges, liegt am Rand desselben der „Elisabethen-Brunnen", so genannt, weil die heilige Elisabeth öfters ganz allein dorthin sich begab, um recht ungestört von der Welt sich der Andacht hinzugeben. Auf dem ganzen Wege, der beinahe eine Länge von zwei Stunden hatte, betete sie nur — ein einziges Vaterunser; ihr Geist zehrte gleichsam daran, indem sie den unendlichen Reichthum und die Tiefe seines Inhalts vorzog; denn das Vaterunser ist nicht nur ein Gebet zu Gott, sondern ist auch eine Predigt an die eigene Seele, und alle guten christlichen Predigten sind dem Wesen nach im Vaterunser enthalten. Was wäre das für ein schönes Schauspiel, wenn wir all' die Gedanken und Empfindungen schauen könnten, welche die vom heiligen Geiste erleuchtete Seele aus dem „zweistündigen Vaterunser" saugte, wie eine Biene Honig aus dem Blüthenstrauch!

Wie arm und nackt an der Seele ist doch der Weltmensch, welchem das Gebet beschwerlich, gleichsam eine geistige Frohnarbeit ist, das er möglichst abkürzt, oder ganz unterläßt! Wie wird es ihm gehen in jener Welt, wo ja die Seligkeit in unaufhörlicher ewiger Andacht besteht!

Wie wenn nun das Beten der heiligen Elisabeth an jener Waldquelle als Samenkorn liegen geblieben und Jahrhunderte lang Frucht getragen hätte: so hat sich auch an jener Stelle im Wald das Gebet fortgepflanzt bis auf den heutigen Tag. — Ober der Quelle wurde zum Andenken an die Heilige eine Kapelle gebaut; diese ist schon längst nicht mehr da, aber das Beten daselbst ist geblieben. An Sonn- und Feiertagen versammeln sich hier die Leute aus dem benachbarten Dorf Schrök und verrichten eine gemeinsame Andacht. Die Natur selbst bildet jetzt dort den Tempel dazu; hohe Waldbäume sind die Säulen, das Himmelsgewölbe die Decke, der grüne Rasen der Fußboden, und statt einem Altarbild tragen diese Landleute das Andenken und die Verehrung zu der lieben Heiligen im Herzen, und als Orgelspiel bei dieser gemeinsamen Andacht dient das Rauschen des Brunnquells und Windeswehen in den Baumwipfeln — und wohl mag ihr Geist selbst hier lieber unter den frommen Betern im Wald weilen, als in der prächtigen Steinkirche, welche ihr zu Ehren in Marburg gebaut und deren Inneres in neuerer Zeit mit reichem Gold- und Farbenschmuck wieder hergestellt worden — denn nicht hergestellt ist das Allerheiligste, wozu die prächtigsten Kirchen doch nur sind, was die Fassung ist zum Diamant.

„Wie der Hirsch verlangt nach den Wasserquellen, so verlangt meine Seele nach Dir, o Gott! Es dürstet meine Seele zu Gott, dem Starken, dem Lebendigen!“ Psl. 41, 1. —

Zwei Maler.

(Aus: Frankfurter Familienblätter.)

Peter Paul Rubens, der hochberühmte Fürst der Malerkunst, besuchte während seines Aufenthaltes in Madrid alle kirchlichen Gebäude; und so betrat er denn einst auch in der Gesellschaft seiner ausgezeichnetsten Schüler die Kapelle eines gar ärmlich aussehenden Klosters.

Diese Kapelle hatte gleichfalls ein dürftiges kahles Aussehen, und der Künstler wollte sie schon wieder verlassen; als seine Blicke auf ein halb versteckt im Schatten hängendes Gemälde fielen. Schnell trat er näher und ein Schrei der Bewunderung ertönte aus seinem Munde.

„Was ist Euch, Meister?“ riefen seine Schüler.

„„Sehet, sehet hierher!“ entgegnete Rubens; die jungen Leute standen bald auch von Bewunderung gefesselt vor dem Bilde.

Es stellte den Tod eines jungen Mönches dar, aber von so wundersamer Schönheit, daß weder die Kasteiungen noch der Todeskampf dieser Schönheit Eintrag zu thun vermocht hatten; er lag hingestreckt auf dem Boden seiner Zelle, die Augen schon vom nahenden Tode umflort; eine seiner Hände ruhte auf einem Todtenkopfe, während die andere ein Crucifix an das Herz drückte. Im hehren Antlitze lag der Wiederschein der seligen Osterhoffnung, desselben mild verklärende Farben, Zeichnung und Gruppirung verriethen eine Meisterhand.

„Meister, von wem ist dieses Gemälde?“ fragten Rubens Schüler, die es von der Wand herab genommen.

„„In dieser Ecke scheint der Name gestanden zu haben; aber er ist seit Kurzem weggewischt worden,““ entgegnete Rubens. „„Die Malerei ist nicht älter als dreißig und nicht neuer als zwanzig Jahre.““

„Aber der Maler?“

„„Der Maler! — Nach der Meisterschaft zu schließen — könnte es Velasquez, Zurbaran, Ribéra oder Murillo sein; aber Velasquez malte nicht mit so tiefem Gefühle, auch Zurbaran hätte einen derartigen Gegenstand anders behandelt; Murillo malte zarter und Ribéra mit dunkleren Farben — überhaupt gehört dieses Genre keinem von ihren Schülern an. Ich kenne den Künstler nicht, und möchte darauf schwören, daß ich noch nie ein Bild von ihm gesehen habe. Ich behaupte sogar, er hat gar keiner Schule angehört; vielleicht hat er nur dieses Eine Bild gemalt, vielleicht hätte er auch kein zweites so malen können, obwohl es ein erhabenes Genie verräth. Es ist ein Werk der Inspiration, ein Wiederstrahl der Seele, eine Enthüllung des Lebens! Wollet Ihr wissen, wer dies Bild gemalt hat? O gewiß, dieser Todte, den Ihr da liegen sehet!““

„Meister, Ihr scherzet wohl!“

„„Nein, es ist mein Ernst; der Maler hat sich selbst hier als sterbend dargestellt; vielleicht stellt dieses Bild des Sterbens eines jungen Mannes im Mönchs-Habit sein Absterben dar, das da der Welt gilt und ihren schnöden Genüssen und ihrem Verderben; es ist im Symbole feierlich seine Wahl der allerstrengsten Ascese ausgeprägt; er fühlt sich in der bußfertigen Kasteiung schon hienieden dem Himmel nahe; denn das Himmelreich leidet ja Gewalt, und die Gewalt brauchen, reißen es an sich. — Wer weiß auch, ob er noch lebt? — Jedenfalls bin ich überzeugt: daß der Maler

der Held dieses Bildes ist! — Wir müssen den unbekannten Künstler zu entdecken suchen, um zu erfahren, ob er noch mehrere solcher köstlicher Werke ausgeführt hat!""

So sprechend, wendete sich Rubens an einen gewissen Mönch, der am Hochaltare kniete, in Meditationen versunken, und sagte:

„„Hochwürdiger Herr, meldet doch dem Prior, daß ich ihn, weil dazu vom Könige beauftragt, zu sprechen wünschte.""

Der bejahrte Mönch erhob sich mühsam und entgegnete mit leiser Stimme: „Was wollet Ihr? Ich selbst bin der Prior!"

„„Verzeihet, mein Vater, wenn ich Euer Gebet unterbrach,"" antwortete Rubens. „„Könntet Ihr mir wohl den Maler nennen, von welchem dieses Bild herrührt?""

„Dieses Bildes Maler?" wiederholte der Mönch; „seinen Namen hab' ich vergessen!"

„„Wie! Ihr habet den Namen dieses ausgezeichneten Künstlers gewußt? Wie nur ist's möglich, denselben vergessen zu können?""

„Ja, mein Sohn, völlig vergessen!"

„„Ei doch, ehrwürdiger Vater, da habet Ihr ein schlechtes Gedächtniß!"" sagte Rubens fast spöttisch — aber sehr enttäuscht in der Erwartung, einen kunstsinnigen Mönch vor sich zu sehen.

Der Prior kniete nieder und betete weiter; Rubens jedoch rief ihm zu: „„Ich komme vom Könige!""

„Was wünschet Ihr noch, mein Bruder?" fragte der Prior, indem er sein Haupt erhob.

„„Euch dieses Bild abkaufen!""

„Es ist nicht zu verkaufen!"

„„Nun, so muß ich wissen, wo ich den Maler finden kann!""

„Auch das ist unmöglich, denn er weilt nicht mehr in dieser Welt!"

„„Er ist also todt!"" rief Rubens wie verzweifelt; „„todt ist er! Und Niemand hat ihn gekannt, selbst sein Name verfiel der Vergessenheit! Und doch wäre dieser Name unsterblich geworden und hätte den meinigen verdunkelt, ja, den meinigen!"" Mit edlem Stolze fügte er jetzt die Worte hinzu: „„Mein Vater, ich bin Peter Paul Rubens!""

Bei diesem ruhmreichen Namen, der schon damals in Aller Munde lebte und durch die hocherhabenen religiösen Gemälde des Künstlers auch in allen Klöstern wiederhallte, färbte sich plötzlich das bleiche Antlitz des Priors mit einer tiefen Röthe und seine Augen erhoben sich und schauten mit einem Blicke der Bewunderung und Ehrfurcht auf das Gesicht des Malers.

„„O, Ihr kennet mich!““ rief Rubens mit kindlicher Freude; „„das ist mir lieb! Ihr werdet deßhalb von jetzt an weniger einsilbig gegen mich sein! Wollet Ihr mir nun dieses überaus werthvolle Bild verkaufen?““

„Das ist unmöglich!“ erwiederte der Prior.

„„Kennet Ihr wenigstens noch andere Werke von diesem der Kunst nur allzufrüh entrissenen Genie? Vermöget Ihr mir zu sagen, wann er starb?““

„Ihr verstandet mich falsch!“ entgegnete der Mönch; „ich habe nicht gesagt, daß der Maler dieses Bildes todt, sondern nur: daß er nicht mehr von dieser Welt sei!“

„O, er lebt! Er lebt also noch!“ riefen Alle wie aus Einem Munde. „Wir bitten Euch, machet uns doch mit demselben ungesäumt bekannt!“

„Zu was? Der in Gott wahrhaft glücklich gewordene Maler hat längst allem Irdischen entsagt und hat mit dieser Welt der Versuchungen und bitteren Täuschungen nichts mehr zu thun, nichts mehr!“

„„O,““ sprach Rubens aufgeregt, „„das ist ungedenkbar, mein Vater! Wenn Gott die heilige Flamme der Künstlerschaft in einer Seele entzündet hat, so geschieht dies nicht, damit sich die so reich begabte Seele in den nachtenden Schatten vergrabe, sondern damit sie die erhabene Mission erfülle, auch andere Seelen zu erleuchten und gottestrunken zu machen! Nennet mir das Kloster, wo sich der große Künstler in die Welt-Abgeschiedenheit verbarg; ich will ihn selbst dort aufsuchen und der Welt und der Kunst zurückgeben. O, wie viel Erdenruhm wartet noch seiner!““

„Und wenn er sich dessen weigerte?“ fragte der Prior.

„„Dann wende ich mich an den Papst, der mich mit seinem huldvollsten Wohlwollen beehrt, und Seiner Heiligkeit wird es dann wohl besser gelingen, als mir!““

„So werde ich Euch den Namen des Malers verschweigen, wenn ich ihn auch noch wüßte; und ebenso wenig werdet Ihr das Kloster erfahren, wohin er sich geflüchtet hat!“

„„Wohl, mein Vater Prior, der Papst und der König werden Euch dazu zwingen, mir dies Alles zu sagen!““ versetzte Rubens fast unmuthig.

„Ach, thut das nicht, denn es wäre unrecht, Sennor Rubens! Nehmet das Bild mit, wenn Ihr Lust habet, aber störet nicht die Ruhe Desjenigen, der es gemalt hat! Ich bitte Euch im Namen des Dreieinigen Gottes und bei Eurer Liebe zu der gebenedeiten Mutter

des Herrn! Ja, ich habe einst diesen — großen Mann — wie Ihr ihn nennt, diesen armen verblendeten Sterblichen, wie ich ihn nenne, gekannt, geliebt, getröstet und aus den Stürmen der Welt gerettet, wo er beinahe gescheitert wäre — jetzt ist er ruhig, zufrieden und froh in Gott und trägt im ungestörten Trachten nach den himmlischen Gütern schon in seinem Herzen das Vorgefühl vom Seligsein in der triumphirenden Kirche. — Der Ruhm! sagtet Ihr. — Kennet Ihr einen größeren Ruhm, als **den**, nach welchem **er** strebt? Mit welchem Rechte wollet Ihr in seiner Seele das Irrlicht der irdischen Eitelkeiten wieder entzünden, während sein Herz jetzt nur das heilige Feuer der Liebe zu Gott und seinem Dienste kennt? Wähnet Ihr, dieser Mann habe nicht gegen alle irdischen Lockungen einen harten Kampf gekämpft, bevor er die Welt verließ, und Vermögen, Ruf, Macht, Jugend und Liebe entsagte? Und Ihr wolltet ihm jetzt den schwer erstrittenen Sieg rauben? Fühlet Ihr nicht, wie viel Kummer, Enttäuschung und Bitterkeit dazu gehört haben müsse, ihn die Welt, ihre Lust und ihre Güter verachten zu lehren?"

„„Aber das heißt der — Unsterblichkeit entsagen!""

„Nein, das heißt — darnach streben!"

„„Und mit welchem Rechte stellet Ihr Euch zwischen diesen Mann und die Welt, Pater Prior? Lasset ihn selbst sprechen!""

„Mit dem Rechte eines ältesten Bruders, eines Lehrers, eines Vaters; denn dies bin ich ihm gewesen! Und dann — soll ich es nochmals wiederholen? Im süßen Namen Jesu bitte ich Euch: ehret seine Seelenruhe, wenn Euch Euer Seelenheil lieb ist!" — Mit diesen Worten zog der Prior seine Capuze über den Kopf und entfernte sich.

„„Gehen wir,"" sagte Rubens; „„ich weiß, was mir zu thun bleibt!""

„Meister!" rief einer der Schüler, der den **Prior** unverwandt betrachtet hatte; „findet Ihr nicht auch, daß dieser alte Mönch dem sterbenden jungen Manne auf diesem Bilde sehr ähnlich sieht?"

„Das ist wahr!" riefen alle Schüler zugleich. „Wenn man sich die Runzeln und den Bart wegdenkt und sich das Gesicht dreißig Jahre jünger vorstellt, so erkennt man, daß unser Meister Recht hatte, wenn er sagte: daß der Todte vielleicht noch am Leben sei!"

Rubens starrte inzwischen schweigend, beschämt und tief bewegt, dem greisen Mönche nach, der beim Verschwinden sich noch einmal umwandte und würdevoll ihn grüßte. „„**Er ist's!**"" stammelte der

Maler. — „„Gehen wir! dieser Mönch hat Recht, denn sein Ruhm ist mehr werth als der meinige! Lassen wir ihn in seinem Frieden!““

Dann warf er noch einen letzten Blick auf das vielbewunderte Bild und verließ träumerisch die Kirche, um im Escurial den König aufzusuchen, zu dem er beschieden war.

Drei Tage darauf kehrte Rubens in das Kloster zurück, um es zu copiren — es war jedoch verschwunden.

Vor dem Hochaltare sang man das »De profundis« vor einem Katafalk; beim Nähertreten erkannte er in dem Todten den — Prior.

„„Herr gieb ihm die ewige Ruhe! Er war ein großer Mann,““ sagte Rubens still, und wie gleicht er jetzt dem Bilde!““

Vor einigen Bildern von Angelico Fiesole zu Florenz.

In der Akademie.

(Nach: Aus und über Italien von R. Schlüter, 1863.

In seinem berühmten Werke, betitelt: „Die christliche Mystik“, schreibt Dr. Joseph von Görres:

„Unter den Malern, die Mystiker gewesen, und denen man daher zugetraut, daß sie unter höherer Eingebung gebildet, wird vor Allen Johannes von Fiesole genannt, der im Jahre 1455 zu Rom gestorben. — Er, der Kunstreichste seines Faches in seiner Zeit, gehörte dem Dominikaner-Orden an; geistreich zugleich und heilig, dabei seinen Mitbrüdern in großer Liebe zugethan, hielt er sich in all' seinem Wandel also, daß man ihn den „„Englischen““ zu nennen pflegte. Kein Kruzifix malte er anders, als unter Vergießung vieler Thränen; die Bilder der Jungfrau Maria oder das Kreuzeszeichen aber führte er immer nur knieend aus. Was er in Tugenden und Beispielen vorstellte, bemühte er sich in seiner Seele nachzubilden; so mußte die Vorstellung wieder Abbild dessen sein, was er in sich vorgeschaut. — Kein Wunder, daß, als er mit großer Kunst, Zierde und sonderbarer Gnade die „„Verkündigung Maria's““ gemalt, Michel Angelo von dem Bilde geurtheilt hat: „es sei menschlicher Weise unmöglich, ein so holdseliges Bild der Jungfrau Maria zu gestalten; der Maler habe denn selbst das Urbild gesehen!“ — In der Anmuth und zarten Lieblichkeit, die alle seine Schöpfungen eigenthümlich auszeichnet, läßt sich der Wiederschein einer höhern Schöne nicht verken-

nen; und von so viel andern Malern älterer Schule, deutscher wie welscher Zunge, die es ihm darin gleich gethan, darf man glauben, daß sie in dieser Schöne so viele ihrer Werke, die den Charakter von Visionen deutlich an sich tragen, ausgestaltet." —

Fra Giovanni ist im Jahre 1387 in Fiesole geboren. Obwohl schon in frühen Jahren ein begeisterter Kunstjünger, zog es ihn doch bald hinweg von dem Weltlichen, und als zwanzigjähriger Jüngling ließ er sich bereits den Dominikanern im St. Markuskloster zu Florenz einreihen. Dort beschäftigte er sich lange Zeit fast ausschließlich mit Miniaturen für neue Bücher seines Ordens und ging erst allmälig dazu über, die Zelle seiner geliebten Brüder, die Corridore des Klosters, die kleine Kapelle und andere Räume mit seinen Fresken zu schmücken. Sein Pinsel und sein edles, gleichmäßig liebevolles Wesen gewannen ihm die Liebe Cosimo's von Medici. Ihm dankte er die Ausmalung des Chores in der St. Markuskirche, die unter seiner Leitung sein Bruder ausführte; ihm die vom Papste Nikolaus ergangene Berufung zum florentinischen Erzbischofsstuhle. Allein der bescheidene Mann lehnte diese Würde ab; „er sei zu befangen" — soll er geäußert haben — „um als eine Autorität auftreten zu können." Und so blieb er einfacher Mönch sein ganzes Leben lang. Sein Kloster freilich verließ er gar oft, um in Orvieto, Cortona, ja selbst in Rom zu arbeiten; aber den Regeln seines Ordens, der Enthaltsamkeit und seinen Bußwerken blieb er treu; fromme Demuth und kindliche Bescheidenheit begleiteten ihn bis an seinen Tod, der im Jahre 1455 ihn als siebenzigjährigen Greis zu Rom erreichte. Der Papst sprach ihn selig und als „Beato dell Ordine Dominicano" hat er in der Kunstgeschichte allgemein den Namen erhalten: „Beato Fra Giovanni Angelico da Fiesole".

Was von seinen Werken aus den verschiedenen Kirchen in die Akademie gebracht worden, ist vollauf bewunderungswürdig.

Seine große Kreuzesabnahme, mit der Genauigkeit des Miniaturen-Malers ausgeführt, athmet durchweg jene gefühlvolle Religiösität, welcher wir bei Angelico überall begegnen. Wir empfinden das tiefste Mitleiden des Künstlers mit dem armen Heilande, der so unschuldig gemordet ist. —

Ein anderes Mal entfaltet sich vor unsern Augen das ganze Paradieses-Glück der Seligen.

Angelico's jüngstes Gericht ist ein Bild voll herrlicher Gedanken. — In dem Mittelpunkte des Bildes thront Christus hoch über zwei Reihen geöffneter Gräber. Engel und Heilige umgeben ihn. Die

Seligen sind zu seiner Rechten gruppirt; sie wandeln zu einem Wiesengarten, in dessen hellem Sonnenlichte die Freude harmlosen Tanzes mit den Engeln ihrer wartet. An der entgegengesetzten Seite öffnet sich ein Bergdurchschnitt. Dort ist die Hölle.

Unter den Verdammten befinden sich Könige und Bettler, Frauen und Männer von Teufeln erfaßt. Hier wird einem Geizigen Gold in den Mund gegossen, dort muß ein Anderer mit gebundenen Händen Hungersqualen vor reichbesetzter Tafel erdulden. — Diese ganze linke Seite des Bildes hat übrigens nicht den leisesten Anflug von dämonischem Wesen; man sieht, der Maler, von so mildestem Gemüthe, hat sich Zwang angethan, etwas ganz Entsetzliches zu schaffen, indem er das Gräßliche, die Leidenschaft, Haß und Rache selbst zu empfinden, außer Stande war.

Welch ein süßer Reichthum tritt dagegen aus den Seligen des Paradieses hervor! Da waltet Friede und ruhige Freude, stilles Glück und fromme Bescheidenheit, und über die beinahe verklärten schönen Gesichter ist eine Sanftheit ausgebreitet, wie sie nur dem reinsten kindlichen Künstler-Gemüthe zu entquellen vermag. Was dem Maler an anmuthiger Milde der Farben zu Gebote stand, das scheint er auf diese Frommen übertragen zu haben.

Auch Christus, der Richter, welchen die kräftigen Maler des jüngsten Gerichtes — z. B. ein Orcagna, Michel Angelo — als erzürnten Strafer darstellen, er gestaltet sich unter Angelico's Pinsel zu dem gefühlvollen Urtelsprecher, dessen ernsteste Strafgerechtigkeit durch Mitleiden vollkommen paralisirt wird.

Das Bild hat seinen Platz in dem, versteckt neben dem Hauptraume der Akademie gelegenen sogenannten „Saale der kleinen Gemälde," soll aber — wie mir der Aufseher versicherte — so häufig copirt werden, daß es selten an seiner eigentlichen Stelle anzutreffen ist. —

In demselben Nebensaale befinden sich auch die acht Tafeln, auf welchen Angelico das Leben Jesu Christi in fünfunddreißig einzelnen Bildern dargestellt hat. Für Schrankbekleidungen im Kloster der Annunziata bestimmt, sind die Bilder klein. Nichts desto weniger sind ihre Figuren vollständig ausgearbeitet und mit gleicher Vorliebe wie die der größten Meisterwerke behandelt; ja der Pinsel des Künstlers hat auch hier wieder seine Uebung in Miniaturen bewiesen und mit der Breite voller weicher Farbengebung die Schärfe des Schattir-Stiftes verbunden. Weit höher aber — als die Ausführung — steht ihr Inhalt. Angelico hat sein ganzes leidenschaftloses reines Wesen,

die volle poetische Anschauung seiner Frömmigkeit auch auf diese kleinen Bilder übertragen. — Maria, auf dem Esel nach Aegypten reitend; — St. Joseph, hinter Maria dreingehend auf dem Wege nach Aegypten — die Jünger, ihrem Heiland bei dem Einzug in Jerusalem folgend — sie alle sind wirklich heilige Wesen, erhebende menschliche Ideale! Des Schönen ist in ihnen so viel, der Duft einer poetischen reinen Seele haucht uns so lieblich aus ihnen allen entgegen, daß ihre Beschauung den Genuß des Erhabenen, als Himmlischen gewährt.

Mit Himmels=Gedanken scheidet man friedlich, selig — aus dieser hehren Genossenschaft! —

Die Passionsbilder im St. Markuskloster.

(Nach: Leben und Werke des Fra Giovanni Angelico da Fiesole von Dr. Ernst Förster.)

In dem Kloster der Dominikaner, St. Markus, zu Florenz, sind die Zellen der Brüder, eine jede, von der Hand des Mitbruders Brato Fra Giovanni Angelico da Fiesole mit einem Wandgemälde beschenkt worden. Diese Liebesgaben seiner Kunst, zu denen sicher die Veranlassung oder Aufforderung nirgend zu suchen ist, als in seinem Verlangen, den Brüdern Freude zu machen und ein stetes frommes „Memento!" in der unmittelbar wirksamsten Sprache an die Wand zu schreiben, haben so viele gemeinsame Züge, ein so übereinstimmendes Gepräge, daß sie ohne Unterbrechung in Einer Zeit und Stimmung gemalt zu sein scheinen. Nicht nur daß sie alle mit großer Leichtigkeit auf die Wand mehr geschrieben als gemalt sind, so liegt auch fast allen dieselbe Anschauung zu Grunde, nach welcher das Gemälde nicht sowohl das dargestellte Ereigniß selbst, als die Vorstellung davon in der Seele Anderer vergegenwärtigen, mithin recht ein innerliches Erlebniß, eine immer von Neuem sich wiederholende Schöpfung der Andacht werden sollte. Wahrscheinlich ist es dabei, daß der Maler vorzugsweise die Namens= und Schutzpatrone der einzelnen Zellenbewohner seiner Zeit zu den Trägern dieser frommen und rührenden Vorstellungen machte.

Wir wiederholen:

Aus den Zellen seiner liebsten Freunde, von den Wänden der besuchteren Klostergänge leuchten uns Angelico's Bilder wie gemalte neu=testamentliche Psalmen entgegen; mit tiefer Poesie erzählt sein Pinsel Begebnisse aus Christi und Mariä Leben und erhebt sich oft zu einer frommen Begeisterung, welche von dem heiligen Geiste unmittelbar inspirirt zu sein scheint. — Der Engel auf der Verkün=

digungs-Freske athmet lautere Heiligkeit; er ist dem Himmel selbst entstammt. — In einer andern Zelle tritt uns Maria, welcher Christus in den Lüften die Krone auf das gelbe Haar drückt, wie die verklärte selige Gottesmutter entgegen, die wohl nicht seelischer empfunden, nicht mit würdigerer Einfachheit je wieder gemalt werden kann. — Ein andermal weicht die stille Simplicität belebten Gruppirungen. Als ganz vorzüglich erweist sich hierin die Anbetung der heiligen drei Könige; die Feierlichkeit der Handlung zeigt das weltliche zum himmlischen Element erhoben, und diese verklärte Menschlichkeit ist in den einzelnen Figuren mit entzündender Wahrheit vorgetragen. So spricht aus dem niederknieenden — man möchte sagen: hingeworfenen — Könige eine Demuth vor dem göttlichen Christkind und seiner gebenedeiten Mutter Maria aus, wie sie nicht menschlich wahrer empfunden und die Engeldienste am Throne Gottes treuer wiederspiegelnd gedacht werden kann. — Das Colorit, überall bei Angelico mit Liebe und Sorgfalt behandelt, gewinnt auf diesem Bilde bei großer Harmoni einen besondern Reichthum. —

Doch wenden wir uns nun zu den Bildern der **Passion Jesu Christi** im Capitelssaale, welche durch eine ganz besondere, hehre Auffassung das Gemüth tief erbaulich ansprechen.

Da ist zunächst die Verspottung Christi. — Die Absicht des Künstlers, mit diesen Bildern gewissermaßen nur innere Geschichte, Erinnerungen frommer Seelen zu geben, tritt hierbei ganz klar hervor. Der göttliche Heiland sitzt, mit einem weiten Mantel angethan, auf einem Kasten, der seinen Thron vorstellt. Man hat ihm eine Kugel in seine Linke, ein Rohr als Scepter in die Rechte gegeben und die Dornenkrone um's Haupt geflochten; dazu die Augen verbunden. Die thätliche Verspottung aber ist gewissermaßen in Hieroglyphen an die Wand hinter ihm geschrieben: ein Kopf, der ihn anspuckt; eine Hand, die ihm eine Feige dreht; eine andere, die ihn schlägt; eine dritte, welche die Dornenkrone ihm eindrückt. Im Vorgrund aber, abgewendet von der Darstellung, sitzen die heiligen Dominikus und Thomas von Aquin in inneres Anschauen versunken. —

Zu den Vorstellungen, welche wohl am tiefsten das Gemüth des Christen aufregen, gehört unstreitig die — von der dem Heiland auferlegten Strafe, sein Marterholz selbst zur Richtstätte schleppen zu müssen, die Kreuztragung. — Es ist hier wieder der heilige Dominikus, der sich auf diesem Bilde unter bittern Thränen des Mitleids und der Andacht diesen Leidensgang des Lammes Gottes vergegenwärtigt, und um sein schmerzliches Mitgefühl zu steigern, die

jammernde Mutter allein ihm folgen sieht, und dabei fast krampfhaft die Hände zum Gebete faltet. —

Nicht minder eigenthümlich ist die Darstellung der Kreuzigung Christi, wie solche wohl kein anderer Künstler sich erdacht hat, wie sie aber auch ergreifender gewiß nicht erdacht werden kann. — Das Kreuz ist aufgerichtet und der Heiland soll daran geheftet werden. Deßhalb ist eine Leiter an den Kreuzesstamm angelehnt, auf dieser ist Christus aufgestiegen zur obersten Sprosse; da steht er und breitet die Arme aus, daß die Henker, die gleichfalls auf Leitern emporgestiegen, mit Nägeln sie am Querholz befestigen. Vorn am Fuße des Kreuzes stehen rechts ein Krieger, wohl der Hauptmann, und zwei Männer, als gleichgiltige Zuschauer, während an der andern Seite Maria, die Mater dolorosa und Maria Magdalena ihren tiefen Schmerz stumm, aber in Thränen kund geben. —

Und dann: Christus am Kreuze. — Wem es fraglich sein sollte, ob der fromme Maler wirklich, wie man erzählt, das Bildniß Christi am Kreuz nicht ohne vorheriges Gebet, und dann nur auf den Knieen und unter Thränen, Schluchzen und Herzklopfen habe malen können, dem werden vor diesem Gemälde alle Zweifel schwinden, ja wenn er nicht besonders trockenen oder harten Gemüthes ist, vor diesem vorwurffreien, gütigen, und von huldigem Erbarmen schmerzlich bewegten Angesichte des heiligsten Dulders der Thränen sich nicht erwehren können! —

Den Gipfel in dieser Richtung erreicht das große Wandgemälde im Capitelsaale, nämlich — die Andacht zum Kreuze. — Hier haben wir es nicht mit einer augenblicklichen Eingebung, mit einem leicht hingeworfenen Gedanken zu thun. Besagtes Bild ist nur mit Hilfe ernster Studien, unter Anwendung ausdauernder Kräfte und eines bewunderungswürdigen Fleißes zu Stande gebracht, so daß einzelne Theile desselben, namentlich die Köpfe der meisten Heiligen, ungeachtet der bei dem Gemälde eingehaltenen Lebensgröße, in größerer Reinheit und Vollkommenheit von keinem spätern Meister gezeichnet werden konnten.

In der Auffassung des Gegenstandes hält sich Fra Brato in dem Kreise der Zellenbilder: es ist die Vorstellung von dem Leiden Christi in der Seele seiner treuesten Angehörigen. Demnach zerfällt das Bild in zwei Theile, davon der eine durch die Darstellung des Kreuztodes Jesu Christi, die andere durch eine Zahl von Heiligen gebildet wird, die als Zeugen desselben zugegen sind.

Die Mitte des Bildes nimmt der Heiland am Kreuze ein; die heilige Seite ist durchbohrt; der Tod ruht auf seinem Angesichte. Er ist zu den Missethätern gerechnet; zu beiden Seiten hängen die mit ihm gekreuzigten Schächer, zur Linken der Verächter mit dem Ausdruck qualvoller Verzweiflung, zur Rechten der um seines Glaubens und seiner reumüthigen Beichte willen Begnadigte, aus dessen Zügen die Heilsverkündigung alle Spuren eines verbrecherischen Lebens getilgt, um sie mit der Hoffnung auf die ewige Seligkeit zu durchdringen.

Fra Brato begnügt sich an dieser Stelle nicht mit der Schilderung von des Heilandes unmittelbaren und leiblichen Leiden; er fügt auch den Anblick der noch schmerzlicheren hinzu, die ihm aus der Gegenwart von Mutter und Freunden in der Seele erglühen mußten. Er läßt uns die schmerzhafte Mutter sehen, die lange unter dem Kreuze aufrecht gestanden, die aber bei des Sohnes letztem Abschiedswort machtlos zusammenbricht, an den schlaff herabhängenden Armen von Johannes und Martha gehalten, und von der vor ihr knieenden Maria Magdalena im Fallen liebend aufgehalten. Ihnen zunächst schließen sich zwei Zeugen des Lebens und Leidens Christi an, St. Johannes der Täufer, der Vorläufer Christi, der seine Zeitgenossen zuerst auf die Erscheinung des Messias hingewiesen, dann, neben ihm knieend, St. Markus mit dem Evangelium, in welches er die Kunde vom Tode Christi niedergelegt, hier — offenbar mit besonderer Beziehung zu dem Kloster, zu dessen Patron er erkoren worden.

Weiter nach links stehen die Patrone des Gründers vom Kloster und des ganzen mediceischen Hauses, St. Laurentius mit sanft zusammengelegten, St. Cosmas mit festgefalteten Händen, beide zum Kreuz Christi emporblickend, mitfühlend der Eine, gläubig hoffend der Andere, während St. Damianus von dem Anblick des Leidens sich abwendet und die thränenvollen Augen mit der Rechten schließt.

Die andere Seite wird von Männern eingenommen, welche die Kirche als „Säulen des Christenthums“ ehrt, so daß der Maler wohl hoffen durfte, seine Aufgabe auf das Befriedigendste gelöst zu haben, wenn es ihm gelingen würde, diesen Heiligen-Gedanken und Empfindungen bei dem Hinblick auf das bittere Leiden und Sterben des Lammes Gottes im Bilde ausgedrückt, oder auch — bei der Vieldeutigkeit dieser Hieroglyphen-Schrift — nur angedeutet zu haben. Voran kniet der Stifter des Prediger-Ordens, der heilige Dominikus, ganz Hingebung mit erhobenem Antlitz und ausgebreiteten Armen. — Gleich hinter ihm kniet St. Hieronymus, im einfachen Asceten-Kleid, des Cardinals-Hutes wie aller äußern Würden entkleidet, mit

demüthig gebeugtem Oberkörper, flehend erhobenen Händen, und ganz Andacht in dem edlen, aufblickenden Greisenangesicht. — Zu ihm wendet sich, der zwischen beiden steht, St. Ambrosius, Bischofstab und Evangelium in der Hand, und mit allen bischöflichen Insignien angethan, die Wege zeigend zu dem Herrn. — Neben ihm, gleichfalls im bischöflichen Ornate, steht St. Augustinus, die Schreibfeder in der Rechten, tiefes, ernstes Sinnen im Blick und Zügen. — Nun folgt vorn in brauner Mönchskutte, das Kreuz in seiner Linken, der heilige Franziskus von Assisi. Obschon er selbst an Händen, Füßen und an der Seite die Wundmale empfangen, fühlt und sieht er doch nichts, als die Schmerzen, die Christus am Kreuz erduldet und hält, als könnte er sie lindern damit, an die eigene Wange die mitleidige Hand. — Hinter ihm kniet der heilige Bernardus, fest die Ordensregel an sein Herz gedrückt und aufschauend zu Christus, als wollte er fragen: „Was können wir thun, uns deiner Leiden und deines Erbarmens würdig zu erweisen, als fest an dir zu halten?" — Es ist wohl der heilige Benedikt, der zwischen ihm und St. Franziskus steht, und der mit der Geißel in der Hand andeutet, daß der Christ seine wahre Theilnahme am Leiden des göttlichen Erlösers nur durch freiwillig sich auferlegte Schmerzen beweisen könne, — während neben ihm St. Romualdus, der Einsiedler, sich in abgeschlossene Betrachtung derselben zu verlieren scheint. — Im Vorgrund, und dem Beschauer zugekehrt, kniet ein Heiliger, der den Eindruck macht, als halte er sich des Anblickes des Gekreuzigten nicht werth, oder als könne er ihn wenigstens nicht ertragen. Es ist eine überaus rührende, eine tiefergreifende Gestalt; und wenn man auch hierin den heiligen Gualbertus erkennen will, so darf man doch wohl annehmen, daß Fiesole seiner eigenen Gemüthsbewegung am bestimmtesten in ihr einen Ausdruck gegeben hat. — St. Petrus der Martyrer neben ihm deutet an, daß auch er bereit ist, um des Heilandes willen jegliches Leiden auf sich zu nehmen. — Und St. Thomas von Aquin erwägt, so scheint es, vor Allem die die Menschheit errettende Bedeutung des Kreuzes auf Golgatha.

Das Gemälde ist von einem Rahmen umgeben, den Fra Fiesole benutzt hat, seinem Hauptgedanken noch einige Nebengedanken hinzuzufügen. Zwischen Blumenranken sind scheinbar kleine sechseckige Fenster angebracht, aus denen Halbfiguren herausschauen mit Bandrollen in den Händen. Das ist unter Andern König David mit der Inschrift: „Ich dürstete, und man hat mich mit Essig getränkt!" — Der Prophet Isaias: „Er hat unsre Trübsal und Schmerzen auf

sich genommen!" — Zacharias: „So ward ich verwundet!" — Ezechiel: „Ich habe das verächtliche Holz erhöht!" — Jeremias: „O ihr Alle, die ihr vorübergehet am Wege, merket und schauet, ob ein Schmerz gleich sei Meinem Schmerze!?" u. s. w. — Den Schluß aber oberhalb der über das Kreuz genagelten Tafel mit der dreisprachigen (hebräischen, griechischen und lateinischen) Bezeichnung des „Judenkönigs" bildet in leicht verständlicher Symbolik ein Pelican, der mit seinem Blute seine Jungen tränkt, darunter die Worte stehen: „Ich bin geworden wie der Pelican in der Wüste!"

Die untere Abtheilung des Rahmens hat der fromme Mönch zur Verherrlichung seines Ordens benutzt, indem er hier wie an einem von dem Ordensstifter St. Dominikus ausgehenden Stammbaum die Brustbilder aller der Dominikaner-Ordens-Brüder anbrachte, welche den ersten oder zweiten Grad der Heiligung erlangt und von der Kirche selig oder heilig gesprochen waren. Die Heiligen erkennt man an der Aureola; die Seligen haben einen Strahlenschein um das Haupt. —

Die Verschiedenheit des Ausdruckes in den Gesichtern der vielen Heiligen, welche den gekreuzigten Heiland umgeben, beweist eine bewunderungswürdige schöpferische Kraft des Künstlers. Die einzelnen Seelenrichtungen in diesen Köpfen sind bis zu einer Klarheit ausgeprägt, welche ihres Gleichen bei des Malers Zeitgenossen und manchem Nachfolger vergebens sucht. Auch ist endlich in der Verbindung der einzelnen Figuren durch Gleichstellung und Gegensätze eine ungemeine Kunst entwickelt. —

Man geht ungern aus dem stillen Kloster fort, dessen Räume noch jetzt der fromme Künstler-Geist Fra Angelico's zum wirklichen Kunst-Heiligthume weiht! —

Drei Dichter aus dem Franziskaner-Orden.

(Aus: Italiens Franziskaner-Dichter im XIII. Jahrhundert von A. F. Ozanam.)

Betrachtet man die ersten Zeiten des Ordens der Minder-Brüder, so erscheint wirklich allenthalben der Geist des heiligen Franziskus, des Büßers von Assisi. Was nur Ritterliches in seinen Gewohnheiten und in seiner Sprache war, ist in die Ueberlieferungen seiner Jünger übergegangen. Die Anspielungen, die Bilder,

deren er sich in seinen Reden bedient hat, sind zu Wahlsprüchen seiner geistlichen Nachkommenschaft geworden. Die zu seiner Verehrung gedichteten Litaneien grüßen ihn mit allen Namen, die er liebte, als: „Ritter des Gekreuzigten, Fahnenträger Christi, Feldhauptmann des heiligen Heeres.“ — Von diesem Zeitpunkt an betrachten sich die Franziskaner als ein Ritter-Orden, der bestimmt ist, auf dem Glaubens-Schlachtfelde die ermüdeten Geschwader der Templer und der Hospitaliter abzulösen. Die Begeisterung der Kreuzzüge trieb sie hundertweise in's gelobte Land, zu den Mauren Afrika's, wo sie den Martyrertod suchten; und als die saracenischen Söldlinge des Kaisers Friedrich II. das Städtchen Assisi belagerten, war es wiederum des heiligen Franziskus unerschrockene geistliche Tochter, die heilige Clara, die, das Hochwürdigste Gut in hoch erhobener Hand, die Ungläubigen fliehen machte.

Der Orden ist arm, aber er hat von seinem Stifter die dreifache Erbschaft — der Liebe zu Gott, zu der Menschheit und zu der Natur überkommen. Man findet bei ihm nur wenige, wenn auch noch so ärmlich ausgestattete Zellen, daß sie nicht wundersam herrlich von Visionen des Himmels durchleuchtet würden. — Die Brüder ziehen aus, um auf ihren Schultern die Aussätzigen heimzutragen, und die Räuber aufzusuchen, welche sie bekehren. — Sie leben in liebreichster Vertraulichkeit mit den niedrigsten Geschöpfen, achten sie gleich Geschwistern und empfangen deren Dienste und Folgeleistungen. — Die Legende berichtet von einem frommen Mönche in Saffiano, den die kleinen Vögel so liebten, daß sie sich, wenn er zum Gebete niederkniete, auf sein Haupt und seine Arme setzte. — Man sagt, daß, als der Bruder Egidis zur Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria redend, die Erde zur Zeugin rief, und mit seinem Stabe drei Mal auf dieselbe schlug, drei Lilien aus ihr hervorsproßten. — Als der heilige Antonius von Padua fand, daß die Ketzer von Rimini ihn nicht anhören wollten, ging er an das Gestade des Meeres und predigte den Fischen. — Man kann sagen, daß in jener Heldenzeit des Franziskaner-Ordens die Poesie allenthalben waltete. Sie nahm aber auch eine wesenhafte Gestalt an, und rief — **Dichter** hervor. — In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts kann man drei von diesen Dichtern auszeichnen. Und zwar:

1. Der Erste dieser Dichter war ein Ueberläufer von der weltlichen Dichtung. Man kennt nicht einmal den Namen, den er in dieser führte, und weiß nur, daß er da »Rex ersuum«, „Vers-

könig" genannt wurde, weil man ihn als den Fürsten der gleichzeitigen Dichter ansah, und weil er sich in jenen schnöden wollustathmenden Gedichten auszeichnete, die Italien, leider! nur allzusehr geliebt hat. Man führt noch an, der Kaiser habe ihm, die alte Römersitte erneuernd, den Dichter-Lorbeer ertheilt, wie er später Petrarcas und Tasso's Stirne umkränzen sollte. Er hatte also nichts mehr von Weltehren zu erwarten; als er eines Tages in eine Kirche des Burgfleckens San Severino eintrat, als der heilige Franziskus von Assisi dort predigte. Unter der Menge verborgen, betrachtete er daselbst jenen Bettler, über dessen Thorheit er Spott um Spott vernommen hatte, und wurde von seiner Beredtsamkeit hingerissen. Er meinte ihn von zwei sich kreuzenden Schwertern durchbohrt zu erblicken, deren eines ihm vom Haupte bis zu den Füßen, das andere aber von einer Hand zur andern ging. Die Legende erzählt, er habe sich gleichzeitig vom Schwerte des Wortes Gottes, wie es aus seinem Munde flammte, durchbohrt gefühlt und sei, der Welt und ihrer Lust entsagend, zu den Füßen des Heiligen hingesunken, der ihm die Kutte der Minderen Brüder und den Namen „Bruder Pacifico" verlieh, „weil er von der Unruhe der Zeit zu Christi Frieden völlig bekehrt sei".

Franziskus hatte jedoch, als er Pacifico die Hüllen der Zeit ablegen ließ, nicht von ihm geheischt, daß er seine frühere Liebe zur Poesie aufgebe. Wie hätte Er selbst, dem stets Gesang auf den Lippen schwebte, und für den die Engel Musik hatten ertönen lassen, daran denken sollen, die Dichter aus seinem geistlichen Staate zu verbannen? Er trug vielmehr dem Neubekehrten auf, wenn er — selbst aus dem Stegreife — Gesänge hersage, sie in genaueres Versmaaß zu bringen, hiermit auch ein großes Beispiel seiner Achtung der Vorschriften der Kunst gebend, welche Wohlgesinnte niemals außer Augen setzen. Dagegen lernte der alte Minnesinger von ihm, den Quell der wahren Dichtung anderswo suchen, als in den Gemeinplätzen der heiteren Kunst der Provenzalen, anderswo, als in Erinnerungen an die Götterlehre der alten Heiden, sondern in der Tiefe des menschlichen Gemüths, in jenem unerschöpflichen Grunde des durch den Glauben an den Gottheiland Jesus Christus am Kreuz und die übernatürliche und vollkommene Reue bewegten Gewissens.

Später wurde Bruder Pacifico — Ordens-Provinzial in Frankreich; man erkennt aber in den strengsten Pflichthandlungen den Dichter wieder, sei es auch nur durch den Glanz der ihm in reichem Maße gewordenen Visionen. — So z. B. schaute er eines Tages den Himmel offen, und in dessen Mitte einen leeren Sitz; eine Stimme

verkündigte ihm aber: „Dieser leere Sitz sei der eines gefallenen Engels gewesen, jedoch von Gott für den Armen von Assisi aufgehoben.“

Ist uns aber auch nichts von Liedern unter seinem Namen übrig geblieben, so verklagen wir deßhalb nicht die Strenge der Klosterzucht. Gewißlich wollte der alte Dichterkönig für seinen ehemaligen falschen Ruhm den Ruhm der Welt büßen, und verbarg seinen Namen in manchen jener im Mittelalter so überaus zahlreichen Hymnen von Ungenannten, so wie er seine vom Kaiser gekrönte Stirn unter der Capuze des heiligen Franziskus verborgen hatte.

2. Als Bruder Pacifico die Erde verließ, hinterließ er dagegen seinen Brüdern im heiligen Bonaventura einen noch weit größeren Dichter. — Nichts ist unbestrittener, als das theologische Verdienst dieses Doctors der Gottesgelehrtheit, den der Kanzler Gerson „den ausgezeichnetsten Meister“ nennt, welcher auf der Universität zu Paris je gelehrt hat. Dagegen ist es nicht genugsam bekannt, daß dieser große Geist, der sich mit riesiger Kühnheit in die stäubenden Kämpfe der Scholastiker stürzte, in diesen nichts von seinem Sinne für die Poesie und nichts von der Armuth und dem Glanze seiner Verse einbüßte. Denn hat einmal die Poesie sich einer für sie geeigneten Seele bemächtigt, so läßt sie ihr nicht eher Ruhe, als bis sie ihr Lieder entlockt. Auch der Doctor der Theologie, der Geschichtsschreiber, der Ober-Meister des Franziskaner-Ordens konnte diesem Andrange aller entflammten Herzen nicht entrinnen, und mußte dichten.

Auch St. Bonaventura hatte sich, gleich seinem Lehrer, dem heiligen Franziskus von Assisi, eine Dame seiner Gefühle erwählt, und zwar wiederum die „Armuth Christi“, die er in der allerärmsten Jungfrau Maria, der Mutter Gottes feierte, der in einem Stalle zu Bethlehem geboren ward. — **Maria**, die unbefleckt empfangene Jungfrau, deren Verehrung so große Macht über die gewaltthätigen Sitten des Mittelalters übte, die so viele Ritter und so viele Dichter in ihrem Dienste sah, war die einzige, dieses keuschesten Mannes würdige Liebe, von dem seine Zeitgenossen sagten: „Adam scheine in ihm nicht gesündigt zu haben.“ — So wie aber die irdischen Frauen es liebten, Abends durch Lieder der Minnesinger begrüßt zu werden, wollte er, daß in allen Kirchen seines Ordens — zum Schlusse des Tages — ein Glöcklein den „Gruß des Engels an Maria“ ausläute. Das „Ave Maria!“ dieser süße Ruf der demüthigen Thürmlein der Franziskaner-Kirchen, flog bald vom

hohen Glockenthurm zum Glockenthurm, um dem furchenziehenden Bauer, wie den Wandersmann auf seinem Wege geistlich zu erfreuen.

Dieser gelehrte Heilige wollte es aber nicht dem Erz allein anheimstellen, die göttliche Mutter des Welterlösers zu preisen; er selbst schlug für sie alle Saiten der christlichen Lyra an: davidische Psalmen, volksthümliche Sequenzen, Gesänge der Freude wie der Trauer. Unter den ihm zugeschriebenen Gedichten ist ganz besonders ein lateinisches, in dreiundachtzig syllabisch gereimten Achtzeilen hervorzuheben. Man erblickt darin anfangs nur ein Anagramm des „Ave Maria“, von dem jeder Buchstabe eine Strophe beginnt; aber es zeigt sich bald in dieser, dem Zeitgeschmack entsprechenden Künstlichkeit, der Dichter — mit jenem den mystischen Schriftstellern zu Gebote stehenden Bilderreichthume. Er stellt die Jungfrau Maria unter den glänzendsten Gestalten des Alten und des Neuen Testamentes dar: bald als die Quelle im Paradiese, die Arche der Sündfluth, die Jakobsleiter; bald als Judith oder Esther, die ihr Volk befreien; bald als die dem Evangelisten Sanct Johannes erschienene Frau mit der Sonne umkleidet, den Mond zu ihren Füßen und die Stirn von zwölf Sternen umkränzt. Man erkennt in der Einfachheit dieser Gefühle, in der Anmuth der überschagenden Reime, die dem sanften Schaukeln einer Wiege gleichen, ein häusliches Lied, das nicht für den zahlreichen Stand der Schriftkundigen, der Mönche, der Priester, sondern für das ganze italienische Volk gedichtet war, das die lateinische Sprache niemals völlig vergaß, sie in den Kirchenliedern fortwährend verstand, und noch in unsern Tagen ein undeutliches Andenken derselben bewahrt, wie man sich einer Strophe entsinnt, die man ehedessen im väterlichen Hause vortragen gehört hat.

Einige Gelehrten haben die Aechtheit dieses Gedichtes bestritten und eines so gründlichen Gottesgelehrten unwerth erachtet; ich neige mich nicht zu dieser strengen Kritik, die da großen Geistern das Recht abspricht, von ihrer Größe auszuruhen, um sich den Unkundigen und Schwachen gleichzustellen. Ich schließe mich weit lieber an die Ansicht des hochberühmten französischen Dichters Corneille an, der in diesen Stanzen so viel Poesie fand, daß er selbst sie zu übersetzen versuchte.

3. Man findet in den Jahrbüchern der Franziskaner nicht einmal des Bruders Giacomino da Verona gedacht, und der Name dieses Mönches würde gleichfalls untergegangen sein, wenn man ihn nicht am Schlusse eines Gedichtes läse, das in Venedig in der Sanct Markus-Bibliothek aufbewahrt wird. Wenn Giacomino am Ende des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet hat, wie man aus den äußern

Kennzeichen der Handschrift seiner Gedichte schließen muß, darf man sich nicht wundern, daß er, der Wiege der Minder-Brüder so nahe stehend, dessen ganze erste Glut und erste Einfalt in diese Verse übertrug, in denen er, wie er angibt, zwei Geschichten, nämlich die der Hölle und die des Paradieses, singen wollte.

Diese beiden so tiefernsten Vorwürfe hatten niemals aufgehört, den Geist und die Einbildungskraft der Christen zu beschäftigen. Diese Christen hatten daran nicht genug, daß man dem Volke die ewigen Bestrafungen und Belohnungen im Jenseits predigte; sie wollten auch, daß man sie auf die Mauern seiner Kirchen male und aushaue, daß man ihm lange Schilderungen über jenes zukünftige Leben vortrage, das Einzige, worin es Ruhe und Gerechtigkeit erhoffte. So bildet denn die unsichtbare Welt gewissermaßen den Hintergrund der ganzen Literatur des Mittelalters.

Die beiden Dichtungen, von welchen hier die Rede ist, sind in der Mundart von Verona, die eine aus 340, die andere aus 280 Versen bestehend, verfaßt, und zwar völlig in der Gestalt der Thaten-Lieder (Chansons de geste), die im dreizehnten Jahrhundert in Europa umliefen.

Das Gedicht von der Hölle beginnt also: „Zu Ehren Christus, des Herren und Königs der Ehren, und zum Schrecken der Menschen, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die Demjenigen, welcher sie wohl im Gedächtnisse behält, oft zu großem Siege gegen den falschen Feind verhelfen wird. Ich will Euch Neues sagen von der Stadt der Hölle, wie verderbt und tückisch sie ist. Sie heißt „„Babylon die Große““, und ich werde wiederholen, was die Heiligen von ihr berichten. — Wenn Ihr also die Thatsachen und den Grund vernommen habt, wie diese Stadt in jeder ihrer Abtheilungen gestaltet ist, werdet ihr vielleicht — aus vollkommener Reue — nach Vergebung Eurer Sünden trachten!“

Die Stadt des Bösen ist in den Tiefen des Abgrundes erbaut, sie ist lang, breit, hoch und in Flammen gehüllt. Wollte man auch Alles hineinwerfen, was in dem Meere umfluthet, es würde darin vergehen wie geschmolzenes Wachs. Inmitten der Stadt fließen trübe, giftige Gewässer, zwischen Ufern, die mit Dornen, Nesseln, Gestrüpp bedeckt sind, das schneidender als Eisen. Ueber diese Stadt wölbt sich ein schwerer, eherner und eiserner Himmel, auf Bergen und Felsen ruhend, die keinen Ausgang gestatten. Am Stadtthore wachen Typhon, Satan und Muhammed, und wehe Dem, der durch ihre Hände geht! Ueber diesem Eingange erhebt sich ein hoher Thurm, und in ihm ein

nimmer schlafender Wächter, den kein Mensch zu täuschen vermag. Er ruft bei Tage wie bei Nacht: „Haltet die Thore verschlossen, und bewahret wohl die Durchgänge und die Wege, auf daß Keiner eurer Leute entweiche! Naht sich euch aber Einer von Außen her, so öffnet das Thor und lasset die Zugbrücke nieder!"

Der König dieser Stadt der Schmerzen heißt Lucifer, und die Teufel, welche ihm dienen, werden geschildert, wie die Einbildungskraft des Volkes sie sich vorstellte. Giacomino malt sie — wie der Dichter Dante, wie Orcagna, wie Michel Angelo, mit Hörnern an der Stirn, rauhen Händen, schwärzer als Kohle, heulend wie Wölfe, bellend wie Hunde, mit Spießen, Gabeln, Stöcken und Feuerbränden bewaffnet. Sie speien Flammen, Einer bläst die Kohlen an, ein Anderer hämmert Eisen oder gießt Erz. — Bei solcher Schilderung darf man sich nicht wundern, daß der gute Mönch selbst davor erschrickt und ausruft: „Diese grausame Gesellschaft war so furchtbar anzuschauen, daß man sich lieber mit Dornen gepeitscht, von Rom bis Spanien durch Berge und Thäler hätte jagen lassen, als daß man Einem dieser Teufel auf freiem Felde begegnet wäre!

Am größten ist das Jauchzen in der Hölle, wenn ein Verdammter anlangt. Man eilt ihm entgegen und empfängt ihn mit Triumphgesängen; kaum ist er aber herein, so bindet man ihm Hände und Füße, und schleppt ihn vor den König des Todes. Dieser überliefert ihn einem seiner verruchten Diener, um ihn in einen Brunnen zu stürzen, der tiefer ist, als der Himmel sich über dem Abgrunde erhebt. Aus ihm steigt ein solcher Gestank empor, daß man ihn tausend Meilen und noch weiter riecht, und er wimmelt von Schlangen, Nattern, Blindschleichen und Drachen. Wird der Sünder aus demselben herausgezogen, so geschieht dieß, um ihn in's Wasser zu werfen, das so eisig ist, daß ein darin zugebrachter Tag — die Länge eines Jahres zu haben scheint, worauf er in eine solche Feuersglut getaucht wird, daß er sich zum Eise zurücksehnt. Dieses zerstörende, in Pestgerüchen stinkende Feuer leuchtet nicht, und verhält sich zu dem auf Erden, wie dieses zu einem auf Stein oder in einem Buche gemalten. — Dann kommt Einer der Schlimmsten, der Koch Belzebub, und läßt den Verdammten gleich einem Schweine am eisernen Bratspieße rösten, er begießt ihn mit Galle und Essig, und trägt ihn dem Könige der Hölle, als eine willkommene Gabe, auf. Dieser beißt hinein, wird aber zornig und schreit dem Boten zu: „„Geh' hin und sage dem elenden Koche, daß sein Gericht schlecht bereitet ist, er solle es wieder an's Feuer bringen und darin lassen!""

Bei'm Entsetzen, das sich des Volkes bei'm Zuhören dieser Schilderungen bemächtigt, erklärt der Dichter selbst: daß unter den Bildern seiner Rede ein tiefer Sinn geborgen liege; daß die von ihm bezeichneten Strafen nur ein rohes Abbild jener ewigen Leiden sind, die er darzustellen verzweifeln würde, „besäße er auch fünfhundert oder tausend Münde, die bei Tag wie bei Nacht redeten."

Er benutzt nun die Furcht, welche er dem ihm zuhorchenden Volke eingeflößt hat, um sich zum Gemälde der Seelenstrafen der Verdammten, und zu den daraus zu ziehenden Lehren zu erheben, indem er sagt: „Besser wäre es für den Bösewicht, tausend Mal gestorben zu sein, als Eine Stunde zu leben, denn er hat weder Eltern noch Verwandte, die ihm beistehen könnten. Der Sohn begegnet dem Vater, und oft hadern sie miteinander. Der Sohn spricht: „„Vater, möge der gekrönte Herr im Himmel — dich an Leib und Seele verdammen; denn so lange ich auf der Erde war, hast du mich nicht bestraft, sondern sogar zum Bösen ermuthigt! Ich entsinne mich noch, wie du mich mit Faustschlägen verfolgtest, wenn ich nicht verschmitzt genug den Nachbaren und den Hausfreund betrog!"" Darauf antwortet der Vater: „Vermaledeiter Sohn! ich bin deßhalb nur hier, weil ich es mit dir zu gut gemeint habe! Für dich bin ich von Gott abgefallen, und habe mich mit Raub, mit Wucher und mit ungerechtem Gute gesättigt! Ich erduldet Tag und Nacht gar Vieles, um die Burgen, die Thürme und die Paläste, die Höhen und die Ebenen, die Wälder und die Weinberge zu erwerben, damit du reicher würdest! Möge dich der Himmel verdammen, du sauberes Söhnlein, denn um deinetwillen gedachte ich nicht der Armen, die vor Hunger und Durst auf den Straßen umkamen!" — Dann stürzen sich die beiden Verdammten Einer auf den Andern, als wollten sie sich wechselseitig umbringen, und „sie würden sich, wenn sie sich mit den Zähnen erreichen könnten, einander das Herz in der Brust auffressen!"

Nichts geht über die Furchtbarkeit dieses letzten Zuges. Der Dichter versteht es, durch diesen Blitzstrahl gegen die Bösen seiner Zeit den Abscheu gegen Ungerechtigkeiten und den Sinn für das Gute und das Ergreifen desselben mächtig zu wecken. — Ihm selbst aber bleibt nur noch übrig zu schließen, und er entläßt seine Zuhörer mit folgenden Worten: „Wisset, daß Dieses weder Fabel noch Possenrede ist! Bruder Giacomino von Verona, vom Orden der Minder-Brüder, hat es aus Schriftstellen, aus Glossen und aus Predigten zusammengestellt! Lasset uns beten, daß Christus und seine Mutter — dem Ver-

fasser dieser Geschichte und auch Allen, die ihr sie andächtig vernommen, ihren Lohn zu Theil werden lassen!“

Ein so durch und durch eigenthümliches Gedicht, wie das so eben geschilderte, darf, selbstredend, nur mit Berücksichtigung der Unsitten und Unordnungen jener Zeit, der es entsprungen ist, beurtheilt werden. Jedenfalls erzielte der fromme Verfasser mit seinen grandiosen Abschreckungsmitteln gegen das Böse — das geistige und leibliche Wohl seines Volkes. Er bekämpfte die Rohheit und Barbarei und suchte die Gewissen auf den rechten Weg zu führen.

Das Gedicht vom Paradies beginnt: „Ich will ein wenig von einer heiligen Stadt erzählen, und Demjenigen, der es hören will, sagen, wie sie inwendig gebaut ist; und wenn Einer behält, was ich von ihr berichte, wird ihm solches wahrlich zu großem Vortheile gereichen. Sie heißt das „„himmlische Jerusalem““, die herrliche und schöne Stadt des allerhöchsten Gottes, in welcher Jesus Christus Herr ist, gar verschieden von „Babylon der Großen“, der Stadt der Leiden, in welcher Lucifer mit seiner Genossenschaft hauset. — Von meinen Worten ist ein Theil gewiß und wahrhaftig, der andere aber, wie ich voraus sage, nur bildlich, und wenn Einer sie gering achtet und übel deutet, scheint er mir kein Freund Gottes zu sein!

Zuvörderst ist die Stadt viereckig, ummauert, und ihre Mauern sind eben so hoch als lang und breit. An jeder Seite des Vierecks hat sie drei schöne, hohe, geräumige Thore, leuchtender als die Sterne, die Gewölbe mit Gold und Perlen geschmückt, und über diesen krystallene Zinnen, von denen herab ein Cherub Wache hält, um die Stirn eine Hyacinthen-Krone und in der Hand ein Flammenschwert, das weder Drachen, noch Schlange, noch irgend etwas Schadenbringendes durchläßt. Kein Sünder kann hineinkommen, so groß auch seine Kräfte sein mögen. Mitten durch die Stadt läuft ein schöner Fluß, von wohlriechenden Bäumen und Blumen eingefaßt. Sein Wasser ist hell und glänzender als die Sonne, Perlen und funkelnde Steine stets mit sich führend, deren jeder die Kraft hat, Greise zu verjüngen und Todte wieder aufzuerwecken. Die an dessen Ufer gepflanzten Bäume tragen Früchte, süßer als Honig, so daß Kranke genesen, sobald sie solche gekostet. Diese Bäume entblättern sich niemals, und jeder von ihnen ist so wohlriechend, daß man ihren Duft mehr als tausend Meilen weit wahrnimmt. Stieglitze, Nachtigallen und andere schöne Vögel singen unaufhörlich unter ihnen, und ihre Weisen tönen melodischer als Violinen, Lauten und Schalmeien.

Dort, in jenen immergrünen Gärten, erheitern sich die glückseligen Ritter, deren einziges Geschäft ist, den Schöpfer zu preisen. Dort sind die Erzväter und die heiligen Propheten, in reiche Stoffe gekleidet, den Herrn in Gesängen und Psalmen lobend; dort sind die Apostel, die ruhmvollen Blutzeugen, die große Schaar der Bekenner und der heiligen Jungfrauen anmuthige Schaar, unter der Fahne der Ehre und der Schönheit Lieder singend, deren Reiz so mächtig ist, daß, wer sie zu hören vermag, den Tod nicht mehr fürchtet. Von diesem Volke der Seligen geht so freudiges Getöne aus, daß Himmel, Luft und Erde, mit diesem himmlischen verglichen, euch klingen würden wie Gebrüll der Rinder — neben Laute, Leier, Org el und Wohlklang; denn der auf seinem Throne sitzende göttliche König hat sie solchen Gesang gelehrt!

Die höchste, jeden Genuß übertreffende Wonne besteht aber in der Betrachtung des Antlitzes dieses sanften Herrn. Glückselig ist der Mensch, dem das Antlitz Gottes im Himmel wird! Dieser Anblick verjüngt die seligen Musiker, und ihr Gemüth wird dadurch neu begrünt, ihre Augen strahlen, ihre Füße hüpfen und ihre Hände sind wie zum Tanze ausgestreckt. Je länger sie Gott anschauen, desto größer wird ihre Wonne; eine so zarte Liebe durchdringt sie, daß sie — Jeder den Andern für seinen Meister halten. Ihr Blick und ihre Erkenntniß werden so scharf, daß sie Alles schauen, was zwischen Himmel und Erde liegt. Diese Heiligen leben in der Sicherheit, daß sie nie sterben, sondern im Leben, in der Freude und im Frieden verharren. Dieß ist volle Wahrheit, und die heilige Schrift sagt, es gibt keinen andern Ruhm und kein anderes Paradies, als den Anblick des allmächtigen Gottes, vor dem Morgens und Abends alle Cherubine vorüberziehen und für uns kleine und unbedeutende Wesen beten.

Nach Allem, was ich gesagt habe, vermag meine Seele nicht, den königlichen Thron der Jungfrau Maria schweigend zu übergehen, wie sie zur Rechten Gottes, über alle Engel erhaben sitzt, deren Glanz doch den Himmel erleuchtet. Diese königliche Jungfrau ist so hocherhaben und so schön, daß die Engel und Heiligen stets von ihr reden. Alle ehren sie und beugen sich vor ihr, und stimmen zu ihrem Preise einen so wunderbaren und hehren Gesang an, daß kein menschliches Gemüth ihn zu erdenken, und keine Zunge ihn auszusprechen vermag. Dann verleiht diese erlauchte Jungfrau ihren Rittern Rosse und Zelter, denen gleiche es niemals auf der Erde gab. Die Rosse sind falb und die Zelter weiß, schneller als Hirsche und überseeische Sturmwinde. Ihre Steigbügel, Sättel, Sattelbögen und Zäume glänzen von wun=

dervoll verarbeitetem Golde und Smaragden, und die Rüstungen dieser großen Barone vollendend, gestattet sie ihnen ein weißes Fähnlein, auf welchem ihr Sieg über Satan, den treubrüchigen Löwen, dargestellt ist. Dieses sind die Ritter, deren ich zuvor gedacht. Der himmlische Vater, der Sohn Gottes und der heilige Geist haben sie der Herrin des Himmels gewährt, um stets ihr zu dienen, so daß Diejenigen sich selig preisen können, die hienieden des Guten genug gethan haben, um ewiglich in der Gemeinschaft der blumengekrönten Heiligen im Dienste einer solchen Gebieterin zu leben."

Hier gibt der Verfasser es aber auf, die Schilderungen einer Seligkeit fortzusetzen, die kein Sterblicher zu begreifen vermag. Er schließt mit den Worten: „Lasset uns jetzt zur Jungfrau Maria flehen, daß sie — um unsertwillen — stets bei Jesus Christus bleibe und uns am End' unsers Lebens die himmlische Herberg bereite!"

Wohl kann man in Bruder Giacomino's Paradiese einen recht irdischen Glanz u. s. w. finden. Der Dichter wiederholt aber nur verschiedene Züge des im einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Kapitel der Offenbarung des heiligen Apostels und Evangelisten Johannes beschriebenen Gesichtes. In diesem erscheint das „Neue Jerusalem" mit seinen Jaspismauern, seinen Palästen von Gold und Krystall. Indem aber St. Johannes, der erhabenste der Evangelisten, sich dieser Bilder bediente, wollte er gewiß den in Geringachtung des Reichthums, in der Abtödtung der Sinnlichkeit, in der Erwartung der Martyrkrone erzogenen Christen die zu erstrebende Glorie des Gotteslohns in der Himmelsherrlichkeit darstellen. Er redet auch, den Ueberlieferungen der Propheten gemäß, die seinen Lesern verständliche symbolische Sprache. Er selbst gibt ja, von Anbeginn seines Buches an, ein Beispiel der von ihm genehmigten Auslegungen, die bei seinen Nachfolgern fortdauern. Das ganze Alterthum, und nach ihm das Mittelalter, schrieb den Metallen und Edelsteinen verborgene Eigenschaften, sittliche Beziehungen zu, die da gestatteten, sie als eben so viele Sinnbilder ihnen entsprechender Tugenden zu betrachten. Darum hat denn auch die Kirche, die so sorgfältig in der Auswahl der den Blicken auszusetzenden Gemälde war, die so spät erst an heiliger Stätte Darstellungen der Hölle zuließ, keinen Anstand genommen, schon früh das Gesicht des Greises von Pathmos wiederzugeben. Daher stammen jene bewundernswerthen Mosaiken, die, vom fünften bis dreizehnten Jahrhundert den Chor so vieler Basiliken Italiens schmückten, in denen das „himmlische Jerusalem" im vollsten Glanze strahlt, mit dessen prächtigen Pforten, den sie be-

wachenden Engeln, und dem durch die Palme ausgedrückten Lebensbaume, sowie dem das Bild gewöhnlich einschließenden Strome. Oft erscheinen darin auch die Erzväter und die Apostel, als die vierundzwanzig eisgrauen Alten, die Arme erhebend, um Christo Jesu ihre Kronen darzubringen, während ein langer Zug von Jungfrauen und reichgekleideten Blutzeugen palmentragend vorüberwallt. — Solche Darstellungen hatte Bruder Giacomino in St. Johann im Lateran und in Santa Prassyde bewundern können, wenn er Rom besucht hat, in San Apollinare Novo in Ravenna, endlich, ohne seine Geburtslandschaft zu verlassen, in der St. Markuskirche zu Venedig, sowie in so vielen andern, gegenwärtig zerstörten Kirchen jenes Italiens, worin so viel gebaut, aber noch mehr zernichtet wurde. Was er dort erblickte, fand seine Auslegung in allen Schulen, und wurde von allen Kanzeln gepredigt.

Die kriegerischen Geister des Mittelalters bedurften aber noch etwas Anderes als den stillen und ruhigen Glauben der ersten Christen; ihre Vorstellungen von der Unsterblichkeit in den „mystischen Dichtungen“ ausgeprägt, mußten mit der Neuheit der Neigungen und der Sitten übereinstimmen. Das dem heiligen Bonaventura zugeschriebene Buch „Diæta salutis, der Reichstag des Heiles“, stellt die Versammlung der Heiligen als einen jener feierlichen Hoftage dar, deren Gepränge die Zeitgenossen bezauberte. „Christus erschien dabei als unbeschränkter Fürst, die allerseligste Jungfrau Maria als Königin mit ihren Jungfrauen, die Erzväter und die Apostel sind die Räthe der Fürsten. Die Apostel erscheinen dabei als bevollmächtigte Seneschalle, und die Martyrer als tapfere Ritter, welche die drei Reiche — der Welt, des Fleisches und des Teufels überwunden haben.“ — Verschiedene Kritiker haben gemeint, diese Beschreibungen seien des Ernstes des heiligen Bonaventura unwürdig; man erkennt aber in den sie erhöhenden ritterthümlichen Erinnerungen die Gewohnheiten der Franziskaner-Poesie und gleichsam eine Anspielung auf des heiligen Franziskus von Assisi prophetischen Traum, der die Mauern des himmlischen Schlosses mit Siegeszeichen und Rüstungen bedeckt erblickte. Bruder Giacomino geht noch weiter; er scheut sich nicht, diese Paladien des Himmels auf weißen Rossen darzustellen, indem ihre Schlachtpferde das goldene Pflaster des himmlischen Jerusalem ungefähr eben so mit Füßen stampfen, wie in Siena am Tage des Festes der Himmelfahrt Mariä Bewaffnete zu Roß in den Dom hineinritten und zwischen zwei Reihen verschleierter Jungfrauen ihre Opfer darbrachten. So mischten sich unter die Bilder

des priesterlichen Paradieses in den Dichtungen, die der Frömmigkeit der ersten Zeiten des Christenthums genügt hatten, den kriegerischen Sitten des dreizehnten Jahrhunderts gemäß, die eines ritterlichen Paradieses.

Es ist aber diese durchaus göttliche Musik, deren Wirkungen unser alter Dichter so wohlgefällig berichtet, es sind diese Gesänge ohne Gleichen auf der Erde. Mit leichter Mühe und beinah' unfaßbaren Strichen wird Dante das Gemälde vollenden, indem er den Himmel als eine unermeßliche weiße Rose beschreibt, deren Blätter die Sitze der Seligen sind, und aus deren Kelche die Engel, gleich eben so vielen Bienen, zum ewigen Sonnenlichte hinaufsteigen. So gestaltet sich die christliche Kunst allmälig, den geistigen Ansichten der Menschen gemäß, um ihnen vom künftigen Leben zu erzählen, das sie nicht zu begreifen vermögen, welches zu vergessen sie ihnen aber nicht erlaubt. Dennoch entfaltet sich aber aus diesen schwachen Gemälden der glücklich erfaßte, durchaus geistige Gedanke der Betrachtung der unendlichen Wahrheit im steten Fortschreiten der Erkenntniß und Liebe. Auch der alte Dichter von Verona denkt so. In seinen Erzählungen ist Alles bildlich, Alles allegorisch. Er kennt in der That kein anderes Paradies, als — Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen, sich an seinem Lichte zu erleuchten und an seiner Liebe zu entflammen. Dieser Gedanke eines Himmels, „in welchem die Auserwählten sich mit solcher Zärtlichkeit in Gott lieben, daß Jeder den Andern für seinen Meister im Lieben hält", ist gewiß auch ein hocherhabener und nicht genug zu preisender — vor Allem in einem so gewaltthätigen, so blutigen Jahrhunderte, das von Ehrsucht und Haß so erschüttert war! —

Lieder-Andacht.

(Aus: Leben des hl. Felix von Cantalizio von P. Franz Ratte.)

Der heilige Felix von Cantalizio, aus dem Kapuziner-Orden, stand in dem Garten des heiligen Franziskus von Assisi wie ein guter Baum, beladen mit schönen Blättern, lieblich duftenden Blüthen und süßen Früchten, denn Alles und Jedes an ihm erwies sich als nützlich und heilsam. Wer ihm immer begegnen mochte, den grüßte er mit den hehren Worten: «Deo gratias!» weßhalb man ihn auch geradezu den „Bruder Deo-gratias" zu nennen pflegte.

Er hatte sich auch aus Andacht selbst einige fromme Liedchen zusammengedacht, die sämmtlich von seiner innigen Liebe zu Gott Zeugniß geben.

Sein Lied an Jesus lautet:

Jesus, süßer Gast der Seelen,
O du Quell der Gottesliebe!
Möchte lieben dich, und brennen
Vom Verlangen, dir zu folgen.
Mir hast du in's Herz gegraben,
Wozu dein Geschöpf bestimmt ist:
Ewig meinen Gott zu lieben!

Jesus, meine süße Liebe!
Wahrhaft groß ist deine Güte!
Auf die Seiten meines Herzens
Schreib' nach Innen und nach Außen:
Wie so sehr du mich geliebt hast,
Und was du für mich geworden,
Und wie groß für mich dein Kreuz war —
Daß ich dich, mein Heiland, liebte!

Zu dir ruf' ich so gewaltig,
Nach dir dürstet mich so heftig,
Daß ich ganz vor Liebe krank bin!
O mein Jesus, hör' mein Rufen,
Höre weinen mich aus Liebe!
Laß' mich nicht vergeblich weinen,
Laß' mich Liebe wiederfinden!

Jesus, meine süße Liebe!
Sieh', mein Herz ist weggeflogen,
Will in deinem sich bereiten
Seiner Liebe Ruhestätte!
Dort will nun es allzeit ruhen,
Mit ihm sein und deine Liebe,
Wie im Duft des Rosengärtleins!

Jesus, süßer Sohn der Jungfrau,
Aller Seelen, die dich suchen,
Aller Herzen Ziel und Hoffnung!
O wie reich ist Der zu nennen,
Wer dich hätte im Besitze,
Wer dich hätte — ganz allein auch!

Jesus, aller Engel Freude!
Wer dich schmeckt, den hungert nimmer
Nach Genüssen dieser Erde;
Denn in dir allein besitzt er
Mehr, als hier die Seele fasset:
Eines Himmels Lust und Wonne

Auf das Fest Mariä Geburt pflegte der Diener Gottes mit Herzensjubel zu singen:

Heute ist für unsre Erde
Aufgesproßt ein Röslein fein,
Gar ein zartes Blümelein,
Ein holdsel'ges Mägdelein,
Maria, Mutter Gottes rein!

Am hochheiligen Weihnachts-Feste liebte er es ganz besonders, die folgende Strophe zu singen:

Jesus Christ, der große Herrscher,
Himmels und der Erde Kaiser,
Gottes Sohn und unser Heiland
Ist als Kindlein heut' erschienen!
Sieh' der holden Jungfrau Söhnlein
Hat nur Stroh zum armen Bettlein!

Auch einige Antiphonen aus den kirchlichen Tagzeiten hatte er seinem Gedächtnisse eingeprägt, die er öfter betend und singend wiederholte.

In diesen seinen Lieder-Andachten unterwies Felix auch Andere und trug so zum Lobe Gottes nach Kräften bei, indem er die Nebenmenschen erbaute, sich selbst verdemüthigte und stets die Eigenheiten einer unschuldigen Kinderseele bewahrte. Denn wenn Einer ihm sagte: „Wohlan, Bruder Felix, eines von deinen Liedchen!“ — so begann er alsbald mit kindlicher Einfalt zu singen, zumeist aber sein Lieblingsstückchen:

Jesus, Jesus, du mein Leben,
Warum warten? Nimm mein Herz,
Zieh' es zu dir himmelwärts,
Darfst es nie mir wiedergeben,
Nicht im Laufe dieser Zeit,
Nicht in alle Ewigkeit!

Es geschah auch, selbst noch in seinen alten Tagen, daß der ehrwürdige, siebzigjährige, von ganz Rom als ein Heiliger verehrter Greis, wenn er bei'm Almosen-Sammeln in den vornehmen Häusern der Stadt die Töchter am Klavier sitzend antraf, dieselben aufforderte, statt — ihrer weltlichen Lieder — lieber die seinigen zu spielen, welche er ihnen dann, wie vom Geiste Gottes berauscht, andächtig vorsang, so daß alle Anwesenden dadurch auf's höchste erbaut und in geistlich frommer Weise erheitert wurden.

Der Einsiedler in der Serra da Arrabida.

(Aus dem Portugiesischen des Jose Antonio de Mesquita von Dr. Franz Joseph Schermer.)

Südlich vom Flusse Lima im Königreiche Portugal, sechs Meilen von Vianna ostwärts, liegt unweit Arcos das Dörfchen Ponte da Barca.

Daselbst ward im Jahre 1540 Einer aus denjenigen Dichtern geboren, welche im sechszehnten Jahrhundert an den Ufern des Tajo und Mincho jene anmuthigen Lieder sangen, die uns im reichen Schatze der portugiesischen Literatur durch Tiefe der Empfindung und Zartheit des Ausdruckes heute noch erfreuen; denn sie enthalten unvergleichlich Sinniges, Schönes und Erhebendes. Der Dichter, von welchem hier die Rede ist, spendete seinem Volke nicht allein die Blüthen seiner himmlischen Poesie, sondern sein ganzes Dasein war auch Gott und der Betrachtung göttlicher Dinge geweiht. Er heißt Agostinso Bernardes de Pimenta, und sein Vater Diogo war Grundherr des Dörfchens Ponte de Barca und ein Mann von Ansehen.

Der Vater brachte den blühenden Jüngling am Hofe des Dom Duarte, Prinzen des Infanten Duarte und Enkels des Königs Manuel, als Pagen unter. — Da jener Prinz von seinem Vater eine besondere Liebe zu den schönen Wissenschaften und eine hohe Achtung gegen ausgezeichnete Talente geerbt hatte, so nahm er diesen Jüngling gern in seine Dienste, der schon damals ahnen ließ, was er später geworden ist. Beide hatten beinah' ein gleiches Alter, Beide auch gleiche Neigung zu den schönen Wissenschaften. Dies, und weil der Prinz vielleicht an ihm ein Gemüth gewahrte, das so innig in der Frömmigkeit athmete, war die Ursache, daß er ihn unter seiner ganzen Dienerschaft besonderlich auszeichnete. —

In dem Palaste des Dom Duarte versammelten sich die gebildetsten Männer jener Zeit. Sie gewannen den Jüngling lieb, und er fesselte sie durch seine süßduftigen Gedichte und noch mehr durch seine natürliche Lebhaftigkeit und Grazie dergestalt, daß ihnen sein Umgang sehr angenehm gewesen. — Unter Denen, welche des Prinzen Palast zu besuchen pflegten, befanden sich auch der Herzog von Aveiro, Dom Alvaro und sein Sohn, der Herzog von Torres Novas, Dom Jorge, welchen Agostinso Bernardes de Pimenta damals schon, und auch später, viele Vergünstigungen verdankte.

Gar glücklich waren demnach die Umstände, unter welchen der junge Mann in die Welt eintrat, in der ihm Beförderungen und

glänzende Ehrenstellen winkten. Doch **Gott**, der den Agostinho zu einer höhern Bestimmung aufbewahrte, ließ schon den Jüngling jenen Schmerz und jene Bitterkeit kosten, die den Geist leichter zur Erkenntniß des Vergänglichen und Trügerischen führen, als die Güter, womit die Welt uns schmeichelt. — Er sah ein, daß alle Freundschafts-Verbindungen einzig dazu dienten, ihm die Zeit zu rauben, die er aber nur dann gut zu gebrauchen glaubte, wenn er sie für Gott und für sich verwende. Von der Seite Jener, die ihn um sein Wohlergehen beneideten, trat ihm Eifersucht entgegen; Unternehmungen mancher Art mißlangen ihm; Freunde, denen er sich mit ganzem Herzen hingab, blieben für ihn kalt und ließen ihn leer ausgehen. — Dies Alles mahnte ihn oft, dem Friedenshafen zuzueilen, der allein wahre Herzensruh' gewährt. — Deutlich erhellt aus allen seinen Dichtungen, was wir über die Beweggründe zu seiner Lebens-Umgestaltung erwähnten. —

Die Infantin, Donna Isabella, war eine besondere Freundin der Ordens-Brüder der Arrabida. Sie selbst hatte das Convent von Santa Catharina de Ribamar gegründet. Die Ordens-Brüder desselben kamen oft an ihren Hof, vor Allem der ehrwürdige Fray Jacome Peregrino, dessen Bekehrung unter die wundervollsten gehört, von denen man liest; denn sie wurde einfach durch die Neugierde, welche die Lage der Arrabida kennen zu lernen suchte, veranlaßt. — Agostinho hörte diesen Ordensmann nicht nur öfter zu seiner großen Erbauung predigen, sondern knüpfte auch vertrauten Umgang mit ihm an. — Nicht lange, so glaubte der Jüngling seine Bestimmung erkannt zu haben und begehrte das Ordenskleid seines Freundes Peregrino.

Um des Berufes des rasch entschlossenen Jünglings im höheren Grade gewiß zu werden, ließ ihn der Provinzial sein Noviziat in dem armen, kleinen Convente Santa Cruz in der Serra de Cintra bestehen. — Agostinho empfing das Ordenskleid im Jahre 1560, da er das zwanzigste seines Lebens zählte; es geschah am Feste der Auffindung des heiligen Kreuzes. — In ein enges, grobes Kleid gehüllt, begann er in einer kleinen, dunklen Grotte die Welt zu vergessen; — Baumrinde bildete seine Lagerstätte, ein Stück Holz sein Kopfkissen; nimmer gönnte er, in täglicher Mühsal verharrend, seinem Leibe Ruh und Rast. Die geringen Nahrungsmittel, die bei ihrer Spärlichkeit überdies schlecht zubereitet waren, das öftere Fasten bei Wasser und Brod, die täglichen Geißelungen, ohne sich nur eine Stunde Erholung zu gewähren — nichts von diesem vermochte die

Gluth seiner Liebe zu Gott zu mindern, nichts seiner reuevollen Sinnesänderung Hemmnisse in den Weg zu werfen.

Nach der Vollendung des Noviziat-Jahres legte er am Feste der Auffindung des heiligen Kreuzes die Ordens-Gelübde ab, und erhielt den Namen Augustinus vom Kreuz — wegen seiner besondern Verehrung gegen das kostbare Zeichen unserer Erlösung. —

Bruder Augustinus vom Kreuz fuhr mit gleichem Eifer in der Beobachtung seiner Ordens-Regel fort. Wohl verkehrte er noch mit einigen gebildeten Freunden, weil es nicht der Strenge seines Ordens zuwider war, seinen Freunden gefällig zu sein, sich bei ihren Gastmahlen einzufinden und von den kostbaren Speisen zu genießen, mit denen er bedient ward. Bei Allem aber beobachtete er die Bescheidenheit und den Anstand, die der wahre Ordensmann nie aus den Augen verliert. — Niemand, der gerecht urtheilte, mißbilligte es, wenn er dies ein oder das andere Mal that. Gehört es doch auch zur Nächstenliebe, mit unsern Mitmenschen Umgang zu pflegen und sie durch unsre Gesellschaft zu tröstеn; dies um so mehr, wenn sie dazu dienen kann, ihnen durch Mäßigkeit ein gutes Beispiel zu geben, so sie — mittelst geistiger Freude — leichter zu der Uebung der christlichen Tugend hinzugeleiten.

Nie wollte er kirchliche Würden annehmen, obgleich er einige Male dazu ernannt worden. — Erst in seinem fünfundsechszigsten Lebensjahre unterzog er sich, auf die inständigen Bitten des Provinzials, dem Amt eines Guardians im Convente San Jose de Ribamar. — Es war der Wille des Provinzials, der wohl darauf rechnen mochte, da Bruder Augustinus vom Kreuz sich allseitiger Liebe erfreute, so würde er in andern, höhern Würden dem Orden viel nützen können. — Allein der Erfolg war ein ganz anderer; wie es denn bei Menschen gewöhnlich der Fall ist, die sich mit heiligem Ernste der väterlichen Führung Gottes überlassen. — Bruder Augustinus willigte ein: um dadurch eine Bewilligung leichter zu erhalten, nach welcher er schon lange strebte, nämlich — sich in die Serra da Arrabida zurückziehen zu dürfen, um hier in stiller Einsamkeit und von aller menschlichen Gesellschaft abgeschieden zu leben, von welcher er ja, wie er gefunden, nichts für sein Seelenheil erhoffen durfte. Er wollte gänzlich dem Verkehre mit ihr entsagen, seinen Körper jeder Bequemlichkeit berauben und sich einzig dem Geistesfrieden und den Geistesfreuden hingeben, in der Abgeschiedenheit mit Gott, nur mit sich lebend.

Die geeignete Zeit schien ihm genaht zu sein.

Er überreichte dem Provinzial sein Bittgesuch und flehte ihn mit vielen Thränen und mit tiefer Herzensrührung und Innigkeit an, es ihm zu gewähren. — Der Provinzial verweigerte ihm aber solches, indem er zweifelte: ob er wohl in seinem Entschlusse fest verharren würde? — War doch die Lebensweise, die er ergreifen wollte, zu beschwerlich und von der geselligen seines Ordens ganz und gar verschieden! — Bruder Augustinus wiederholte mehrmals seine Bitte. — Er ward jedoch nicht erhört. — Er erhielt den Bescheid: „„er möchte es ernstlich und länger erwägen. Er könne indeß sein Bittgesuch erneuern und vielleicht erfolge dann die Gewährung."" —

Der Diener Gottes lebte traurig und untröstlich, weil ihm seine Bitte verweigert ward. Doch bei diesem Harm und Gram erquickte ihn der Gedanke: „vielleicht wolle der Herr auf diese Weise mehr läutern, wolle seinen Geist kräftigen, stählen." — Und da Gott seine treuen Diener nicht verläßt, die mit kindlichem Herzen ihn lieben, so ging sein Sehnen und Wünschen bald und ganz unerwartet in Erfüllung, was sein Frohsein noch um so mehr erhöhte, weil er sein Ziel bereits für unerreichbar erachtete.

Diogo dos Innocentes, ein Bruder des Priors Dom Francisco do Avelar im Convent der Provinz Algarvien, suchte der Provinz Arrabida einverleibt zu werden und wünschte, auf der Serra in der Zelle zu leben, wo der heilige Petrus von Alcantara ehedessen gewohnt hatte. — Er empfing die Gewährung seines Wunsches. — Durch diesen Vorgang regte sich auf's Neue des Augustinus Verlangen, dem er bis jetzt treu geblieben. Er entsagte seiner Würde als Guardian, warf sich mit einem Strom von Thränen und tausend Vorstellungen, die aus der Tiefe seines Herzens traten und seine wahren Gesinnungen kund gaben, zu den Füßen des Provinzials. Er bat, er flehte, er nöthigte endlich zur Willfahrung. — Am Feste des heiligen Joseph des Jahres 1605 händigte ihm der Provinzial die schriftliche Erlaubniß dazu ein. — Bruder Augustinus konnte die Wonne nicht fassen, daß ihm das Glück zu Theil werden sollte, wornach er so lange geseufzt. Er pries den Herrn und dankte ihm, daß nun die Zeit für ihn komme, wo er nur für Ihn und mit Ihm leben könne. Er schied sofort am folgenden Tage von den geliebten Brüdern, die er in Trauer verließ. — Er nahm den Segen von dem Provinzial und — ging.

Damals befand sich der Herzog von Aveiro, Dom Alvaro, mit seinem Sohne in der Quinta de Azeitas. Er war ein Beschützer

und besonderer Gönner des Convents in der Arrabida. Schon seit langer Zeit schenkte er dem Bruder Augustinus sein Gewogensein und lebte mit ihm in zärtlicher Freundschaft. Deshalb erachtete es der Diener Gottes für billig, ihn, bevor er sich in die Einöde zurückzöge, zu besuchen und von der Veränderung seines Lebens in Kenntniß zu setzen. —

Der Herzog erging sich eben in dem Garten, als Bruder Augustinus vom Kreuz eintrat. Kaum erblickte er ihn, so eilte er ihm entgegen, den Segen von ihm zu empfangen, und sprach dann mit gewohntem Wohlwollen: „Vergeßt Ihr, ehrwürdiger Pater! die Arrabida so bald?"

Der Diener Gottes erwiederte mit vieler Sanftmuth und Milde: „„Ich komme, die Arrabida für immerdar zu suchen, um dort mein übriges Leben mit Gott allein hinzubringen. — Hier ist die schriftliche Erlaubniß!""

Der Herzog war überaus gerührt; er erkannte des Bruders Augustinus Geist, und sah ihn jetzt noch inniger an Gott gekettet. — Voll Freude und Erbauung führte er ihn in seinen Palast. Er unterhielt sich mit ihm in freundschaftlichen, heiligen Zwiegesprächen.

„Wie konntet Ihr," fragte er, „Euch also überwinden? wie einen solchen Entschluß fassen? Euer Leben war ja ernst und fromm; aber Ihr neigtet Euch von Natur zum gesellschaftlichen Umgange, zum Verkehre mit Freunden. Ihr waret bei Gastmahlen der Freunde heiter und froh, wann Ihr je bei denselben erschienen. Es kostet Euch gewiß einen großen Kampf, davon abzulassen; dies um so mehr, wenn es sich doch mit den Pflichten des Ordens vereinbaren läßt!"

„„Es ist wahr,"" versetzte Bruder Augustinus vom Kreuz; „„doch — ich that es zur sühnenden Genugthuung! — Ew. Excellenz wissen, wie sehr ich den Freuden und Ergötzungen lebte! Die sühnende Genugthuung, welche mir der Herr in den Sinn gab, der mich jenen Freudentagen entzogen, ist diese: nur meiner Verirrungen und Fehler zu gedenken! — Ich hatte Gott Alles hingegeben; dieses Einzige fehlte noch; dies war das einzige Opfer, welches noch erübrigte! — Ich entschloß mich, es zu bringen! — Dazu verfügte ich mich in die Arrabida!""

Diese Antwort gab dem Herzog wohl zu erkennen, daß Bruder Augustinus diesen Entschluß nicht unbedacht gefaßt hatte; und er beurkundete die mächtigen Wirkungen der göttlichen Gnade.

Der Diener Gottes fand indeß kein passendes Unterkommen als Einsiedler in der Serra. — Die Zelle, in welcher der heilige Petrus

von Alcantara sich aufgehalten, bewohnte jetzt der ehrwürdige Fray Diogo dos Innocentes. — Deshalb bat er den Herzog, seiner Gewogenheit vertrauend: „„er möchte ihm eine kleine und arme Hütte bauen lassen, um sich vor zu großer Hitze oder strenger Kälte schützen zu können.““

Der Herzog versprach es. —

Bruder Augustinus schied heiter und getrost, und pries Gott, daß er ihm die Erreichung seines vorgesteckten Zieles erleichterte. —

Als er in die Kirche zu Unserer Lieben Frau in der Arrabida kam, dichtete er, bevor er sich in seine Einsiedelei zurückzog, das liebliche Sonett:

Als mich der Jugend Flattersinn umsponnen,
Da hab' ich hier manch' Minnelied gesungen,
Dir, Jungfrau, zugewandt, mich aufgeschwungen,
Mein kaltes Herz an Deinem Strahl zu sonnen.

Ich kehre, schnödem Tand der Erd' entronnen,
Den mir enthüllt lichthelle Flammenzungen;
Sie hatte schnöd' verkauft mich, lichtdurchdrungen,
Ich kaufte sie mit meiner Thränen Bronnen.

Enttäuschung, sie gebeut mit klarem Worte,
Daß ich ein neues Leben hier begieng,
Auf wilden Berghöh'n, nah' dem Wolkensaume.

Doch Menschen-Entschluß gleicht dem Meeresschaum;
Du aber willst den Dienst der reinsten Minne,
Du Gottesbraut, des Himmels Sonnenpforte! —

Weil sich der Herzog nicht sogleich an sein Versprechen erinnerte, so war Bruder Augustinus gezwungen, sich inzwischen eine kleine Hütte aus Baumzweigen zu bauen. Darin brachte er sechs Monate zu. Das Geräthe, welches er bei sich hatte, bestand aus einem Brevier, aus einigen Geißeln, die an der Wand hingen, aus Cilizien, mit denen er sich kasteite, und aus einem Bund Zweige, die ihm zum Ruhekissen dienten, wie dies bei den Einsiedlern auf der Serra Sitte war.

Der Herzog vergaß auch fernerhin sein Versprechen; und so faßte Bruder Augustinus den Entschluß, sich eine taugliche Wohnung zu bereiten, um die ungestüme Witterung ertragen zu können. Er suchte sich geeignete Werkzeuge, um einen Felsen auszuhauen, und gestaltete sich einen Platz, wohin er sich zurückziehen konnte. Doch die Anstrengung war ungewöhnlich groß, und er bekam an der einen Hand eine Schwiele, die immer größer wurde und ihn beinah' der Gefahr aussetzte, seine Hand zu verlieren. —

Es neigte der Monat August bereits zu Ende, als den Herzog die Nachricht von seinem Zustande bestimmte, zu ihm zu gehen, seine Schuld abzutragen und ihn zu bitten: „er solle sich einen Ort zur Wohnung ausersehen." — Der Herzog selbst erschien mit seinem Sohne in der Arrabida. Sie stiegen ganz den Berg hinan und fanden den Einsiedler in einer ärmlichen und dem Wetter ausgesetzten Hütte. Die Freude war auf beiden Seiten sehr groß, weil man sich gegenseitig mit wahrer Aufrichtigkeit des Herzens schätzte. — Es handelte sich nun um die Auswahl des Platzes. — Der Herzog wünschte, Bruder Augustinus möchte sie selbst treffen. Doch er, der auch dem unschuldigsten Verlangen entsagt hatte, betheuerte: „„er bekümmere sich nicht darum, er werde sie aber als ein Almosen dankbar annehmen.""

Endlich nahm des Herzogs Sohn, Don Jorge, die Hacke, grenzte in einer kleinen Entfernung von der Kirche „Da Senhora da Memoria" den Platz ab, und legte den Grund zu der neuen Wohnung.

Der Diener Gottes dankte ihm für diese Liebe mit den Worten: „Immer schien es mir, Niemand als Ew. Excellenz werde mir den Platz zu der Einsiedler-Wohnung geben! — Es ist dies die Belohnung dafür, daß ich mit einem Gedichte ehedessen die Geburt Ew. Excellenz besungen habe."

Es begann der Bau der Hütte; und weil sie klein war, so war sie in kurzer Zeit vollendet. — Hier setzte er sein bußfertiges Leben fort. Vor Sonnenaufgang verließ er sein Lager, um zu beten. Nach der Verrichtung seiner Morgen-Andacht ging er zu dem Eremiten Diogo dos Innocentes, um in der Kirche „Da Senhora da Memoria" die heilige Messe zu hören. Dieser diente dann dem Bruder Augustinus und hörte seine Messe. Sie begrüßten sich im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und Jeder zog sich alsdann in seine Einsiedelei zurück. Jegliche Stunde blieb dem Dienste Gottes geweiht. Mit Rührung und Inbrunst betete Augustinus die priesterlichen Tagzeiten, und die übrigen freien Stunden brachte er mit Arbeit oder heiligen Betrachtungen zu.

Und welchen Segen des Herrn empfing er in diesem hehren Dienste! Oft glänzten Thränen-Perlen in seinen Augen; oft sah man ihn in Verzückung. — So fand ihn ein anderer Einsiedler, Fray Fernando de Santa Maria, der ihn, um von ihm einen Rath in wichtiger Angelegenheit zu erhalten, aufgesucht; Thränen entquollen in solcher Fülle seinen Augen, daß sie sein grobes Leinentuch ganz befeuchteten. — Auch der Herzog Don Alvaro fand ihn in der Hauptkapelle des Convents vor dem Allerheiligsten in Thränen heiligen Gei-

stes-Trostes gebadet; er ließ ihn in dieser Gnadenfluth beharren, womit der Herr seinen Sinn umwallte, und die so wonnig sein Antlitz umrieselte.

In den Stunden der Erholung dichtete er jene lieblichen Lieder, die das portugiesische Volk noch immer „sein frommes Kleinod" nennt.

An den Sonntagen pilgerte er zum Convent, um sich auf eine Woche Brod zu holen; an den höchsten Festtagen wohnte er dort den heiligen gottesdienstlichen Andachten bei. — Er fastete immer bei Wasser und Brod; nur an den hohen Feiertagen genoß er einige Früchte, doch auch davon äußerst mäßig. Wenn das Brod zu trocken wurde, dann tauchte er es in kaltes Wasser, um es besser schneiden zu können; dies war das Einzige, womit er es schmackhaft machte.

Gar Viele aus der Nähe und der Ferne nahmen zu dem Einsiedler Augustinus vom Kreuz, wegen seiner hohen Tugend, wegen seiner hohen Gabe, Rath zu ertheilen, ihre Zuflucht. Sie suchten ihn in dieser Einöde auf, damit er ihr Gewissen leite, ihnen den Weg zum Heile zeigte, oder mit seinem Gebet ihnen zu Hilfe komme. — Diese Besuche betrübten ihn allerdings. Sie störten seine Ruh' und seinen innern Umgang mit Gott, dem er sich doch gänzlich weihen wollte. Doch seine Güte, sein liebreiches Wesen, seine herzliche Nächstenliebe, sie gaben ihm solche Kraft, daß er mit gleicher Freundlichkeit Alle empfing. Es war ihm zuletzt erwünscht, zahlreich besucht zu werden; wußte er doch: „die wahre Liebe fordert, daß der Christ Allen Alles sei, wie es der Apostel Sanct Paulus gewesen."

Recht seltsam ist, was wir jetzt erzählen wollen; es führt uns die alten Väter der Wüste in's Andenken zurück, die durch die Reinheit und Unschuld ihres Lebens die Gnade von Gott hatten, daß die scheuesten Thiere, selbst die Vöglein, sie aufsuchten, gerne bei ihnen verweilten, gerne sie sogar begleiteten.

Täglich kamen auch zu Augustinus eine Genette und eine Hirschkuh, und mit diesen theilte er sein kärgliches Mahl. Oft geschah's, daß Beide wegen des Antheils mit einander hadern wollten; der heilige Greis befahl ihnen aber mit voller Aufrichtigkeit: „„sie sollten friedlich sein, seien sie doch Geschöpfe desselben Herrn""; sie aßen dann friedlich; hierauf entließ er sie mit seinem Segen, und sie gingen.

Einmal in der heiligen Christnacht ging der Einsiedler nach seiner Gewohnheit zum Convent. Die Genette suchte ihn in seiner

Hütte auf. Sie fand ihn aber nicht. — Seinen Schritten folgend, lief sie zum Convent und suchte ihn da und dort. Sie fand den Wohlthäter nicht und ward endlich von den Hunden, welche da wachten, ergriffen und getödtet. — Der Einsiedler offenbarte seinen tiefsten Schmerz über dieses Ereigniß, indem er von diesem Augenblicke an das Geschöpf vermißte, das ihn seither ja täglich gemahnt, den Herrn mehr und mehr zu loben in all den Segnungen, womit er ihn überschüttet, und das ihm in dem Gehorsam und in der Dankbarkeit, welche es ihm bezeigte, die eindringlichste Unterweisung geboten: wie kindlich froh und fromm er dem Allerhöchsten gehorsamen und stets dankbar bleiben müsse.

Unzählige Male kamen auch, wenn der Einsiedler vor der Thüre der kleinen Hütte saß, die Vöglein, die schaarenweis in der Serra umherfliegen, und setzten sich ihm auf die Schulter und das Haupt. Sie wetteiferten im Singen, um den stillen Gottesmann zu ergötzen und ihn an die wunderwonnigen Gesänge zu erinnern, welche in den Himmelsgefilden dem Herrn ertönen, und zu dem ihn auf diese Weise die süßeste Sehnsucht empor zog.

Augustinus vom Kreuz lebte in seiner traulichen Einsiedelei bis zu der Mitte des Monats März des Jahres 1619.

Im Anfange dieses Monats wurde er von einem hitzigen Fieber befallen, dessen Heftigkeit ihn bald darnieder warf. — Man brachte ihn in das Krankenhaus, welches die Provinz in Setubal besitzt. — Sich von seinen geliebten Brüdern trennend, bat er sie herzinnig: „sie möchten seine arme Seele Gott empfehlen!“ — Sogleich erschien auch sein Gönner, der Herzog von Torres Novas, um ihn zu besuchen. Er gab seinen großen Schmerz, seine Trauer kund, ihn in diesem Leidenszustande zu sehen, und fügte bei: „„Die Herzoginnen wünschten, von ihm den priesterlichen Segen zu empfangen!““ — Der Diener Gottes dankte ihm für diese Freundlichkeit; „übrigens“, so setzte er bei, „möchten sich die Excellenzen nicht zu eilen bemühen; noch würde der Herr ihnen einige Zeit gestatten, denselben nach Wunsch zu empfangen.“

Das Fieber wich nicht, sondern brach zur größten Entzündung aus, so daß man wohl sah: sein ausgetrockneter und von Fasten und Abtödtung abgemagerter Körper werde innerhalb kurzer Zeit verzehrt werden. Die Aerzte erklärten dem Guardian von Alferara: „der Kranke werde ohne Zweifel sterben“, und ersuchten ihn, es demselben zu melden.

Augustinus vom Kreuz empfing mit vieler Ruh' und Freude diese Kunde und sprach: „Der Herr belohne Euch für Eure Liebe und Herzlichkeit, womit Ihr mich behandelt! Die Anhänglichkeit an Euch, die in Allem zu versichtbaren suchte, sie verdiente es wohl, daß gerade Ihr mir — zu meiner innigsten Beseligung — diese Nachricht gebracht! — Seit langer Zeit bereite ich mich auf diese ernsteste Stunde vor, besonders, seit ich in der Serra meinen Aufenthalt genommen. Weil diese Stunde so gefahrvoll, so wichtig ist, so flehe ich Euch, auch Alle, die Ihr kennet, zu mahnen: „sie sollten nicht erst bis zum Herannahen derselben die Abschließung ihrer Rechnung mit Gott verzögern!" — Ich vertraue auf den Herrn; denn meine Seele scheidet in seiner Freundschaft von dieser Erde: nicht weil ich es verdiente (denn ich weiß, wie arm ich an Verdiensten bin!), sondern weil ich auf die gebenedeiten Wunden meines Jesus hoffe, zu denen ich immer meine Zuflucht genommen; weil ich hoffe auf den Beistand der allerseligsten Jungfrau Maria, unserer Herrin, die ich immer zu verehren gesucht; weil ich hoffe auf die Fürbitte des heiligen Franziskus von Assisi, dessen — wenn gleich unwürdiger — Sohn ich bin! — Ich bitte Ew. Hochwürden und auch alle Brüder von ganzem Herzen, mir das böse Beispiel zu verzeihen, welches ich ihnen gegeben, und den Allmächtigen anzuflehen: er möchte mir ob seines kostbaren Blutes meine Sünden vergeben und gnädiglich meine Seele in sein Reich aufnehmen!"

Augustinus empfing nun mit hoher Andacht aus der Hand des Guardians die heiligen Sterbsakramente und bat dann: „ihm ein Ordenskleid zu bewilligen, in das sein Leib zum Begräbniß eingehüllt werden könnte."

Vor seinem Bette, worin er in einem groben, harten Gewande lag, stand das Crucifix. Er legte, von Allen scheidend, sein Haupt, das er nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, auf das Kissen, heftete seine Augen auf den Gekreuzigten und verkehrte mit ihm in tiefgerührten Zwiegesprächen.

Nie trennte sich sein Freund, Bruder Antonio Netto Corea von ihm. — Einmal bemerkte er, daß der geliebte Freund sich nicht bewegte und auch nicht seufzte, was er doch im flammenden Gebete zu thun gewohnt war. — Er rief sogleich die Krankenwärter, und sie sprachen die Sterbegebete.

Bruder Augustinus vom Kreuz verschied, um hinüberzugehen zum seligsten Gottanschauen für alle Ewigkeit.

Es war am 14. März des Jahres 1619. —

Sein Leib war abgezehrt, entkräftet und gewaltsam gebeugt, sein Antlitz ohne Farbe, nicht nur durch seine strengen Bußübungen, sondern auch durch die starken und heftigen Schmerzen. — Doch kaum hatte er seine Seele ausgehaucht, als sein Antlitz Freude und Heiterkeit im lieblichsten Farbenschmelz umfloß.

Die Nachricht von dem Tode des frommen Einsiedlers verbreitete sich in dem Dorfe, und eiligst strömten eine Menge Menschen zu dem Sterbehause zusammen.

Unterdessen ward der Ausspruch des frommen Einsiedlers erfüllt: „den Herzoginnen würde nämlich die Zeit nicht ermangeln, den Segen nach ihrem Wunsche zu empfangen!" — Sie sahen, daß es also sei; und um ihre Liebe und Verehrung gegen den entschlummerten Diener Gottes so recht zu zeigen, schickten sie einen Priester, um von seinem Haarkranze einige Haare abzuschneiden, welche sie als kostbare Reliquien aufbewahrten.

Der Herzog wünschte, der Leichnam möchte im Convent da Arrabida beigesetzt werden. — Er wußte, daß dies nach dem Wunsche des Verblichenen sei. — „„Hier"", so hoffte er, „„würden die Brüder sich seiner in ihren Gebeten erinnern!"" — Wohl hätte der Herzog gewünscht: es möchte diese sterbliche Hülle, worin die Seele des Bruders Augustinus mit so großen Gnaden und Erleuchtungen Gottes erquickt worden, zu dem sie auch, der unermeßlichen Barmherzigkeit des Herrn vertrauend, emporzusteigen gehofft, für immer erhalten bleiben!

Weil der Leichnam über das Meer gebracht werden mußte, so ordnete der Herzog an: daß eine Feluke mit kostbaren Tapeten geziert und mit laubreichen Zweigen bekränzt ward. — Obgleich die Stunde zur Abfahrt nicht bekannt gewesen, so fanden sich dennoch, als der Leichnam zum Einschiffen aus der Kirche getragen wurde, die Brüderschaften ein, um ihn zu begleiten. Selbst von der Arrabida waren viele Ordensgeistlichen zugegen, sowie der Herzog von Torres Novas und der Marquis von Porto Seguro, um ihm im Tode noch jene Anhänglichkeit, jene Liebe zu beweisen, welche der kindlich gute Einsiedler im Leben stets gegen sie bewiesen.

Am folgenden Tage wurde der ehrwürdige Leichnam nach dem feierlichen Trauergottesdienste in der Kirche beigesetzt.

Bruder Augustinus erreichte ein Alter von siebenundsiebenzig Jahren; er hatte neunundfünfzig Jahre das Ordenskleid getragen und vierzehn als Einsiedler in der Serra da Arrabida gelebt. —

Dies ist das kleine Lebensgemälde des „Lusitanischen Ein-

siedler-Dichters", genannt: „Fray Agostinho da Cruz", des Sängers unsterblicher Lieder.

In diesen Liedern begegnen uns alle, alle Empfindungen und Gefühle einer zu Gott wahrhaft bekehrten Seele; die Erkenntniß seines Berufes, der glühende Dank für diese besondere Gnade, seine volle Enttäuschung in der Welt, die Gleichgültigkeit gegen Alles, was zumeist anlockt, als Würden, Reichthümer u. s. w., das Geschenk der Beharrung in der Weltscheue, eine ernste, unausgesetzte Buße, endlich eine reine, lebendige, innigste Liebe zu Gott, mit der nie rastenden Sehnsucht vereint, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Ein Dichter, der alle diese Empfindungen und Gefühle süß harmonisch ausströmt, verdient Entschuldigung, wenn er auf äußere Vollendung minder achtsam ist, wenn er nicht gewaltige Wirkung anstrebt, wenn er Glanz und äußeren Schmuck vergißt. — Die Einfalt seines Herzens gestattete es nicht. Diese findet auch ihre beste Prägung im schlichten Ausdrucke. Der Geist, der sich ganz zu Gott emporschwingt, läßt der Phantasie keinen großen Spielraum zum irren Umherschweifen, giebt nicht zu, daß der Dichter nach leerem Schönheits-Flitter strebe und die hehren Empfindungen und Gedanken, in die er sich ergießt, mit üppigem Schmuck umhänge.

Schön und klar spricht dies der Dichter selbst in dem Eingangs-Sonett seiner Poesie aus:

„Ich singe nicht für schnödes Menschenlob;
Nur — in den kalten Herzen anzufachen
Die Sehnsucht, Himmelbsblumen sich zu pflücken!"

Bei all' dem giebt es keine anmuthigeren Schilderungen von den Waldbäumen, die mit ihrem geheimnißvollen Säuseln und Lispeln den Einsiedler-Dichter einladen, sich dem Schöpfer zuzuwenden, der ihnen Nahrung verleiht und sie empor wachsen läßt, „als ob sie ihren Schöpfer suchen wollten."

Die flatternden Vöglein, die den frommen Einsiedler mit süßen Liedern erfröhlichen, sie erinnern ihn an „die süßen Choräle der ewigen Heimath, wo tausend Jahre wie ein Tag von gestern sind, der entschwunden." — Die weite Fernsicht auf die bald gekräuselten und erhobenen, bald sanft geebneten, aber immer lebendigen Meeresfluthen, sie drängen ihn mächtig zur Betrachtung der unermeßlichen Weisheit Dessen, der ihnen die wunderbare Bewegung gab, deren Urgrund so dunkel ist. — Der Himmel endlich, am Tage leuchtend im hellen Azur, gekrönt mit der Sonne goldenen Strahlen, des Nachts mit dem funkelnden Sternenkranz, sie werden in seiner frommen Dichterbrust die heilige Sehnsucht nach dem allerhöchsten Gute, das seinen

treuen Dienern Freuden und Wonnen bereitet hat, die für den beschränkten Geist namenlos sind!

Wer sollte nicht von so lieblichen Gemälden hingezogen werden, von so heiligen Gefühlen, von so himmlischem Troste!

Wie kostbar sind die Schönheiten der Poesie, wenn sie **solche** Gegenstände zieren und schmücken! —

Engelsharfen-Lieder.

(Aus; Angelius Silesius als Convertite, als mystischer Dichter und als Polemiker von Dr. Patricius Wittmann.)

Johannes Scheffler, als lyrischer Dichter ruhmvoll bekannt und genannt „Angelus Silesius", ist zu Breslau in Schlesien im Jahre 1624 von protestantischen Eltern geboren. Er studirte mit Eifer Philosophie und Medicin, erlangte in beiden den Doctorgrad „aus höchsten sonderlichen Ehren", und war zuerst Leibarzt bei dem Fürsten von Würtemberg-Oels und dann bei dem Kaiser Ferdinand III. — Neunundzwanzig Jahre zählend, trat er im Jahre 1653 zu der katholischen Kirche zurück, rechtfertigte diese seine That in einer eigenen Schrift: „Gegründete Ursachen" u. s. w. und ward später Mitglied des Jesuiten-Ordens, dessen herrlich leuchtende Zierde er gewesen.

In seinen religiösen Liedern zeigt er sich in seiner innerlichsten wahrsten Gestalt: sein Gemüth offenbart sich uns in denselben mit seiner ganzen Wärme und Liebe, und seine Seele mit ihrer ganzen engelhaften Gottinnigkeit; er erscheint da ganz als Angelus, als der von Liebe erfüllte Johannes. Aber gleichwie die Cherubine Gott nicht nur unendlich lieben, sondern auch schauen und trunken sind von ihm; so erschaut auch Angelus, ähnlich dem Adler des heiligen Johannes, in seinem „Cherubinischen Wandersmann" Gott und das Göttliche, bis zur Gott-Trunkenheit.

In seinem Liederbuche: „Heilige Seelenlust" zeigt er sich als einen der gemüthreichsten, seelenvollsten christlichen Lyriker, der nichts fühlen und nichts singen will, als — die Liebe seines Christus. Deshalb schreibt er ihm auch seine Lieder zu mit den Worten: „Jesu Christo, dem Liebwürdigsten unter allen Menschenkindern, dem Könige, dem Gott, dem Anfänger und Vollender aller Liebe, dem einzigen Ziel und Ende aller liebenden Herzen, seinem höchsten Gut

und seiner ewigen Seligkeit, übergiebt zum Zeugnisse seiner Liebe mit aller möglichen Demüthigkeit und herzlicher Begierde, ihn über Alles abgründlich, ewiglich zu lieben, diese aus seiner Liebe entsprungenen und gesungenen Hirtenlieder, Seiner Heiligkeit allerunwürdigster Liebhaber!“ — Damit hat der Dichter selbst am besten bezeichnet, was die Lieder seiner liebenden Seele bedeuten sollen.

Er singt die Liebesehnsucht, die Liebeswehen und die Liebeseligkeit der bräutlich ihrem Bräutigam entgegenharrenden, seufzenden, klagenden, jauchzenden Seele; er singt die heilig-süßeste Liebe Jesu Christi und für diese Liebe. Alles ist in diesen Liedern so einfach und doch so prächtig, so kindlich und doch so feurig, so glühend und doch so zart, so natürlich und doch so edel, so blüthereich und lieblich und doch so innig und tief, daß man wohl sagen kann: wenige Dichter hätten das reine Wesen und den rechten Ton des Liedes, und zwar des geistlichen, überhaupt so treffend erfaßt und dargestellt, wie Angelus Silesius. — Viele von seinen Liedern sind darum auch die schönsten Zierden kirchlicher Gesangbücher geworden.

Diese Lieder sind auch für jede christliche Seele. Denn nicht in künstlerischer Schul-Poesie, nicht mit gelehrten Reflexionen des Verstandes, sondern in den schönsten Naturklängen läßt Angelus Silesius die vollen Saiten seines kindlich frommen Gemüthes ertönen, zu einer großen Harmonie der Liebe Jesu Christi durch alle Modulationen eines leidenschaftlich erregten Gemüthes hindurch.

Alle Lieder zusammen bilden gleichsam Eine große Symphonie, und jedes einzelne ist nur ein Seufzer, ein Sehnen, ein Suchen, ein Klagen, ein Hoffen, ein Finden, ein Jubel, ein Genießen, ein Jauchzen und Frohlocken. —

1. Vernehmen wir Einiges aus den Liedern der Sehnsucht! — Zuerst singt nämlich die bräutliche Seele des Angelus die wehmüthigen, liebzitternden, ahnungsvollen Lieder ihres ängstlich harrenden, inbrünstig verlangenden, schmachtenden Herzens:

Wenn ein Turteltäubelein
In der Wüste seufzt und girrt,
Wenn es sich befindt allein
Und von seinem Lieb' verirrt:
Also ächzet für und für —
Jesu, meine Seel' nach dir!
Meine Seel' ist ja die Braut,
Die du dir hast selbst erkor'n,
Die dein Vater dir vertraut
Und dein Geist hat neugeborn;

Ach, wie muß sie so allein
Und ohn' ihren Bräut'gam sein!

Sie ruft Ihn, denn sie möchte vergehen vor Liebesgier, und „er allein ist ihre Lust"; ohne Ihn ist ihr Alles — Nichts! Darum sucht sie Ihn in aller Welt. — Aber sie seufzt:

Ach, mir armen Elenden!
An aller Welt Enden
Hab' ich gesucht, und find' dich nicht!

Dennoch will sie nimmer ablassen, Jerusalem zu schauen; sie will fragen nach dem Gezelt ihres Geliebten, und man wird ihr sagen: „Auf Sion hat er sein Gezelt!" — O, wie freut sie sich schon auf Ihn! Doch immer noch kommt ihr Geliebter nicht.

Alles wird erquickt,
Nur ich muß ohn' Labsal sein
In meiner großen Liebespein!

Tag und Nacht hat sie geseufzt und „ist nun matt und stirbt schöner"; aber:

Muß es ja gestorben sein,
So wisse, daß ich dich gleich viel
Ob ich schon todt bin, lieben will!
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
Bis mir das Herze bricht!

Sie wäre so bereit, Alles, selbst des Himmels Pracht, hinzugeben:

Wenn ich dich nur kann gewinnen! —
Jesus Christus soll allein
Ewig ihre Liebe sein!

Darum ruft sie Ihn auch wieder mit den allersüßesten Namen, und fragt bei allen Creaturen nach ihrem Allgeliebten, „die Wiesen und die Matten, die Blumen alle mannigfalt; die Quellen und Bächlein, die Haine und die Wälder, die Ebenen und die Felder und alles Gefieder; die Berge und Thäler, und die Sonne und die Sterne." — Aber sie klagt:

Ach Gott, wo soll ich weiter fragen?
Er ist bei keiner Creatur!

Und doch erhebt sie sich zur Hoffnung wieder:

Ich muß mich über Alles schwingen,
Muß mich erheben über mich.
Dann, hoff' ich, wird mir's wohl gelingen,
Daß ich, o Jesu, finde dich!

In dieser Hoffnung sehnt sie sich, daß Christus in ihr geboren werden möge, und kann es kaum mehr erwarten. Sie seufzet:

Der Leib wird matt, die Seel' ist schwach,
Die Augen steh'n voll Thränen,
Der Mund verblaßt, ruft ach und ach,
Das Herz ist voller Sehnen:
O Jesu mein,
Der du allein
Mich herzlich kannst erquicken;
Verzieh' doch nicht,
Mit deinem Licht
Mich gnädig anzublicken! —

2. Vernehmen wir nun einige Lieder seines Seligseins im Finden Jesu, ihres göttlichen Bräutigams. — Die Seele ahnt schon sein Kommen, schmückt sich festlich und jauchzt ihm entgegen. Sie möchte gern selbst Maria sein und singt den Preis der hochbegnadigten Jungfrau Maria:

Kommt ihr Töchter und Jungfrauen,
Eine Königin zu schauen,
Die Ihm Gott hat selbst vertraut,
Seine Tochter, Mutter, Braut!
Schaut die Fürstin, die er liebet,
Der er gänzlich sich ergiebet!

Und dann gleich, als ob sie die Seligkeit Maria's, der Gebenedeiten des Herrn, selbst empfände, singt die Seele die „Geburt des Jesulein", dessen Liebe und Holdseligkeit, und liebkoset dasselbe mit Wonne-Seligkeit, opfert Ihm das Gold ihrer Liebe, den Weihrauch der Andächtigkeit und die Myrrhen der Zähren und ihr ganzes Herze; ja sie grüßt Ihn mit den schönsten Grüßen. — Doch das Alles genügt Ihr nicht; sie möchte herzlichst Ihn umarmen, bricht in den lautesten Jubel aus über seine Geburt, und alle Welt soll mit ihr frohlocken: „Gott in der Höh' sei Lob und Ehr'!" und soll ihr Entzücken theilen über dies Jesulein; denn:

Es bringt uns alle Seligkeit,
Die Gott, sein Vater, hat bereit.

Sie weiß gar nicht, mit welchem anmuthigen Gegenstand sie die Schönheit dieses göttlichen Kindes vergleichen soll; die Blumen allzumal, ja die Sonnen, selbst die Seraphim sind ihr zu geringe.

Nun schau', ich finde nichts! Weil ich's doch an soll zeigen,
So sag' ich klar und frei, daß du, o Jesu Christ,
Die ew'ge Schönheit selbst und unvergleichlich bist:
Drum ist es besser schweigen!

O daß das göttliche Jesulein nur gänzlich ihrem Herzen gehörte, ganz in ihm lebte!

Es sehnet sich ganz inniglich
Dir wieder einzuleiben,
Und deinem Herzen ewiglich
Ein treues Herz zu bleiben:
Drum nimm es hin, o Jesulein,
Laß' es sein
Eins mit deinem Herzelein!

Doch ein gar wehmüthiges „Aber?“ scheint die Zuversicht ihrer Erwartung zu dämpfen; denn sie fragt bang und scheu:

Wer wird mir, mein Herze! das Jesulein geben? —
Heiliges Leben! —
Wie mach ich es, daß ich Ihn heute noch finde? —
Eile geschwinde! —

Und nun hat sie das gnadenhuldige Christkind in Bethlehem gefunden, ihren allersüßesten Bräutigam, und jubelt auf in dem herrlichen Liede:

Nun freut euch, ihr Hirten, mit mir,
Ich habe den Bräutigam hier!
O glückliche Stunden,
Nun hab' ich gefunden,
Den ich gesuchet mit steter Begier!

Sie weiß vor Freude nimmer, was sie zuerst preisen soll: — Seinen Namen etwa? — Sie singt ihn, diesen erhabensten und herrlichsten der Namen, Jesus:

Name, den man preiset,
Dem man Dienst erweiset,
Dem die Welt sich beuget
Und der Himmel neiget,
Den, was drunten lebet,
Fürchtet und erhebet:
Jesus, du alleine
Bleibest, den ich meine!

Aber obgleich sie alles Liebliche des Himmels und der Erde mit Ihm vergleichet; sie glaubt doch nicht die Süßigkeit desselben zu erreichen, wie sie auch nicht Worte genug findet, um die Anmuth ihres Bräutigams nach Würden zu besingen.

Unbegreiflich ist ihr die überschwengliche Liebe eines solchen Bräutigams, der sie unendlich mehr geliebt, als sie Ihn. Nun aber möchte sie verschmachten vor Liebesbegier; sie möchte verwundet sein von dem Liebespfeile ihres Geliebten. Sie möchte gänzlich von ihm entflammt sein, möchte in ihn verschmelzen in glühendem Fluß. Wie sollte noch weltliche Liebe in ihr wohnen können; weit, weit weg

hat sie den Weltsinn gejagt, und herzlich bedauert sie Jeden, der ihm noch zu Füßen fällt, und jammert:

Ach, daß ich doch
Nicht nach dem Joch
Des kleinen Jesu trachtet!

Denn sie, die Seele, die von göttlicher Liebe trunken athmet, kann nur Jesu mehr gehören:

Ich bleib' nun gänzlich dein
Huldseliges Jesulein,
Du hochgeliebter Knabe:
Ich liebe dich
Allinniglich
Beständig bis zum Grabe! —

3. Belauschen wir nun die Seufzer ihrer Schmerzen, ausgehaucht von ihrem Mitleid mit der allertiefsten Erniedrigung und der blutigen Passion Jesu. — Ihre Wonne ist nur allzubald zu Ende, denn sie ahnt und schaut die Leiden, den bitteren Tod ihres Geliebten, den er, ach! ihretwegen auf sich genommen. Es durchzuckt sie peinvollster Schmerz, wie sie die Beschimpfung und Qual ihres Bräutigams erblickt; sie jammert darum:

O große Noth!
O großer Spott,
Den mein Heiland leidet!
Der die ganze weite Welt
Schmücket, ziert und schön erhält,
Jesus wird entkleidet!

O Herzeleid,
O Traurigkeit!
Daß er dieß muß leiden
Ursacht nur mein Ungeduld,
Mein Entblößung und die Schuld
Meiner schnöden Freuden!

Tiefer wird ihr Schmerz und beredter noch, da sie ihren Bräutigam sein Kreuz tragen sieht. Sie ruft allen Seelen zu, sein Elend zu schauen und sein Leiden, und mit ihr den Jammer zu theilen. Doch gerne empfindet sie diese Pein, denn sie weiß:

Niemand kommt zur ew'gen Freuden
Ohne Christi Kreuz und Leiden:
Wer nicht hilft sein Kreuze tragen,
Darf nicht nach der Hochzeit fragen
Mit dem Himmelsbräutigam!

In diesem Gedanken schöpft sie dann auch die Kraft, den gekreuzigten Bräutigam zu schauen, den grausamlichst Zerschlagenen und

Gemarterten. Ihr Schmerz ist unaussprechlich; und dennoch faßt sie wieder Muth:

Verzage nicht! — Er hat
Bezahlet deine Missethat:
Schau', er neigt sich, dich zu küssen,
Will dich um und bei sich wissen!

Ja, in großartiger Wehmuth erhebt sie sich voll heiliger Todessehnsucht und ruft sich zu:

Ach, steig' hinauf — und stirb mit ihm,
Wie ein verliebter Seraphim! —

Allmälig bemächtigt sich ihrer ein gemischtes Gefühl von tiefer Seelen-Trauer und hoher Seligkeit bei'm Anschauen dieser Leiden ihres Heilandes. In seinen heiligen Wunden weiß sie ihre Schuld begraben und ihr Heil erblüht. Darum diese freudige Wehmuth, diese wehmüthige Freude. Leben, verbleiben möchte sie in diesen heilduftenden Wunden, in denen sie allein gesunden kann. Ihre einzige Sehnsucht ist daher, Gnade zu finden:

Die Zunge bebt und spricht nicht viel,
Das Haupt sinkt zu der Erden,
Die Thränen sagen, was ich will!

Wie inbrünstig küßt sie daher die heiligen durchbohrten Füße, wie sehnsuchtsvoll sieht sie hinauf zu den schmerzhaft ausgespannten Armen, von denen sie die Ueberzeugung in sich trägt: daß sie nur so grausam ausgespannt sind: um die Braut um desto zärtlicher umarmen zu können. Und doch — w e r hat ihm solch' Leid gethan?

Ach weh, — ich, ich, mit meinen Sünden,
Ich, — ich — hab's selbst gethan!

Das will sie erdrücken; Thränen jedoch werden ihr helfen und seine gebenedeiten Wunden. — In diese möchte sie nun gänzlich versinken und Alles von ihr ertrinken lassen, was Gott dem Herrn noch widerstrebt. Mögen denn die Augen ihres Geliebten erlöschen, mag sein Haupt geschändet, mag sein Herz durchstochen sein: sie weint; aber sie ist selig in diesem Leiden, denn aus allen diesen Wunden fließt ihr in Strömen das Heil. Ein B i e n l e i n möchte sie nur sein auf diesen Rosenwunden:

Nimm mein Gemüthe, Geist und Sinn,
Leib', Seel' und was ich habe;
Nimm Alles gänzlich von mir hin,
Gieb mir nur diese Gabe:
Daß ich mag stets ein Bienlein,
Herr Christ, auf deinen Wunden sein!

Wie ein Hirsch nach Wasserquellen, dürstet sie nach dem Wasser des Herzens Jesu. Diese herzinnige Sehnsucht der Seele ist aber verbunden mit Resignation, „da ihre Lieb' gekreuzigt ist". Sie bezeugt von sich:

Ich lebe nun nicht mehr, denn Christus ist mein Leben,
Und meine Liebe ist gar mit ihm an's Kreuz gegeben!
Es wisse nun die ganze Welt,
Daß mir nichts mehr an ihr gefällt.
Weil meine Lieb' gekreuzigt ist!

Ja sterben möchte sie für Ihn, der für sie gestorben, und in seinem Herzen begraben sein. Darum hat sie nur noch das einzige Wort:

Ach nimm, ach nimm dies Leben hin,
Ich ruh' nicht, bis ich bei dir bin!

und nur Einen Wunsch flüstert sie zu dem Gottheiland:

Ich will, o Gott, mit dir
Sein begraben für und für,
Bis ich auferstehe!

oder nur unter dem heiligen Kreuz auf Golgatha möchte sie für und für bleiben, denn:

Selig, wer sich suchet Raum
Auf den grünen Friedensmatten,
Bei des heil'gen Kreuzes Baum
Sitzend unter seinem Schatten! —

4. Lassen wir uns nun auch in's Herz klingen ihren Siegesjubel ob der glorreichen Auferstehung Jesu und seiner Verherrlichung! — Wahrlich selig, dreimal selig ist des Dichters Seele! — Denn siehe, wie sie das Kreuz umrankt und an den Begrabenen denkt, durchdringt ein freudiges Zittern und Beben, hohe, hehre Ahnung, ihr Innerstes, und sie schaut das heilige Kreuz des Lammes Gottes als Siegesfahne in der Hand des herrlich Auferstandenen. Ihm jubelt sie laut sein Entzücken, ihr frohlockend Siegeslied entgegen:

Nun ist dem Feind zerstöret seine Macht,
Der Tod ist todt,
Und uns das Leben wiederbracht:
Singet und klingt,
Hüpfet und springt,
Jubilirt,
Unser Jesus triumphirt!

Sie lobt ihn und dankt ihm mit unbeschreiblicher Wonne und fordert alle Welt auf: „Triumph!" zu rufen dem glorreichen Ueber=

winder. Bis die Saiten springen möchte sie ihm musiciren süßiglich und feierlich mit allen Instrumenten:

Denn er hat
Mit der That
Uns erlöset von dem Feind:
Er hat ihn überwunden,
Gefangen und gebunden,
Hat ihn gemacht zu Schanden,
Ist herrlich auferstanden:
Triumphiret
Und regieret,
Hilft uns kämpfen,
Daß wir dämpfen
All's, was feindlich wird verspüret!

Doch, das Alles genügt ihr noch nicht; sie will selbst auch mit ihm auferstehen, und fleht darum zu ihm:

Ach Jesu hilf', daß ich auch aufersteh'
In deiner Kraft
Und in die ew'ge Freude geh';
Bleibend bei Gott,
Sicher vor'm Tod,
Dich und ihn
Lobend wie ein Seraphin!

Und weil sie durch ihn auferstanden ist, verlangt sie immer noch mehr; sie will den hochherrlichen Osterfürsten auch in ihrem Herzen haben und seine Gnaden=Gegenwart genießen; sie räumt auch wirklich ihr Herz ein und bittet:

Komm', es soll in Jedem nun
Deinen liebsten Willen thun!
Komm', ich räume d i r es ein,
Ewig soll's dein eigen sein!

Nimmer will sie Ihn lassen, sondern voll zärtlicher Liebe, mit besorglichem Eifer will sie Ihn halten, damit er nicht von ihr scheide; gleichwohl singt sie Ihm freudigst bewegt nach, da er nicht länger mehr auf der Erde verweilen kann, sondern hinauf muß zu seinem Vater, um zu dessen Rechten zu sitzen. Zugleich weiß sie, daß er in den Himmel auffährt, auch i h r dort eine Stätte zu bereiten.

Er triumphiret wie ein Held,
Der alle Feinde hat gefällt!

Doch dieser ihr Jubel erweits sich ihr als viel zu geringe, denn alle Himmel sollen den Sieger empfangen:

Seid fröhlich, ihr Himmel,
Macht heil'ges Getümmel,
Eröffnet die Pforten,
Laßt eure Trompeten auf's kräftigste hören,
Auf daß ihr empfanget den König der Ehren! —

5. Nun müssen wir auch noch den Heimweh-Liedern dieser gotteigen Seele unsre Aufmerksamkeit widmen. — Da ihr Bräutigam in seiner himmlischen Herrlichkeit wohnt und thront, so will sie nicht mehr länger in den Niederungen der Zeit verweilen; hinauf, heim will sie; doch aus eigenen Kräften kann es ihr nimmer gelingen. Darum ergießt sie ihr frommes Begehren nur noch in den einzigen Gebets-Seufzer:

Zeuch auch mein Herz hinauf zu dir,
Daß es erhöht sei für und für,
Zeuch mich nach dir!

Wie sollte sie auch nicht einen mächtigen Zug empfinden nach ihm, der „ihr Nordstern" ist. Sie möchte gänzlich an ihn, in ihn gezogen werden. Nimmer begehrt sie zu leben, soll sie außer ihm verweilen. Mit Inbrunst bestürmt sie Ihn daher, ihrem Schmachten ein Ende zu machen, mit den Worten:

Mach' ein Ende dem Verlangen,
Das ich hab', dich zu umfangen;
Zeuch mich, liebster Jesu, hin,
Wo ich um und bei dir bin:
Daß ich lebe, wo ich liebe,
Und nicht länger mich betrübe!

Und da sich ihr Stern, ihre Sonne, ihr Licht noch immer vor ihr verbirgt, so leidet sie unsagbare Pein, ja sie möchte sterben vor Herzeleid, sie ist schon halb gestorben. Wenn er nicht kömmt und sie mit heimnimmt, so ist Er ihres Todes Schuld, dieweil er selbst zur Liebe gereizt hat. Sie ruft daher die Engel an, dem göttlichen Bräutigam zu melden, wie elend sie darnieder liege, und wie nur Er allein ihr Hilfe zu bringen vermöge! O daß sie nur sterben könnte, dann wäre sie doch bei Ihm; aber so sehr lange dauert ihre Pilgerfahrt; o daß ihr letztes Stündlein schlüge!

Doch jetzt besinnt sie sich, wie sie Ihn sicherlich bewegen dürfte, sie zu erhören. Sie erinnert Ihn, daß Er sich ihr verlobt habe mit theuerstem Verlöbniß:

Lieber Bräut'gam, denkst du nicht
An die theure Liebespflicht,
Da du dich mit tausend Wunden
Meiner Seele hast verbunden!

Und so kann sie nicht begreifen, wie er sie noch allein lassen kann — und macht ihm so zu sagen einen Vorhalt:

Bin ich dein und bist du mein,
Warum läßt du mich allein?
Warum willst du mich, mein Leben,
Nicht alsbald zu dir erheben?
Denke doch, o Gottes-Lamm,
Daß du bist mein Bräutigam:
Denke, daß dir's will gebühren,
Deine Braut zur Ruh' zu führen!

Während sie so zärtlich in ihren Bräutigam dringt, fühlte sie sich schon selig, wenn sie nur sein holdes Antlitz schaute. Endlich ermuthet sie sich durch die Hoffnung und beruhigt sich:

Hinweg mit Furcht und Traurigkeit,
Hinweg mit Zweifel, Angst und Leid,
Ich will nun haben guten Muth
Und hoffen auf das höchste Gut!
Ob ich zwar jetzo muß allein
Gleich wie ein Turteltäublein sein,
So wird er doch zu seiner Zeit
Ersetzen dieses kurze Leid! —
Drum, wenn mir gleich das Herze bricht,
So will ich doch verzagen nicht!

So sehr ist sie des sichern Besitzes ihres Bräutigams bewußt, daß sie nun fast mit muthwilliger Freude ihm zuruft: „Er möge nur fliehen, wohin er wolle, immerhin werde sie ihn doch erreichen!“ — Dabei ist ihr aber immer klarer geworden, was sie thun muß, um zur Ruhe zu gelangen!

Liebe Jesum — und sonst nichts, —
Meine Seele, so geschicht's!
Jesum lieben — und allein, —
Ist so viel als selig sein!

6. Endlich hören wir auch die himmelssüßen Klänge ihrer Sakraments-Lieder. — Unaussprechliches Hochgefühl ergreift die Seelen bei dem Gedanken, daß sie Jesu göttlichen Mund berühren dürfe:

Und ob sich zwar die Seraphinen,
Ihn zu berühren nicht erkühnen,
Schätz' ich doch mich dazu geboren,
Weil Du mich hast zur Braut erkoren!

Drum flammt ihr Herz und brennt von seiner Liebe, es dürstet und lechzt nach dem Kusse seiner Liebe, dieser Liebe, die so unaussprechlich selig macht, in deren Wonne sie schwelgt bis zur Trunkenheit:

Wie süße, Jesu, o wie süße,
Wirst du mir sein, wenn ich in dir
Genießen werde für und für
Der ew'gen Gottheit ew'ge Küsse.
Wenn ich mit Gott ein einig Ein,
Mit Dir, mein Schatz, werd' ewig sein!

Vergehen möchte sie in unendlicher Liebesbegier nach Ihm, und immer mehr möchte sie noch entzündet und entflammt werden. Denn sie will ja gar nichts, als nur ihren Jesus lieben. Sie möchte nur ein „Blumenkrug" sein, damit diese allerschönste Blume recht tief hinein in sie wurzeln und ihre Früchte bringen könnte.

Wie aber soll sie Jesum einpflanzen in ihr Herz, das verschmachten möchte aus Sehnsucht nach Ihm?

Ach, sie hat das Wie? gefunden! In dem allerheiligsten Sakrament des Altars ist Er, der Gottmensch, gegenwärtig, und in diesem gnadenreichsten Sakrament darf sie Ihn auch genießen. — O diese selige Nähe, wie steigert sie ihr Verlangen, ihre Inbrunst, ihr glückseliges Vorgefühl! Dieses Himmelsbrod, diese Seelenspeise, diesen Gottgenuß möchte sie kosten, um Ihren huldigen Gottheiland in der Seele zu küssen. Ihr Herz will zerfließen, ihr Geist ist ganz außer sich selber, vor innigster Liebesbegier, dieses Manna zu essen. Welche Freude muß es sein, wenn Jesus einzieht in's Herz!

Sie bereitet Ihm darum dieses Herz gleich einem Garten; wie einer Braut des Eingebornen Sohnes Gottes gebührt, will sie sich schmücken und zieren. Nicht mehr jedoch genügt sie ihr selber, um sich jungfräulich rein ihrem göttlichen Bräutigam darzustellen. Alle Heiligen des Himmels ruft sie darum an, ihr beizustehen:

Kommt Alle, kommt und helfet mich
Zubereiten würdiglich,
Daß ich noch mög' auf dieser Erden
Ihm ganz und gar vermählet werden!

Von Maria, der Himmelskönigin, „die den nächsten Sitz bei Christo überkommen", will sie die:

Demüthigkeit
Und jungfräuliche Würdigkeit,
Mit welche sie Ihn hat bewogen,
Daß Er in sie ist eingezogen!

Von allen Chören der Engel, die am Throne des Allerhöchsten stehen, ihn anbeten und seiner Befehle harren, will sie die Gluth, und die Pracht und die Herrlichkeit:

Ihr Engel alle helft mich zieren!

Von den Aposteln verlangt sie den Beistand, von den Martyrern die Stärke, von den heiligen Vätern den Glauben und die Hoffnung, daß sie würdiglich ihrem Bräutigam entgegengehen könne und:

Daß sie sich Jesu zeigen könne!

Von den Jungfrauen allen, die dem Lamme sich geopfert und Jesu, ihrem Seelen-Bräutigam, nachfolgen, erbittet sie sich ihr weißes Kleid, ihre unbefleckte Reinigkeit; von allen andern Verklärten aber, die zum Herrn eingegangen, ihre himmlische Liebesbegier, daß sie sich frei darf unterstehen, einzugehen in seine Kammer voll der Gnaden.

Indeß — auch das genügt ihr nicht; — sondern auch den himmlischen Vater und den heiligen Geist ruft sie um Beistand an:

Du aber, an dem allermeist
Das ganze Werk gelegen,
Du großer Gott, du heil'ger Geist,
Sprich Du hinzu den Segen:
Trau' Du mich selbst dem Bräutigam,
Dem honigsüßen Gotteslamm,
Daß ich sein's Mundes Kuß genieße
Und ewiglich davon zerfließe!

So festlich geschmückt und bräutlich bereitet, empfängt sie endlich Jesum, den „hochverlangten Gast". — Sie weiß sich kaum zu fassen, noch weniger begreift sie, wie die allerhöchste Majestät sich so tief neige, daß der Gottessohn in ihr einen Thron sich suche! — Was soll sie thun für solche Gnade, für solch' unendliches Erbarmen:

Wie vergelt' ich solche Pflicht?
Was für Ehr' erzeig' ich dir,
Daß Du selber kommst zu mir?

Sie wirft sich vor solch' unermeßlicher Liebe in den Staub auf die Kniee nieder und opfert sich Ihrem Jesus gänzlich auf:

Nimm mein Herz, o Jesu, an,
Und was ich hab' und was ich kann:
Denn mit hunderttausend Zungen
Wirst Du nicht genug besungen!

Ueberschwängliches Gefühl ergreift sie über die hohe Würde; nimmer hält sie den Strom ihres seligen Jubels zurück, sondern bricht aus in das erhabene Lied Maria's:

Meine Seel' macht groß den Herrn!

Aber wie soll sie ihre Lieb' und ihren Dank in Worte fassen? — Und doch ist ihr das Herz so voll:

Dein' ew'ge Liebe zwinget mich,
Mein Jesu, hoch zu lieben Dich!
Ich flamm' und brenn' allein nach Dir,
Mit unaussprechlicher Begier:
O Du herzgeliebter Gott!
Wenn mir tausend Herzen blieben,
Wollt' ich Dich mit allen lieben!

Immer wieder und wieder kommt sie auf diesen Gedanken zurück, Ihn zu lieben mit ganzer Seele, Ihm allein anzugehören; ist Er doch ihr Eins und Alles. O dürfte auch sie Ihm Alles sein:

Auch all' mein Dichten, Trachten, Sinnen,
Und Alles, was ich kann beginnen,
Geht nur nach meinem Jesu hin!

Ihn allein will sie, in Jesu allein ist ihre Seligkeit beschlossen:

Ich frage nun wenig mehr nach dem Himmel,
Nach Eden's Lust und Weltgetümmel;
Du bist mir eine ganze Welt;
Du bist der Himmel, den ich meine,
Das Paradies, das mir alleine
Vor allen andern wohlgefällt!

Wie könnte sie indeß ihre Wonne, ihren Jubel auch noch für sich allein behalten?! — sie muß dieselbe mittheilen und jubilirt nun mit den Hirten im schönsten Wechselgesang über ihre Seligkeit. — Da mischt sich eine hehre Stimme in die fromme Liedesweise, und hoch entzückt erkennt die Seele ihren Bräutigam, der ihr zärtlichst zuruft:

„Bleib' beständig und getreue,
Liebentzückte Schäferin,
Bis ich völlig dich erfreue
Und dich grüße, Königin!"

Voll freudigster Entschiedenheit antwortet ihm die Seele:

Ja, ich will beständig bleiben,
Allerliebster;
Meine Seele soll allein
Nur in Dich verliebet sein!

Dann vereint sie ihre Stimme mit den Hirten und singt ihrem lieben Jesus ein gar süßes Hirtenlied:

Ihm sei Lob von allen Zungen,
Und vom Gräslein auf der Au,
Seine Güte sei besungen
Von dem Tröpflein in dem Thau!
Ihm sei Preis und Herrlichkeit
Jetzo und in Ewigkeit!

Auf's Neue singt sie wieder ein Lied ihrer Ergebenheit. Denn sie kann nimmer müde, nimmer fertig werden, die Güte, die Liebe, die

Süße, die Herrlichkeit ihres Bräutigams zu preisen und zu verkündigen, sich an ihr zu erlaben und neue Seligkeit zu trinken. Sie stimmt ihr Saitenspiel zu einem rührenden Liede des Dankes, wie:

Liebe, die Du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,
Liebe, die Du mich so milde
Nach dem Fall hast wiederbracht:
Liebe, Dir ergab ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Bald überquillt ihr Herz von der Lust, welche sie in ihrem süßen Jesu fortwährend hat, mit dem nichts zu vergleichen und den allein sie in allem Schönen als Schönsten, als Quelle der Schönheit mit trunkenem Auge schaut. Kaum weiß sie mehr, was sie zuerst an ihm preisen soll: seine Liebe oder seine Herrlichkeit? — Aber das weiß sie, daß sie unendlich selig **in Ihm** ist. — Deßhalb ruft sie nun auch alle Hirtinnen zusammen, daß sie Ihn preisen mit neuen jauchzenden Liedern, weil er sie, die Arme, so sehr erhöht hat:

Nun singet und klinget, dem Höchsten zu Ehren,
Erschallet mit Freuden den besten Gesang!
Laßt Alles, was lieblich und künstlich ist, hören,
Dem allerbarmherzigsten Jesu zu Dank!
Bringt Palmen und Myrthen,
Ihr Nachbarn und Hirten!
Bringt Blumen und Maien,
Bringt Flöten, Schalmeyen,
Auf daß wir Ihn krönen und loben mit Klang!

Immer höher steigt ihr Lied, immer lauter tönen ihres Herzens Saiten, immer herrlicher wogt ihr Preisgesang in dem: „Jesu, dich loben wir!“ und in dem:

Mein König und mein Gott,
Dir jauchzet meine Seel'!

Und sie singt fort und fort, bis sie aus dem Freuden-Choral aller Creaturen sein Lob verkündigt:

Auf meine Stimm' und Saitenspiel!
Laß' Jesu zu Ehren
Dich hurtiglich hören
Und mache seines Lobes viel:
Musicire, figurire,
Laß' es schallen,
Daß die Wälder wiederhallen!

Ihm singt und klingt die ganze Welt,
Ihn loben gar schöne
Mit süßem Getöne
Die Vöglein auf dem grünen Feld:

Alle schwirren,
Schrei'n und girren,
Alle preisen
Gott das Wort mit ihren Weisen!

Ihm saust und summt es überall;
Ihm wehen die Winde
Bald heftig, bald linde,
Ihm redet mancher Berg und Thal:
Alle Lüfte,
Alle Grüfte,
Die erschallen
Ihrem Schöpfer zu gefallen!

Ihm hört man oft früh und spat
Die Lämmlein bläckern,
Die Zieglein mäckern
Und tönen All's, was Athem hat:
Alle Felder,
Alle Wälder
Sind voll Stimmen,
Die Ihn stets zu loben glimmen!

Die Schäfer gleichfalls jung und alt
Erfüllen die Maiden (Matten)
Mit merklichen Freuden,
Und loben Ihn gar mannigfalt:
Hin und wieder
Hört man Lieder
Von Ihm singen,
Pfeifen, Hörner, Geigen klingen!

Drum schweig' auch du nicht, meine Seel'!
Sei hurtig zu singen,
Die Saiten zu schwingen,
So lang du lebst in deiner Höhl':
Laß' dich hören,
Ihm zu Ehren
Tön' und schalle,
Daß Wald, Feld und Berg erschalle!

Wie nun die Seele mit allen Glückseligen im Anschauen Gottes droben und mit allen Creaturen auf der Erde Ihrem Bräutigam hat singen wollen, so schwingt sie sich nur noch auf in die Seligkeit aller Himmel und will sich mit ihnen in den Abgrund der Liebe Christi versenken und schweigt — in himmlischer Verzückung. Hat sie doch Ihrem Jesu gesungen unendlichen Gesang, bis daß die Saiten sprangen. Mit den himmlischen Chören wollte sie die Lob-Lieder ihrer Huldigung vermischen,

gepriesen hat sie mit ihren Weisen die Liebe Jesu, wie die Himmel wollte sie Ihm frohlocken. Darum hat sie denn auch die Himmel selbst angerufen, einzustimmen in ihren irdischen Gesang, und wahrlich — himmlische Melodien haben sich in ihm ergossen! Denn Ihr Jesus durchgeistete sie, den sie so inbrünstig gebeten:

O Jesu, mache mich weise,
Daß ich Dich würdig preise;
Laß' meines Herzens Seiten
Durch Deinen Geist bereiten:
Befeuchte meine Seele
Mit Deiner Gottheit Oele,
Daß ich Dich würdig preise:
O Jesu, mach' mich weise!

Sind **das** nicht Lieder wie von Engels-Harfen?

Nur Jesus Christus konnte sie auch lehren diesen Himmels-Gesang, diese „heilige Seelenlust, die wirklich allen Ihn liebhabenden Seelen zur Ergötzlichkeit und zur Vermehrung ihrer Liebe" gedeihen muß. — Aber auch nur die Seele eines Angelus Silesius, eines Engels, konnte den Engels-Chören in dem Himmel solchen Gesang ablauschen, konnte ihnen aus ihrer eigenen Tiefe solche Lieder nachsingen!

So viel ist gewiß, daß in diesen Liedern Alles Leben, Alles Liebe, Alles Innigkeit und Gluth, Alles Andacht und Seligkeit ist. Man könnte sagen: „sie haben eine lebendige Liebeseele in sich, wie sie aus einem solchen hervorgegangen sind!"

Innigsein in Gott.

Der Vater im Himmel.

(Aus: Das in Beispielen erklärte Vaterunser.)

1. Der heilige Franziskus von Assisi wurde, weil er den geistlichen Ordensstand erwählte und all sein Vermögen an die Armen verschenkte, von seinem Vater enterbt.

Durch dieses an ihm begangene Unrecht wurde aber der Mann Gottes durchaus nicht niedergebeugt; vielmehr sprach er getrosten Muthes: „Recht so! Da ich nun keinen irdischen Vater mehr habe, so kann ich um so füglicher beten: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!" —

2. St. Franziskus begab sich zu dem Papste Honorius nach Rom, um von ihm die Erlaubniß zu erholen zur Gründung des Franziskaner-Ordens, oder vielmehr die Bestätigung dieses Ordens, der nur vom Betteln leben sollte.

Da sprach das Oberhaupt der Kirche: „Franziskus — Ihr habt Alle zusammen Nichts! wie werdet ihr denn leben? wovon werdet ihr euch ernähren?"

Und St. Franziskus gab ihm zur Antwort: „„Wahr ist's, wir sind von einer dürftigen Mutter, denn wir haben die heilige Armuth erwählt; aber wir haben einen gar reichen Vater, der im Himmel ist, und dieser wird uns ernähren!"" —

3. Der heilige Bonaventura erzählt von St. Franziskus: Als er von seinen Brüdern gefragt wurde: „welche Tugend uns zumeist bei Gott angenehm mache?" gab er zur Antwort: „„Die Armuth! denn sie ist der Weg zum Heile, die Quelle der Demuth, die Wurzel der Vollkommenheit, welche die edelsten Früchte hervorbringt!"" — Auch nannte er bei jeder Gelegenheit die Armuth: „„seine Mutter, seine Braut, seine Herrin, seine Königin!"" — Als er einst einen Bettler erblickte, der noch weit ärmer erschien, als er selbst, ward er von einer heiligen Eifersucht ergriffen, als wenn er sich in einer hochwichtigen und erhabenen Sache übertroffen sähe. — Wenn er zur Tafel der Großen eingeladen wurde, bettelte er zuvor einige Stücklein Brod, die er dann an der reichbesetzten Tafel verzehrte. — Man konnte ihn auch nicht bewegen, in einer andern, als sehr ärmlichen Zelle zu wohnen. —

Die drei Goldstücke.

(Aus: Das Vater Unser von Dr. Johann Emanuel Veith.)

Als der heilige Franziskus von Assisi, genannt der „Seraphische", auf dem Berge Alverna verweilte, sah sein Jünger Leo, der einzige, der seine Einsamkeit stören durfte, einst in mondheller Nacht ihn vor der Hütte stehen, das Antlitz gen Himmel gewendet, und hörte, wie er die Worte mehrmals wiederholte: „Wer bist du, o Herr mein Gott! und wer bin ich, dein dürftiger und geringer Knecht?"

Und als Leo länger hinblickte, war es ihm, als sähe er ein flammendes Licht zu Franziskus herabsteigen, zu welchem er drei Mal seine Hand erhob.

Verwundert stand der Jünger, und wollte eben, des fernen

Lauerns sich schämend, in der Stille sich entfernen, als Franziskus ihm zurief: „Was willst du, Leo? kommst du, mich zu behorchen?“

Da trat er näher hinzu, um die Erklärung dieser Dinge bittend, die er gesehen. — Franziskus aber ließ sich willig finden, die Bitte zu gewähren und sagte:

„Damals, als du mich rufen hörtest: „Wer bist du, o Herr mein Gott! und wer bin ich, dein dürftiger und geringer Knecht? — befand ich mich in einem unnennbaren Lichte, in welchem ich die abgründliche Tiefe der göttlichen Güte und hinwiederum meine eigene Armseligkeit erkannte. Darum sprach ich: „Wer bist du, o Herr, Allweisester, in deiner Macht und Milde, daß du mich heimsuchest, ein Geschöpf dieser Erde, sonder Kraft und Bestand! — — Da redete eine Stimme zu mir, die mir befahl: „„dem Herrn eine Gabe darzubringen““. — Ich aber erwiederte: „Herr, ich bin ganz dein, ich besitze nichts als dieses Gewand, und den Strick, mit dem ich es gürte; und auch diese sind dein! Was werde ich also dir geben können? Der Himmel und die Erde, das Feuer und das Wasser und alle Dinge sind dein! — Und abermals rief die Stimme: „„Forsche in deinem Busen, und was du finden wirst, das bringe dar!““ — Und ich fand ein Goldstück von überaus großem Glanze, das erhob ich mit meiner Hand und brachte es dem Herrn dar. — Und so geschah es drei Mal. — Ich erkannte aber, daß diese Drei goldenen Münzen, die mir gezeigt wurden, die Demuth, die Armuth und die Reinheit des Herzens bedeuteten, welche der Herr mir zu bewahren geboten, damit sein Name geehrt werde. Und diese Dinge sind es, welche du gesehen und gehört hast!“ —

„Wer bist du, mein Herr und mein Gott! und wer bin ich, dein dürftiger und geringer Knecht?“ — dieß waren und blieben die täglichen Worte, welche Sanct Franziskus zu Gott sprach, die Athemzüge, die Pulsschläge seines denkenden, suchenden, liebenden Geistes.

Denn was ist anders das Gebet, als das Seufzen und Streben des erschaffenen Ich's zu dem Unerschaffenen, zu dem ewigen Gut, in welchem allein es sein Ziel, seinen Frieden, seine Klarheit erreichen, in welchem allein es sich selber finden kann! In diesem Gebete lebte und webte Sanct Franziskus, in diese heilige Sehnsucht war sein ganzer Wandel verklärt. — Darum hatte er die Demuth, die Armuth und die Reinheit des Herzens sich auserkoren, sie auf's Sorglichste zu bewahren. — Und wem sollte es befremdlich oder seltsam erscheinen, wenn diese Tugenden unter dem Sinnbilde leuchtender, goldener Münzen ihm gezeigt wurden? Denn

behauptet sich die goldene Münze im Reiche der Welt als das Vollgiltige und Verbürgende für jeden irdischen Besitz, so ist jenen drei Tugenden ein unvergleichlich höherer Werth im Reiche der Gnade zugewiesen. Die Demuth des Menschengeistes, als klare und gutwillige Erkenntniß seiner Bedingtheit und Abhängigkeit von dem Allerhöchsten, sichert und verwahrt ihm den Lebensverkehr mit der göttlichen Hoheit, Macht und Gnade; die Reinheit des Herzens schließt ihm die Fülle des Lichtes und der Wahrheit auf; die Armuth, oder die freie Erhebung über alle Scheingüter des Lebens macht ihn eines himmlischen, unendlichen Reichthums fähig.

Und so war denn der heilige Franziskus klein und groß, unscheinbar und herrlich, dürftig und doch voll des Ueberflusses zugleich, denn er lebte liebend nur in und für Gott.

Die Unterweisung im Antworten und die stets gegentheilige Erwiederung.

(Aus: Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi.)

Als der heilige Franziskus von Assisi einmal im Anbeginne seines Ordens mit Bruder Leo an einer Stätte sich befand, wo sie kein Buch hatten, um das göttliche Officium zur Zeit der Metten zu beten, sagte St. Franziskus zu Bruder Leo.

„Liebster, wir haben kein Brevier, aus dem wir das Morgengebet hersagen könnten; damit wir aber die Zeit anwenden, Gott zu loben, werde ich es sprechen, und du wirst mir antworten, wie ich dich lehren werde; und hüte dich wohl, daß du die Worte nicht vertauschest auf andere Weise, als ich dich lehren werde. Ich werde so sprechen: O Bruder Franziskus, du hast so viel Böses gethan, und so viele schwere Sünden, daß du die Hölle verdient hast! — und du, Bruder Leo, wirst antworten: Es ist wahr, daß du den tiefsten Abgrund der Hölle verdient hast!“

Und Bruder Leo antwortete mit Tauben-Einfalt: „„Herr Vater! beginne nur in Gottes Namen!““

Da fing der heilige Franziskus an zu sagen: „O Bruder Franziskus, du hast so viel Böses gethan und so viele schwere Sünden, daß du die Hölle verdient hast!“

Und Bruder Leo antwortete: „„Gott wird dir so viel Gutes erweisen, daß du dafür in's Paradies kommen wirst!““

Da sagte St. Franziskus: „Sprich nicht also, Bruder Leo, sondern wenn ich sagen werde: „Bruder Franziskus, du hast so viele

ungerechte Dinge gegen Gott gethan, daß du verdienst, von Gott verdammt zu werden!" sollst du antworten: Wahrlich, du verdienst mit den Verdammten zusammengethan zu werden!"

Und Bruder Leo antwortete: „„Gern Vater!""

Da sagte St. Franziskus mit lauter Stimme, unter vielen Thränen und Seufzern, und sich an die Brust schlagend: „O Herr des Himmels und der Erden, ich habe gegen dich so viele Ungerechtigkeiten und so viele Sünden begangen, daß ich gänzlich verdiene, von dir verdammt zu werden!"

Und Bruder Leo antwortete: „„O Bruder Franziskus, Gott wird so mit dir verfahren, daß du unter den Gebenedeiten insbesondere benedeit sein wirst!""

Und als St. Franziskus sich verwunderte, daß Bruder Leo das Gegentheil von dem antwortete, was er ihn geheißen hatte, erwiederte er ihm, indem er sagte: „Warum antwortest du nicht, wie ich es dich lehre? Ich befehle dir — im Namen des heiligen Gehorsams — daß du also antwortest, wie ich es dich lehren werde; ich werde also sprechen: O Bruder Franziskus! du, Böser, meinst, daß Gott Erbarmen mit dir haben wird, obgleich du so viele Sünden begangen hast gegen den Vater aller Barmherzigkeit und gegen den Gott aller Tröstung, daß du nicht werth bist, Erbarmen zu finden! — Und du Bruder Leo, das Schäflein, sollst also antworten: Du verdienst auf keine Weise Erbarmen zu finden!"

Als nun St. Franziskus anfing zu sagen: „O Bruder Franziskus, du, Böser, meinst, daß Gott Erbarmen mit dir haben wird, obgleich du so viele Sünden begangen hast gegen den Vater der Barmherzigkeit und gegen den Gott aller Tröstung, daß du nicht werth bist, Erbarmen zu finden!"

Und nun Bruder Leo antwortete: „„Gott Vater, dessen Barmherzigkeit unendlich größer ist als deine Sünde, wird dir großes Erbarmen erweisen, und dir außerdem noch viele Gnaden hinzufügen!""

Auf diese Antwort entgegnete St. Franziskus sanft erzürnt und geduldig erregt zu Bruder Leo: „Und warum hast du die Anmaßung gehabt — gegen den Gehorsam zu handeln, und hast du so viele Mal das Gegentheil von Dem geantwortet, was ich dir auferlegt habe?"

Da antwortete Bruder Leo sehr demüthig und ehrerbietig: „„Gott hat es bewirkt, o Vater, daß ich mir jedesmal im Herzen vorgenommen habe, so zu antworten, wie du es mir befohlen hast; Gott

hat aber auch mich sprechen lassen, wie Ihm gefällt, und nicht, wie es mir gefällt!""

Hierüber verwunderte sich St. Franziskus und sagte zu Bruder Leo: „Ich bitte dich auf's liebevollste, daß du mir dieses Mal so antwortest, wie ich dir gesagt habe!"

Da antwortete Bruder Leo: „„Sprich denn — im Namen Gottes! — denn ich will dieses Mal gewissentlich antworten, wie du es willst!""

Und St. Franziskus sagte weinend: „O Bruder Franziskus, du Böser, meinst du, daß Gott Erbarmen mit dir habe?"

Da antwortete Bruder Leo: „„Auch wirst du große Gnade von Gott empfangen, und er wird dich erhöhen und dich ruhmreich machen in Ewigkeit; weil Derjenige, der sich selbst erniedrigt, erhöht werden soll! Und ich kann nichts Anderes sagen, weil Gott durch meinen Mund spricht!"" —

Und also wachten sie, in diesem demüthigen Streite — unter vielen Thränen — und mit vielem geistlichem Troste, bis der Tag anbrach. —

Die hehren Dankesthränen.

(Aus: Katechetisch-homiletisches Repertorium von Joh. E. Schmid.)

Der heilige Franziskus Seraphikus lagerte sich einst auf der Reise mit seinem Ordensbruder Massäus während der brennenden Mittagshitze unter einem schattigen Baume, dessen Wurzeln eine frische Quelle bewässerte.

Hier hielten sie ihre Mahlzeit; — sie langten nämlich einige Stücklein harten Brodes, das sie sich erbettelt hatten, hervor, tunkten sie in's Wasser, um sie zu erweichen, und stillten mit denselben ihren Hunger.

Während nun ihre Zähne sich mühsam an den schlechten Brodstücklein abarbeiteten, floß dem heiligen Franziskus eine Thräne nach der andern über die Wangen herab.

Ueberrascht fragte ihn Massäus: „Guter Vater, warum weinst du denn?"

„„Ach, Bruder,"" erwiederte der Heilige, „„sollte ich nicht Thränen der Freude und des innigsten Dankes weinen, da uns der himmlische Vater eine so köstliche Mahlzeit bereitet hat!""

Massäus konnte sich kaum über diese Worte des Lächelns enthalten, indem ihm ihr Essen nichts weniger als köstlich bedünkte.

Aber St. Franziskus fuhr ernst fort: „„Erkenne, o Bruder, wie gütig der Herr für uns arme Kreaturen sorgt! — Von Ewigkeit sah er voraus, daß wir einst durstig und ermattet hierher kommen werden, und aus vorsorglicher Liebe setzte er hierher einen schattigen Baum mit einer frischen Quelle, damit wir uns erquicken, und unser Brod, das um seiner Liebe willen gute Menschen uns gegeben, in angenehmer Kühle verzehren könnten! — Sollte uns diese so große Güte Gottes nicht zu Dankesthränen rühren?““ — Dann rief er noch ein Mal im süßesten Zufriedensein aus: „O glückselige Armuth, o größter aller Schätze! Diese ist es, die Christo am Kreuze Gesellschaft geleistet hat, im Grabe mit ihm beigesetzt ward und in den Himmel mit ihm emporstieg!“ —

So frohlockte der Mann, welcher, in der getreuesten Nachfolge Christi, die freiwillige Armuth bald „seine Schwester“, — bald „seine Herrin“ nannte. —

Die Vögelein.

(Aus den Erzählungen des Thomas von Celano.)

Wenn der heilige Franziskus von Assisi in seiner Unschuld und in seiner Einfalt gleichsam zu Adam's erstem Zustande zurückgekehrt war, als dieser Erzvater alle Geschöpfe noch in göttlichem Lichte betrachtete und sie mit brüderlicher Liebe umfaßte, folgten ihm auch ihrerseits alle Geschöpfe mit gleichem Gehorsam wie dem ersten Menschen, und kehrten für ihn in die Ordnung zurück, die der Sündenfall zerstört hat.

Das ganze Leben des heiligen Franziskus ist voll von solchen durch Augenzeugen bestätigten Ereignissen, die bedeuten, daß er die alte Herrschaft des Menschen über die Natur von Neuem erlangt hatte; man mag sie nun durch die Gewalt der Liebe erklären, die früh oder spät wiederum Liebe erwirkt, oder vielmehr daraus, daß die Thiere nicht mehr jenen unwillkürlichen Widerwillen vor den lauteren Dienern Gottes empfinden, den unsre Verderbniß und unsre Härte ihnen einflößen. — Es scheint, daß wenn der Büßer von Assisi seine Zelle verließ und sich, erschöpft von Fasten und Nachtwachen, in Umbrien zeigte, die Thiere in dieser abgemagerten, fast nicht mehr irdischen Gestalt, nur noch das Abbild Gottes erblickten, und den Heiligen umgaben, um ihn zu bewundern und ihm zu dienen. Die Hasen und die Fasanen flüchteten sich in die Falten seines Gewandes, und wenn er, bei einer Trift vorbeigehend, nach seiner Gewohnheit die Lämmer und

die Schafe mit dem Schwesternamen begrüßte, sollen sie ihre Häupter erhoben haben und ihm gefolgt sein, indem sie ihre erstaunten Hirten verließen.

Er selbst fand, bereits längst den Genüssen der Menschen entfremdet, süßes Vergnügen an diesen Festen, welche ihm die Thiere des Feldes bereiteten.

Als er eines Tages auf den Berg Alverina gestiegen war, um dort zu beten, umgaben ihn viele Vögel mit Freudengeschrei, flügelschlagend, als wollten sie seine Ankunft begrüßen. Da sprach der Heilige zu seinem Begleiter: „Ich sehe, es ist Gottes Wille, daß wir an diesem Orte etwas länger verweilen, denn meine Brüder, die Vögelein, scheinen durch unsere Gegenwart gar sehr getröstet zu sein.“ — Auch ereignete es sich in seiner ersten Predigtzeit eines Tages, daß er, durch das Thal von Spoleto schreitend, nahe bei Bevagu, an einen Platz kam, wo sehr viele Vögel, besonders Sperlinge, Krähen und Tauben sich aufhielten. Als der heilige Diener Gottes dieses vernahm, verließ er, dorthin eilend, in seiner großen Liebe auch für die vernunftlosen Geschöpfe auf kurze Zeit seine auf der Straße wandelnden Gefährten. Da sah er, wie er näher kam, daß die Vögel ihn erwarteten, und grüßte sie nach seiner Gewohnheit. Bewundernd, daß sie bei seinem Anblicke nicht davon geflogen waren, freute er sich innig und bat sie demüthig, das Wort Gottes zu vernehmen. Er sprach zu ihnen: „Ihr Vögelein, meine Brüder, ihr besonders müsset euern Schöpfer loben und ihn stets lieben, denn er hat euch Federn gegeben, um euch zu bedecken, Flügel zum Fliegen, und sonst Alles, dessen ihr bedürftig seid! Er hat euch unter allen Werken seiner Hände besonders geadelt und euch eure Wohnung in dem reinen Striche der Luft bereitet! Er nährt und liebt euch, ohne daß ihr säet oder erntet, und ohne daß ihr deshalb zu sorgen braucht!“ Wie er selbst berichtet und seine Gefährten bestätigen, nahmen die Vögel bei diesen Worten — jeder seine eigenthümliche Stellung an und schlugen mit den Flügeln. Er aber ging mitten unter ihnen hin und her, und streifte sie dabei mit dem Saume seines Gewandes. Darnach aber segnete er sie und gestattete ihnen, nachdem er das Zeichen des hl. Kreuzes über sie gemacht hatte, davonzufliegen, worauf er sich, innerlich sehr getröstet, wieder zu seinen Schülern begab. — Einfältig wie er, nicht von Natur, sondern durch die göttliche Gnade, war, begann er aber sich der Nachlässigkeit anzuklagen, „daß er, bis zu diesem Tage, noch nicht den Vögeln gepredigt habe, da sie doch mit so viel Ehrerbietung das Wort Gottes vernähmen!“

Der Freund der Musik.

(Nach den Erzählungen des Thomas Celano.)

Im dreizehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, jener Zeit des Ritterthums und des Minnegesangs, hat es keinen ächten Ritter ohne den Dienst einer Dame gegeben.

So mußte denn auch der heilige Franziskus von Assisi die seinige wählen. Wirklich fanden ihn seine Freunde wenige Tage vor seiner Bekehrung nachsinnend; und als sie ihn fragten: ob er daran denke, eine Gemahlin zu nehmen? antwortete er: „Ihr habt es gesagt; denn ich denke daran, mir eine Dame zu geben, die edelste, reichste und schönste, welche es jemals gab.“ So bezeichnete er Diejenige, welche für ihn das Ideal aller Vollkommenheit, der Ausdruck aller sittlichen Schönheit geworden war, nämlich die — Armuth. — Er liebte es, diese Tugend nach der allegorischen Weise seiner Zeit in Menschengestalt darzustellen, als Tochter des Himmels, die er bald die Dame seiner Gedanken, bald seine Braut, bald seine Gattin nannte. Er lieh ihr die ganze Macht, welche ihr die Minnesinger in ihren Gedichten den von ihnen gefeierten Edelfrauen zuschrieben, die Macht: die sie liebenden Seelen den irdischen Gedanken und Neigungen zu entrücken, und sie zur Gemeinschaft der Engel zu erheben. Während aber solche platonische Liebe bei den Minnesingern nicht viel mehr als eine Spielerei des Geistes war, entriß die unsichtbare Schöne, die Armuth Christi, die den heiligen Franziskus entzündet hatte, diesem die leidenschaftlichsten Aeußerungen. Man schlage alle Dichter des Mittelalters auf, und man wird in ihnen kein kühneres Lied, keine flammensprühenderen Worte finden, als in dem Gebet des Büßers von Assisi zu Gott — um die Verleihung der „Armuth Christi“.

Wenn es sich ziemte, die Farben einer edlen Dame zu tragen, und rühmlich — für sie zu sterben, so war es auch keine geringere Ehre, sie besingen zu können. Die Erziehung eines jungen Edelmannes war demnach vollendet, wenn er sich bemühte, Verse zu dichten und sie unter Begleitung einer Laute oder einer Zitter zu singen.

Auch St. Franziskus, der Sohn eines reichen Kaufmannes, hatte also alle Geistesbildung empfangen, welche die gleichzeitigen Dichter erhielten, und er war so lieblich an Zeitverkürzungen, wie solche Musik und Gesang gewähren, nicht fremd geblieben. Er liebte die Tonkunst, und seine Lebensbeschreiber loben die Schönheit seiner sanften und kräftigen, hellen und biegsamen Stimme. — In seiner

Jünglingszeit hatte er die Straßen Assisi's mit seinen Liedern erfüllt, und nach seiner Bekehrung wiederhallen seine frommen Gesänge in der Wüste. — Dort ward er eines Abends durch den Gesang einer Nachtigall bis zu Thränen gerührt, so daß er sich gedrängt fühlte, ihr zu antworten, und Beide sangen abwechselnd bis tief in die Nacht hinein das Lob Gottes. Die Legende berichtet noch, daß St. Franziskus zuerst erschöpft war und den Vogel pries, der ihn besiegt hatte.

Niemals kam es ihm in den Sinn, in seinem lebhaftesten Tadel Dessen, was er die Verirrungen seines früheren Lebens nannte, in seiner allerbittersten Verachtung der Weltlust, jene melodische Kunst zu verdammen, die er vielmehr den „Himmelsfreuden" zuzählte.

Es wird berichtet, daß er gegen das Ende seines Lebens, als er bereits unter den Arbeiten und Leistungen erlag, jedes irdischen Labsals entbehrend und demselben gänzlich entfremdet, ein wenig Musik zu hören wünschte, „um", wie er sagte, „die Freudigkeit seines Geistes zu erwecken". Weil aber die Ordens-Regel des heiligen Mannes ihm nicht gestattete, daß er sich diese Erholung auf die gewöhnliche Weise verschaffe, befriedigten die Engel Gottes seinen Wunsch, damit dieser nicht unerfüllt bliebe. Als er in der nächstfolgenden Nacht wachend und in himmlische Betrachtungen verloren war, vernahm er allplötzlich den Ton einer wunderbar harmonischen Laute in den lieblichsten und süßesten Melodien. Niemand war sichtbar; aber man glaubte bei dem Wechsel der bald nahenden, bald sich entfernenden Töne — einen unter den Fenstern auf und ab wandelnden Tonkünstler zu vernehmen. Der zu Gott verzückte Heilige wurde von der Anmuth dieser Accorde so ergriffen, daß er einen Augenblick meinte, in's bessere Leben übergegangen zu sein. —

Freude ob des Seligwerdens.

(Aus: Predigten von P. Matthias Faber.)

Als der heilige Franziskus von Assisi (wie St. Bonaventura in dessen Lebensbeschreibung erzählt) einstmals in einer Offenbarung vernommen hatte, daß er zur Seligkeit bestimmt und in der göttlichen Gnade fest begründet sei, ergriff ihn eine solche Freude, daß er volle acht Tage lang weder an eine Speise, noch auch an Gebet dachte, sondern bewegungslos dalag, und nur von Zeit zu Zeit aus ganzem Herzen aufjauchzte, einzig die Worte aussprechend: „Gott sei gelobt!"

Glaube, Hoffnung, Liebe und Demuth.

(Aus: Die Heiligkeit der Kirche im neunzehnten Jahrhundert von Dr. M. Scheuben.)

1. Clemens Maria Hoffbauer, der erste deutsche Redemptorist, geboren am 26. Dezember 1751 zu Taßwitz in Mähren, war der Sohn schlichter, aber frommer Landleute. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters führte die Mutter den Sohn vor ein Crucifix und sprach: „Sieh! Dieser ist von nun an dein Vater; gieb Acht, daß du auf dem Wege wandelst, der ihm wohlgefällig ist. — Einer solchen, vom Geiste der tiefsten Frömmigkeit eingegebenen Mahnung entsprach der Knabe in der vollkommensten Weise. — Ob der Armuth seiner Familie und der Tyrannei des Josephinismus konnte er seinen Wunsch: „im geistlichen Stand oder als Einsiedler sich Gott zu weihen“, erst spät erfüllen. Er lernte und betrieb unterdeß das Bäckerhandwerk. Durch die Fügung der göttlichen Vorsehung kamen endlich günstigere Verhältnisse. In Rom, wohin er mehrere Male gewallfahrtet, wurde ihm sein Beruf klar, und er trat daselbst, zweiunddreißig Jahre alt, in die Congregation der Redemptoristen ein. Der heilige Alphons von Liguori, der Stifter derselben, erkannte zu seiner großen Freude in ihm das Werkzeug, dessen Gott sich zur Verbreitung der Congregation in Deutschland bedienen wollte. Sofort, nach dem Empfange der heiligen Priesterweihe, sandte er ihn dorthin ab. In Oesterreich nicht zugelassen, wandte Hoffbauer sich nach Warschau, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen eine außerordentlich große und heilsame Wirksamkeit entfaltete. Von hier gründete er, auf vielseitige Anforderung verschiedene Häuser in Deutschland und der Schweiz. Aber überall verfolgt, zuletzt von Warschau auf die Feste Küstrin gebracht, zog er sich 1808 nach Wien zurück. Auch hier konnte er bei dem herrschenden kirchenfeindlichen Systeme nur im Stillen wirken; aber der Segen Gottes begleitete ihn um so reicher.

Zuerst als Rektor der italienischen Kirche, dann in gleicher Eigenschaft an der Ursuliner-Kirche, blieb er unausgesetzt thätig auf der Kanzel, im Beichtstuhle und am Krankenbett. Voll der Kraft des heiligen Geistes übte der schlichte, an literarischer und moderner Bildung arme Priester, einen unbegreiflichen Einfluß auf Personen aller Stände und Bildungsstufen aus und erzielte zahllose Bekehrungen von Sündern und Irrgläubigen, oft in wahrhaft wunderbarer Weise. Gott hatte ihn in den Mittelpunkt des Josephinischen Philosophismus, wo das

kirchliche Leben zumeist unterbunden und erstarrt gewesen, hingestellt, um das heilige Feuer zu bewahren und die Regeneration (Erneuung) des katholischen Oesterreich vorzubereiten. Alle guten Elemente zog er an und förderte sie in ihren Bestrebungen; viele nützliche Kräfte wurden aber auch erst durch ihn der Kirche und ihrem Dienste gewonnen. Namentlich waren viele unserer ausgezeichneten Convertiten, die entweder ihm die Gnade der Bekehrung verdankten, wie P. Klinkowström, Rath Schlosser mit seiner Frau, oder doch von ihm in die Tiefen des Katholizismus eingeführt wurden. Männer, wie Friedrich von Schlegel, Adam von Müller, der Maler Philipp Veith und der berühmte Kanzelredner Dr. Johann Emanuel Veith, der Dichter Zacharias Veith, bildeten um ihn einen Kreis, durch den Gott ihm die Unmöglichkeit, seine Congregation in Wien einzuführen, ersetzen zu wollen schien. Werner insbesondere, dieser großartige Geist, der nach langen und vielen Irrgängen endlich im Schooße der Kirche Ruhe gefunden und in priesterlicher Wirksamkeit die gegebenen Aergernisse wieder auszuwaschen suchte, trat wie ein gelehriges Kind in die Schule des Gottesmannes und wurde von ihm zum wahren Apostel ausgebildet; er, der früher in Warschau bei der Aufhebung der Redemptoristen mit thätig gewesen, beschloß sein Leben als Novize ihrer Genossenschaft. —

Im Jahre 1819 fand die hohe Polizei, die das Wirken Hoffbauer's für staatsgefährlich hielt, sich bewogen, bei ihm Haussuchung zu halten und ihm die Alternative zu stellen: „daß er entweder der Verbindung mit seiner Congregation entsage, oder die österreichischen Staaten verlasse." Die göttliche Vorsehung durchkreuzte diesen letzten Anschlag seiner Feinde. Durch einen Machtspruch des edlen Kaisers Franz wurde Hoffbauer nicht nur in Wien belassen, es wurde ihm auch erlaubt, Häuser seiner Congregation in Oesterreich zu gründen.

Nicht lange genoß er den Trost, den ihm die Aussicht auf die Ausbreitung seiner Genossenschaft gewährte. Schon am 15. März 1820 beschloß er sein schönes Leben mit einem gar erbaulichen Tode.

Von den zuverlässigsten Augenzeugen werden viele wunderbare Thatsachen aus seinem Leben berichtet. Wenn er etwas Prophetisches gesprochen oder durch sein frommes Gebet eine besondere Gnade von Gott erwirkt hatte, pflegte er, um die Aufmerksamkeit davon abzuwenden, in seiner humoristischen Weise sich auf dem Absatze herumzudrehen und von andern Dingen zu reden. — Wegen seines, das innerste Herz durchdringenden Blickes pflegte Zacharias Werner zu sagen: „Pater Hoffbauer sieht durch ein Brett!" —

(Aus: C. M. Hoffbauer von Dr. Friedrich Pösl.)

2. Der Mensch ruht in seinem ganzen höheren Leben nur auf der Gnade Gottes; mithin sind die von Gott eingegossenen Tugenden die ersten und nothwendigsten, auf denen dann der Diener des Herrn durch eigenes Mitwirken dem täglich ihm zufließenden Gnadenstrom zur vollendeten Heiligkeit gelangt. Die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe sind so nothwendig, daß — ohne sie niemals ein wahres, gottgefälliges Werk vollbracht werden kann.

Auch Pater Clemens Maria Hoffbauer besaß dieselben in ganz ausgezeichnetem Maße. — Alle, welche ihn näher kannten, bezeichnen als seine hervorleuchtendsten Tugenden eine glühende Andacht, die einem lebendigen Glauben entsprang, einen verzehrenden Feuereifer für die Ehre und das Reich des dreieinigen Gottes, und eine heilige Fröhlichkeit und Sanftmuth, womit er die Herzen Aller gewann und zu Gott führte.

Er besaß ein so helles **Glaubenslicht**, daß er gar nicht begriff, wie man in Dingen der katholischen Religion zweifeln könne. — Einst sagte er: „Ich glaube eher, daß eine allerheiligste Dreifaltigkeit im Himmel, als jenes Bild an der Wand ist!" — So war seine Ueberzeugung eine wahrhaft göttliche, die da alle sinnlichen Beweise und Anschauungen übersteigt. — Er behauptete auch: „Und wenn ich zu sehen vermöchte, so wollte ich doch nicht sehen, um nur glauben zu können!" — Einst sagte er zu einem Freunde: „Ich bin ein Sünder, voll Armseligkeit, und besitze nichts Gutes; aber Eines habe ich von Gott, die Gabe des heiligen Glaubens, und eines solchen Glaubens, daß ich mit keinem Menschen tauschen wollte!" — Wer ihn predigen hörte, glaubte einen Mann zu vernehmen, der das Göttliche geschaut; so lebendig sprach aus ihm der Glaube. Alle seine Gespräche beurkundeten seine inneren Anschauungen. Wenn er von heiligen Dingen sprach, so erschienen seine Reden wie lauter heilige Erfahrungen eines Alles in Gott schauenden Geistes. Wenn er die heilige Messe las, bei'm vierzigstündigen Gebete, bei der Nachmittagsandacht vor dem ausgesetzten Hochwürdigsten Gute, bei der Grablegung Jesu am heiligen Charfreitage, war stets seine Seele ganz durchleuchtet und sein Antlitz umflossen von himmlischer Salbung.

Von ihm gilt, was der königliche Sänger sagt: „Ich habe geglaubt, darum redete ich!" Psl. 115, 1. — Seinem Munde entströmten Bäche lebendigen Wassers, die zum ewigen Leben die Seelen erquickten, weil sie vom heiligen Geiste gewesen. Seine einfache, aber

glaubensvolle Predigt nährte Alle; deshalb konnte es nicht ausbleiben, daß durch diesen schlichten apostolischen Mann, der ein Werkzeug in der gnädigen Hand des Herrn gewesen, eine so große Anzahl von Menschen zum wahren Glauben zurückgeführt wurden, die entweder die Wege des Unglaubens oder Irrglaubens eingeschlagen hatten. Darob wurde er von den Feinden des Glaubens gar sehr verfolgt, verspottet und tief gekränkt, so daß an dem so getreuesten Diener des Gekreuzigten auch das andere Wort des Propheten in Erfüllung ging: „Ich bin sehr gedemüthigt worden!“ Ps. 115, 1.

Sein erhabener Glaube war es daher auch, der ihm eine so große, innige, wahrhaft opferwillige Hingebung für die heilige katholische Kirche einflößte. Sie erkannte er als den mystischen Leib des Gottmenschen Jesu Christi; in ihr allein erblickte er die Inhaberin unsers Heiles; an ihrer Ausbreitung in der Zeit zu arbeiten, erkannte er als die Aufgabe seines Lebens, weil sie mehr und mehr hienieden die Verherrlichung Jesu Christi bewirkt. Alles, was von der Kirche kam, erwies sich ihm als heilig, nothwendig und ehrwürdig. Wenn man sagte: „„Dieses oder Jenes sei nur ein Kirchengebot,““ so erwiederte er: „Ein Kirchengebot auch Gottesgebot!“

Das ganze Leben des Menschen und sein Verhältniß zu Gott betrachtete er nur im Glauben. Daher ertrug er nie und nimmer eine Lüge. Er sagte: „Eine Scherzlüge und sogenannte Nothlüge hält man für nichts; aber wahrlich, wenn sich die heilige Muttergottes einer Nothlüge bedient hätte, so hätte sie mit dem Fegfeuer bestraft werden müssen, ohne Rücksicht auf ihre göttliche Mutterschaft.“

Es vermag daher Niemand zu beschreiben, wie tief ihm die Verfolgung der katholischen Kirche, wann und wie dieselbe sich je erhob, zu Herzen ging; denn er liebte die Kirche als die Braut Jesu Christi und als seine eigene geistige Mutter. Jede traurige Nachricht, welche er über die mißlichen Angelegenheiten oder Bedrängnisse des römischen Stuhles erfuhr, machte ihn darum fast krank, und hiezu hatte er in jener Zeit ja Gelegenheiten im Ueberflusse, denn die Anfeindungen des heiligen Vaters waren damals — so zu sagen — allgemein und man führte den Kampf gegen ihn auf die treuloseste und grausamste Weise. — Auf der andern Seite erquickte und richtete ihn Alles auf, was er zur Erhöhung des katholischen Glaubens erfuhr. — Als er einst in Maria-Zell mehrere Prozessionen vor dem Gnaden-Altar anlangen, und Alles mit inniger Liebe und Andacht zu Maria, der Gebenedeiten des Herrn, erfüllt sah, rief er aus: „O könnte dieses jetzt der heilige Vater sehen! Das ist die Macht der Religion!“ — und vor Thränen

der Freude konnte er nicht mehr weiter reden. — So lebte sein Gemüth immer in höheren Anschauungen und erfreute sich im innersten Herzen, wo er etwas, was zur Verherrlichung Gottes diente, gewahrte.

Weil er im wahren Glauben die Grundlage unsers geistigen und ewigen Lebens erkannte, so wachte er mit größter Sorgfalt, soweit es an ihm lag, über dessen Erhaltung und Reinheit. Er verlangte, die Welt mit jenem Feuer zu entzünden, welches Jesus Christus auf die Erde gesendet hatte, auf daß es brenne. — Einem seiner Schüler, der ihm einst über Mangel an Glaubenslicht klagte, antwortete er: „Das Licht wird von Innen kommen — beten und communiciren Sie recht oft, Sie werden es schon erfahren! Das wahre Licht ist Jesus Christus im allerheiligsten Altarssakramente!“ —

Pater Hoffbauer's inneres Auge blieb stets auf den Herrn gerichtet, welcher der allmächtige, weise und liebende Vater aller seiner Kinder ist; und darum erfüllte sein Herz jene heilige, **göttliche Hoffnung** und Zuversicht, die der „„Anker des Heils““ genannt wird. Weil sie in Gott wurzelte, deshalb stand sie auch stark und unerschütterlich. Daraus erwuchs auch seine unveränderliche und ungetrübte Heiterkeit und Fröhlichkeit, mochten auch Leiden und Verfolgungen aller Art über ihn hereinbrechen. Er ruhte für sich selbst ganz in den Händen Gottes.

Einst bereiteten ihm seine Feinde eine gar unwürdige Behandlung; eine Viertelstunde nachher kam Jemand in sein Zimmer, und bemerkte, wie er ganz ruhig und vergnügt und sogar lächelnd in demselben auf- und abging und sein Lieblingslied sang: „Nun, o Himmel, hör' mein Flehen!“ —

Als ihn nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit ein Freund das erste Mal wieder sah und vor Freude weinte, sagte er lächelnd und ihm einen liebevollen Verweis gebend: „Ihr seid mir saubere Freunde, Ihr vergönnt Einem ja nicht einmal den Himmel!“ — Dann fuhr er ernst und feierlich fort: „Ich wäre dieses Mal gern gestorben; aber weil es der liebe Gott anders gewollt hat, wird's schon recht sein!“

Man gewahrt in dem Leben dieses Ordensmannes auch eine Reihe von Unternehmungen, die er unter so schwierigen Umständen für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu beginnen wagte, daß deren Ausführung beinah' an das Unmögliche grenzte. Aber sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ermöglichte ihm Alles, und es wurde auch oft in wunderbarer Weise belohnt.

Eines Tages brachte ihm eine fromme Person eine Summe Geldes für wohlthätige Zwecke. — Als er es empfangen, hob er die Augen gen Himmel, und sagte so recht aus der Tiefe seines Herzens: „O Vorsehung meines Gottes, wer wird je betrogen, der auf dich vertraut?“ — Er hatte nämlich für einen armen Studenten ein Zimmer gemiethet, ohne zu wissen, wie er es bezahlen sollte: nur im Vertrauen des Herrn, der reich an Gütern ist; denn ihm gehören alle Reichthümer der Welt, und er darf nur wollen, so werden Diejenigen, welche sie zur Verwaltung haben, seinen dürftigen Kindern davon mittheilen. —

Einst kam ein junger Mann mit wehmüthigem Herzen zu ihm und klagte über Mangel an Geld zum Bau des neuen Collegiums. — Und er antwortete: „Seid doch nicht so einfältig und kleinlich bekümmert! Derjenige, der den Klosterbau will, hat Geld und Steine genug zum Bauen!“ — Und siehe, sein Vertrauen erlitt keine Täuschung, denn gegen alle Erwartung kam der Bau des Collegiums zu Stande.

Ihm wohnte ein so großes Vertrauen inne, daß er sagte: „Wenn nur zwei Brode in der Welt wären, und die Hungersnoth Alles aufzehrt, so wird ein frommer Priester doch Eines davon bekommen!“ — Ob dieses seines Vertrauens kümmerte er sich wenig um die Zukunft. Daher theilte er oft alles Brod an die armen Familien aus, was er immer nur vorräthig besaß. Da hielt er an dem Grundsatze fest: „Date et dabitur vobis! Gebt, und es wird euch gegeben!“

Während der polnischen Revolution herrschte in Warschau großes Elend und Noth. Zumeist jammerten ihn die Waisen, und er nahm viele verlassene Knaben auf. Dazu gehörte aber, bei seiner eigenen großen Armuth, ein außerordentliches Vertrauen auf die Vorsehung. Manchmal wurde er auch hart geprüft; denn eines Tages wußte er sich selbst nicht mehr zu helfen: woher er für so viele arme Studenten und seine Waisen zu essen nehmen sollte. Er hatte nichts mehr und mußte befürchten, daß sie vor Hunger zu Grunde gehen müßten. Da eilte er in die Kirche, warf sich bei verschlossener Thür vor dem Altare des heiligen Joseph nieder und flehte um Hilfe; — und siehe! — zur nämlichen Zeit läutete man an der Pforte und brachte Lebensmittel, ohne zu sagen von Wem? — Einst sprach er, bevor er zur Feier der heiligen Messe schritt, zu dem Koche: „er solle nur im Namen Gottes sich, wie sonst, zum Kochen bereiten; es wird dazu schon etwas eintreffen!“ und bald brachte ein unbekannter Mann einen großen Korb voll Fleisch.

Er selbst erzählte als einen Beweis der göttlichen Fürsorge, daß einst drei seiner Mitbrüder eine weite Wanderung unternehmen mußten. Von Ermüdung und Hunger ganz erschöpft, wußten sie nicht mehr, was sie beginnen sollten. Plötzlich erblickten sie eine unbekannte Frau, welche ihnen in den Weg trat und ihnen sogleich auf den Erdboden Essen vorstellte. Nachdem sie gesättigt waren und ihre Kräfte erneuert hatten, dankten sie der Frau und setzten ihre Reise fort; aber in demselben Augenblicke war auch schon die mildthätige Frau aus ihren Augen verschwunden.

Obwohl Pater Hoffbauer viel Almosen gab, so fand sich dennoch nach seinem Tode ein großer Vorrath von Dingen vor, welche er gewöhnlich zu vertheilen pflegte; so daß es Allen einem Wunder zu gleichen schien.

Das Vertrauen, welches er selbst in so großem Maße in sich trug, flößte auch Andern Zuversicht ein. — An jenem Abend und in der Nacht, da die Stadt Wien von den Franzosen beschossen wurde, verweilte er bei einer beängstigten Familie, welche am Minoritenplatze wohnte. Seine tiefe Ruhe des Gemüthes, eine Folge seiner innigen Vereinigung mit Gott durch Ergebung in seinen heiligsten Willen, flößte allen Anwesenden Muth ein. Vom Gebete ging man zum vertraulichen Gespräche über, von diesem wendete man sich wieder zum Gebete. Das Haus dieser Familie blieb auch von den Brandkugeln des Feindes gänzlich verschont, da es doch in der Nähe der kaiserlichen Burg stand, wohin die Feinde besonders ihre Wuth richteten.

Gleichwie man ihn selbst auch bei den größten Leiden der Seele und des Leibes niemals traurig, sondern stets heiter sah, so trug er dieselbe Stimmung auch auf Andere über. — Einer seiner Jünger begegnete ihm einst ganz trostlos und mit Bangigkeit erfüllt: „ob der Unsicherheit seines ewigen Heiles". Als er sich dem Pater hierüber offenbarte, sagte derselbe voll heiliger Stärke zu ihm: „„Seien Sie ruhig, **Sie** werden doch noch das Ordenskleid des Allerheiligsten Erlösers bekommen und selig werden!"" — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so ward das Herz des Bekümmerten in Gott froh und beruhigt. —

Aus der wahren Erkenntniß des Allerhöchsten entspringt unfehlbar auch die **Liebe Gottes** und mit ihr die **Liebe des Nächsten**; und hienieden ist, ohne diese heilige Liebe, unser ganzes Leben todt und werthlos.

Das dem Pater Hoffbauer innewohnende Feuer der göttlichen Liebe zeigte sich am offenbarsten durch seinen verzehrenden Eifer für

die Ehre Gottes, für die heilige katholische Kirche, für das Heil der Seelen, und in seiner glühenden Eintracht. Er verzehrte sich vor brennendem Liebeseifer, das Reich Jesu Christi zu verbreiten und das Reich des Satans zu stürzen.

In allen Menschen liebte er die Creatur Gottes, das am Kreuz auf Golgatha für sie vergossene Blut Jesu Christi, und bemühte sich in jeder Weise, die unsterbliche Seele ihrer himmlischen Beseligung zuzuführen. Dies bildete den Brennpunkt und die Triebfeder aller seiner geistlichen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit.

Vor Allem trachtete er demnach, Seelen für den göttlichen Heiland zu gewinnen. Dabei vergaß er seinen eigenen Vortheil und Nutzen gänzlich.

Eine reiche Frau wollte ihm aus Dankbarkeit für seine Dienste ein brillantenes Kreuz schenken. Er schlug das Geschenk zu wiederholten Malen aus und bat die Geberin, daß sie es zum Besten ihrer häuslichen Verhältnisse verwenden möchte. Zuletzt mußte er es dennoch annehmen; jedoch that er dies nur unter der Bedingung: „daß er es dem heiligsten Herzen Jesu am Hochaltar zu St. Ursula anhängen dürfe.“ —

Er erkannte diese Uneigennützigkeit als nothwendig für einen Arbeiter im Weinberge des Herrn, der ja jede Seele in dem heiligsten Herzen Jesu eingeschrieben sehen muß. Sagte doch schon der heilige Philippus Neri: „„Ohne heroische Selbstverleugnung ist keine große und dauerhafte Furcht aus den apostolischen Arbeiten zu erwarten. Wer etwas für sich sucht, der nimmt die Waitzenähre für sich und giebt nur den leeren Strohhalm für den Dienst des Herrn. Von solchen bezeugt St. Paulus, der Apostel, ganz klar: „Sie suchen das Ihrige, und nicht die Sache Jesu Christi!“ Die lautere Liebe opfert sich hin, ohne etwas Anderes zu suchen, als Gottes Willen und Verherrlichung.“

Seine Mildthätigkeit gegen die Armen ist geradezu sprüchwörtlich geworden, da er in jeglicher Noth ihnen hilfreich zur Seite stand.

Er hatte stets junge Leute an seinem Tische, wodurch er Gelegenheit fand, ihre Herzen zu gewinnen, und ihnen gute Grundsätze beizubringen. Jeder, der zur Mittagszeit kam, mußte wenigstens etwas von seiner Mahlzeit mitgenießen; und es glich einem Wunder, wie nur die drei Portionen Speise, die ihm aus dem Frauenkloster und von einer andern Person gesendet wurden, für so Viele genügend ausreichten.

Die Geduld seiner Nächstenliebe wurde einst in seltsamer Weise bewährt. — Es kam ein Knabe zu ihm, der ihn bat, eiligst zu einer alten Frau in einer der entlegensten Vorstädte Wiens zu kommen. Er meinte, er sollte ihr etwa auf dem Krankenbette beistehen und sie Beicht hören. So ermüdet er auch gerade gewesen, machte er sich dennoch schleunigst auf den Weg. Allein, dort angekommen, verlangte die Frau sonst nichts, als — dreißig Kreuzer Almosen. Er gab es, und trug fortan unter seinem Mantel das Brod der Armen zu.

Auf eine bewunderungswürdige milde Weise ging er auch mit Kranken und Leidenden um. — Beinah' acht Jahre hindurch besuchte er einen kranken Herrn, der von schweren und langwierigen Prüfungen und Leiden heimgesucht war; und er ging alle Wochen zu ihm, im strengsten Winter, bei der schlechtesten Witterung, öfters auch spät in der Nacht, um ihn zu trösten und die heiligen Sakramente zu reichen. Auch muß erzählt werden, daß er seinem Mitarbeiter, Pater Stark, als derselbe gefährlich krank lag, selbst krank, auswartete und ihm die niedrigsten Dienste erwies.

Wie nachsichtig war er mit den Schwächen und Fehlern seiner Mitmenschen; wo er nur konnte, suchte er sie zu entschuldigen. — Als er einst Jemandem Bilder zeigte, welche man hatte neu stechen lassen, und eben nicht ganz gelungen ausgefallen waren, gab dieser sein Mißfallen an der Ausführung zu verstehen; da sagte er jedoch ganz freundlich: „Ach, nehmen sie es ihm nicht übel, er hat es nicht besser gekonnt!" —

Seine Mildthätigkeit hatte aber nicht dieses irdische Leben zum einzigen Ziele; er that Alles, um dadurch vorerst die Seelen für Gott zu gewinnen. — Er machte gern kleine Geschenke an Bildern, Rosenkränzen und Gebeten; er ließ sie sogar durch Andere vertheilen und sagte dann: „Da, nehmen Sie und machen Sie damit dem lieben Gott gute Freunde!"

Sein Bestreben, die Verirrten zur Heerde Jesu Christi zurückzuführen, zeigte sich als rastlos. Dies kann man schon daraus ermessen, daß er im strengsten Winter bereits um vier Uhr des Morgens in die Vorstadt Wien's zur Kirche der Mechitaristen eilte, wo er gar oft das Aufschließen der Kirche auf den Stufen des Portals erwarten mußte, um sodann, nachdem er die Beichtenden angehört, gegen sieben Uhr in die Stadt zurückzukehren und bei St. Ursula den Gottesdienst zu halten. —

Als ein Bürger mit einer Convertitin einmal bei ihm erschien, ging die Zeit schon in den Mittag hinein, und auch mehrere Geistliche

befanden sich bei ihm. Sobald er aber die Absicht der Ersteren vernommen, verließ er die Gesellschaft und sein Mittagsmahl und ging mit den Beiden in ein anderes Zimmer, wo er sogleich den Religions-Unterricht begann.

Eine weibliche Person trat einst zu ihm, welche sich mit der Erziehung der Jugend beschäftigte, und klagte: „daß man ihrem Wirken in der Bildung der Jugend hie und da Hemmnisse entgegensetze." Da erwiederte er kopfschüttelnd: „„Was die Leute für kuriose Begriffe von der Erziehung haben! als ob wir etwas anderes thun könnten, als beten — das Wirken aber kommt Alles von Oben!"" — Da diese Lehrerin sich aber noch nicht beruhigen wollte und Furcht äußerte: „die Zeit zu verlieren, wenn sie noch sechs Jahre in einem Verhältnisse bliebe, in welchem sie so wenig auszurichten vermöchte", so erwiederte er gar ernst: „„Wenn Sie in diesen sechs Jahren auch nur eine einzige Sünde verhüten, dann glauben Sie nicht, daß Sie dieselben verloren haben!""

Wenn jedoch ein Mensch die herrlichsten Gaben des Geistes besitzt, große Werke der Frömmigkeit übt, eine brennende Andacht in all' seinem Wirken offenbart, so entbehren alle diese Gaben und Tugenden ihres Werthes, wenn sie nicht auf dem Fundamente einer tiefen **Demuth** ruhen, und ihnen fehlt gleichfalls der Bestand, wenn sie nicht schützend von ihr bewahrt und gleichsam verschleiert werden.

Ueber den gottseligen Diener Pater Hoffbauer verbreitete auch eine kindlich einfältige Demuth ein ganz liebliches Wesen; deshalb war es auch so leicht und angenehm, mit ihm umzugehen. — Wenn er von Wohlthätern irgend eine Gabe empfing, es mochte nun Brod oder etwas Anderes sein, so nahm er sie unter vielen Danksagungen und Segenswünschen an, und trug sie selbst nach Hause.

Er verkehrte sehr gerne mit Armen und Geringen, und war überaus kein Freund von hohen Bekanntschaften. — Er schätzte, z. B., den frommen Grafen Szechenyi sehr hoch; und gleichwohl äußerte er sich: „daß es ihm ungemein schwer falle, alle Feiertage bei demselben speisen zu müssen!"

Er hatte in Polen von dem damaligen Könige, der ihm große Achtung geschenkt, den weißen Adler-Orden erhalten; niemals aber ließ er denselben sehen; erst nach seinem Tode fand man ihn in einer kleinen Lade.

Er verrichtete gerne die niedrigsten Dienste und zeigte sich gegen Jedermann zuvorkommend aus Demuth. — Ein Ungenannter erzählte: als ich einst in seine Wohnung kam, und dies öfters thun mußte, sagte

er, da ich endlich ihn antraf, in einem unbeschreiblich milden Tone zu mir: „Ich schäme mich, daß Sie meinetwegen so oft gegangen sind; aber der liebe Gott hat's gezählt!"

Niemals äußerte er sich, was er bedürfe oder was ihm zur Erquickung dienen könne. — Nachdem er schon vier Jahre im Kloster der Ursulinerinnen Beichtvater gewesen, fand ihn einst eine Klosterfrau im äußeren Beichtzimmer auf der Erde sitzend, weil man bisher vergessen hatte, einen Sessel dahin zu stellen, und er niemals einen begehrt hatte.

Eines Abends unterredete sich Pater Hoffbauer wie gewöhnlich mit seinen jungen Freunden. Ein furchtbares Gewitter hatte sich erhoben; es ward dunkel und das Gespräch der jungen Leute immer stiller. Plötzlich erhellt ein gewaltiger Blitz das ganze Zimmer, und der Mann Gottes begann sich selbst und sie zu mahnen: „So wird die Seele in dem Augenblicke des Todes beleuchtet werden und ihre verborgensten Falten und ihre geheimsten Winkel erkennen! „Wahrlich, wir müssen jetzt schon oft und öfters für diesen Augenblick demüthig und wehmüthig ausrufen: „„Gott sei mir armen Sünder gnädig!""

Diese Sammlung seines Geistes, diese Ertödtung seines sinnlichen Menschen, diese Demuth machte ihn aber keineswegs finster und abstoßend in seinem Wesen, sondern erzeugte in ihm eine heitere, himmlische Fröhlichkeit, die auf ein reines Gewissen und den stets innigen Zusammenhang mit Gott gegründet ist und dem Mitmenschen die Frömmigkeit auch angenehm macht, ihn zur Nachfolge des Erlösers aufmuntert und für Gott gewinnt. Jesus Christus, unser Aller Vorbild, hatte ja auch nichts Mürrisches an, eben so auch die Heiligen nicht: denn die wahre Freiheit wirkt in ihrer Seele. — Gleiche Bewandtniß hatte es mit Pater Hoffbauer. Er war immer heiter in dem Herrn, selbst in den martervollsten Leiden des Leibes und der Seele, und auch Alles wurde in seiner Nähe erheitert und Niemand ging traurig von ihm hinweg.

Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes.

(Aus: Leben des ehrwürdigen Martyrers J. G. Perboyre von Franz Vauris.)

Johann Gabriel Perboyre, geboren am 6. Januar 1802 zu Puech, Pfarrei Mongesty in Frankreich, wurde später Prie-

ster der Congregation der Mission und starb am 11. September 1840 in China den Martyrtod.

Wie eine Frühlingslandschaft wundersam lieblich glänzt im Schimmer der Morgenröthe, so war dieses Geistesmannes ganzes Leben verklärt von seinem innigsten Streben: die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes stets zu bewahren.

„Die vollkommene Liebe besteht", nach dem Ausspruche des heiligen Augustinus, „darin, daß man keinen andern Willen hat, als den des geliebten Gegenstandes." — Nach diesem Grundsatze entäußerte sich der ehrwürdige Missionär Perboyre gänzlich seines Willens und folgte nur dem göttlichen Willen. Immer und immer ließ er in seiner Seele das Glöcklein der Erinnerung an die Gebetsworte des göttlichen Heilandes läuten: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe." — Diese Selbstverleugnung übte er nicht nur bei einigen Gelegenheiten, sondern beständig und bis hin zum letzten Augenblick in seinem blutigen Martyrium.

Es gefiel Gott, ihn während eines großen Theils seines Lebens mit schmerzhaften Krankheiten zu prüfen, die eine weniger feste Tugend — als die seinige — außer Fassung gebracht hätte; nie konnte man aber an ihm die geringste Ungeduld bemerken. Er beklagte sich nicht nur nicht, sondern er sprach auch nicht einmal von seinen Leiden; er betrachtete sie als eine kostbare Gelegenheit, Verdienste zu erwerben und sich in den Augen Gottes wohlgefälliger zu machen. Er sah auch ein Mittel darin, Gott seine Liebe zu bezeigen, und er hätte für Alles in der Welt nicht davon befreit sein wollen. Wenn irgend eine schwere Krankheit ihn zwang, das Bett zu hüten, dann erschien er in diesem Zustande immer so freudig und zufrieden gestimmt, daß es Jedem, der sein Zimmer verließ, bedünkte: „er habe einen Seligen aus dem Himmel gesehen!"

Auch wurde Pater Perboyre oft durch Widersprüche geprüft, und da er gar gefühlvoll gewesen, empfand er dieselben zuweilen lebhaft; aber augenblicklich erhob sich sein Herz zu Gott und opferte demüthigst ihm diese Prüfungen auf. Er ergoß sich nie in Wehklagen über seine Mitmenschen, indem die Ueberzeugung in ihm zu fest stand: nichts geschehe ohne Gottes Zulassung. In solchen Mißverhältnissen stellte er sich Gott vor: daß er mit ihm verfahre wie ein Vater oder eine Mutter, die ihr geliebtes Kind nöthigen, eine bittere Arznei einzunehmen, damit es die verlorne Gesundheit wieder erlange.

Wenn der Tod ihm einen Anverwandten oder eine sonst hochschätzbare Person entriß, war es stets sein Erstes, dieses Opfer und

sich vertrauensvoll dem Walten der Vorsehung Gottes zu unterwerfen und mit seinem Erlöser zu beten: „Ja, mein Vater, ich will es, weil es dir gefällt!“ Matth. 11, 26. — Er bezeugte diese seine rückhaltslose Ergebung, als er den Tod seines Bruders Ludwig erfuhr, den er wie sich selbst geliebt; ruhig und gelassen pries er die Huld des Allerhöchsten und lud seine Eltern ein, zu bekennen: „daß Gott sich wahrhaft gütig und barmherzig in der schwersten Heimsuchung bewiesen habe, von der sie getroffen worden waren.“ — Das Schiff, das ihn nach China trug, ward auf seiner Ueberfahrt von einem so wüthenden Sturm ergriffen, daß es jeden Augenblick schien, es müsse untergehen; „und doch“, schrieb er in einem Brief an die Seinigen in der Heimath, „hielten wir unsre Seelen in Ruhe, indem wir uns mit Freuden dem Wohlgefallen Dessen überließen, der an die Pforten des Todes hin und wieder zurückführt!“ Tob. 13, 2.

Ein Missionär, ein Wander-Genosse Perboyre's im Dienste des Seelen-Suchens für Jesus Christus, bekannte von ihm: „„Ich habe nie Jemand abhängiger vom göttlichen Willen gesehen, als ihn. Er beklagte sich über nichts, weder über Hitze noch über Kälte, weder über Nahrung noch über Kleidung; er sprach nie von allen diesen Dingen; er ließ die Vorsehung regieren. Mochte es regnen, schneien oder frieren, er war zufrieden, weil Gott es wollte; wenn er verachtet oder tief verdemüthigt wurde, so blieb er auch zufrieden, weil Gott es wollte; seine Seele erwies sich als eben so stark, wie sein Leib schwach schien. Auf der Kreuzfahne seines Lebens und Wirkens stand als Losungswort geschrieben: „Der Wille Gottes!“

Er unterwarf sich mit derselben Hingebung auch in die inneren Prüfungen. Mochte er von den peinlichsten Versuchungen gestachelt werden oder in der größten Geistes-Trockenheit verlassen sein; mochte Gott ihm das Licht seines Angesichts entziehen und ihn in Finsternisse versenkt lassen: Alles war ihm gleich recht, wenn nur der Wille Gottes seine Erfüllung fand. Er verlangte nicht, sich besser zu befinden, oder gelehrter, oder selbst frömmer zu sein, als Gott es wollte. Er sagte: „Wir sollen uns bemühen, auf der Erde das Leben der Engel nachzuahmen; im Himmel unterscheidet sie nur das, daß sie keinen andern Willen haben als den göttlichen; und unser Herr hat uns klärlich gezeigt, wie sehr er verlangt, daß auch wir diese Gesinnung annehmen, indem er uns vorschrieb, täglich seinen Vater zu bitten: daß sein Wille auf der Erde geschehe, wie im Himmel!“ Matth. 6, 10.

Wenn Perboyre eine Handlung, gleichviel — welche, vollbringen mußte, dann erwog er zuerst reiflich: ob sie auch mit dem Willen Gottes übereinstimme und bat den Allerhöchsten kindlich: „ihn Dasjenige erkennen zu lassen, was Ihm am wohlgefälligsten sei?“ — Wie im Herzen stets, so trug er auch öfter die hehren Worte Jesu im Munde: „Meine Speise ist es, den Willen seines Vaters zu thun und das Werk zu vollbringen, zu welchem er mich gesandt hat!“ Joh. 4, 34. Er sprach sie mit einem so goldklar ausgeprägten Gefühle der heiligsten Liebe und des Innigseins in Gott, daß man hätte glauben sollen: man höre den göttlichen Heiland selbst, da er am Jakobsbrunnen diese Worte an seine Jünger richtete.

Ein junger Priester, dem Perboyre diese Uebung empfahl, in Allem — durch die Erfüllung des Willens Gottes — dessen Wohlgefallen zu suchen, fragte ihn: „„wie er es angehen solle, um dazu zu gelangen?““ — Und er belehrte ihn:

„Wenn Sie sich in dieser hehren Uebung begründen wollen, so müssen Sie jeden Tag den Entschluß erneuern: mit Eifer daran zu arbeiten und Ihren Tag in dieser heiligen Uebung anfangen, fortsetzen und vollenden. — Wenn am Morgen Ihre Stunde zum Aufstehen schlägt, so denken Sie sich, der heilige Geist sage Ihnen, wie einst der Engel dem heiligen Petrus: „„Stehe rasch auf!““ Apostelgesch. 12, 7. Erheben Sie sich dann ohne Verzug, opfern Sie sich Gott auf und bezeigen Sie ihm das Verlangen: an diesem Tage Alles zu thun, wovon Sie wissen, daß es dem Herrn am wohlgefälligsten ist. Während Ihrer Betrachtung bitten Sie Ihn: seinen Willen Ihnen zu offenbaren; denn wozu halten wir die Betrachtung, wenn nicht, um ihn mehr und mehr kennen zu lernen? Wir sind ja wie die Arbeiter, welche der Hausvater berufen hat, auf seinem Felde zu arbeiten; wir sind seine Diener; ist es denn nicht recht, daß die Arbeiter Den fragen, der sie anstellt: „was sie zu thun haben, und wie sie es thun sollen?“ Alsdann müssen sie auf seine Stimme hören, wie die Braut auf die des Bräutigams hört. — Wenn Sie treu sind, auf Gottes Stimme zu hören, so wird Er Sie darin unterrichten, was Er von Ihnen verlangt. Nachdem dies geschehen, bitten Sie Ihn, um seinen Segen und widmen sich voll Eifer seinem Werke!

Im Verlaufe des Tages werden Sie wohl thun, oft daran zu denken: daß Sie nicht für sich, sondern — für Gott arbeiten, und daß darum mit großer Vollkommenheit alle Ihre Handlungen verrichtet werden müssen. — Ich rathe Ihnen auch, immer in seiner heiligen Gegenwart zu wandeln; denn ebenso wie die Diener auf ihr

Werk weit achtsamer sind, wenn sie unter den Augen ihres Herrn sich befinden, in gleicher Weise werden auch Sie von einem weit größeren Eifer sich belebt fühlen, wenn Sie erwägen: daß Gott seine Blicke auf Sie gerichtet hat. Dadurch werden Sie gleichfalls unserm göttlichen Heiland nachahmen, der uns in seinem Evangelium von sich selbst sagt: „„Ich thue immer, was meinem Vater wohlgefällt!““ Der für uns Mensch-gewordene Sohn Gottes begnügt sich nicht zu sagen: „„er thue oft, was seinem Vater wohlgefalle““; sondern er bezeugt uns: „„daß er es immer thue““, um uns anzuleiten, daß auch wir in dieser heiligen Uebung nicht nachlassen sollen. Da wir aber aus uns selbst nichts Gutes zu thun vermögen, darum sollen wir uns oft an Gott wenden und zu ihm flehen: „„Herr, gieb, daß ich immer erfülle, was dir wohlgefällt, ja — immer; denn ich verlange, mich nie von Deinem heiligen Willen zu entfernen!““

Nun schließt der Priester mit der Erläuterung: „Das waren die Lehren, welche Pater Perboyre mir — über die Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen ertheilte!“ Dann bezeugte er noch von seinem Lehrmeister: „Er selbst vollbrachte nicht die geringste Handlung, ohne Gott um Rath zu fragen; er richtete unaufhörlich dasselbe Gebet an Gott, welches er mir empfahl; er wiederholte es beinah' eben so oft, als er Athem schöpfte, weil er ein sehnsüchtiges Verlangen in seinem Herzen nährte, getreu unserm göttlichen Heilande nachzuahmen und in Wahrheit mit ihm sagen zu können: „Ich thue immer, was meinem Vater wohlgefällt!“

Treue Bewahrung des Keuschheits-Gelöbnisses.

(Aus: Die heilige Maria Magdalena von Pazzis von P. Virgil Cepari.)

Die seraphische Jungfrau Maria Magdalena von Pazzis, geboren am 2. April 1566 zu Florenz, trat, unter den Glückwünschen ihrer Eltern und mit der Erlaubniß des Erzbischofs, im Alter von sechszehn Jahren am Vorabend des Festes Maria Himmelfahrt in das Carmeliten-Kloster von St. Maria zu den Engeln ein. — Die Nonnen freuten sich sehr, ein so frommes Mitglied für ihren Orden gewonnen zu haben und betrachteten sie wie einen „Engel vom Himmel“; auch erwarb sie durch ihr sanftes und sittsames Betragen bald die Liebe von Allen.

Diese Dienerin Gottes leuchtet ganz besonders hervor durch die Reinigkeit ihres Geistes und Leibes, denn schon in dem Alter von zehn Jahren hatte sie Gott ihre Jungfrauschaft geschenkt, und widersetzte sich später überaus standhaft jedem Antrage zur Verehelichung, wenn auch die Glückes-Aussichten für sie noch so glänzend gewesen.

Wie vollkommen sie aber — während ihres ganzen Lebens — das bei ihrer Profeß-Ablegung vollzogene Gelübde der Keuschheit beobachtete, kann man deutlich daraus erkennen, daß sie in ihrer letzten Krankheit Gott dafür dankte: „nie gewußt zu haben, was eine unlautere Handlung sei, oder auf welche Weise man die Keuschheit verletzen könne;" — höchst merkwürdig ist auch, was sie noch hinzufügte: „daß sie sich nämlich nicht erinnere, jemals in ihrem Leben an etwas Anderem, als an Gott sich erfreut zu haben;" — und in ihrer letzten Stunde konnte bei den heftigsten Schmerzen, welche sie erdulden mußte, kein Gedanke ihr mehr Trost verschaffen, als eben dieser. Oft wiederholte sie den Gebets-Seufzer: „Du weißt es, o mein Gott, daß mein Herz nach nichts Anderem Verlangen trug, als nach Dir!"

Diese ungetrübteste Reinheit ist um so bewunderungswürdiger, wenn man vernimmt, daß Maria Magdalena in den zwei ersten Jahren ihrer Prüfungszeit von dem bösen Feinde gar heftige Versuchungen zur Sinnlichkeit zu bestehen hatte; wie sie aber selbst in den letzten Tagen ihres Lebens erklärte: „konnte sie nie begreifen, was der Teufel mit jenen Versuchungen wollte." Mit der Hilfe der göttlichen Gnade und durch ihre eifrige Sorgfalt vermochte sie daher, den Feind zu vertreiben, ehe die Versuchung sie angegriffen hatte; und obwohl sie die ersten Anfälle der Versuchung merkte, so wurde sie doch, da ihr Verstand und Wille nur mit Gott beschäftigt und von allen irdischen und sinnlichen Dingen weit entfernt war, mit der Versuchung selbst nicht bekannt, weßhalb sie auch sagte: „Ich kämpfte mit einem Feinde, den ich nicht kannte!"

Bei diesen vielen Anfällen des höllischen Feindes nahm sie ihre Zuflucht zu der allerseligsten Jungfrau Maria; diese erschien ihr am 15. April 1587, als sie sich in einem Zimmer abgeschlossen hatte und dort betete, bedeckte sie mit einem weißen Schleier und verhieß ihr: „„daß sie von diesem Augenblicke an nie mehr den geringsten Gedanken, oder auch nur die mindeste Regung wider die heilige Reinigkeit empfinden solle!"" — Und so geschah es auch; denn von jener Zeit an fühlte sie sich bald wie ein Stein gegen alle Versuchungen dieser Art. —

Maria Magdalena hatte auch eine besondere Andacht zu dem heiligen Thomas von Aquin, ob jener heldenmüthigen Handlung, durch welche er seine Herzens-Reinigkeit bewahrte, und ob der dadurch verdienten Gnade: daß er nämlich von einem Engel gegürtet und von allen unreinen Anfechtungen befreit wurde. —

Alle, welche die Heilige aus dem näheren Verkehre gekannt, erklärten: „daß ihre Reinigkeit mehr engelhaft als menschlich war, daß in ihren Blicken, Bewegungen und Worten jener Geruch der Heiligkeit sich offenbarte, der in ihrem Herzen duftete, und daß sie Allen, welche sie ansahen, keusche und reine Gedanken einflößte. Auf ihrem Angesichte malte sich eine so wunderbare Schönheit, daß sie einem Engel glich, und ihr ganzes Aeußere zeigte etwas unaussprechlich Himmlisches, das alle Herzen liebvoll anzog. — Sie selbst wußte auch von dieser Tugend der Herzens-Reinigkeit so Erhabenes zu verkünden, daß sie Jedermann mit innigem Verlangen darnach erfüllte; und gleichfalls pflegte sie zu bekennen, und dabei glänzten oft Freudenthränen in ihren Augen: „daß der göttliche Heiland selbst ihr — von zartester Jugend an — eine ganz besondere Vorliebe für diese Tugend eingeflößt habe.“

Ihr Körper gab einen so lieblichen und außerordentlichen Wohlgeruch von sich, daß die Nonnen nicht wußten, womit sie diesen Geruch vergleichen sollten. Sie begehrten stets darnach, denselben einzuathmen, denn er war süßer, als Geruch von Blumen, und schien das Verlangen nach Herzens-Reinigkeit und nach inniger Vereinigung mit Gott in ihnen zu erwecken. Dieser Wohlgeruch theilte sich auch den Kleidern mit, welche die Heilige an ihrem Leibe trug.

Der Blick der Heiligen war so voller Milde, daß er allein schon genügte, um betrübte Seelen zu trösten und traurige Herzen wieder aufzumuntern. Auch besaßen ihre reinen Blicke eine solche Kraft, daß — mit Sünden befleckte Seelen ihn nicht ohne große Scham zu ertragen vermochten. — So ereignete es sich eines Tages, daß ein ausschweifender und lasterhafter junger Mensch in's Kloster kam, um eine seiner Schwestern, die Novizin in demselben gewesen, zu besuchen; da es nun von der Ordens-Regel vorgeschrieben ist, daß die Novizen-Meisterin immer mit den Novizinnen an's Sprachgitter gehen muß, so kam auch Maria Magdalena, welche damals mit dem genannten Amte betraut gewesen, mit ihr zu dem Sprachgitter. Als der junge Mensch seine Schwester sah, begrüßte er sie; sobald er aber die Heilige erblickte, drehte er sich gleich, ohne auch nur ein Wort

zu sagen, um und eilte ganz zornig davon. Die Novizin, verwundert über das unhöfliche Betragen ihres Bruders, beklagte sich darüber bei ihrer Mutter, welche einige Tage später sie gleichfalls besuchte, und forschte bei derselben: „„ob sie nicht wüßte: weßhalb sich unlängst ihr Bruder so sonderbar benommen habe?““ Ihre Mutter erwiederte nun: „„daß er die Gegenwart jener Nonne, welche bei ihr gestanden, nicht habe ertragen können; denn — als dieselbe ihn angeschaut, sei er so beschämt und verwirrt geworden, daß ihn ein Unwohlsein überfiel und er in ihrer Gegenwart nicht mehr bleiben konnte, und darum habe er sich gedrängt gefühlt, ungesäumt fortzustürzen.““ — Aber auch selbst die Nonnen konnten, wenn sie einen, wenn gleich noch so geringen Fehler begangen hatten, nicht in ihrer Gegenwart verbleiben, ohne beschämt und verwirrt zu werden; daher erforschten sie erst ihr Gewissen, bevor sie in ihre Nähe kamen. — Gleichwie Diejenigen, welche mit Sünden befleckt waren, ihre Anwesenheit nicht zu ertragen vermochten, so konnte auch die Heilige kaum deren Gegenwart ausstehen; und da sie schon ohnedies stets mit Widerwillen in's Sprachzimmer ging, so war dies aber vornehmlich der Fall, wenn sie mit Leuten verkehren mußte, die kein frommes Leben führten. Allen jedoch, die sich in Versuchung und Traurigkeit befanden, gewährte ihre Gegenwart großen Trost, indem sie alle Furcht aus ihren zermarterten Herzen verbannte; mehrere Personen erklärten sogar: „„daß sie sich in ihren Versuchungen nur neben sie zu stellen und heimlich ihr Kleid zu berühren brauchten, um von denselben befreit, oder doch wenigstens froh ermuthigt zu werden. — Manche Personen erfuhren von ihrer Gegenwart ganz wundersame Wirkungen, Andere schon von ihrem Anblicke, und wieder Andere einzig von dem Gedanken an sie; ihr Geist beruhigte, ihr bang bewegtes Herz beschwichtigte sich, jede quälende Versuchung verschwand, indeß sie zugleich ein lauteres und heiliges Verlangen nach größerem Fortschritte in der christlichen Vollkommenheit in sich heilsam verspürten. —

Es ist jedoch nicht zu verwundern, daß die Nonnen, welche Maria Magdalena wie eine Heilige verehrten und ihre hehre Herzensreinigkeit und beständige Vereinigung mit Gott kannten, diese glücklichen Wirkungen — aus ihr — an sich gewahrten, wenn sie diese Braut Christi ansahen, mit ihr verkehrten, sie berührten oder auch nur an sie dachten; selbst die unvernünftigen Thiere legten ja in ihrer Gegenwart ihre Wildheit ab und gehorchten ihr. — Eine Nonne empfing einst zum Geschenk eine Ziege, aber das Thier wurde

in dem Kloster so wild, daß die Nonnen fürchteten, es würde noch einmal ein Unglück anrichten; man gab sich daher alle Mühe, die Ziege zu fangen, allein umsonst: das Thier wurde dadurch nur noch wilder und rannte sogar eines Tages in ein Zimmer, wo sich die Nonnen befanden, und zeigte sich dort in dem unbändigsten Ingrimm. Da kam Schwester Maria Magdalena gerade herein und ging auf die Ziege hin; diese legte sich ihr gleich zu Füßen, wurde ganz ruhig und zahm und ließ sich von ihr führen, wohin sie wollte. — Als man ein anderes Mal durch besondere Veranlassung die Thüre des Klosters offen gelassen hatte, drang ein großer Hund in das Haus ein, der, weil er sich alsbald eingeschlossen fand, ganz wüthend umherlief; endlich drang er, zum größten Schrecken der Nonnen, die eben damals bei Tische saßen, in's Refectorium. Schwester Maria Magdalena stand ruhig von ihrem Platze auf, ging auf ihn zu und faßte ihn sanft bei'm Ohre; der Hund aber wurde zahm wie ein Lamm und ließ sich von ihr aus dem Saal und dem Kloster friedlich hinausgeleiten. Als die übrigen sie fragten: „„wie es denn gekommen sei, daß sie gar keine Furcht vor dem so gereizt gewesenen Hunde gefühlt habe?““ gab sie voll Demuth zur Antwort: „Ein Thier läßt sich vom andern führen!“

Ihre Worte athmeten stets nur Reinigkeit, Anmuth und Milde; sie verschafften (wie bereits kurz angedeutet worden) betrübten und versuchten Seelen großen Trost, und manchmal genügte nur ein einziges Wort, um Kummer und Leiden, lang gehegten Gram und tief gewurzelte Leidenschaften aus dem Herzen zu verbannen. — Wenn sie aber irgend eine christliche Tugend pries, so erweckte sie zugleich in der Seele des Zuhörers das heilige Verlangen, eifrig nach derselben zu trachten; sprach sie von der Häßlichkeit irgend eines Lasters, so erfüllte sie zugleich auch die Seele mit Abscheu dawider; redete sie endlich von der Liebe zu Gott, der Urquelle der Reinigkeit, dann entzündete sie dieselbe auch alsbald in dem Herzen. Sie wünschte allen Nonnen ein inniges Wohlgefallen an dieser Tugend einzuflößen; und kam sie irgendwo hin, wo man gerade über diese Tugend im Zwiegespräche sich befand, da durchdrang eine lebhafte Freude ihr Gemüth und unter süßestem Lächeln sagte sie: „Hier will ich gerne bleiben, weil man von der Herzensreinheit spricht!“

Maria Magdalena achtete und liebte namentlich auch jene Personen, welche sich durch ein Gelübde zu der Tugend der Herzensreinigkeit verpflichtet hatten: selbst wenn dieselben manche Unvollkommenheiten besaßen, doch noch weit mehr, als verheirathete Frauen oder

Wittwen, wie sie auch viel frömmer und vollkommener waren. — Aus diesem Grunde zeigte sie auch gegen die Jungfrauen die größte Achtung und Ehrerbietung. — Ein junges Mädchen, das erst kürzlich in's Kloster eingetreten und noch die weltlichen Kleider trug, verweilte eines Tages mit den übrigen Schwestern auf dem Chor, als sie Maria Magdalena hereinkommen und sich im Vorbeigehen gegen die Nonnen so tief verneigen sah, als ob sie deren Magd gewesen wäre; anfangs dachte es: die Heilige thue dies aus Liebe und Achtung vor dem Ordenskleide; — als es aber gewahrte, daß sie, an ihm vorübergehend, sich ebenfalls verneige, glaubte sie: es müsse dies etwa eine bestimmte Ceremonie sein. — Später aber, als es sich bei seinen Mit-Nonnen erkundigte, erfuhr es: „daß die Heilige dies aus Achtung vor seiner Jungfrauschaft thue." —

Der Gedanke Maria Magdalena's, daß sie in der Clausur lebe und die Gewißheit habe, nie mehr in die Welt zurückzukehren, oder mit Weltleuten verkehren zu müssen, gewährte ihr stets eine hohe Freude. — Wenn sie an diese Wohlthat dachte, schien sie vor lauter Freude außer sich zu kommen und küßte mit großer Innigkeit die Mauern des Klosters, wobei sie Denjenigen, welche sie fragten: „„Warum sie das thue?"" erwiederte: „Habe ich denn, meine Schwestern, nicht alle Ursache dazu? Diese heiligen Mauern trennen mich ja von der unglückseligen Welt und bringen mein größtes Kleinod, das ich auf der Erde besitze (sie meinte ihre Jungfräulichkeit) in Sicherheit!" — Ein anderes Mal sagte sie: „Wenn die Leute in der Welt wüßten, welch' selige Freuden ein jungfräuliches Leben einbringt, sie würden, gleich dürstenden Hirschen, die zur Quelle eilen, die allerstrengsten Klöster aufsuchen, um sich rein und unbefleckt zu erhalten; denn je mehr ein Weinstock umzäunt wird, desto sicherer ist er!"

Obwohl Maria Magdalena von der Gebenedeiten des Herrn die feierliche Versicherung erhalten hatte: „„daß sie diese Tugend der Herzensreinigkeit stets unbefleckt bewahren werde"", so wandte sie doch ihrerseits alle mögliche Vorsicht an, und lebte in beständiger Furcht, diesen kostbaren Schatz, der die Seelen befähigt, dem Lamme zu folgen, wohin es wandelt, möchte ihr verloren gehen. — Folgendes waren darum die Mittel, welche sie zur Sicherung ihrer Herzensreinigkeit anwendete:

1. Von dem Tage an, an welchem sie in's Kloster eintrat, bis zu ihrem Tode, pflegte sie, wenn sie nicht Medicin einnehmen mußte, oder sonst eine gewichtige Abhaltung vorkam, an jedem Morgen die

heilige Communion zu empfangen und mit ihr den guten Hirten Jesus Christus, der sie stets auf gute Weide führte.

2. Vor ihrem Tode erklärte sie selbst: daß sie zwar stets alle Menschen geliebt habe, aber nur um des Gebotes der Liebe willen, das uns Jesus hinterließ, und um der Liebe willen, die er auch zu ihnen getragen; außer dieser Liebe aber habe sie nie die geringste Anhänglichkeit zu irgend Jemanden genährt, so wie sie auch Niemanden erlaubt haben würde, ihre Person etwa mit einer unordentlichen Neigung zu lieben; und hätte sie gesehen, daß Eine ihrer Untergebenen auch nur die mindeste Anhänglichkeit an sie gezeigt, so würde sie ihr auf der Stelle — zur Strafe — eine Abtödtung auferlegt haben.

3. Sie sprach nur von Gott und von geistlichen Dingen, und erlaubte ihren Töchtern niemals, von weltlichen Dingen, z. B. von ihren Verwandten zu reden, indem sie sagte: „Dies sei ein großer Fehler, und eine Gott geweihte Person dürfe nicht dem mindesten Gedanken, der ihrem Gelübde zuwider sei, Eingang in ihr Herz gestatten!" — Viel weniger durften sie es wagen, von Verlobungen, Heirathen, Geburten u. s. w. sich zu unterhalten; dies wäre ein Aergerniß gewesen, welches sie niemals geduldet hätte.

4. Sie vermied es, so viel wie möglich, mit Weltleuten am Sprachgitter zu reden. (Ordens-Personen wurden gar nicht zugelassen, ausgenommen der Bruder, oder mit ausdrücklicher Erlaubniß, ganz nahe Anverwandte.) — Ward sie in's Sprachzimmer gerufen, so weinte sie und mußte durch den Gehorsam dazu gezwungen werden; und dann pflegte sie zu sagen: „Meine lieben Novizinnen, betet für mich, denn man hat mich in's Sprachzimmer gerufen!" — Dann ertheilte sie sogleich den Auftrag: „man möge sie alsbald zurückverlangen; denn sie wolle lieber im Fegfeuer, als am Sprachgitter mit Weltleuten zubringen!" — Sie hatte einen solchen Widerwillen gegen das Sprachzimmer, daß es sie schon schmerzte, wenn sie nur nah' an demselben vorbeigehen mußte; auch bezeugte sie, daß eine Braut Christi aus dem Sprachzimmer nichts als Unruhe, Zerstreuungen und Versuchungen mitnehme" und nannte es geradezu den „Ort der Zerstreuung" oder noch bestimmter das „Fegfeuer". — Sie ermahnte alle Schwestern, das Sprachgitter zu meiden, indem sie ihnen zurief: „Bedenket, meine Schwestern, daß Ihr Gott geweiht seid, und daß noch Niemand das Sprachgitter verlassen, ohne einige Zeit nöthig zu haben, um den vorigen inneren Frieden wieder zu erlangen; denn die Reden und Grundsätze der Weltleute pflegen gewöhnlich die weiße Lilie

der Herzensreinigkeit zu verdunkeln!" — Sah sie Jemanden gern in's Sprachzimmer gehen, dann sagte sie: „Liebe Schwester, man sieht klar, daß sie noch nicht gänzlich Eine der Unsrigen geworden sind; denn es ist eine besondere Eigenschaft der Nonnen von St. Maria von den Engeln, daß sie nicht mit Freuden, vielmehr aber nur ungern in's Sprachzimmer gehen." — Bemerkte sie dagegen, daß eine Nonne eine große Abneigung gegen das Sprachzimmer äußerte, so freute sie sich und betrachtete dies als eine gnadenreiche Wirkung des allerheiligsten Altarssakramentes.

5. Sie unterhielt keinen Verkehr außerhalb des Klosters, weder mit Weltleuten noch mit Ordens-Personen; auch fühlte sie stets großen Widerwillen, wenn sie Briefe schreiben oder annehmen mußte; „denn"; erklärte sie, „es paßt sich nicht, daß eine Ordens-Person, eine Braut Christi — Briefe an Weltleute schreibe, oder solche empfange, da hierdurch das Andenken an irdische Dinge wieder erneuert wird." — Kamen Briefe von Weltleuten an, worin man etwa in verschiedenen Anliegen die Heilige um ihr Gebet ersuchte, so gab ihr die Priorin, welche wußte, wie sehr ihr das zuwider war, gewöhnlich jene Briefe nicht; auch pflegte die Priorin die Schreiber jener Briefe nicht besonders ihrem Gebete zu empfehlen, sondern wenn alle Nonnen um sie sich versammelt hatten und auch die Heilige zugegen war, befahl sie nur im Allgemeinen: „„nach dieser oder jener Intension (Meinung) zu beten;"" und so erreichten jene Weltleute doch ihre Absicht und Schwester Maria Magdalena gleichfalls, da sie nämlich verborgen und unbekannt bleiben und Gott allein wohlgefallen wollte, ohne sich mit dessen Geschöpfen — zerstreulich für ihren Sinn — zu beschäftigen.

6. Ohne die größte Nothwendigkeit rührte Maria Magdalena sich selbst an, noch ließ sie solches von Andern an sich geschehen. — In ihrer letzten, drei Jahre langen Krankheit, wo sie sich vor Schwäche nicht mehr im Bette umdrehen konnte und durch die Schwestern von einer Seite auf die andere gelegt werden mußte, sagte sie zu ihnen: „Liebe Schwestern, wenn Sie glauben, daß es gegen die heilige Reinigkeit ist, mich so anzurühren, dann lassen Sie mich liegen; denn lieber will ich die Schmerzen an dieser Seite ausstehen, und sollte ich auch lebendig verfaulen!" — —

Schließlich hörte man oft aus ihrem Munde den Wunsch: „daß sie, um in der Tugend der Reinigkeit immer mehr voranzuschreiten, jede Pein und jeden Schmerz gerne erdulden wolle, denn sie verlange

es darin zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, deren der Mensch hienieden fähig!" — —

Und wahrlich, diese ihre stets unbefleckt bewahrte Keuschheit führte sie himmelan, und das treu gehaltene Gelöbniß derselben ward ihr zum Himmelsschlüssel! —

Ein großer Verehrer der Keuschheit.

(Aus: Leben des Caspar del Bufalo.)

Der ehrwürdige Diener Gottes Caspar del Bufalo, Chorherr an der Sankt Markus-Kirche zu Rom und Gründer der „Congregation der Missionäre vom kostbaren Blute unsers Herrn Jesu Christi", war, als ein kindlicher Verehrer der allerseligsten Jungfrau Maria, der eifrigste Nachahmer ihrer Tugenden, unter denen er ganz besonders die Keuschheit hochschätzte. Von dieser seinem Herzen vorzüglich theuren Tugend wünschte er, daß sie, um jeden Preis, überall auf der weiten Erde blühen möchte.

Schon als kleiner Knabe begriff er, daß durch die unbefleckte Keuschheit die Menschen den Engeln gleichen, einzig mit dem Unterschiede, daß diese durch die Natur rein seien, der Mensch aber vermöge der Gnade; und schon damals ließ er, um sie in ihrer Reinheit zu bewahren, kein Mittel unversucht. Er hielt sich fortwährend Maria, der Königin der Jungfrauen, auf das Lebhafteste empfohlen, und um sie sich immer mehr geneigt zu machen, rief er sie oftmals unter dem hehren Titel ihrer unbefleckten Empfängniß an; auch nahm er sich den engelgleichen Jüngling Aloysius von Gonzaga zum Vorbilde, und vermöge des besonderen Schutzes, den ihm die allerreinste Jungfrau in reichlichem Maße angedeihen ließ, sowie durch die Fürbitte des heiligen Aloysius, erlangte er denn auch von Gott die Gnade, aus den heißen Kämpfen, welche die Hölle und das Fleisch ihm bereiteten, stets als Sieger hervorzugehen.

Daher bewachte er diese schöne Tugend, die, gleich einem klaren Spiegel, schon vom leisesten Hauche getrübt wird, mit einer heiligen Eifersucht, und bewahrte sie sein ganzes Leben hindurch mit ungetrübter Reinheit. Ja, mit Gebet und Fasten, vermittelst ernster Bußübungen und Bewachung aller seiner Empfindungen stand er über der Unversehrt-Erhaltung so angstvoll auf der Warte, daß es zweifelhaft blieb, ob man mehr seiner Keuschheit als seiner Wachsamkeit und Vor-

sicht, dem Kampfe entweder auszuweichen, oder in demselben als Held zu streiten, den Palmzweig zuerkennen müsse. In Wahrheit — Alles an del Bufalo gab den lebendigen Eifer, wovon er im Herzen für sie erglühte, zu erkennen: die sittsame Kleidung, die strenge Haltung, die züchtige Rede, der schamhafte Blick, die Regelmäßigkeit in allen Handlungen. Stets blieb er darauf bedacht, daß Niemand ihn anrührte, selbst seine eigene Mutter nicht; allezeit behutsam in der Wahl der Gefährten und Freunde, welche sämmtlich von musterhafter Aufführung und erprobter Gottesfurcht sein mußten; ein überaus großer Freund der Abtödtung, des Stillschweigens und der Zurückgezogenheit, sagte er nie ein Wort, erlaubte sich nie eine Handlung oder Geberde, welche auch nur von Ferne die ängstlichste und zartfühlendste Ehrbarkeit hätte verletzen können.

Und weil es zur Schutzwehr des Herzens kein angemesseneres und sichereres Mittel giebt, als die Zucht der Sinne, insbesondere die der Augen, so ging die Abtödtung, Wachsamkeit und Sittsamkeit, deren er hierin sich befliß, daß er, mochte er nun zu Hause, oder auf offener Straße, oder sonst wo sein, den ersteren nie die Zügel schießen ließ, den letzteren nie auch nur die mindeste Freiheit einräumte. Geschah es zuweilen, daß er sich eine kleine Fahrlässigkeit in dieser seiner Gewohnheit hatte zu Schulden kommen lassen, so rief er sich, sobald er es inne geworden, auf das Schleunigste zu dem Gesetze, das er sich selbst auferlegt, zurück. Erschien die Nothwendigkeit, mit Frauen zu reden, dann that er dieß, wo immer es geschah, an einem freien Orte und in der Gegenwart Anderer. Zudem suchte er mit der größten Behutsamkeit jede, auch noch so ehrbare Unterhaltung, wobei Personen des andern Geschlechts gegenwärtig gewesen, zu vermeiden. Dasselbe pflegte er auch seinen Missionspriestern anzuempfehlen, wobei er erklärte: mit Personen des andern Geschlechts könne man nicht genug auf seiner Hut sein, und deßhalb schärfte er ihnen ein, daß, wenn die Umstände es erheischten, mit denselben zu sprechen, sie mit wenigen Worten sich ihrer zu entledigen suchen sollten. Auf den häufigen Reisen, die er machte, lehnte er es beständig ab, sie zu Gefährtinnen zu haben, vermied es sogar, in den Gasthäusern mit ihnen an einer Tafel zu speisen, weßhalb es ihm nicht selten begegnete, daß er, weil er keinen andern schicklichen Ort fand, sein Mittagsmahl entweder in den Remisen, oder wohl gar in seinem Reisewagen zu sich nehmen mußte.

Bei seiner so glühenden Liebe zu einer so anmuthigen Tugend schmerzte es ihn allemal unsagbar, wenn er erfuhr, daß es hier oder

dort Gemälde oder Statuen gäbe, die dem sittlichen Gefühle nicht allewege entsprächen. Dann ließ er von seinen angestrengtesten Bemühungen nicht eher ab, als bis sie hinweggenommen oder mindestens verschleiert worden. — Seine Liebe zur Keuschheit und ihrer Sittsamkeit wußte er denn auch auf den Missionen den Frauen und Jungfrauen rücksichtlich ihrer Kleidung nicht tief genug einzuschärfen; den Männern dagegen empfahl er Vorsicht und Behutsamkeit in jedem Worte oder Werke, wodurch der schöne Lilienglanz der Reinigkeit die mindeste Trübung erleiden könnte. Mit Wärme legte er den Familienhäuptern die Pflicht an das Herz, aus ihren Häusern jeglichen Gegenstand, der zum Bösen etwa anreizen könnte, zu entfernen; diese Gegenstände, sowie auch die unsittlichen Bücher, die er um Maria, der Mutter der Reinheit willen, sich erbat, opferte er dann am Schlusse der Mission öffentlich den Flammen. Es war ergreifend, ihn über die Vorzüge dieser Tugend predigen zu hören. Seine Worte, die aus einem von innigster Liebe zu ihr entbrannten Herzen quollen, flößten hinwiederum Liebe zu ihr ein, ja sie wurden — sie gleichfalls zu lieben und zu befolgen wie ein himmlischer Sporn; und wenn er von der Schändlichkeit des entgegengesetzten Lasters sprach, so war, obschon er es mit der größten Umsicht und Gemessenheit that, seine Rede von solcher Kraft, daß sie auch in den wüstesten Seelen Abscheu dawider erweckte. — Wenn er mit den Büßenden dieser Art zu thun hatte, gefiel es Gott bisweilen, dem Einen oder dem Andern derselben, wie sie solches geradezu selbst eingestanden, durch einen überaus lieblichen, wie aus dem Paradiese kommenden Wohlgeruch, den er vom Körper des Sprechenden ausgehen ließ, zu erkennen zu geben, in welch' hohem Grade sein Diener jene Tugend in sich bewahrte, die er Andern so warm empfahl. Und um sie in dieser Tugend unwandelhaft zu erhalten oder mehr und mehr dazu anzufeuern, legte er ihnen ein geweihtes Scapulier der heiligen Muttergottes, das er ihnen schenkte, um den Hals und entließ sie dann im Namen des Herrn. — Ja, noch auf dem Todesbette bekundete er, wie hoch er die Schamhaftigkeit in Ehren hielt, indem er einem der Seinigen, dem er beistand, auf's Angelegentlichste empfahl, doch dafür zu sorgen: daß sein Körper, wenn er eine Leiche geworden, von keiner Frauenhand berührt und bekleidet würde.

Ob dieser unbefleckten Tugend del Bufalo's nannte man ihn allerwärts — um unter so vielen anderen zugleich die hervorragendste und glaubwürdigste Auctorität vorzuführen — selbst Papst Leo II. nicht anders, als einen „Engel im Fleische". —

Der erste Abt des Schottenklosters zu Würzburg.

(Alten Handschriften nacherzählt von Julius Ruttor.)

Im Jahre 1139 verließ der Benediktiner-Mönch Sanct Macarius mit zwei Ordensbrüdern, Christianus und Eugenius, das Kloster Ykolmkil in Schottland — nach dem Beispiele seiner Landsleute Kilianus, Kolonatus, Totnanus, Burkardus, Bonifacius, Columbanus, Gallus, — eingedenk des Ausspruches des Herrn in der heiligen Schrift: „Gehe von deinem Vaterlande und von dem Hause deines Vaters hinweg, ich will dich segnen!"

Macarius kam mit seinen Gefährten nach Würzburg im Frankenland, wo Embricho, ein geborner Graf von Leiningen, auf dem Bischofsstuhle saß. Dieser erbaute, theils durch die Bitten schottischer Pilger bewogen, welche gar oft und zahlreich die Grabstätte ihres ruhmreichen Landsmannes, des heiligen Martyrers Kilianus, zu Würzburg besuchten, theils aus Anerkennung der großen Verdienste, welche sich einst schottische Mönche durch die Bekehrung des heidnischen Frankenlandes zum Christenthum erworben, auf dem Hügel Girrburg jenseits des Main's mit Bewilligung des Domkapitels unter Zuziehung der ganzen Geistlichkeit und der Bürgerschaft ein Kloster als Hospitium für Geistliche und Wanderer der schottischen Nation zur Ehre des heiligen Apostels Jakobus, bereicherte dasselbe mit Schenkungen, mit dem Genusse einer Domicellar-Präbende im Domstifte, und verordnete: „daß — nach seinem Tode — sein Leichnam die Nacht über in der dortigen Kirche ausgestellt und erst dann zur Beerdigung in die Domkirche gebracht werden sollte;" eine Sitte, welche sich so lange erhielt, als dir Würzburger Fürstbischöfe auf dem Marienberge residirten. — Die drei ersten schottischen Bewohner dieses neuen Benediktinerklosters waren Macarius, Christianus und Eugenius. Macarius aber, von dessen Ruf und frommen Lebenswandel der Bischof Embricho bereits vernommen hatte, wurde zum ersten Abte desselben bestimmt, welche Würde er vierzehn Jahre lang bekleidete.

Diese Abts-Würde war freilich der Demuth des heiligen Macarius nicht angemessen, und er sprach oft voll Wehmuth die Worte des göttlichen Heilandes aus: „Vater, nimm diesen Kelch von mir!" Denn diese Würde war ihm — als solche — ein bitterer Kelch des Leidens. Doch nahm er endlich auf inständiges Bitten und ernstliches Anhalten der Seinigen diese Würde an und verließ sich auf Gottes Beistand und Gnade. Macarius blieb auch als Abt in den Schranken der Demuth und blieb seinen Klosterbrüdern ein gütiger Vater. Sein

ganzes Leben war sozusagen eine ununterbrochene Fortsetzung der Selbstverleugnung, Eingezogenheit, Freundlichkeit, des Gebets, der Betrachtungen des Fastens und Wachens, der Frömmigkeit, der Verzückung und einer solchen Strenge gegen den Leib, daß die harten Bußgürtel, mit welchen er sich peinigte, seinen Körper tief zerfleischten. Da er aber immer munter und heiter sich zeigte, so schien die größte Pein seine angenehmste Ergötzlichkeit zu sein. Er genoß keine aus Fleisch zubereitete Speise und trank — mit Ausnahme bei der Feier des hochheiligen Meßopfers — keinen Wein.

Gottes Huld und Güte verklärte darum auch schon zu Lebzeiten mit den Strahlen der Wunder, aus denen nur einige hier sollen geschildert werden.

Im Jahre 1139, am Feste des heiligen Erzengels Michael, wurde Sanct Macarius, nebst vielen andern vornehmen Personen von dem Abte Pelegrinus zu St. Burkard zum Mittagsmahl eingeladen. Damals war das spätere Ritterstift zu St. Burkard eine Benediktiner-Abtei. Das Festmahl fand Statt, und nach damaliger Sitte wurde der Wein in Bechern statt in Gläsern vorgesetzt. Da die Diener jedem Gaste ohne Unterschied Wein eingeschenkt hatten, wollte nun Macarius — seiner gewöhnlichen Enthaltsamkeit gemäß — keinen Wein trinken, scheute sich aber, Wasser zu begehren, um seine Mäßigkeit nicht der menschlichen Ruhmsucht auszusetzen. Mehr, um seinen Abbruch nicht merkbar werden zu lassen, als um den Durst zu löschen, ergreift Macarius den Becher, erhebt sein Gemüth zu Gott, und mit dem besten Vertrauen, daß Derjenige, welcher auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelte, eben so leicht auch Wein in Wasser durch seine Allmacht wandeln könne, segnet er mit dem heiligen Kreuzzeichen den Becher, trinkt, und dankt dem Allerhöchsten, da er wirklich Wasser statt Weines in seinem Becher hatte. — Die Anwesenden, denen es bekannt war, daß Macarius nur Wasser zu trinken pflege, wunderten sich: daß er Wein trinke. Als die Diener betheuerten, daß sie allen Gästen nichts als Wein eingeschenkt hätten, ließ man den noch nicht ausgetrunkenen Becher — unter dem Vorwande, denselben frisch anzufüllen, wegnehmen und fand mit größter Verwunderung, daß nichts als Wasser in dem Becher sei. — Die Allmacht Gottes, welche den Israeliten das lieblichste Wasser aus dem harten Felsen in der Wüste springen ließ, verlieh auch dem heiligen Macarius die Gnade: daß — um seiner willen — Wein in Wasser verwandelt wurde. — Die Nachricht von diesem großen Wunder verbreitete sich bald in dem ganzen Lande.

Im Jahre 1142 unternahm Macarius eine Wallfahrt nach Rom, um sich von dem Papste Eugenius III. Ablässe und Heiligen-Reliquien für sein Kloster zu erbitten. Der Papst ließ ihn zum Mittagsmahle einladen. — Da sie Beide nun an einem Freitage bei Tische saßen, rief Macarius in einer Verzückung, nicht mehr daran denkend, in wessen Gesellschaft er sich befand, allplötzlich mit lauter Stimme aus: „O Gott, verschone deine Diener, damit das Vertrauen der Gläubigen nicht zu Grunde gehe!“ — Der Papst erstaunte über diesen seltsamen Nothschrei, nahm den Macarius sanft bei der Hand und sagte: „„Was ist dir, lieber Bruder in Christus! daß du so seufzest?““ — Macarius, aus seiner Verzückung erwacht, bat tief gebückt und erschrocken um Verzeihung und schwieg still. Der Papst, durch diese stumme Demuth nicht befriedigt, wiederholte die Frage. Macarius entdeckte nun dem Papste: „er habe in einer Erscheinung gesehen, wie durch ein schweres Gewitter der Eine der Thürme seines Klosters in Brand gerathen und herabgestürzt sei; darum habe er befürchtet, es möchte dem Kloster und seinen Brüdern mehr Schaden zugefügt werden.“ — Erstaunt merkte sich der Papst den Tag und die Stunde genau, und schickte sogleich einen Kurier nach Würzburg ab. Dieser brachte die zuverlässige Nachricht: „daß zu eben der Stunde, als Macarius an der päpstlichen Tafel saß und den Sturz des Thurmes im Geiste sah, dieser auch wirklich eingestürzt sei.“ — Dieses Wunder verbreitete sich bald durch die ganze Stadt Rom und in zahlreichen Gruppen versammelte sich das Volk, um den fremden Abt zu sehen, der so viel bei Gott vermochte. — Macarius kehrte, reichlich mit Ablässen und Heiligen-Reliquien beschenkt, mit dem päpstlichen Segen in sein liebes Frankenland zurück.

Das Zutrauen des Volkes vermehrte sich von Tag zu Tag; er wurde nicht mehr Macarius, sondern allgemein der „heilige Mann“ genannt. — Der Zulauf von kranken und presthaften Menschen, welche die Fürbitte des heiligen Mannes anflehten, war ungeheuer. — Unter Anderen war auch ein Bürger zu Würzburg, des Namens Dudo, von einem langwierigen Fieber ganz ausgedorrt und ausgemergelt, so daß er mehr einem Todten als einem Lebendigen ähnlich sah. Trotz aller angewendeten Mittel blieb nicht die mindeste Aussicht zur Genesung vorhanden. Seine Frau eilte vertrauensvoll nach dem Kloster und bat unter Thränen den heiligen Mann: „er wolle für ihren todtkranken Mann bei Gott um seine vorige Gesundheit bitten.“ Macarius antwortete ihr voll Demuth: „„er sei nicht Derjenige, der bei Gott so viel vermöge, daß er Kranke wieder gesund

mache; doch wolle er Gott bitten, daß er ihrem Manne Das, was ihm an Leib und Seele heilsam sei, verleihen wolle!"" Dann sagte er zu der Frau: „„sie möge nur hingehen und sich mit festem, kindlichem Vertrauen auf Gott verlassen."" — Die betrübte Frau bat ihn nun noch: „daß er über das Wasser, das sie in einem Gefäß in der Hand hielt, den Segen spräche." Macarius segnete denn auch mit dem heiligen Kreuzzeichen das Wasser. — Die Frau eilte heim, um ihren todtkranken Manne von dem von Macarius gesegneten Wasser trinken zu lassen. Kaum hatte er getrunken, da spürte er schon Besserung und erhielt eine vollkommene Genesung. —

St. Macarius wirkte Wunder, und erschien selbst als das größte Wunder. Er marterte auf unbegreifliche Weise seinen Körper fort und fort durch die schwersten Kasteiungen, und dennoch glich er mehr einem Engel als einem Menschen! —

Nachdem er vierzehn Jahre als Abt seinem Kloster im Rufe der Heiligkeit vorgestanden, starb er am 23. Januar 1153, an welchem Tag auch sein Fest kirchlich gefeiert wird. Er verschied, wie er gelebt, sanftmüthig, geduldig, fromm, demüthig, gottselig und wunderbar. Bei seinem Heimgang in's himmlische Vaterland hörten die sein Sterbelager umknieenden Personen — Gesang von Engeln in den Wolken. —

Im Jahre 1235 wurde der elfte Abt des Klosters, Johannes II., auf dem Grabe des heiligen Macarius — im Vertrauen auf dessen Fürbitte bei Gott — von den heftigsten Gliederschmerzen gänzlich befreit.

Der seit dem Bauernkriege lange vermißt gewesene Leichnam des heiligen Macarius — wurde im Jahre 1612 wieder aufgefunden, und in Pontifical-Kleidung der öffentlichen Verehrung des Volkes ausgesetzt. —

Im Jahre 1803 wurde das Kloster säcularisirt. Die Klostergebäude dienen gegenwärtig als Militärspital, und nur der Chor der Kirche bildet seit 1819 die Militär-Spitalkirche.

Am 12. Februar 1818 wurde der Leichnam des heiligen Macarius aus der Schottenkirche in die Marien-Kapelle auf dem grünen Markte übertragen und auch die St. Macarius-Bruderschaft daselbst aufgenommen. —

Der wunderliche Prediger.

(Aus: Materialien für Prediger und Katecheten von Joseph Fuhlrott.)

Sanct Antonius von Padua, geboren im Jahre 1195 zu Lissabon in Portugal, kann in seiner strengen Selbst-Abtödtung dem heiligen Johannes dem Täufer und dem heiligen Antonius dem Einsiedler verglichen werden. Durch Fasten, Nachtwachen und beständiges Beten hatte er sein Fleisch so hart gekreuzigt, daß er in der Stunde der Recreation sich kaum aufrecht erhalten konnte, indem — ob zu großer Schwäche — seine Kniee schwankten, so daß er wahrhaft mit dem Propheten ausrufen konnte: „Meine Kniee sind schwach vom Fasten!“ Ps. 108, 24. Auf ihn ist darum auch das Zeugniß der heiligen Schrift von dem Vorläufer Christi anwendbar: „Er aß nicht und trank nicht!“ Luk. 7, 33. — Er lebte im Kloster der regulirten Chorherren zu Lissabon, und dann in der Abtei Conimbrica.

Als Sanct Antonius erfuhr, daß fünf Jünger des heiligen Franziskus von Assisi auf die grausamste Weise von den Heiden gemartert, und daß ihre Leiber, welche, von Don Pedro nach Conimbrica gebracht, mit so vielen Wunderzeichen verherrlicht worden, entbrannte in ihm das Verlangen: „den Martyr-Tod für Jesus Christus zu leiden“ — gar inniglich. Er erflehte sich daher unter vielen Thränen von seinen Obern die Erlaubniß: in den Orden des heiligen Franziskus von Assisi eintreten zu dürfen, weil er glaubte, in demselben eher Gelegenheit zum Martyr-Tode zu finden. — Er ging wirklich auch in dieser Absicht unter Segel nach Afrika, und ließ sich durch die Bitten seiner Freunde nicht zurückhalten. — Unterwegs hörte man ihn Tag und Nacht also beten: „Barmherziger Gott! wann wirst du mir die Gnade verleihen, daß ich auf meinen Knieen die Streiche des Todes empfange? Werde ich wohl sehen, werde ich wohl erleiden, wonach ich so sehnlich begehre?“ — Gottes Huld hatte ihn aber nicht zum Martyrer unter den Heiden, sondern zu seinem reichgesegneten Missionär in Italien ausersehen; denn eine von dem allerhöchsten Herrn zugelassene Krankheit nöthigte ihn, wieder in seine Heimath zurückzukehren. Ein Stumwind trug ihn nach Sicilien, wo er in Messina an's Land stieg. — Als er dort hörte, daß der heilige Franziskus von Assisi daselbst eine Versammlung der Brüder halte, um ihre Fortschritte zu prüfen und sie zur Liebe zu ermahnen, besuchte er auch diese Gnadenstätte. Er wollte den heiligen Ordensstifter selbst sehen. Er sah ihn, und bewältigt von dem Heiligenscheine, der von St. Franziskus ausstrahlte, wurde er bei seiner Einfalt und seiner Innigkeit

in Gott so sehr von dem Trachten nach der christlichen Vollkommenheit ergriffen, daß er beschloß, immer in den Fußstapfen des Heiligen wandeln zu wollen.

In den verschiedenen Franziskaner-Klöstern, in welchen Sanct Antonius nach und nach gelebt, ward er, wegen seines unbedeutenden Aussehens, nur zu den niedrigen Diensten der Laienbrüder, ja sogar zum Dienste in der Küche verwendet; man hielt ihn eben für Höheres nicht fähig. — Eines Tages nun, da ein Priester, dem die Verkündigung des Wortes übertragen war, sich damit entschuldigte, nicht genugsam vorbereitet zu sein, erschien bei ihm der Obere seines Ordens und befahl ihm, sogleich die Kanzel zu besteigen und zu predigen. „Wenn du auch nicht vorbereitet bist", sagte der Obere zu ihm, „so verkünde doch nur, was der heilige Geist dir eingiebt; verkünde, was den Seelen zum Heile dient!" In aller Demuth erwiederte der Heilige: „„Ehrwürdiger Vater, entschuldige mich; ich bin weder gelehrt, noch beredt!"" Der Obere jedoch nahm diese Entschuldigung nicht an, sondern drang noch mehr darauf, daß er die Predigt halte. Antonius gehorchte, rief inbrünstig den heiligen Geist um Erleuchtung und Ermuthigung an, und trat dann mit einer solchen Kraft, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit auf, daß alle in der Kirche Anwesenden zur Begeisterung hingerissen wurden und staunend ausriefen: „Noch nie hat ein Mensch so gesprochen!"

Von dieser ersten Leistung ward der Obere gleichfalls überrascht und man übertrug nun dem Heiligen die wichtigsten Missions-Predigten.

Zu Rom predigte St. Antonius am hochheiligen Pfingstfeste. Unter seinen Zuhörern befanden sich viele Menschen aus Frankreich, Deutschland, England und Griechenland, welche der Sprache des Redners nicht kundig gewesen. Alle diese hörten ihn, wie es ehedessen bei den Aposteln zu Jerusalem geschah, je in ihrer Muttersprache reden, so daß sie Alle den Inhalt seiner Predigt verstanden. — Man schloß aus diesem Ereigniß allenthalben, daß der heilige Geist selbst durch seine Zunge gesprochen habe.

Mit wahrem Eifer suchte St. Antonius die Lemoviker, ein Volk in Aquitanien, zum wahren Glauben zu bekehren. Mit Worten vermochte er es nicht allein; er nahm vielmehr auch zu Thaten seine Zuflucht. Vor ihren Augen ließ er, unter dem dazu erflehten Beistande Gottes, aus einer verdorrten Weinreben reife Trauben hervorwachsen; auf seinen Befehl warfen sich vernunftlose Thiere vor dem

allerheiligsten Altarssakramente auf die Kniee; und er selbst genoß die ihm vorgesetzten vergifteten Speisen, ohne daß sie ihm schadeten.

Mit allem Eifer suchte St. Antonius auch die Ungläubigen in der Stadt Rimini von der göttlichen Wahrheit zu überzeugen. Da man ihm jedoch von allen Seiten widerstrebte, so bat er Diejenigen, die ihn nicht anhören wollten, mit ihm hinaus an das Ufer des Meeres zu gehen. — Dort stellte er sich ganz dicht an den Rand und rief gar feierlich im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit: „Ihr großen und ihr kleinen Fische, ihr Thiere allesammt, die ihr euch im Meere beweget, zu euch wird mein Mund das Wort Gottes reden! Groß ist der Herr und überaus lobwürdig, Er, der da Himmel und Erde, das Meer und die Flüsse, die ihr bewohnet, erschaffen hat! Lobet den Herrn, der das Meer und seine Wogen beherrscht, lobet und preiset ihn in Ewigkeit!“ — Kaum hatte er diesen Ausruf begonnen, da erschien eine zahllose Menge Fische, hielten ihre Köpfe über das Wasser empor, als hörten sie aufmerksam seine Predigt an, und schlüpften nicht früher in das Wasser zurück, bis Antonius seine Hand ausgestreckt und liebevoll ihnen den Segen gespendet hatte. — Als die Ungläubigen dieses Wunder sahen, hörten sie voll Eifer den Heiligen an und bekehrten sich.

Zur Zeit des heiligen Antonius hauste in Italien ein Räuberhauptmann, des Namens Ezelinus. Das ganze Land zitterte vor seinen Missethaten. Und auch dieses Scheusal wollte der fromme Gottesmann bekehren. Er fand auch wirklich zu Verona den so lange schon Gesuchten. Er stellte sich vor ihn hin, den Kreuzesstab in der Hand und sprach: „Wie lange noch, unglückseliger Bösewicht, soll dein Dolch wüthen und das Blut der Unschuldigen vergießen? Hast du nicht mit deiner blut- und beutegierigen Rotte mit unerhörter Grausamkeit bereits an elftausend Menschen niedergemetzelt? Siehst du denn nicht, daß der Zorn Gottes bereits das Schwert der Rache über deinem Haupte schwingt? Komme doch endlich zur Besinnung, du Ungeheuer, und thue Buße! Vielleicht begnadet dich noch der barmherzige Gott!“ — Verrathen, bestürzt und verwirrt stand der ungekannte Räuberhauptmann da in der Volksmenge und fürchtete, daß St. Antonius auch noch andere Frevelthaten von ihm offenbaren und er ergriffen werden würde. Plötzlich fiel er auf seine Kniee vor dem Heiligen nieder; der grausame Tiger war in ein sanftes Lamm umgewandelt; er ergriff sogar den Leibgürtel des Heiligen, schlang ihn um seinen Hals, bat Gott um Verzeihung und that fortan für

seine zahlreichen und großen Verbrechen aufrichtigste und auch allerstrengste Buße.

Der Vater des heiligen Antonius, Martinus von Bullones, war zuerst Hauptmann in dem Heere des Königs Alphons von Portugal und nachher Quästor; als solcher hatte er die königlichen Steuern einzunehmen. — Da er von Herzen überaus gutmüthig und menschenfreundlich gewesen, benutzten die verschwenderischen Hofleute des Königs diese so edle Eigenschaft und erborgten von ihm verschiedene Summen Geldes aus dem Staatsschatze. — Martinus verlangte von ihnen nicht einmal, da er ihrer Ehrlichkeit traute, einen Schuldschein. — Nach dem Ablaufe der festgesetzten Frist forderte er jedoch das Geld für den Staatsschatz zurück; die Schuldner aber leugneten jeglichen Geld-Empfang. — Hierdurch gerieth der Darleiher in große Verlegenheit; ja er kam so weit, daß er des Betrugs und Unterschleifs angeklagt wurde. — Er erschien mit jenen Hofleuten vor Gericht, und auch hier beharrten die Schuldner im festesten Ableugnen des erhaltenen Geldvorschusses. — In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre zum Gerichtssaale und es trat herein ein Mann in dem Kleid eines Religiosen, sah mit finsterer Miene die Schuldner an, und sagte auf das Bestimmteste einem Jeden die Summe, den Tag, die Stunde und den Ort, wo er das Geld von dem Angeklagten empfangen, entdeckte so den Betrug und drohte mit der Strafe Gottes, sofern die Richter den Unschuldigen verurtheilen würden. — Die Schuldner entsetzten sich, bekannten ihre Schuld und Martinus wurde freigesprochen. — Und wer war jener seltsame Zeuge? — Es war St. Antonius. — In wunderbarer Weise trugen ihn Engel des Himmels, wie ehedessen den Habakuk von Judäa nach Babylon, aus Italien nach Lissabon, und zwar in demselben Augenblicke, in welchem sein unschuldiger Vater vor dem Gerichte stand.

Der heilige Antonius selbst wurde einmal in dem Kloster zu Messina eines Vergehens beschuldigt und darob hart von seinen Oberen getadelt. Er, der ganz Unschuldige, fügte sich mit Demuth und Gottergebenheit in die so ungerechte Anklage, brachte kein Wort zu seiner Vertheidigung vor, und noch weniger widersprach er seinen Oberen. — Er baute kindlich fromm auf die Beschirmung des Herrn. — Und siehe da! zum Beweise seiner Unschuld zersprang der Stein, auf welchem St. Antonius vor seinem Obern auf den Knieen lag, in unzählige Stücke, und Niemand vermochte es, einen neuen Stein dort einzufügen, weßhalb dieser Platz — zum ewigen Andenken an die große

Demuth und Geduld des Heiligen, aber auch an seine fleckenlose Unschuld, — mit einem eisernen Gitter umgeben wurde.

Ein Jahr vor seinem Tode predigte St. Antonius, wie auch schon früher, mit großem Segen zu Padua. — Als er sein Ende herannahen fühlte, bereitete er sich an einem einsamen Orte auf die Ankunft des Herrn vor. — Kurz vor seinem Hinscheiden ließ er sich wieder nach Padua bringen, empfing die heiligen Sakramente und starb daselbst, bald nach seiner Ankunft, unter Abbetung der sieben Bußpsalmen — am 13. Juni 1231. — Als er eben verschieden war, liefen die Kinder durch die Straßen der Stadt und riefen, ohne daß sie etwas von seinem Tode erfahren hatten: „Der heilige Pater Antonius ist gestorben!" — Und in derselben Stunde fingen die Glocken zu Lissabon, seiner Geburtsstadt, von selbst an zu läuten, um dort seinen Mitbürgern seinen Tod zu verkünden.

Papst Gregorius IX. setzte ihn schon in dem folgenden Jahre unter die Zahl der Heiligen, indem unzählige Wunder bei dessen Grabe geschahen, die wie der Wohlgeruch von Himmelsblumen es lieblich umdufteten.

Wegen seiner staunenerregenden gründlichen Kenntniß der heiligen Schrift und seiner unbefleckten Reinigkeit geben ihm die Maler ein Buch und eine weiße Lilie in die Hand. Auf dem Buche steht das holdselige Jesuskind, das ihm einmal erschien, da er eben mit der Betrachtung göttlicher Wahrheiten der heiligen Schrift sich beschäftigte.

Wunderbar ist aber auch die Erhaltung der Zunge des heiligen Antonius, die noch bis in unsere Tage unversehrt in der Franziskaner-Kirche zu Padua aufbewahrt wird.

Der Prediger des Kreuzzuges.

(Nach: Die Sagen des Rheinlandes von Carl Geib.)

Unter den vielen und mannigfachen Häusern, welche den heutigen Domplatz zu Frankfurt am Main, das frühere sogenannte „Pfarreisen", umgeben, bietet von Außen kein sonderliches Kennzeichen eines sehr alten Baues dar; und doch befindet sich gerade in dieser Gegend die alleränlteste Häusergruppe, welche die Stadt — außer dem Saalhofe — aufweist; es ist der Hayner-Hof, dessen Eingang durch einen überbundenen Vorbogen gebildet wird. Am hervorgehendsten jedoch giebt sich das hohe Alter der ganzen Ortsgelegenheit

durch die Vorderseite einer Kapelle kund, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und dieselbe auch im vollsten Maße verdient. Sie ist eines der schönsten spitzbogigen Gebäude, die Frankfurt besitzt, und muß in seiner früheren Zeit einen außerordentlich ruhigen und harmonischen Eindruck gemacht haben. Denn selbst die wenigen noch vorhandenen, leider! namentlich in der neuesten Zeit, von Außen sehr verstümmelten Reste, zeugen von einer großen Uebereinstimmung der einzelnen Theile und lassen trotzdem, daß das Gebäude doch eigentlich schon der Verfallzeit des gothischen Styles angehört, nichts zu wünschen übrig.

Die Stiftung und erste Anlage dieser Kapelle gehört wahrscheinlich in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, etwa in das Jahr 1240. Denn um diese Zeit erwarb das Kloster Hayna oder Heyene den Hof. Sie war dem heiligen Bernardus, Abt von Clairvaux, geweiht, und an sie knüpft sich die nachfolgende Kunde aus der Vorzeit. —

Ueber der alten Reichsstadt Frankfurt am Main dämmerte der Tag; allmälig erschlossen sich die rundscheibigen Fenster der Bürgerhäuser und halbverschlafene Gesichter schauten erstaunt auf die ungeheuere Schneemasse, welche in der vergangenen Nacht die Straßen und Plätze bedeckt hatte. Nach und nach wurde es lebendig, trotz der herrschenden Kälte, und gegen zehn Uhr Morgens wogte auf dem Platze vor der Stiftskirche zu St. Bartholomä, welche an der Stelle des jetzigen Domes stand, eine zahllose Menschenmenge in buntem Treiben durcheinander.

Es war der 2. Februar im Jahre des Heilandes 1142, und an jenem Tage sollte der heilige Bernardus, Abt von Clairvaux, eine erste Predigt in der besagten Kirche halten vor dem Kaiser und allem Volk.

Kaiser Konrad III. von Hohenstaufen hatte nämlich derzeit einen Reichstag nach Frankfurt berufen, und mit ihm befanden sich viele Edle des deutschen Reiches in der Stadt. Ernste Berathungen wechselten mit heiteren Festen und diese Gelegenheit wollte der in Mainz gerade verweilende St. Bernardus nicht gern ungenützt vorübergehen lassen, ohne seinem eigentlichen Zweck, den Kaiser zu einem Kreuzzug nach Palästina zu bewegen, näher gerückt zu sein. Er war nach Frankfurt gekommen, der Kaiser nahm ihn wohl und freundlich auf, wollte aber vor der Hand von einem Kreuzzuge gar nichts wissen, sondern gab ihm zur Antwort: „es seien der Dinge im heiligen römischen Reiche so viele zu ordnen, daß er

nicht sonderlich Zeit habe, sich vordersamst mit den Angelegenheiten des heiligen Grabes in Jerusalem zu beschäftigen."

Als alle Vorstellungen und Bitten nichts helfen wollten, kündigte der Knecht Gottes eine ernste Bußpredigt in der Stiftskirche an.

Der Kaiser begab sich mit seinem Gefolge hinein, und die außerordentliche Beredtsamkeit und seltenen Geistesgaben des Heiligen brachten, nebst verschiedenen dabei verrichteten, unläugbaren Wundern, auf das Volk einen erstaunlichen Eindruck hervor. Aus allen Gegenden, von nah' und fern' hatte man Kranke und Elende herzugetragen und wer an irgend einem Gebreste litt, durfte es bei dem Manne Gottes nur anbringen, um sogleich durch eine leise Berührung im Namen Jesu die Heilung mitzunehmen. Der Zudrang in die Kirche nahm zuletzt so sehr überhand, daß weder der Abt, noch der Kaiser Konrad sich länger desselben erwehren konnten. Alles Ruhegebieten und thätige Einschreiten der kaiserlichen Leibwache wollte nichts helfen. St. Bernardus gerieth selbst so sehr in's Gedränge, daß der Kaiser, den er selbst jammerte, plötzlich den Mantel von der Schulter warf, mit starken Armen den Heiligeu emporhob, und unter dem Jubel des nun ehrerbietig vor dieser Allianz zurückweichenden Volkes hinaus auf den freien Platz trug.

Doch hier steigerte sich die Bewegung und ward drängender, obgleich sich mehr Raum dazu darbot.

Unter Denen, welche St. Bernordus heilte, befand sich auch ein alter Mann von edlem Aussehen, welchen seine Diener mit großer Mühe hergebracht hatten und vor dem Abte niedersetzten. Nach einem kurzen Gebet reichte dieser ihm die Hand und sprach: „Stehe nun auf im Namen des Herrn!" und der Greis stand auf frisch und gesund wie ein neuer Mensch. Eben wollten die Diener das Bette aufheben, da rief Herr Hugo, Archidiakonus von Toul, dem Genesenen zu mit den Worten des heiligen Evangeliums: „„Nimm dein Bette und gehe heim!"" Und siehe da! der Alte nahm zu männiglichem Erstaunen alles Volkes das Bette und trug es auf der Schulter nach Hause. — Zu derselben Zeit heilte der Gottbegnadete Kreuzes-Prediger auch noch einen Taubstummen und ein an allen Gliedern gelähmtes Weib.

Zum Andenken an alle diese Thaten haben hundert Jahre später die Mönche des Klosters Hayna an der Stätte, wo all' dieses Wunderbare geschah, eine Kapelle erbaut, nachdem sie diesen Platz sammt

dem benachbarten Hofe durch Kauf an sich gebracht hatten, und nannten denselben nach ihrem Kloster — „Hayner-Hof".

Kaiser Konrad jedoch wollte sich, trotz aller dieser erstaunlichen Wunder, immer noch nicht bereden lassen, einen Kreuzzug zu unternehmen.

Erst einige Jahre später gelang es dem Abt, ihn in Speyer dergestalt von der Heiligkeit seiner Sendung zu überzeugen, daß der Kaiser mitten in der Predigt aufstand und ausrief: „Ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will mich nicht länger weigern, sondern bin bereit, ihm zu dienen, weil ich doch von ihm selbst dazu ermahnt werde!"

St. Bernardus säumte nicht, ihm sogleich das Kreuz als unwiderrufliches Bindemittel auf die Schultern zu heften und hatte somit seinen hehren Zweck vollkommen auf dem Wege des Ueberzeugens erreicht.

Es geschah dies im Jahre 1146.

Gottes liebevolle Fürsehung für arme Ordens-Schwestern.

(Aus: Leben der heiligen Franziska von Chantal von Abbé Boulangé.)

1. Als die heilige Franziska von Chantal, die ehrwürdigen Mütter Faver und Brochard, diese drei ersten Grundsteine und geistlichen Mütter des neuen, vom heiligen Fürstbischofe von Genf, Franziskus von Sales, zu Annecy errichteten „Ordens von der Heimsuchung Maria's" zusammen traten und ihr ehrwürdiges Werk begannen, wurde ihnen ein kleines Fäßchen Wein als Almosen in's Haus gebracht. Obwohl sie täglich davon ein Weniges genossen, das Meiste jedoch den Armen und Kranken zukommen ließen: so ging ihnen dieser Wein vom 6. Juni 1610 an — bis zur Weinlese des folgenden Jahres 1611 niemals aus, und erst dann, als man auf den neuen Erwerb von Wein sann, versiechte des Fäßleins Inhalt. — Als man das Fäßlein näher untersuchte, erwies es sich als so ausgetrocknet und dürr, als wenn schon Monate lang kein Tropfen Wein darin gewesen wäre; weßhalb auch die gute Mutter Franziska glaubte: „daß die göttliche Vorsehung sie so lange mit dem nothwendigen Weine würde versehen haben, so lange sie nicht an neuen Wein gedacht haben würden!"

Wahrlich, die Armuth, aber zugleich auch die liebevolle Sorgfalt der göttlichen Vorsehung für dieses erste Ordenshaus der Heimsuchung Maria's war sehr groß!

Darum pflegte der heilige Franziskus von Sales zu sagen: „„Wenn man sich eine vollkommene Vorstellung von der wahrhaft evangelischen Armuth und der sichtbaren Sorgfalt der göttlichen Vorsehung machen will, so muß man nur das erste Ordenshaus von der Heimsuchung Mariä zu Annecy betrachten!““

2. Bald nach der Stiftung des genannten ersten Ordenshauses mußte die heilige Franziska von Chantal auch ein ähnliches Kloster in Lyon gründen, wo die Schwestern aber zuerst eine solche Armuth litten, daß sie eines Tages gar nicht mehr wußten, womit sie ihr Leben fristen sollten. — Die ehrwürdige Mutter Franziska vertraute aber um so fester und kindlicher auf den Segen der Vorsehung des himmlischen Vaters, je weniger Hilfe und Unterstützung sie von den Menschen erwarten durfte.

Und siehe da! als ihre Noth auf's Höchste gestiegen, läutete Jemand an der Klosterpforte und ließ die Oberin in's Sprechzimmer bitten, wohin sie sich auch alsbald begab.

Da war's ein ganz unbekannter Herr, der ihr ein Papier überreichte und zu ihr sprach: „Ehrwürdige Frau, — Derjenige, der Ihnen dieses Almosen übersenden läßt, bittet Sie, für ihn beten zu wollen!“ und wie er dies gesagt hatte, entfernte er sich ungesäumt. Franziska kehrt mit dem erhaltenen Papier schnell zu ihren Mitschwestern in's Arbeitszimmer zurück, und als sie es aufrollte, fand sie achtzig Goldstücke darin. — Die Thränen kamen ihr in die Augen ob der Sorgfalt der allgütigsten Vorsehung Gottes und sie führte alsogleich ihre geliebten Töchter in die Kirche, um da dem Herrn selbst für seine große Huld und Segnung zu danken.

3. Die Schwestern dieses Klosters besaßen auch nur ein ganz geringes Gehäus aus Messing, worin das Allerheiligste aufbewahrt wurde; es schmerzte darum die Mutter Franziska von Chantal nicht wenig, dem göttlichen Heiland in seinem allergnadenreichsten Sakrament keine größere äußerliche Verehrung und Hochachtung erweisen zu können. Durch das eben erzählte Ereigniß aber in ihrem Vertrauen gestärkt, bat sie den lieben Jesus, den guten Hirten ihres Herzens: „für Sich Selbst doch auch keine geringere Sorge zu tragen, als er solche vor wenigen Augenblicken seinen armen Bräuten bezeugt habe, und ihnen ein Sakraments-Häuslein verschaffen möge, das Seiner würdiger wäre!“

Was geschieht? — Nicht lange, und es erschien zum zweiten Mal eine unbekannte Person zur Klosterpforte und, ohne ihren Namen anzugeben, bringt sie ein ganz silbernes und schön vergoldetes Gefäßlein, um darin das Sanktissimum aufzubewahren; auch ward noch die Bitte hinzugefügt: „„sich sobald als möglich desselben zu bedienen.““

4. Auch in Bourges, einer andern Stadt Frankreichs, wo die heilige Mutter Franziska von Chantal ein Ordenshaus gründete, und ihr eigener Bruder, der dortige Erzbischof, mit seiner innigsten Theilnahme die neuen Ordensschwestern bedachte, ließ Gott es dennoch zu, um seine Dienerinnen zu deren Bewährung zu prüfen: — daß sie zuweilen den bittersten Mangel litten und sehr oft sich zu Tisch begaben, ohne ein Stücklein Brod zu besitzen.

Da trug sich's denn zwei bis drei Mal zu, daß — ganz unerwartet — einige fromme Frauen, ohne daß sie gerade von der Noth der Schwestern etwas wußten, an der Klosterpforte erschienen, dort läuteten, und für jede Schwester ein frisch gebackenes Brödlein brachten. —

5. Als sich die heilige Franziska von Chantal, nachdem sie bereits mehrere Klöster gegründet hatte, wieder einmal zu Annecy aufhielt, brach in dieser Stadt eine gar schreckliche Pest aus, der bald auch eine große Hungersnoth folgte. Da man sich aber in dem Kloster der Heimsuchung nicht genug mit Korn und Lebensmitteln versehen konnte, so ging der angekaufte Vorrath bald zu Ende.

Dessenungeachtet wollte die Heilige doch nicht zugeben, daß man weniger Almosen austheile. — Und um den Armen noch milder beistehen zu können, fragte sie die Schwestern: „ob sie — aus Liebe zu den Armen — sich nicht gerne auch mit schwarzem Brod begnügen wollten?“ Alle waren damit herzlich wohl zufrieden; und die gottesfürchtige Franziska, die mit ihrem guten Beispiele leuchtend Allen voranging, sagte; „daß dieses Brod, von der Liebe gewürzt, einen so angenehmen Geschmack habe, daß sie noch nie — besseres Brod gekostet hätte!“

Die Schwestern aber, welche mit der Besorgung der Haushaltung beauftragt waren, versicherten: „„daß — von dieser Zeit an — mehrere Monate lang das Korn auf eine wunderbare Weise vermehrt worden sei, sowohl für die geistliche Genossenschaft selbst, wie für die Armen, weßhalb sie der liebevollen Sorgfalt Gottes nicht genug danken könnten!““ —

(Aus: Leben der ehrwürdigen Schwester Benigna.)

6. Wie bekannt, wurde der heilige Franziskus von Sales in der Klosterkirche zu Annecy geboren, weßwegen denn auch bei dessen Seligsprechung das Kloster gar große Auslagen zu bestreiten und lange Zeit hindurch sehr viele fremde Personen beherbergen mußte, für welche — nur ängstliche und kummerhafte Schwestern kaum mehr gewußt hätten, den nöthigen Lebensunterhalt herbeizuschaffen.

Zu dieser Zeit lebte eine überaus gottesfürchtige und fromme Laienschwester, des Namens Benigna, welche von einer der ersten Familien im Veronesischen abstammte und mit den reichsten Geistesanlagen geziert gewesen, somit leicht die Erste und Ausgezeichnetste im Orden hätte werden können, jedoch aus Liebe zur Demuth es vorzog, nur in dem bescheidenen Stand einer geringen Laienschwester leben zu wollen. — Sie versah zu der vorgedachten Zeit das Amt einer Haus- und Küchenschwester zu Annecy. Und troß so großer Ausgaben und troß so sehr geringer Einnahmen, konnte diese gute Schwester jeglicher Anforderung entsprechen, und Alle hielten es als ein wahres Wunder der liebevollen Vorsehung Gottes, wie Benigna die nothwendigsten Speisen in solcher Fülle, und dann auch so schnell und schmackhaft zuzubereiten vermochte; man wußte wahrlich nicht, woher sie das Alles nehme, dessen sie bedurfte: wenn ihr nicht der liebevolle Vater in dem Himmel durch den Dienst seiner heiligen Engel geholfen hätte! —

(Aus: Leben der ehrwürdigen Mutter Maria Magdalena von Chaugy.)

7. Als aber später das Oberhaupt der Kirche auch die Heiligsprechung des Fürstbischofs Franziskus von Sales vornahm, da strömte tagtäglich eine Masse von Personen dem Kloster zu, die theils als Zeugen der an ihnen durch des Franziskus Fürbitte bei Gott geschehenen Wunder angehört werden mußten, theils auch aus anderen wichtigen Gründen beigezogen wurden, und welche die Schwestern im Kloster zu Annecy zumeist verpflegen mußten. — Bei achtzehn Kopisten blieben Monate lang mit Abschreiben beschäftigt; über achtzig Klosterfrauen hatten gleichfalls genug zu thun, und mehr denn achtundachtzig andere Personen arbeiteten täglich auch außer dem Kloster in dessen Dienst und erhielten aus demselben gleichfalls ihren Lebensunterhalt. Die Nahrungsmittel für so viele Leute veranlaßten dem Kloster großartige Ausgaben, so daß die guten Schwestern am

Abende kaum mehr wußten, für den kommenden Tag das Nöthige zu beschaffen.

Derjenige jedoch, der täglich und überall die Vögel in der Luft ernährt, sorgte auch für das tägliche Brod so vieler Personen. Ja man sah zu der bezeichneten Zeit das große Wunder der Brodvermehrung im Kloster sich oftmals wiederholen, und die Vorsteherin desselben, die ebenso tugendhafte als einsichtsvolle ehrwürdige Mutter Maria Magdalena von Chaugy, deren inständigem Gebete, unermüdlichem Eifer und lebendigem Gottvertrauen die Kirche Gottes größtentheils die Heiligsprechung des Fürstbischofs zu verdanken hat: diese glaubensinnige Frau schien nie vergnügter, als wenn die Uebrigen gar nicht mehr begreifen konnten, wo da „für so Viele" Brod und sonstige Lebensmittel herzunehmen seien. Sie rief nur — in seligem Entzücken — froh und muthig aus: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, und alles Uebrige wird euch gegeben werden!"

„Geh', mein liebes Kind", sagte sie einst zu einer Schwester, die für's Brodbacken bestimmt war und sich bei ihr beklagte, daß sie fast keine Frucht mehr besitze, „geh' doch nur! Weißt du denn nicht, daß wir einen sorgfältigen Sachwalter haben, der uns an Nichts Mangel leiden läßt, wenn wir nur seinen Räthen folgen und uns fest auf seine Verheißungen verlassen!" — Als diese schwer beängstigte Schwester zu ihrer Arbeit zurückkehrte, fand sie das Fruchthäufchen nicht nur nicht vermindert, sondern noch um Vieles angewachsen, woraus den so zahlreichen Gästen wieder hinreichend Brod gebacken werden konnte. —

Eines Tages kamen aus zwei verschiedenen Dörfern fast alle Einwohner herzu, um zwei sehr wichtige Wunder des heiligen Franziskus von Sales zu bezeugen; und da die Untersuchung ihrer Aussage bis in die Nacht hinein andauerte und die guten Leute nicht mehr nach Hause entlassen werden konnten, so entschloß man sich, allen diesen das Nachtessen zu bereiten. Der Lebensmittel fanden sich aber nur so wenige noch vor, daß sie kaum für die Hälfte der Hungrigen genügten; zudem waren, nebst so vielen anwesenden Schwestern, noch andere gar viele Personen und Geschäftsmänner zugegen; es fehlte gleichfalls an Geld, um Einkäufe zu machen; dann zählte man bereits eine so späte Abendstunde, daß, wenn man auch Geld besessen hätte, man in der Stadt Nichts mehr dafür hätte bekommen können. — „Theilet", sprach die Oberin, nach einem vertrauensvollen Aufblicke zu Gott, „diesen guten Leuten nur aus, was ihr immer noch findet; der Herr wird wohl wieder für unsere Gemeinde sorgen!" — Man

theilte alsbald die nur sehr wenigen Speisen unter die sämmtlichen Leute aus und es erübrigte, nachdem sich auch Alle bestens gesättigt, so Viel, daß man sogar noch an dem folgenden Tag für die Genossenschaft die ausreichende Nahrung besaß.

8. Und nach einigen Tagen kam wieder eine Küchenschwester zu dieser Oberin und klagte ihr: „daß sie kaum für die Hälfte der Schwestern Speisen zu bieten vermöge!“ — Die Oberin geht ruhig mit in die Küche und findet die Sache wirklich, wie sie ihr bedeutet ward. Nach einem kurzen, vertrauensvollen Gebete jedoch spricht sie zu dieser bestürzten Schwester: „Wisse, mein Kind, es wird Alles gut von statten gehen; theile nur ohne jede Besorgniß das Wenige, das du besitzest, aus!“ — Und sie gehorsamte. Da vermehrten sich das Brod und die Speisen so sehr in den Händen der Mägde, welche die Schwestern bedienten, daß sie es Alle als ein wahres Wunder erachteten. —

9. Am Anfange des Jahres 1648 machte man den Ueberschlag der zu bestreitenden Auslagen und fand die Kasse so erschöpft, daß man wohl einsah: „man könne mit dem Inhalte derselben kaum ein Vierteljahr hindurch so viele Personen erhalten. —

Als sich daher die Schwester Schaffnerin im Namen der Mitgenossen bei der Oberin beklagte, sprach diese zu ihr: „O kleingläubige Tochter! Trauet ihr denn nicht so viel der Güte unsers Gottes und der Sorgfalt seiner Vorsehung zu? O, meine Schwester, ihr füget ein so großes Unrecht der Huld des himmlischen Vaters zu, der uns ja so oft schon geholfen hat! Glaubet mir, beruhiget euern Geist und versichert euch der Wahrheit seiner Verheißungen! Unterlasset nicht, jetzt täglich das allerheiligste Sakrament zu besuchen und eure gegenwärtige Noth unserm Herrn Jesus Christus demüthig vorzutragen, und betet mit Andacht das schöne Gebet, das er uns selbst gelehrt hat! Ihr werdet bald seine unendliche Erbarmung erfahren! Ich stehe gar nicht an, euch zu versichern: — daß dieser wenige Vorrath, von dem ihr wähnet, daß er uns kaum drei Monate aushalte, uns so lange ernähren werde, als es nothwendig ist; das heißt, bis wir wieder neuen und im Ueberflusse uns verschaffen können!““ — Und so ist es auch geschehen. — Dieser allerdings geringe Vorrath reichte für mehr als acht Monate hin; nach Verlauf derselben erhielt das Kloster wieder so reichliche Unterstützung, daß es neue Ankäufe machen konnte. —

Diese so tugendhafte Ordensfrau unterstützte auch mit zahlreichen Wohlthaten noch ganze arme Familien in der Stadt und deren Umgebung, und wenn man hin und wieder ihre allzugroße Bescheidenheit tadelte, dann entgegnete sie in Demuth und Bescheidenheit: „Wie dürfen wir denn wohl befürchten, daß das Irdische **uns** mangeln werde, wenn das väterliche Herz Gottes so liebreich für alle seine Geschöpfe sorgt? — Sollen **wir**, die von ihm Beschirmten, dessen Freigebigkeit nicht auch nachahmen, so gut wir können? — Jedes Almosen, das wir in der Gottes- und Nächsten-Liebe spenden, ist ja ein freudiges »»Deo gratias!«« für den von dem allgütigen Herrn bereits empfangenen Segen, und eine gedeihliche Aussaat, um aus ihr reichliche Ernten auf's Neue einzuheimsen!" —

Ueberall Hilfe von Oben.

(Aus: Leben des heiligen Philippus Benizzi.)

1. Am 9. Juni des Jahres 1267 wurde durch einstimmige Wahl der Mönche des Serviten-Klosters zu Florenz der heilige Philippus Benizzi mit dem mühevollen Amte des Generalates betraut, denn in Aller Erinnerung lebte noch das Wunder, das sich bei seiner Primizfeier zugetragen. Sein erstes heiliges Meßopfer celebrirte er nämlich auf dem Berge Senari. Als er mit innigster Andacht und Anbetung das unbefleckte Osterlamm bei der heiligen Wandlung in die Höhe hob, um dasselbe dem Volke zu zeigen, da hörten alle Anwesenden auf ein Mal himmlische Stimmen, in Chören abwechselnd, das: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth!" singen, und wurden von der Lieblichkeit des Gesanges zu Thränen gerührt.

Von Perugia aus begab sich Philippus auf die Visitation der Klöster, und kam auch nach Arezzo, wo er die Ordens-Brüder dem größten Mangel, ja beinahe dem Hungertode ausgesetzt fand. Die Parteien der Guelfen und Gibelinen wütheten nämlich in dieser Stadt auf eine unmenschliche Weise, da eine Partei die andere anfiel, Hab und Gut raubte und zerstörte, die Felder verwüstete und mit Feuer und Schwert einander verfolgten, so daß die Reichen nichts

mehr zu geben hatten, und die Armen allem Elende preisgegeben waren.

Philippus kam gerade zur Mittagsstunde im Kloster an, und fand auch nicht eine Kruste Brod zur Nahrung der Brüder vor. Da hatte er großes Mitleiden mit der Noth seiner Mitbrüder, tröstete sie mit liebreichen Worten und ermunterte dieselben zum Vertrauen auf ihre mächtige Schutzfrau und gütigste Mutter Maria, die ihren Dienern das tägliche Brod gewiß nicht vorenthalten werde. „Indessen", sprach er, müsse man, da dem Körper die Speise mangelt, die Seele mit vertrauensvollem Gebete zu Gott nähren, der niemals sein Ohr den Bitten der Dürftigen verschließt!"

Darauf verfügte er sich an der Spitze der Brüder zur Kirche, um vor dem Bildnisse der unbefleckt empfangenen Gottesmutter ihre Barmherzigkeit anzurufen.

Kaum hatte er das vertrauensvolle Gebet vollendet, da hörte man an der Klosterpforte ein Getöse. Man eilte hinzu, und fand Niemanden; — wohl aber waren zwei Körbe voll des schönsten und schmackhaftesten Brodes da, welches der Speisemeister freudigen Herzens den Brüdern aufstellte, die es auch unter Lobpreisungen Gottes dankbar genossen: denn sie erkannten, daß der Herr auf das Gebet seines Dieners Philippus und auf die Fürsprache Maria's seine Engel gesendet habe, die Hungernden zu speisen. —

Zum Andenken an dieses wunderbare Ereigniß wird in allen Serviten-Klöstern am Feste des heiligen Philippus Benizzi (23. August) Brod geweiht, welches, mit Vertrauen auf seine Fürbitte bei Gott genossen, schon manchem Leidenden große Wohlthaten verschaffte. —

2. Auf dem Wege nach Viterbo, wo sich der päpstliche Hof gerade aufhielt, traf er einen alten, armseligen Mann auf der Straße an, der zum Ueberflusse seines Elendes noch mit dem abscheulichsten Aussatze behaftet, und, bei der rauhen Jahreszeit, kaum nothdürftig mit Lumpen bedeckt war. Flehentlich erbat sich dieser Unglückliche ein Almosen von dem Heiligen. Philippus empfand das innigste Mitleiden mit diesem armen, unglücklichen Manne; und da er kein Geld bei sich hatte, so folgte er dem Beispiele des heiligen Martinus, zog sich sein wollenes Unterkleid aus, und reichte es dem Armen dar, mit den Worten des Apostels: „Gold und Silber hab' ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir im Namen Jesu!"

Der arme Aussätzige hatte jedoch kaum das Kleid des heiligen Philippus angezogen, als er allplötzlich sich geheilt und vollkommen gesund fühlte.

Er eilte ungesäumt dem weiter dahin wandernden Gottesmanne nach, und rief mit lauter Stimme: „O heiliger Vater, warte doch ein wenig, damit ich dir für deine große Wohlthat danken kann!“ Philippus wandte sich um und sagte: „„Höre auf, mein Sohn, so zu rufen, und lasse Gott allein die Ehre; denn er, der Allmächtige, nicht ich, der Geringste seiner Diener, war es, der dich gesund machte!““ — Allein der Aussätzige verkündete allenthalben das an ihm geschehene Wunder, und der Ruf davon gelangte früher, als Philippus selbst, zu dem päpstlichen Hofe. —

3. Nach langen Leiden war der Papst Clemens IV. aus dieser Welt geschieden. — Die Cardinäle versammelten sich sogleich zur Vornahme einer neuen Papstwahl; sie gedachten einen Mann zu wählen, der im Rufe der Heiligkeit und Gelehrsamkeit stünde, und nicht dem Cardinal-Collegium angehörte; und Philippus Benizzi, der als ein Mann von großer Heiligkeit und Wissenschaft, ja sogar durch Wunderwerke, welche der Herr durch seinen treuen Diener gewirkt, in hohem Ruf allum stand, wurde zu dieser höchsten Würde der Kirche vorgeschlagen.

Philippus, der die Demuth und Bescheidenheit selbst gewesen, merkte gar bald, daß wenn er sich nicht entferne, die Cardinäle von ihrer ihm so günstigen Meinung nicht abstehen würden.

Daher verließ er eiligst Viterbo und den römischen Hof, bestellte den Pater Lothar zu seinem Stellvertreter, ermahnte die Brüder zur sorgfältigen Beobachtung der neu verfaßten Ordensregeln, sagte auf den 24. Juni 1268 eine allgemeine Versammlung der Ordens-Genossen an, und begab sich, nur von dem Bruder Victor begleitet, auf den Berg la montagnata, um, vor aller Welt verborgen, der Betrachtung hocherhabener Religions-Geheimnisse und dem Gebet obliegend, die Wahl eines ueuen Nachfolgers des heiligen Petrus abzuwarten. Er baute sich daselbst zwischen den steil emporsteigenden Felsenmassen eine kleine Hütte, nährte sich von den Wurzeln und Kräutern des Waldes und führte durch drei Monate ein strenges, bußfertiges Einsiedler-Leben.

Als er, um zur Versammlung der Ordensbrüder zu erscheinen, diese ihm lieb gewordene Gegend verlassen mußte, wollte er für die Bewohner des Berges für ihre freundliche Aufnahme ein Zeichen des Dankes zurücklassen.

Nicht weit von seiner Hütte bestieg er einen Felsen, betete dort mit aller Inbrunst und Zuversicht, darauf schlug er, wie ein anderer Moses, mit seinem Stab — im Namen der allerheiligsten Dreifaltig-

keit — drei Mal an den Felsen, und sieh! es floß eine klare Quelle, in welcher bis auf den heutigen Tag Viele die verlorne Gesundheit erhalten, und die unter dem Namen der „Bäder des heiligen Philippus Benizzi" weit und breit bekannt ist.

Zum steten Andenken an dieses Ereigniß wurde auf dem Berge eine der göttlichen Mutter und dem heiligen Philippus Benizzi geweihte Kirche erbaut, und viele der Diener Maria's lebten hier Jahre hindurch in strengster Bußübung und Selbst-Heiligung, von denen der Vorzüglichste der selige Benicasa war.

4. Es waren von den Servitenklöstern Frankreichs und Deutschlands Abgeordnete an den heiligen Philippus Benizzi geschickt, die ihn baten, da sie von dessen Heiligsein, Gelehrsamkeit und Wunderwerken schon gar viel Erbauliches gehört: „er möchte doch, da noch nie ein Ordens-General jene Klöster besucht habe, mit seiner Gegenwart durch Wort und Beispiel den religiösen Eifer neu beleben, und so auch bei ihnen die Verehrung der schmerzhaften Gnadenmutter Maria mehr noch zu verbreiten."

Der edelsinnige Ordens-General entsprach mit aller Freude in Gott diesem Wunsche, bestellte den Pater Lothar zu seinem Generalvikar in Italien, und betrat in der Gesellschaft von vier Begleitern aus dem heimathlichen Kloster den Weg in die Fremde.

Im Monat August, in welchem die größte Hitze in Italien gluthet, zogen die frommen Wanderer über Bologna und Modena. — Nicht weit von letzterer Stadt wollten sie unter dem Schatten eines großen Baumes Schutz gegen die stechenden Sonnenstrahlen suchen; da fanden sie unter dem Schatten dieses Baumes eine Gesellschaft sittenloser Männer und Frauen, die sich mit Würfelspiel ergötzten, die unfläthigsten Gespräche führten und Gott und seine Heiligen lästerten.

Kaum wurde dieses in das tiefste moralische Elend versunkene Volk der Mönche ansichtig, als es sogleich mit Fluchen und Verwünschungen dieselben empfing und die gröbsten Gotteslästerungen ausstieß.

Vom heiligen Eifer hingerissen und für die Ehre Gottes sein Leben zu opfern bereit, wandte sich Philippus zu diesen Unglückseligen und sprach: „Es schmerzt mich sehr und tiefe Wehmuth ergreift meine Seele, — euch Sünder zu sehen; denn wisset, wenn ihr euch nicht bekehret und Buße thuet, so werdet ihr sogleich der Strafe Gottes anheim fallen! Bekehret euch ungesäumt, denn ihr habet keine andere Wahl, als Buße zu wirken, oder für immer zu Grunde zu gehen. Es

harret euer noch die Barmherzigkeit des Herrn, wenn ihr in euch Zerknirschung des Herzens erwecket, sonst aber ereilt euch das Feuer der ewigen Gerechtigkeit, welchem ihr nicht entrinnen könnet! Glaubet es mir: dieser Tag und diese Stunde setzt euerm Spiel, euern Lästerungen und Sünden ein Ende, denn es wird Feuer vom Himmel fallen, euch zu verzehren! Thuet deßhalb Buße, da die Zeit so kurz ist, und bedenket euer Heil!"

So sprach der Mann Gottes und weissagte ihnen ihren traurigen Untergang, der ihnen unausweichbar bevorstehe, sobald sie nicht in aufrichtiger Bußfertigkeit sich dem Erbarmen des Allerhöchsten zuwendeten. — Allein diese versteinten und im Sünden-Pfuhl begrabenen Menschen lachten und verspotteten und beschimpften auf die schamloseste Weise den liebreichen Ermahner und seine Gefährten, und drohten zuletzt noch mit Schlägen und Mißhandlungen.

Sanct Philippus, bereit, weil stets auf dem Kreuzweg seines göttlichen Meisters wandelnd, in Demuth und Liebe zu Gott alle Unbilden zu ertragen, erwiederte nur die Worte: „Erzürnt euch doch ja nicht! Und wenn ich vielleicht etwas gesprochen, was euch beleidigen oder kränken mußte, so verzeihet mir und schreibet es dem brüderlichen Mitleide zu, das aufrichtig für euer Seelenheil besorgt ist!" — Darauf beweinte er ihr trauriges Loos, rief Jene aber, die seinen Worten geneigtes Gehör gaben, zu sich, und sprach: „Nun lasset uns eilen, damit die Blitze des Himmels nicht auch uns mit diesen Verblendeten vernichten!"

Er entfernte sich mit den Seinigen und stimmte den siebenundsechzigsten Psalm des Königs David an: „Es erhebe sich Gott, daß zerstreut werden seine Feinde, und fliehen, die ihn hassen, vor seinem Angesichte!"

Und sieh! allplötzlich überzieht ein schwarzes Gewölke den Himmel und ein flammender Blitz schlug in jenen Baum ein und tödtete das darunter befindliche gottlose Volk insgesammt.

Philippus und seine Gefährten, so wie Alle, die sein Mahnwort beherzigten, waren Augenzeugen der strafenden Gerechtigkeit Gottes. Die Letzteren, welche der Mann Gottes mit dem Johannis-Worte seiner Liebe von so schrecklichem Tode befreit hatte, sanken auf die Kniee nieder und dankten ihm von ganzem Herzen, und beschlossen, fortan ein frommes und tugendhaftes Leben zu führen, was sie auch getreulich hielten. Sie erzählten aber die ihnen erwiesene Wohlthat allenthalben, und schilderten den Philippus als einen heiligen Mann, der von Gott reich mit übernatürlichen Gaben begnadigt sei, und so

ging der Ruf der Heiligkeit dem bescheidenen Ordens-General überall voraus.

Er aber ging zuerst nach Frankreich, wo er unermüdet, von einem Orte zum andern pilgernd, die Irrgläubigen lehrte, die Schwachen stärkte, und eine große Menge mit dem Scapulier der Diener Maria's bekleidete, damit sie unter dem starken Schutze der schmerzhaften Mutter desto sicherer ihr Heil wirken könnten. —

5. Auf dem Heimwege geriethen Sanct Philippus und seine Begleiter in eine augenscheinliche Lebensgefahr. — Sie mußten nämlich durch einen dichten Wald ziehen, verirrten sich aber in demselben so, daß sie nach drei Tagen noch keinen Ausweg fanden. Sie versanken bereits in Ermattung und der Hunger nagte an ihren Eingeweiden; da ermunterte sie ihr Führer zum Vertrauen auf den Herrn Jesus und seine schmerzhafte Mutter und kündigte ihnen zugleich nahe Rettung an. Er fiel aber auf seine Kniee und rief mit inbrünstigem Gebet die Hilfe Gottes und den Schutz Maria's an, und sieh! kaum hatte er zu beten aufgehört, so vernahmen sie menschliche Stimmen.

Die Väter horchten freudig auf, blickten um sich, und sahen einige Männer, welche sie als Hirten erachteten, ihnen zuwinken und laut rufend ihnen vorangehen. Sie arbeiteten sich, durch diese wohlklingenden Laute neu belebt, aus dem dichten Gesträuche hervor, gingen denselben nach und fanden sich auf einmal vor einem Gezelt, in welchem wohlschmeckendes Brod und ein Krug mit Wasser aufgetischt war. — Von den vermeintlichen Hirten sahen sie jedoch nichts mehr. —

Dankbar erkannten sie die Güte des Herrn, der seinen Engeln befohlen, seinen verirrten Dienern den rechten Weg zu zeigen, labten sich dann mit dem gefundenen Brod und Wasser, und fanden von nun an ohne Mühe die rechte Straße, welche sie glücklich nach Italien führte, wo Philippus, in großer Sehnsucht erwartet, mit der allergrößten Freude von den Vätern empfangen wurde.

Er aber fuhr fort, für die Erhaltung der Ordensregeln zu sorgen, und seine ihm anvertrauten Brüder zur heiligen Liebe Jesu und Maria's aufzumuntern, ihnen als ein Muster vollkommener Heiligkeit mild voranleuchtend. —

6. Unter unausgesetzten Arbeiten für das geistige und auch leibliche Wohl seiner Mitmenschen und der unermüdlichen Sorgfalt, die Anbetung des dreieinigen Gottes im Geiste und in der Wahrheit und die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria allenthalben zu befördern, erreichte Sanct Philippus das zweiundfünfzigste Lebensjahr, in welchem die göttliche Mutter durch die gnadenreiche Hand

ihres Sohnes — ihren stets getreuen Diener zum Genusse der himmlischen Freuden heimführen wollte.

Philippus selbst fühlte das Herannahen seiner Auflösung, und berief nochmals die Ordens-Väter zu einer Versammlung und sprach, im Vorgefühle seines baldigen Todes, zu ihnen: „Sehet, geliebte Brüder, schon naht die Zeit meiner Auflösung! Bevor ich aber von dieser Erde scheide, will ich euch noch jene Worte an's Herz legen, welche der göttliche Lehrmeister kurz vor seinem Heimgange zu seinem himmlischen Vater zu seinen Jüngern sprach: „„Ein neues Gebot gebe ich euch, damit ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe!““ Denn was kann Heilsameres und Gott auch Wohlgefälligeres erdacht werden, als die Erfüllung dieses Gebotes? In diesem ist Alles enthalten, was der Eingeborne Sohn Gottes uns zu thun befohlen hat, damit wir Kinder Gottes werden. Durch dieses Gebots Erfüllung werden dem Gesetze Gottes gehorchen, zugleich Christo Jesu nachfolgen, den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist, anziehen und das ewige Leben erlangen! Dieses so heilsame Gebot: „daß ihr einander liebet, wie auch ich euch geliebt habe, hinterlasse ich euch!“

Darauf empfahl er im frommen Gebet den Orden dem Schutze Gottes und Maria's, bat demüthig um Verzeihung der Fehler, die er in der Leitung des Ordens begangen, und verließ die Versammlung mit den Worten: „Brüder, liebet, ja liebet einander!“

Nochmals verfügte er sich nach Perugia zu den Füßen des Papstes Honorius IV., um den Orden seiner Huld anzuempfehlen, dann begab er sich nach Todi, einer Stadt in Umbrien.

Als die Bürger dieser Stadt seine Annäherung vernahmen, zogen sie ihm mit Oelzweigen und Fahnen entgegen, um den heiligen Mann feierlichst in ihre Stadt einzuführen.

St. Philippus aber, der jede Ehrenbezeugung von sich wies, ging einen andern Weg, um dem Festzuge nicht zu begegnen.

Indessen bemerkten ihn die Bürger von Todi, und geleiteten ihn unter dem beständigen Zurufe: „„Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!““ in die Stadt. — Philippus entzog sich jedoch ihren Ehrenerweisungen und eilte in die Ordenskirche, wo er vor dem Altare der allerseligsten Jungfrau Maria in die Worte des Königs David ausbrach: „Hier ist meine Ruhe ewiglich; da will ich wohnen, denn ich habe sie erkoren!“ Psl. 131, 14. — Diese Worte waren prophetisch, denn — **hier** sollte er das Zeitliche verlassen, und sein Leib für immer ruhen. —

Die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, verwendete er, muthvoll gegen die unter allen Ständen damals herrschenden Laster verschiedenster Art zu kämpfen, und der Herr segnete die Worte seines Dieners noch in seinen letzten Tagen mit dem Gewinne vieler Seelen.

Am Feste der glorreichen Aufnahme der göttlichen Mutter in den Himmel — befiel ihn ein leichtes Fieber, welches aber bald sich steigerte, und ihm sein Sterbestündlein als ganz nah' ankündigte. Er verlangte darum die heiligen Sterbsakramente und empfing dieselben mit solcher Andacht, daß alle gegenwärtigen Brüder zu Thränen gerührt wurden. Alsdann betete er zur Danksagung die sieben Bußpsalmen und die Litanei zu allen Heiligen. Als er zu den Worten kam: „Wir armen Sünder, wir bitten dich, erhöre uns!“ — fiel er in Ohnmacht wie todt dahin, und verblieb fast drei Stunden in diesem Zustande, bis der selige Ubald, dem der nahe Tod des heiligen Philippus von Gott geoffenbart worden war, ankam, worauf der Sterbende sich erholte, und die Worte sprach: „Ach, ihr Brüder, ich mußte kämpfen mit dem Versucher, der mir die Sünden meines Lebens vorhielt und mich des höllischen Feuers schuldig erachtete; allein Jesus und Maria halfen mir ringen und streiten, so daß ich im Vertrauen auf Gott und seine Liebe nicht schwankte! O hütet euch vor den Nachstellungen des Versuchers! Die besten Waffen gegen ihn sind die Selbstverleugnung, die Demuth und die Geduld!“

Und nun hob er die Augen zum Himmel, blieb eine Zeit lang in Verzückung, dann aber blickte er hin und her, als ob er Etwas suche, und sprach: „Gebet mir ein Buch!“ — Es beeilten sich die umstehenden Brüder, ihm bald dieses, bald jenes Buch zu bringen, allein Alle wies er zurück, und sagte: „Das ist nicht mein Buch, das ich einzig und allein wünsche!“ — Endlich bemerkte sein Zögling Ubald, in dessen Armen der Heilige lag, daß er seine Augen auf ein elfenbeinernes Bild des Gekreuzigten, welches er immer mit sich trug, richte, und bot es dem Sterbenden dar. — Mit aller Innigkeit und zarter Andacht küßte es Philipp, und sagte: „Ja, dies ist mein Buch!“ — Er vertiefte sich dann in die Betrachtung des Erlösungstodes Jesu Christi, und durch die lebendige Hoffnung, der Verdienste des Lammes Gottes theilhaftig zu werden, zur heiligen Freud' erhoben, stimmte er noch den Lobgesang des Zacharias an: „Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat sein Volk heimgesucht und ihm Erlösung verschafft!“ Luk. 1, 68; — betete dann noch den dreißigsten Psalm des Königs David: „In

deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ hauchte er seine Seele aus. — Es geschah am 22. August 1285.

Von allen Umstehenden wurde bei seinem Tode folgender Gesang der Engel vernommen: „Ei du frommer und getreuer Knecht, der du von der allerseligsten Jungfrau Maria über ihr Haus bist bestellt worden, geh' ein in die Freude deines Herrn!“

Ein überaus lieblicher Geruch strömte von seinem heiligen Leibe aus und sein Angesicht glänzte mit übernatürlicher Glorie, wodurch die Ordensbrüder bewogen wurden, nicht Trauer- und Klagelieder zu singen, sondern mit freudiger Erhebung des Herzens Gottes Lob und Ehre zu preisen, der seinen Diener zum Genusse der himmlischen Freuden abberufen.

Kaum erscholl in der Stadt die Nachricht von dem Hinscheiden des heiligen Mannes, als eine große Menge Volkes herbeieilte, ihn noch zu sehen.

Ein Mädchen mit Namen Agnavittina, Tochter des Paul Gnito, eines Notars von Todi, welches schon lange am rechten Arm gelähmt war und an einem solchen beständigen Herzklopfen litt, daß sie sich kaum bewegen durfte, faßte ungemeines Zutrauen zu der Fürbitte des seligen Paters Philippus, und ließ sich zu der Zeit, da die Brüder dessen Leiche in der Kirche aussetzten, dorthin tragen. Hier empfahl sie sich mit allem Vertrauen der Fürbitte des Heiligen, und wurde auf der Stelle vollkommen gesund; sie ging nun allein und ohne fremde Beihilfe, zum größten Erstaunen des schaarenweise herbeigeeilten Volkes, und laut frohlockenden Danksagungen, nach Hause.

Auf dieses Wunder war der Zudrang noch zahlreicher, so zwar, daß der ehrwürdige Leichnam sechs Tage lang unbegraben bleiben mußte, um der Andacht des Volkes zu genügen. — Der Herr verherrlichte auch fortwährend seinen treuen Diener durch viele Wunderwerke, von welchen dreiundfünfzig der kirchlichen Untersuchung übergeben und als ächt befunden wurden.

Nach genauer Erforschung und Prüfung seiner heroischen Tugenden und der durch seine angerufene Fürsprache bei Gott geschehenen Wunder, versetzte Papst Clemens X. am 12. April 1671 ihn unter die Zahl der Heiligen.

Sein Fest wird am 23. August begangen.

Der Segen eines Kapuziner-Paters.

(Aus: Leben des seligen Laurentius von Brundusium von P. L. von der Schulenburg.)

Aus der Kindheit.

Der selige Laurentius wurde am 22. Juli des Jahres 1559 zu Brundusium geboren. Diese Stadt, eine der ältesten Städte Calabriens, liegt an den Ufern des adriatischen Meeres und besitzt einen vortrefflichen Hafen, in welchem die alten Römer beständig eine Kriegsflotte unterhielten; auch pflegten sie hier die nach Griechenland bestimmten Schiffe zu verproviantiren. Außerdem ist die Stadt berühmt durch die „Via Appia, Appische Straße", von den Römern die Regina viarum, die Königin der Straßen" genannt, welche hier endigt. Aber diese Stadt hat noch andere, in den Augen des Christen ungleich wichtigere Vorzüge. Sie gab nämlich der Kirche eine große Anzahl heiliger Prälaten, Priester und Ordensleute, und sie verdiente es — ob ihres unerschütterlichen Glaubens — die Wiege des seligen Laurentius zu sein, der, von demselben Geiste wie seine frommen Mitbürger beseelt, sie dennoch Alle durch den unermüdlichen Eifer übertraf, mit dem er durch Wort und That die Feinde der heiligen Kirche Jesu Christi bekämpfte.

Wilhelm von Rossi, der Vater, und Elisabeth Masella, die Mutter des seligen Laurentius, stammten Beide aus den angesehensten Familien der Stadt; aber weit entfernt von allem thörichten Stolze hinsichtlich ihrer Geburt, hielten wie der heilige Ludwig, König von Frankreich, den Namen eines „Christen" für den schönsten und werthvollsten unter allen Titeln. Darum beeilten sie sich auch, das Kind, welches Gott ihnen geschenkt hatte, durch die heilige Taufe, dieses Bad der geistigen Wiedergeburt, in die Kirche Jesu Christi einführen zu lassen.

Gleich nach der Taufe glaubte man — sei es nun in Folge höherer Eingebung, sei es aus einer gewissen Ahnung des Zukünftigen — in den Zügen des Kindes etwas Außergewöhnliches zu bemerken, was man allgemein als ein Vorzeichen dereinstiger Heiligkeit ansah. Der Vater wurde nicht müde, den Knaben zu betrachten und zu bewundern. Vielleicht hätte diese väterliche Zärtlichkeit ein weniger christliches Gemüth zu thörichten Erwartungen verleitet; aber Wilhelm, von ächter Frömmigkeit durchdrungen, betrachtete sein Kind in der Wiege mit denselben Augen, mit denen Zacharias seinen Johannes, den heiligen

Vorläufer des Lammes Gottes, betrachtete — mit den Augen des Glaubens. Er säumte auch nicht, die Freude seines Herzens gegen seinen Bruder, einen allgemein geachteten Weltpriester zu Venedig, auszusprechen, denn er vereinigte mit den Tugenden seines Standes große Fähigkeiten. Er war mit der Erziehung der jungen Cleriker von St. Markus beauftragt, und viele derselben legten durch ihre Leistungen und ihren gottseligen Wandel ein glänzendes Zeugniß ab für die Tüchtigkeit ihres Lehrers.

Welcher Trost für diesen ehrwürdigen Priester, als er die folgenden Worte von der Hand seines Bruders las:

„Nimm Antheil, geliebter Bruder, an der Freude, welche mich und meine theure Gattin belebt! Der Himmel hat uns einen Sohn geschenkt, dessen Gesichtszüge etwas Ungewöhnliches und Uebernatürliches ausdrücken. Er wird, wir hoffen es zuversichtlich, ein Kind des Segens sein! Alle, welche den Knaben betrachten, gestehen: „„daß sie unschlüssig seien, ob sie ihn ein irdisches oder ein himmlisches Wesen nennen sollen."" Wähne übrigens nicht, daß die väterliche Zärtlichkeit mich verblendet; denn was ich dir da schreibe, ist eben so wahr und aufrichtig gemeint, als die Freundschaft, welche ich für dich hege."

Mit großer Freude beobachteten die tugendhaften Eltern, wie das Kind an Alter und Weisheit zunahm, und sahen sich dadurch reichlich für alle, bei der christlichen Erziehung desselben aufgewendete Mühe belohnt. Die Furcht, seinen Eltern zu mißfallen, machte ihn vor der Zeit verständig, und erhielt ihn in fortwährender Wachsamkeit. Deßhalb nannte man ihn gewöhnlich den „kleinen Engel", und er verdiente wirklich diesen hehren Beinamen wegen seiner körperlichen Schönheit, wegen der seltenen Eigenschaften seines Herzens und wegen der reichen Fähigkeiten seines Geistes.

Er zeigte von frühester Kindheit an den größten Eifer, die Grundwahrheiten der Religion kennen zu lernen und ihre Tugenden zu üben. Schon ein Feind der Welt, bevor er noch deren Verkehrtheit und Gefahren erkannte, erwachte in ihm die Neigung, den Ordensstand zu erwählen; denn von seinem vierten Lebensjahre an begehrte er unabläßig den Habit der Conventualen zu empfangen, dieser durch wahre Frömmigkeit und wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten Ordensmänner, welche das Haus seines Vaters öfters besuchten. In Italien war und ist es zum Theile noch Sitte, zur Erfüllung eines Gelübdes, oder aus einer besondern Andacht — Kinder auf kürzere oder längere Zeit in ein geistliches Gewand zu kleiden; dies pflegen auch Erwachsene aus denselben Gründen zu thun.

Wilhelm von Rossi wußte nichts von jener schmählichen und ungerechten Abneigung gegen den geistlichen Ordensstand, welche die sogenannten Aufklärer und Freigeister unsrer Tage zum größten Nachtheile des Glaubens und der guten Sitten zu verbreiten suchen. Der Wunsch seines Knaben erbitterte ihn nicht nur nicht, sondern fand bei ihm die freudigste Zustimmung; er erblickte darin eine Wirkung des heiligen Geistes, und nicht eine kindische Schwärmerei. Er führte selbst seinen Sohn nach dem Kloster von St. Paul, ließ ihn in seiner Gegenwart mit dem Habit der Conventualen bekleiden und übergab ihn, seinen kostbarsten Schatz, der Fürsorge des Pater Magister Virgilius Giacomo, der alle Eigenschaften eines guten Erziehers der Jugend in sich vereinigte.

Der Pater Virgilius erkannte alsbald genau die seltenen Anlagen und namentlich das gute Gedächtniß seines Zöglings und ließ ihn deßhalb einige kleine Reden auswendig lernen; und er behielt sie so gut, daß er sie bald vor der Klostergemeinde vortragen konnte. Diese ersten Versuche fanden so großen Beifall, daß man nach einigen Monaten keinen Anstand mehr nahm, ihn öffentlich auftreten zu lassen; denn zu Rom und in anderen Städten Italiens halten — Kinder während der Octav des hochheiligen Weihnachtsfestes in einigen Kirchen Vorträge, welche sich auf die Geburt des göttlichen Christkindes beziehen.

In der That predigte er, kaum sechs Jahre alt, mehrere Male in der Domkirche von Brundusium, wo sich eine große Menge Menschen versammelt hatte, um dieses Kind zu hören. Der Knabe predigte mit solchem Anstand, solcher Eindringlichkeit und Salbung, und auch mit so großem Eifer, daß alle Zuhörer sich auf's Tiefste ergriffen fühlten. — Der allweise und allgütige Gott bedient sich oft der schwächsten Werkzeuge, um gnadenvolle Wunder zu wirken. So verlieh er auch den kleinen Reden dieses Kindes eine solche Kraft, daß sie die Bekehrung mehrerer lasterhaften Personen bewirkten; selbst Väter und Mütter trugen wieder Sorge für das Seelenheil ihrer Kinder, das sie seither so gewissenlos vernachlässigt hatten, ließen ihnen den nöthigen Unterricht ertheilen, und gaben ihnen, was das Wichtigste ist, fortan ein gutes Beispiel.

So ließen diese ersten Versuche es auch in weiteren Kreisen bekannt werden, welche Talente in diesem frommen Knaben schlummerten. Darum — welch' einen herrlichen Tag durfte man nach einem so schönen Morgen erwarten!

Während aber der Knabe so in der Religion und in den Wissenschaften die gedeihlichsten Fortschritte machte, prüfte ihn der liebe Gott überaus hart, indem er ihm den Vater durch einen frühen Tod entriß; aber er ertrug dieses Wehe, gestützt auf die Trostgründe der Religion, als christlicher Held, und er hatte bald Gelegenheit, seine Festigkeit und seinen Gott ergebenen Muth der — Mutter gegenüber zu erproben.

Als diese nämlich zum ersten Mal nach dem Tode des Gatten den Knaben sah, schloß sie ihn in ihre Arme, benetzte ihn mit ihren Thränen und beschwor ihn bei Allem, was immer das kindliche Herz zu rühren vermag, sie nicht mehr zu verlassen; — sie bat, er möge von dem Leben im Kloster abscheiden, um als Stütze seiner jetzt allein stehenden Mutter sich über die Angelegenheiten der Familie zu unterrichten, und dann selbst deren Leitung zu übernehmen. — Welcher Kampf für das Herz des Kindes! Einerseits drängte es ihn, den Bitten seiner Mutter nachzukommen, anderseits sah er in dem Kloster den Mittelpunkt aller seiner Wünsche! — Endlich siegte die Gnade über die Natur, und Gott legte so überzeugende Worte in seinen Mund, daß die trauernde Wittwe einwilligte, den Knaben seinem so deutlich ausgesprochenen Berufe nicht zu entziehen.

Als sie aber dennoch nach wenigen Tagen ihre Bitten flammender erneuerte, da erkannte der Sohn, daß es besser sei, wenn er sein Vaterland verlasse, um desto ungestörter den Weg verfolgen zu können, welchen Gott ihn zu führen beschlossen hatte. Er verdoppelte seine Gebete, um den Willen Gottes zu erkennen, und er fühlte sich bald innerlich angeregt, seinen Onkel in Venedig aufzusuchen, um bei diesem seine Studien fortzusetzen und Schutz gegen die Angriffe der mütterlichen Zärtlichkeit zu finden. Die Religiosen versuchten anfangs Alles, ihn zurückzuhalten; da sie sich zuletzt aber überzeugen mußten, daß Gott andere Absichten mit diesem Kinde habe, so suchten sie die Einwilligung der Mutter zu erwirken. — Diese tugendhafte Frau, noch tief gebeugt durch den Verlust des Gatten, wurde heftig ergriffen bei dieser neuen Trauerbotschaft. Aber als eine Christin entschloß sie sich nach wenigen Augenblicken, Gott das größte Opfer, den einzigen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, den geliebten Sohn darzubringen. Sie hatte sogar den Muth, den Knaben selbst zu dem Schiffe zu begleiten, das nach Venedig so eben unter Segel ging; aber in dem Augenblicke des Abschieds forderte die Natur ihre Rechte; sie brach in einen Strom von Thränen aus, und der Schmerz äußerte sich jetzt um so heftiger, je länger sie ihn zurückgehalten hatte. Auch der Sohn war tief bewegt; aber er ahmte das Beispiel des Isaak nach, dessen

Muth die beim Anblicke des Opfers zitternde Hand seines Vaters kräftigte. Er sprach zu seiner Mutter: „Was thust du doch, liebe Mutter! Mäßige deinen Schmerz! Was würdest du wohl thun, wenn du mich, wie die Mutter der Machabäer, den allerheftigsten Peinigungen ausgesetzt sähest? Sie ermahnte ihre Söhne, für die Religion zu sterben. Ich bin zwar nicht so glücklich, mein Blut für eine so ehrwürdige Sache vergießen zu dürfen; aber zuletzt ist's ja doch auch die Religion, welche mich abreisen läßt! Ich muß den Absichten der göttlichen Vorsehung folgen und mich ihr zur Verfügung stellen. Trockne also deine Thränen, tröste dich und bete für mich!"

Statt aller Antwort umarmte die betrübte Mutter den Knaben. Dieses gute Kind hätte gern zum Abschied den mütterlichen Segen empfangen, wie das in Italien Sitte ist; aber es mußte sich gewaltsam losreißen, um der schmerzlichen Scene ein Ende zu machen. —

Die Ueberfahrt von Brundusium nach Venedig war so glücklich, daß selbst die Seeleute, gerührt von der Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit des Kindes, dem Gebete des frommen Knaben den frohen Ausgang der Reise zuschrieben.

Bei dem Anblicke des Onkels, der herbeigerufen ward, verschloß ihm die Freude den Mund. Der Onkel drückt den geliebten Neffen, der auf seine Kniee gesunken, um den Segen zu empfangen, an's Herz. Ein einziger Blick genügte, um diesem würdigen Priester die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die Wirklichkeit all das Vortheilhafte, was er von Laurentius bereits gehört, noch weit übertreffe.

Ein erklärter Feind aller Vergnügungen, wie solche die Welt ihren Anhängern zu bieten pflegt, zog sich Laurentius, so viel er konnte, von allem Geräusch und Lärm der Stadt zurück. Er verließ das Haus seines Onkels nur, um in Begleitung eines seiner Studien-Genossen die Kirchen zu besuchen und in denselben seine Andacht zu verrichten. — Zu Hause theilten sie ihre Zeit zwischen Gebet und Studium, und er machte auf beiden Gebieten so augenscheinliche und außerordentliche Fortschritte, daß sein Onkel ihn den übrigen Zöglingen oft als Vorbild hinstellen konnte.

Laurentius übte fortan alle Werke der Frömmigkeit mit seinem treuen Freunde gemeinschaftlich. Die gleiche Liebe zur Tugend, die Uebereinstimmung der Sitten, dieselbe Neigung zum Guten, das eifrige Streben nach Vollkommenheit — auf dem Kreuzwege des Herrn nur erlangbar — Alles dies machte ihr Bündniß von Tag zu Tag fester. Sie hatten nur einen Willen, der in Beiden dieselben Wünsche hervorrief, nämlich: recht oft und andächtig die heiligen

Sakramente zu empfangen, die Welt zu verlassen und sich ohne Vorbehalt Gott aufzuopfern. Sie pflegten jegliche Zeit, die ihnen nach den Studien erübrigte, zu geistlichen Uebungen und Unterhaltungen zu verwenden. Demgemäß hatten sie sich, nach dem Rath und der Anleitung ihres Lehrers, einen Plan entworfen, nach welchem sie ihr Leben ordnen wollten, so lange sie noch in der Welt leben würden; denn sie hatten sich schon über ihre Vorliebe für den Ordensstand gegenseitig ausgesprochen. Nach diesem Plane brachten sie den Morgen aller Sonn- und Festtage in der Kirche der Jesuiten zu, wo sie beichteten, die heilige Communion empfingen und mit solcher Andacht und Sammlung bei mehreren Messen dienten, daß alle Anwesenden sich daran erbauten. So erblickte man, während sonst die flatterhafte Jugend gar oft die Tage des Herrn und seiner lieben Heiligen in frivolen und sündhaften Vergnügungen zubringt, die beiden Freunde an den Stufen der Altäre durch ihre religiösen Uebungen schon hienieden wie in dem Himmel lebend. Nachdem sie dann zu Hause ein einfaches Mahl genossen hatten, begaben sie sich in die Kirche der Kapuziner, um auch noch der Vesper und der Predigt anzuwohnen. Gottesfroh, und reich an geistlichen Erhebungen, Erquickungen und Tröstungen, kehrten sie dann heim — wie Engel in Menschengestalt. —

Mitten im Meeres-Sturme.

Alle Welt weiß, daß der Tag der Himmelfahrt Jesu Christi für Venedig der größte und glänzendste Festtag des ganzen Jahres ist; an ihm nämlich vollzieht der Doge die prächtige Feierlichkeit seiner Vermählung mit dem Meere. Er kommt auf dem Bucentaur, dem reichsten und kunstvollsten Schiffe, das es giebt, gefahren und läßt sich, angethan mit dem Herzogsmantel und umschaart von den in Purpur gekleideten Senatoren, eine Strecke hinaus in's adriatische Meer bringen. Alsdann erscheint der Patriarch mit dem Klerus. Er segnet ein kleines Fäßchen voll Wasser und gießt es in das Meer, worauf der Doge sogleich einen werthvollen Ring mit den Worten in das Wasser wirft: „Unser Meer, wir vermählen uns mit dir — zum Zeichen eines wahren und fortwährenden Besitzes.“ Diese Ceremonie, obwohl etwas seltsam, ist vielleicht die herrlichste, welche man schauen kann. Alles eilt herbei, um zu sehen, oder um gesehen zu werden.

Laurentius begab sich an diesem Tage allgemeiner Ausgelassenheit mit einigen Verwandten in die Kirche der Kapuziner, um in dieser heiligen Einsamkeit den Frieden des Herzens recht zu kosten,

den man so schwer im Getümmel bei den Vergnügungen der Welt zu bewahren vermag; er ging diesen geräuschvollen Ergötzlichkeiten mit demselben Eifer aus dem Wege, mit welchem Andere dieselben aufsuchten.

Nachdem Laurentius, sammt seinen Genossen, bei den Kapuzinern ihrer Andacht genügt und an allen religiösen Feierlichkeiten, welche in der Kirche dieser Ordensmänner begangen wurden, sich mit Andacht und Ehrfurcht betheiligt hatten, dachten sie an die Rückkehr.

Das Kapuziner-Kloster ist aber von der Stadt durch einen, ungefähr eine Viertelmeile breiten, Meeresarm getrennt.

Kaum hatte die Gesellschaft das Ufer verlassen, als sich ein furchtbarer Sturm erhob. Der Nachen, auf welchem sie sich befanden, wurde von den Wellen nach allen Seiten hin und her geworfen, und war nahe daran, unterzusinken. Die Kapuziner-Väter, von der Gefahr unterrichtet, in welcher Laurentius und seine Gefährten schwebten, ertheilten ihnen Allen vom Ufer aus die Absolution, da sie an ihrem Untergange nicht zweifeln konnten. Die Zuschauer am jenseitigen Ufer sprachen dieselbe Befürchtung aus. Alles im Schiffe schrie vor Angst laut auf, und selbst die Ruderer stimmten in das Rufen um Hilfe mit ein. Nur Laurentius, heiter und ruhig wie immer, blieb unerschrocken inmitten der Gefahr. Er behauptete mit lauter Stimme: „Wir werden nicht Schiffbruch erleiden!“ Voll Vertrauen auf die Hilfe Dessen, dem der Wind und das Meer gehorchen, machte er das heilige Kreuzzeichen über das Meer und segnete es mit einem vom Papste geweihten Agnus Dei, das er immer bei sich trug; und zum Erstaunen Aller folgte die vollkommenste Stille auf das Ungewitter, so daß sie alsbald das so heiß ersehnte Ufer erreichten.

Gott wollte so zum ersten Mal die Verdienste seines treuen Dieners offenbaren, und deutlich zeigen: daß das Gebet, wenn es von Vertrauen und Heiligkeit des Lebens begleitet ist, stets Erhörung findet!

Die allgemeine Achtung, in welcher Laurentius bereits stand, wuchs noch mehr, denn man erkannte aus diesem augenscheinlichen Wunder, welches die Huld des Herrn durch seine Vermittelung gewirkt hatte: daß es die Unschuld und Tadellosigkeit seines Wandels sei, welche ihn zu einem Gegenstande des göttlichen Wohlgefallens erhoben. — Die Gnadenerweisung des Allerhöchsten erschütterte aber weder seine Demuth, noch seine Bescheidenheit; sie dienten vielmehr dazu, ihn in diesen beiden Tugenden noch mehr zu befestigen. Er war

so weit davon entfernt, sich für einen Heiligen zu halten, daß er nicht aufhörte, seinen Leib mit schweren Kasteiungen und Züchtigungen zu peinigen, um ihn immer mehr im Gehorsam und in der Unterwerfung unter den Geist zu erhalten. Durch glühende Andacht und beständige Betrachtung der Geheimnisse der Religion inniglich mit Gott vereinigt, fand man ihn oft in dem Oratorium auf den Knieen liegen und ohne Bewußtsein. Bei der größten Winterkälte sah man ihn oft in Schweiß gebadet, wenn er sich dem mächtigen Eindruck überließ, den die Betrachtung der geoffenbarten Wahrheiten, namentlich aber der Leidensgeschichte unsers göttlichen Heilandes, auf ihn ausübte. Wenn er über das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi, oder über das allerheiligste Sakrament des Altars nachdachte, flossen seine Thränen so reichlich, daß sie den Boden benetzten, über den man ihn oft unbeweglich, in Entzückung erhoben und des Gebrauchs der Sinne beraubt sah, und durch lautes Rufen und durch heftiges Schütteln konnte man ihn dann zum Bewußtsein zurückbringen. —

Noch muß bemerkt werden, daß, seit dem Wunder im Sturme, die sonst so wenig religiösen Seeleute sich um die Ehre stritten, in ihren Gondeln den so sichtbar von Gott begnadeten Laurentius überzufahren. Er hätte sich gern dieser Aufmerksamkeit entzogen, die seine Demuth unangenehm berührte; aber er mußte ja gar oft den Dienst dieser Schiffer in Anspruch nehmen. Er konnte nur versuchen, durch kleine Kunstgriffe die vortheilhafte Meinung, die man von ihm hatte, abzuschwächen; und er bemühte sich auf der andern Seite, die Gefälligkeit der Schiffer dadurch zu vergelten, daß er lehrreiche und heilsame Worte an sie richtete, welche diese rauhen Männer, die sonst so unzugänglich für Empfindungen der Andacht und Frömmigkeit sind, oft bis zu Thränen rührte.

Aber obgleich dieses Leben, welches Laurentius schon in der Welt führte, wohl ein „engelhaftes und himmlisches Leben" genannt werden konnte, so war sein Herz durchaus noch nicht befriedigt. Es schien ihm noch Etwas zu seinem Glücke zu fehlen; und er glaubte, nicht eher den völligen Frieden in Gott erlangen zu können, bis er nicht jenes heldenmüthige Opfer gebracht haben würde, das er seit gar langer Zeit beständig vor den Augen seines Geistes hatte.

Nach reiflicher Ueberlegung ward Laurentius ein Sohn des heiligen Franziskus von Assisi, denn er trat in den Orden der Kapuziner der venetianischen Provinz. —

Die Segnungen und Heilungen.

Nachdem Laurentius Jahre lang für die Ausbreitung des Kapuziner-Ordens segensreich gewirkt und durch seine persönlichen Tugenden Jedermann erbaute und entzückte, beeilte sich der damalige General Pater Paulus von Casene, die Arbeiten und Sorgen seines Amtes mit ihm, dem so reich begnadeten Bruder, zu theilen. Er ernannte ihn zum Commissarius und Visitator der Klöster der Provinz Genua. Vergebens wandte er sich nach Rom, um dieses Amt einem würdigeren Manne übertragen zu sehen; vergebens schützte er seine öfter wiederkehrenden Gichtleiden vor, welche ihn hemmten, seine Visitationen in der von den Constitutionen vorgeschriebenen Art abzuhalten; ihm wurde von dem Papste selbst und von dem Cardinal-Protector des Ordens bedeutet: „er solle die Wahl nur annehmen, und seine Visitationen zu Pferde oder zu Wagen ausführen, wenn er nicht gehen könne.“ Sie hielten ohne Zweifel dafür, daß es, um eine Provinz gedeihlich zu leiten, viel wichtiger sei, einen guten Kopf, als gute Füße zu haben.

Als Laurentius diese Kunde empfangen, begann er ohne ferneren Widerspruch sein Amt auszuüben. Ueberall, wohin er kam, zeigten die Gläubigen das Verlangen, seine Predigten zu hören; so daß man seine Visitations-Reisen in der That „beständige Missionen“ nennen mußte. Er entsprach durch die so häufige Verkündigung des Wortes Gottes nur den Wünschen der Bischöfe, die ihn dazu aufforderten; denn die Sünder erlangten oft gerade in seinen Predigten die Gnade der Bekehrung und die Guten verließen dieselben nie, ohne einen neuen Eifer in dem Trachten nach der christlichen Vollkommenheit erlangt zu haben. —

Sobald seine Ankunft in einem Kloster bekannt wurde, versammelte sich daselbst eine große Menschenmenge, um seinen Segen zu empfangen: die Kranken ließen sich dorthin tragen, um die Gesundheit wieder zu erhalten, und die vielen in den verschiedenen Städten und Dörfern bewirkten Heilungen erweisen sich als unzählbar.

Unter den von ihm geheilten Blinden befand sich der General-Vicar des Bischofs von Pavia, der seit langer Zeit vollständig die Sehkraft verloren hatte, des Namens Hieronymus Zoto von St. Remo, der selbst am hellen Mittag nur einen Lichtschimmer gewahrte, und ein junges Mädchen, des Namens Dorothea Sapis, welches in Folge der Masern erblindet war; und Laurentius bediente sich in allen diesen Fällen keines andern Mittels, als des heiligen Kreuzzeichens.

Wenn die Kranken nicht zu ihm gelangen konnten, um seinen Segen zu erbitten, so suchten sie sich wenigstens eines jener Tücher zu verschaffen, deren er sich bei der Darbringung des hochheiligen Meßopfers zum Trocknen seiner Andachts-Thränen bediente. — So erhielt z. B. in Voltusa der Canonikus des Collegiat-Stiftes, Johann Stephan Ferrari, durch die Vermittelung des Sekretärs des Provinzials eines jener Tücher und erzielte durch dessen Anwendung viele wunderbare Erfolge. Er erprobte die Wirkungen dieses Tuches zuerst an sich selbst, denn er ward durch die Auflegung desselben augenblicklich von heftigen Kopfschmerzen geheilt, welche ihn schon lange Zeit gequält hatten. — Timothäus Boido, Organist an derselben Kirche, litt an einer großen, beständig eiternden Geschwulst an beiden Beinen, wurde aber durch die Berührung mit jenem Tuche sofort geheilt; — ein Gleiches geschah bei einem jungen Kleriker, welcher durch einen Fall die Hirnschale gebrochen hatte, und von dem Arzte für unheilbar erklärt worden, als man seinen Kopf mit dem besagten Tuch umwickelte.

Noch wunderbarer ist's aber, daß Kranke, die sich keines dieser Tücher verschaffen konnten, durch den Segen geheilt wurden, den sie schriftlich von Laurentius erbaten, und den sie ihm oft gleichsam mit Gewalt entreißen mußten. — So bezeugt z. B. der Graf Nikolaus Cesena, daß er sich seit elf Jahren in einem bemitleidenswerthen Zustande befunden habe, indem er von so heftigen Kopfschmerzen heimgesucht wurde, daß er oft die Besinnung verlor. Da hörte er von dem Pater Laurentius und den durch ihn gewirkten Wundern, und wandte sich an den Pater Leopold von Görz mit der Bitte, ihm den Segen zu erwirken, welchen jener solchen Kranken in der Ferne zu spenden pflege, die nicht persönlich zu ihm gelangen könnten. Sein Wunsch wurde erfüllt, indem er in Serravalle den schriftlichen Segenswunsch erhielt. Er küßte das Schreiben ehrfurchtsvoll, legte es auf die Brust und fühlte sich augenblicklich und auf immer von seiner Krankheit befreit.

Man wird es uns Dank wissen, wenn wir die Worte mittheilen, in welchen dieser Segen abgefaßt war, der so viele Wunder bewirkt hat und noch fortwährend wirkt, und wir können die Kranken und Reisenden nur ermahnen, die Kraft desselben in ihren Leiden und Gefahren zu erproben.

„† Segen des heiligen Laurentius von Brundusium.

Durch das Zeichen und die Kraft des heiligen Kreuzes und die Fürbitte der Jungfrau Maria — segne dich der Herr und behüte dich;

der Herr zeige dir sein Angesicht und erbarme sich deiner; der Herr wende sein Angesicht zu dir und gebe dir Frieden und verleihe dir die gewünschte Gesundheit durch Christum unsern Herrn! † Durch das Zeichen des heiligen Kreuzes heile dich Jesus Christus, der da heilt alle Schwächen und Krankheiten, und der da heilt alle vom Teufel Besessenen! † Durch das Zeichen des heiligen Kreuzes segne dich Jesus Christus und die Jungfrau Maria.

Bruder Laurentius von Brundusium, Kapuziner."

Als überaus merkwürdig erscheint es auch, daß der Segen, welchen er aus der Entfernung den Kranken zuwies, die augenblickliche Heilung derselben bewirkte.

Von der großen Anzahl solcher Wunder wollen wir nur Eines hervorheben, welches in den Akten des Seligsprechungs-Prozesses ausführlicher, als es hier geschieht, erzählt wird.

Melchior Cremesque von Melegnano im Mailändischen hatte einen so großen Kropf, daß er sich vom Kinn und den Ohren bis auf die Mitte der Brust erstreckte. Zu diesem Gewächse, welches, da es aus einzelnen Drüsen bestand, genau einem mit Nüssen angefüllten Sacke glich, gesellten sich noch die Scropheln. Die Drüsen beengten die Kehle so sehr, daß der Kranke nur äußerst mühsam Luft schöpfen und nur einige flüssige Nahrungsmittel genießen konnte. Wann immer er es versuchte, sich niederzulegen, gerieth er dem Ersticken nah', und alle nur denkbare Mittel, ihm wenigstens Erleichterung, wenn auch keine Heilung zu verschaffen, zeigten sich bisher als unwirksam. — Der Vater dieses unglücklichen Kindes, das schon in solcher Weise seit elf Jahren litt, beschloß endlich, da die natürlichen Mittel ohne jeglichen Erfolg blieben, sich nach übernatürlicher Hilfe umzusehen. Er hörte von dem Pater Laurentius und von den vielen Wundern, welche durch den Kreuzes-Segen von ihm gewirkt seien, und suchte denselben in Lodi auf. — Der edelsinnige Kapuziner ward von der Schilderung, die der unglückliche Vater von der peinvollen Krankheit seines Sohnes entwarf, inniglich gerührt, erhob die Augen zum Himmel, segnete den tief betrübten Vater und zog sich dann zurück. Die heilige Freude, welche der Mann beim Empfange dieses Segens fühlte, ließ ihn die Heilung seines Sohnes zuversichtlich hoffen; und er hatte sich nicht geirrt. Die Großmutter des Knaben, welche zuerst bemerkte, daß der Kropf gänzlich verschwunden sei, war auch die Erste, welche dem heimgekehrten Vater diese erhebende Nachricht mittheilte. Den Kranken erkannte man jetzt fast nicht mehr, indem er von seinem Uebel zu der vollständigsten Heilung gelangte und auch

nicht die leiseste Spur von demselben zurückblieb. Wie freudigst dankten Alle dem allmächtigen und allgütigen Gott für dieses Wunder, das er durch seinen treuen Diener Laurentius gewirkt hatte! Wie staunten die Bewohner der Stadt, als sie sich mit eigenen Augen von der Wahrheit des alsbald überall verbreiteten Gerüchtes dieser Heilung überzeugten! —

Nach all' diesem Erzählen ist's natürlich, daß man in der Nähe und in der Ferne eifrigst sich bemühte, den Segen des wahrhaft ehrwürdigen Paters Laurentius zu empfangen.

Als er eines Tages in Pavia predigen sollte, und Biglia, der Bischof dieser Stadt, und der Gouverneur nebst einer zahlreichen Ehrenwache ihn nach der Kirche geleiteten, hatte sich eine solche Menschenmenge in den Straßen versammelt, daß selbst die Wache kaum einen Durchgang zu eröffnen vermochte. All' diese Menschen jeden Alters, Standes und Geschlechtes baten um den Segen des Kapuziners, und der Oberhirt selbst vereinigte seine Bitten mit denen seiner Heerde: „Mein Vater, segnet doch meine Schäflein," sprach er herzlich, „und bewilligt ihnen die Gnade, um welche sie so inständigst flehen! Sehet doch nur ihr Vertrauen! Könntet Ihr gefühllos sein für Ihr Begehren und ihren Wünschen widerstehen?" Der demüthige Pater lehnte es anfangs ab, indem er sagte: „„Es ist die Sache des Bischofs, gnädigster Herr, seine Heerde zu segnen, und nicht die meinige, der ich nur ein armer Ordensmann bin."" Doch endlich — den wiederholten und gar dringlichen Vorstellungen des Prälaten nachgebend, erhob er seine Hand, die das Crucifix umfaßt hielt, und segnete die versammelte Menge der Andächtigen, welche sogleich in ein lautes Freudengeschrei ausbrach, als sie des erbetenen Heils theilhaftig geworden war. —

Wenn der Leser nun vielleicht über so viele Wunder erstaunt, dann möge er nicht weniger staunen über die demüthigste Demuth und kindlichste Frömmigkeit des Paters Laurentius, der sich selbst immer nur als einen unnützen Knecht und als ein schlechtes Werkzeug ansah, das da nicht werth sei, daß Gottes Huld und Menschenfreundlichkeit sich seiner bediene. Je mehr man ihn öffentlich ehrte, desto tiefer verdemüthigte er sich vor Gott, und zwar in der Betrachtung Dessen, was er „„seine Gebrechlichkeit und sein Elend"" nannte.

Der wundersame Laienbruder.

(Aus: Leben des Gerhard Majella von P. Tannoja.)

Der fromme Laienbruder.

Gerhard Majella, geboren am 6. April des Jahres 1726 zu Muro im Königreiche Neapel, stammte von armen, aber frommen Eltern ab und wurde bereits von seiner Kindheit an durch den heiligen Geist geleitet: denn nichts war ihm lieber, als kleine Altäre aufzurichten, die Priester bei'm Lesen der heiligen Messe nachzuahmen und Heiligenbildchen auf dem Tische auszubreiten, die er dann andächtig betrachtete.

Er lernte nach dem Tode seines Vaters, der ein Schneider gewesen, dessen Geschäft, um sich das tägliche Brod verdienen zu können; und auch hier, während seiner Lehrjahre, vereinigte er mit einem sehr großen Fleiße die innigste Fömmigkeit. — Seine geistige Erquickung holte er sich zumeist aus den Besuchen des allerheiligsten Altarsakraments; daher eilte er, so oft er ein paar Augenblicke Zeit fand, in die Domkirche, um seinen göttlichen Heiland in der Eucharistie anzubeten; und bot sich ihm am Tage keine Gelegenheit dazu, seine heißeste Sehnsucht zu befriedigen, so wanderte er Nachts dahin, und blieb, da er mit dem Küster verwandt war und dieser ihm die Schlüssel überließ, oft bis zum einbrechenden Morgen vor dem Altare knieen, sich zuweilen sogar geißelnd, um dem Hochwürdigsten Gut Abbitte zu leisten für die Unbilden, die ihm namentlich in der Nachtzeit zugefügt werden; dabei vergoß er auch bittere Thränen. Mußte er indeß auch die Nacht hindurch arbeiten, so wählte er sich dazu die ersten Frühstunden, empfing die heilige Communion, hörte einige heilige Messen, und schien sich kaum von dem Allerheiligsten entfernen zu können, um einen Bissen Brod zu genießen. — Mit großer Inbrunst pflegte er auch das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi tagtäglich zu betrachten und so sein Herz, als ein Gärtlein des Herrn, mit Passionsblumen von Golgatha zu bepflanzen. Und von der allerseligsten Jungfrau betheuerte er: „Maria hat mein Herz bezaubert und zu ihrem Dienste hab' ich es aufgeopfert!" — Nachdem er ausgelernt hatte, und sich durch seine Geschicklichkeit in der Arbeit und seine Emsigkeit ziemlich viel Geld verdiente, theilte er seine ganze Ersparniß unter die Nothleidenden aus, und bedachte dieselben ganz besonders an den Festtagen mit seinen milden Gaben, so daß er selbst nicht selten fasten mußte. — Auch mit den armen Seelen im Fegfeuer hatte er ein wahrhaft rührendes

liche Mühe auf, damit Alles recht hehr der Würde des Festes entsprach. Vorher ging eine neuntägige Andacht, während welcher er wenig aß und noch weniger schlief. Die „heilige Nacht" über wachte er entweder in der Kirche, oder geißelte sich in seiner Zelle. — Die Oktave des hochheiligen Fronleichnamsfestes war für ihn eine beständige Jubelzeit. So lang er konnte, kniete er vor dem Hochwürdigsten Gut, und es kostete ihn viele Selbstüberwindung, sich von demselben zu trennen. Er fühlte sich wie gebunden, und man hörte ihn ausrufen: „Lasse mich, o Herr, denn ich habe Dieses und Jenes noch zu thun!"" — Auch ermunterte er, wo immer er nur hin kam, die Leute zum öfteren Besuche des Allerheiligsten. Er hatte keine Ruhe, so lange er die öffentlichen Plätze voll von Menschen, die Kirche aber leer sah. Durch seine Sorgfalt ward an vielen Orten dieser Besuch des gnadenreichsten Sakramentes eingeführt. Er bewirkte sogar durch den P. Margotta: daß Papst Benedikt XIV. allen Denjenigen, welche alle acht Tage — würdig vorbereitet — die heilige Communion empfingen, einen vollkommenen Ablaß ertheilte, wodurch Tausende zu Jesus sich hingezogen fühlten und die Patres Juvenalis und Cajone bezeugten: daß hundert Prediger Das nicht hätten bewirken können, was der fromme und schlichte Gerhard erreichte!"

Aber auch der Eifer, die Feste Maria's zu verherrlichen, erwies sich als nicht minder groß. Wie anmuthig mit Blumen und Lichtern schmückte er ihre Altäre und welche hehre Feierlichkeit verlieh er den Prozessionen durch seine sinnigen Anordnungen! — Eine innige Andacht nährte er stets zu dem Geheimnisse der unbefleckten Empfängniß der Gebenedeiten des Herrn. — An allen Samstagen und Vigilien der Feiertage Maria's fastete er und ermahnte auch Andere, deßgleichen zu thun; er genoß dabei nur Brod und Wasser, geißelte sich aber schärfer, denn sonst. — Alle Novenen beging er mit großer Enthaltsamkeit und Strenge, und brachte die Nacht vor dem jedesmaligen Festtage, wenn er durfte, bei seinen Lieben — Jesus und Maria — zu.

Wie früher in der Welt, so suchte Gerhard auch in dem Kloster das bittere Leiden Jesu Christi an sich nachzuahmen und an dessen Peinen und Schmerzen einigen, aber doch innigen, Antheil zu nehmen. — Zu Iliceto befand sich eine Grotte, die er zur Ausführung seines selbst-gewählten Martyriums für passend erachtete. Zwei Vertraute schlossen sich ihm an als seine Gehilfen. Betrachtend demnach die Geißelung des Herrn, ließ er sich von diesen an einen Pfahl binden und unbarmherzig mit Stricken schlagen. — Die Dornen-

Krönung nachzuahmen, ließ er sich eine stachlichte Krone aufsetzten und mit einem Rohre schlagen. — Und nun selbst mit der Kreuzigung sich einigermaßen gleichförmig zu machen, ließ er sich an ein großes Crucifix so anheften, daß ihm die Glieder durch die mächtige Spannung beinah' verrenkt wurden; nur auf den Befehl des Paters Cafaro unterließ er diese entsetzliche Marter. — Jeder Freitag, besonders in der Fasten, noch mehr aber in der heiligen Charwoche, galt für Gerhard als ein Tag der Passion, an welchem er die Myrrhen Christi, so viel wie möglich, mitzugenießen suchte. Die vielen Mißhandlungen, die er seinem Körper zufügte, ließen denselben dann wie eine Leiche erscheinen, die mit Christo Jesu begraben wurde. — Der Herr würdigte ihn darob auch einer außerordentlichen Gnade, vergleichbar jener, die er auch dem heiligen Franziskus von Assisi, der heiligen Catharina von Siena und Anderen seiner treuen Diener verlieh, nämlich: daß er, wenn er die ganze Woche hindurch gesund und heiter aussah, stets am Freitage matt und entkräftet war und manchmal auch Blut ausspie. Sein Schmerz und die Todesangst peinigten ihn dann so sehr, daß er sich darüber gar nicht aussprechen konnte. Am Samstage jedoch kehrte bei ihm die vorige Gesundheit und Heiterkeit wieder, und Niemand merkte ihm von seinem erlittenen Kreuzes-Weh' etwas an.

So litt mit dem Herrn, so freute sich mit der Kirche ihr frommer Sohn, der Laienbruder Gerhard!

Wunderbarliches Wirken.

„Gott ist wunderbar in seinen Heiligen!" Psalm 67, 36., hat schon der König David im Alten Bunde frohlockt, und das war er auch in dem Laienbruder Gerhard, den er mit der Kraft seiner Gnade ganz besonders begabte und ihn mit deren Segnungen gleichsam umgürtete, so daß leibliches und geistiges Heil für Mühselige und Beladene überall als deutlicher Gottestrost von ihm ausging.

Aeußerst groß ist die Zahl Derjenigen, die durch den Bruder Gerhard von sehr gefahrvollen Krankheiten des Leibes geheilt wurden. Zum Beispiele: In Castelgrande rief ihn der Arzt Cajetan Cianci zu sich und bat ihn, er möge doch den dreijährigen Sohn seines Freundes, der an Händen und Füßen gelähmt lag, heilen. Gerhard erbarmte sich, legte seine Hand auf das Haupt des Kindes, bezeichnete es mit dem heiligen Kreuze und sprach zu dessen Mutter: „Bleibe guten Muthes, fortan wird dein Sohn nichts mehr zu leiden haben!" Und von der Stunde an war der Knabe frisch und munter. — In

Caposole kam einst ein Herr, des Namens Emanuel Verromile, zu Gerhard in die Kirche und klagte ihm, daß seine Nichte in einer schweren Krankheit schmachte. „Seien Sie unbesorgt," erwiederte er; „machen Sie ihr im Namen Gottes nur ein Kreuz auf die Brust, und sie wird gesunden!" Und so geschah es auch. — Der Jüngling Januarius Liguori, der schon seit mehreren Jahren nicht mehr gebeichtet, hatte auf dem Todbette schon die Besinnung verloren. Da riefen die Eltern in ihrer Angst den Gerhard und ersuchten ihn, er möge durch sein Gebet von Gottes Huld erwirken, daß ihr Sohn noch beichten könne. Der Bruder neigte sich über den Sterbenden nieder und in demselben Augenblicke kehrte ihm die Besinnung zurück; er beichtete reumüthig, empfing die heiligen Sterbsakramente, und ging erst nach einigen Tagen wohl vorbereitet in die Ewigkeit hinüber. Die Aerzte sprachen dem Johannes Cioglia zu Calitri bereits das Leben ab. Er sandte zu Gerhard, der, nach wiederholten Weigerungen, erst dann erschien, nachdem Pater Margotta ihm den Befehl dazu gegeben hatte. Bei dem Kranken angelangt, bezeichnete er dessen Stirn mit dem Kreuze und allplötzlich empfand der Leidende die Besserung. Alle staunten und riefen: „„Wunder! Wunder!"" aber Gerhard erwiederte beschämt: „Dies thut der Gehorsam!" und entfernte sich. — Den Priester Dominikus Sassi umnachtete seit sieben Jahren der Wahnsinn, welcher oft in Raserei ausbrach, so daß man ihn in dem Zimmer streng bewahren mußte. Gerhard trat zu ihm hinein, achtete nicht der Lästerungen, mit denen er empfangen wurde, und bezeichnete dessen Haupt gleichfalls mit dem Kreuze. Und der Rasende rastete mit Einem Mal und erschien als vollständig von seinem schrecklichen Uebel geheilt. Er selbst pries dankbarlichst Gott, betete mit Gehrhard die Litanei zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria, und las, nachdem er sich zwei Tage lang durch Gebet und Buße dazu vorbereitet hatte, am dritten Tage mit großer Andacht und unter der Rührung und den Freudenthränen seiner Freunde die heilige Messe.

Groß ist die Gnade, von leiblichen Krankheiten wunderbar geheilt zu werden, größer aber noch jene, von den Krankheiten der Seele und dem geistigen Tode gerettet zu werden; indem ja die Seele des Menschen unendlich mehr werth ist, als der Leib. — Besaß nun Gerhard die erstere Gnade, so hatte ihm der Herr die zweite in noch reichlicherer Fülle zugetheilt, denn unzählig ist die Menge, die an verschiedenen Orten nur durch ihn bekehrt worden sind.

Weit und breit hatte sich der Ruf von seinen Tugenden, außerordentlichen Begnadigungen und Wundern verbreitet. Darum ver-

langte Alles nach ihm. — Der Erzbischof von Conza, die Bischöfe von Cedogna, von Melfi und Muro ruhten nicht, bis er wenigstens auf einige Zeit in ihre Diözese von den Oberen gegeben wurde; nicht minder bewarben sich Städte, Geistliche, Adelige, Frauen höchsten Ranges, religiöse Genossenschaften eifrigst bei den Vorständen um ihn, und Jeder dankte Gott, ihn berufen zu haben. Kam er in eine Stadt, so gerieth Alles in Bewegung. Alles wollte ihn sehen; Alles drängte sich, ihn zu besuchen. Selbst Bischöfe beriethen sich über die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm. Noch deutlicher bekundete sich die hohe Meinung von Gerhard, wenn er einen Ort verließ. So hat, als er von Castelgrande fortging, die ganze Einwohnerschaft ihn gleichsam noch einmal umlagert, und mehr als dreihundert Personen begleiteten ihn noch eine gute Strecke Weges; ja die Landleute eilten von der Feldarbeit hinweg an die Straßen, um seinen Segen zu empfangen. Und doch war Gerhard kein Priester, sondern nur ein — Laienbruder, der nicht auf der Kanzel im Freien, etwa vor der Pforte eines Hauses oder auf der Straße, an die sich zu ihm drängenden Volksschaaren Worte des Ernstes und der Kraft redete und mit christlichem Feuereifer, entflammt von dem heiligen Geiste, zur Buße die armen Sünder anspornte, oder, den Einzelnen bei Seite nehmend, ihm scharfe Wahrheiten sagte, die dessen Herz scharf durchschnitten. Er hielt, so zu sagen, eine ungestüme Jagd auf die Seelen, um diese der Hölle zu entreißen und Christo zuzuführen, und die Tausende, welche durch ihn gerettet wurden, vermag nur der Herr zu zählen. Ueberall fand eine völlige Umwandlung, eine bußfertige und vertrauensvolle Hingabe an den göttlichen Heiland statt. Wo die Pfarrer je eine verstockte Seele wußten, sandten sie den Gerhard hin; wo Familien seit Jahren in bitterster Feindschaft lebten, mußte Gerhard erscheinen, um in Liebe und gegenseitigem Verzeihen die Versöhnung zu stiften; war Einer der Verzweiflung nah', Gerhard riß ihn vom Abgrund hinweg und lenkte ihn trostvoll unter das heilige Kreuz auf Golgatha hin, wo der gute Hirt die Arme weit ausgespannt hält, um alle Mühselige und Beladene zu erquicken.

Von den Friedens-Stiftungen nur ein Beispiel!

Martin Carusi, Notar in Castelgrande, hatte vor mehreren Jahren in einem Streite den zwanzigjährigen Sohn seines Vetters, Don Marco Carusi, getödtet; darüber entspann sich eine unerbittliche Feindschaft, die weder durch die milden Zusprüche der Priester, noch der Verwandten gelöst werden konnte. Gerhard erschien, und von diesem Wehe, das auf beiden Familien schwer lastete, benachrichtigt,

berief er den Vater zu sich und suchte mit solchem Nachdruck ihn zur Versöhnlichkeit zu stimmen, daß er tiefe Zerknirschung fühlte und die Verzeihung versprach. Heimgekehrt, erzählte er das Geschehene seiner Frau; diese jedoch gerieth in eine zügellose Wuth, schimpfte, fluchte und tobte, ergriff die blutigen Kleider, welche das rachsüchtige Weib sorgfältig aufbewahrt hatte, und schlug dieselben ihrem Manne in's Gesicht mit den gräßlichen Worten: „Sieh' da deinen Sohn! — sieh' diese Kleider und dieses Blut! — und dann geh' und verzeihe, wenn du es über dich bringen kannst!" — Dies genügte, um den Mann zu erschüttern und noch mehr zu verhärten als zuvor. — Als nun Gerhard Nachricht von dem Rückfalle des besagten Mannes erhalten, sprach er mit Vertrauen: „„Gott wird siegen, nicht der Teufel!"" Er eilte in das Haus und sprach so überzeugend und herzgewinnend von der Pflicht und der Seligkeit des Verzeihens, daß der Haß der Erbitterten sich alsbald in Friedfertigkeit umwandelte und Beide den Mörder in dem Erbarmen Jesu Christi zu lieben versprachen. Und in der That einigten sich beide Familie zu der innigsten Freundschaft. —

Nun auch vom Seelenfinden einige Beispiele!

Einst begegnete Bruder Gerhard einem jungen Menschen, der, als er ihn in so zerlumpter Kleidung und mit einem schlechten Hute sah, muthwilligst fragte: „Bist du vielleicht ein Schatzgräber?" Und sogleich erwiederte er: „„Ja, mein Freund, du hast es errathen! — Ich will dich reich machen!"" Und dabei zog er sein Crucifix hervor, und sprach: „„Dieses ist der Schatz, den du nicht suchst, und den ich dir zeigen will!"" Mit einem heiligen Eifer stellte er ihm nun (denn Gott ließ ihn in dessen Herzenstiefe hinabschauen) die Größe seiner Vergehen dar, die er so gar lange nicht gebeichtet, und seinen schrecklichen Zustand in der Ungnade Gottes. Darauf führte er den aufrichtig zerknirschten Jüngling in die Kirche, behielt ihn einige Tage im Kloster, und entließ ihn mit dem Trost eines bußfertigen Gewissens.

Ein anderes Mal fragte er einen Sünder, wie es ihm gehe? — „Gut!" sagte dieser. — Da nahm ihn Gerhard mit in seine Zelle, enthüllte ihm vor dem Bilde des Gekreuzigten den traurigen Zustand seiner Seele und sprach: „„Hast nicht du auch dem Herrn diese Wunden geschlagen? Bist nicht auch du schuld, daß dem Herrn das Blut aus den Adern quoll?"" — Und in demselben Augenblick entströmte dem Crucifix auf's Neue das Blut. — Ergriffen von Schrecken und

Reue eilte der Sünder in den Beichtstuhl und oblag fortan der strengsten Buße.

Aber auch noch andere wunderbare Werke verrichtete Gerhard.

Als er einst einen Menschen gegen die allerheiligste Dreifaltigkeit entsetzliche Lästerungen ausstoßen hörte, sprach er: „Diese Lästerungen werden nicht lange ungestraft bleiben!" — Nach drei Tagen starb der Unglückliche eines jähen Todes.

Einst, da er als Wallfahrer zu der Grotte des heiligen Erzengels Michael in Garganum pilgerte, waren zugleich zwölf studirende Jünglinge seiner Obhut anvertraut. — Ein Wirth, bei dem sie eingekehrt, hatte ihnen eine übertriebene Rechnung geschrieben. Da sprach Gerhard: „Wenn du keine gerechtere Rechnung machest, dann werden alle deine Maulthiere des Todes sein!" — In demselben Augenblicke stürzte der Sohn des Wirthes herein und schrie: „„Vater, der beste Maulesel wälzt sich, ich weiß nicht warum, auf dem Boden umher!"" — Betroffen stand jetzt der Wirth von seiner maßlosen Forderung ab, aber auch der Maulesel gelangte wieder zu seiner Ruhe.

Als er auf der Mission zu Calitri für die Bedürfnisse der Väter zu sorgen hatte, begegnete es ihm, daß er in dem Hause, worin sie wohnten, ein großes Oelgefäß fallen ließ. Dies sehend, sprang ein Mädchen herbei und schalt den Bruder Gerhard einen „dummen Menschen"; die Mutter aber unternahm es, durch Wolle, so gut es gehen mochte, wieder aufzusammeln. Da sie sich aber einmal umschaute, da gewahrte sie, daß das zerbrochene Gefäße nicht nur wieder ganz, sondern auch voller — als zuvor — mit Oel angefüllt sei.

In Somarchia, einer Pfarrei der Erzdiözese Conza, beschäftigten die Einwohner sich eben mit dem Bau ihrer Kirche, und geriethen in nicht geringe Verlegenheit: weil sie die größten Bauhölzer selbst durch die größten Maschinen nicht recht fortbringen konnten. — Da Gerhard ihre Noth sah, ließ er sich an die Stelle führen, nahm einen Strick und zog die Hölzer, welche sogar viele Ochsen nicht weiter zu bringen vermochten, mit leichter Mühe herbei; ja er hieß deßgleichen auch die Uebrigen thun, und es schien allplötzlich, als hätten die Hölzer ihre Schwere verloren.

Zu Neapel hörte er einst, indem er am Ufer des Meeres wandelte, aus dessen Wogen her ein lautes Geschrei. Er eilte näher dem Wasser und sah, wie eine Barke, zahlreich mit Menschen besetzt, mit aller Anstrengung das Land zu gewinnen suchte, wie aber dies bei der Heftigkeit des Sturmes unmöglich und der Untergang derselben ganz

nahe war. Die in der Barke schrieen um Hilfe, und die am Strande konnten sie nicht gewähren. — Was that Gerhard? — Er, der des Schwimmens ganz unkundig gewesen, bezeichnete sich mit dem Kreuze, sprang in's Meer, gebot der Barke im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu halten und zog sie mit leichter Mühe an's Gestade. — Alles schrie: „„Wunder! Wunder!““ er aber flüchtete sich, lief durch die engsten Gassen weiter, verbarg sich bei einem Messingarbeiter, den er gut kannte, und ging erst Abends, als ihn Niemand bemerkte, in seine Wohnung.

Während seines Erkranktseins erhielt er einen freundschaftlichen Besuch von einigen Herren, die auch einen Knaben mitbrachten. In der Ecke des Zimmers stand ein Clavier, und er bat den Knaben: „er möge ihm, zu seiner Erbauung, auf demselben die Melodie von irgend einem frommen Liede spielen!“ — Der Knabe entschuldigte sich, daß er gar nicht spielen könne und die Herren lächelten; Gerhard bestand jedoch auf seinem Wunsche. Und siehe! der Knabe spielte so meisterhaft und so lieblich, daß Alle sich nicht genug darüber verwundern konnten. Er erklärte aber, weil darob gefragt: „„Ich fühlte, daß meine Finger geführt und meine Hand von Jemand geleitet werde, wußte aber nicht, was ich that!““

Der ausgezeichnete Theolog.

Gerhard, der in der Schule kaum die nothdürftigsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben sich erworben hatte und sonst keinem anderen Studium je oblag, ward dennoch als ein großer Theolog (Gottesgelehrter) überall anerkannt. Die Mystik war ihm erschlossen, wie sonst Keinem. — Der Bischof Amatus von Cedogna, der sich oft mit ihm besprach, legte über ihn das Zeugniß ab: „Wer mit Gerhard über theologische Gegenstände spricht, muß sein Schüler werden, und wer sein Schüler ist, wird ein Theolog, so erleuchtet ist er!“ Ja, der fromme Prälat schämte sich nicht, ihn in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen und seinem Rathe zu folgen. — Auch der Erzbischof von Conza hielt auf Zwiegespräche mit ihm über die Geheimnisse der göttlichen Offenbarung und entließ ihn oft, Thränen im Auge. — Und ein anderer hoher Prälat bestätigte dasselbe, indem er feierlich ausrief: „Gott spricht aus seinem Munde; man muß ihm beistimmen, oder vielmehr gehorchen!“

Dieses höhere und reiche Wissen Gerhards darf uns nicht wundern; denn es giebt außer der Schule noch einen andern Unterricht; und während wir allen unsern Unterricht aus Büchern erwerben zu

müssen wähnen, sind die Heiligen weiter gegangen und haben aus der lebendigen Quelle frisches Wasser geschöpft.

Dahin bezüglich sagt der heilige Papst Gregorius der Große: „Die Gabe des heiligen Geistes ist durch kein Gesetz gebunden. Es giebt Manche, die so vom heiligen Geist innerlich unterricht werden, daß sie, obgleich sie des äußeren menschlichen Unterrichtes entbehren, dennoch die besten Lehrer sind. Zu Wem ging denn Moses und zu Wem Johannes der Täufer in die Schule?“ — Dieser Ausspruch fußt auf dem Gebet unsers göttlichen Heilandes selbst, der da ausruft: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du Dieses vor den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast!“ Matth. 11, 25. Und Sanct Jakobus, der Apostel, lehrt: „Bedarf Einer aus Euch der Weisheit, so bitte er Gott, der Allen im Ueberflusse giebt!“ Jak. 1, 5. — Ohne Demuth und Gebet bleibt die theologische Wissenschaft ein todtes Wissen, oder vielmehr, man gelangt ohne sie gar nicht zu einer Wissenschaft, wie dies Johannes Valensis (1496) so schön ausdrückt, indem er sagt: „Wer die heilige Schrift studirt, vertraue nicht auf seinen Scharfsinn, nicht auf sein herrliches Talent, nicht auf seinen Eifer im Studium, sondern ganz allein auf die Güte Gottes, auf die Innigkeit des Gebetes und die Demuth des Herzens!“

Daran hielt auch Gerhard fest. — Als einmal ein junger Geistlicher aus Muro, der sich viel auf seine theologischen Kenntnisse einbildete, bei ihm in der Zelle erschien und sich mit ihm über theologische Gegenstände besprach, traf es sich, daß er auf viele Fragen, die Gerhard an ihn richtete, nichts zu antworten wußte. Er gab ihm daher die warnende Lehre, indem er ihm zurief: „Lieber Landsmann, Sie haben Theologie studirt, sind aber kein Theolog, denn — diese Wissenschaft erwirbt man sich nur durch Demuth und Gebet.“

Gerhard verstand es aber, sein Wissen nicht nur durch das mündliche Wort der Unterweisung Andern mitzutheilen, sondern einzig auch nur durch das Zeichen des heiligen Kreuzes.

Zum Beispiele:

Als einst der Priester Donatus Spicci bei ihm in der Zelle verweilte und in einem Buche, welches das Leben der ehrwürdigen Maria Crucifixa enthielt, von der Verlassenheit auf Calvaria las, sprach Gerhard: „Dieses ist nicht für Sie!“ Der Priester versetzte: „„Ist denn das Buch hebräisch oder französisch?““ Gerhard antwortete: „Nun, lesen Sie, und verkünden Sie mir, was die Heilige in ihrer

Verzückung empfunden habe." Der gute Priester stand beschämt und wußte nichts zu erwiedern. Da machte Gerhard das Kreuzzeichen auf seine Stirne und hieß ihn die Stelle nochmals lesen. Er begann auf's Neue die Lesung, und in demselben Augenblicke war ihm Alles deutlich geworden.

Ein anderer Priester bekannte ihm: er könne manche Stellen in dem Buche, genannt: „Der Hirt", verfaßt von dem ehrwürdigen Bischofe Palafox, nicht recht verstehen. Auch diesem machte Gerhard das Kreuzzeichen auf die Stirne und sagte: „Jetzt lesen Sie im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit!" Er las und sogleich verstand er Alles und staunte starr und stumm den armen unstudirten Laienbruder an.

Auf diese Weise zeigte sich die Kraft des heiligen Kreuzzeichens in einer gar demüthigen Seele! —

Der Brief an eine wankelmüthige Nonne.

Auch verschiedene Briefe hat Gerhard geschrieben: theils aufgefordert um Rath und Trost an Ordenspriester, an Beichtväter, Gelehrte, geistlichen und weltlichen Standes, oder an Klosterfrauen; theils auch ungerufen und nur vom Geiste Gottes getrieben, um eine verirrte Seele wieder für Jesus Christus zu gewinnen. Auch sie geben Zeugnisse von seiner gotterleuchteten Einsicht.

Hier folge zur Beglaubigung des Gesagten, nur der Brief, den Gerhard an eine Nonne geschrieben hatte, die das Kloster wieder verlassen und in die Welt zurück treten wollte.

Er lautet:

„Meine Schwester in Jesus Christus! — Nehmen Sie in heiligem Frieden an, was ich Ihnen im Namen meines lieben Gottes sagen will: daß nämlich der Teufel sich alle Mühe gebe, um Sie diesem heiligen Orte zu entreißen! — Meine Tochter, seien Sie wachsam, denn der feindliche Betrüger ist voll Neid und List, und sehr mißfällt es ihm, daß Sie hier sind, da er Ihre Heiligkeit zernichten möchte! — Wir Alle sollen in unsrer Berufung geprüft werden, und Gott sendet die Prüfung, um unsre Treue zu sehen. Darum seien Sie getröstet und opfern sie sich Gott auf — ohne Vorbehalt, damit er Sie mit seiner Gnade unterstütze! — Und wie ist's möglich, daß Sie die hehren Vorsätze, welche Sie so oft gefaßt haben, wenn Sie sich Gott aufopferten und die Braut Jesu Christi zu werden verlangten, aufgeben wollen? — Wenn Sie dies damals verlangten, warum jetzt nicht mehr? — Meine Schwester! wer kann Ihnen den

Frieden geben außer Gott? — Wann hat je die Welt das menschliche Herz, und mochte es auch eine Prinzessin, Königin oder Kaiserin sein, gesättigt? Das ist unerhört, das liest man in keinem Buche! Wir wissen nur, daß die Welt Jammer und Widerwärtigkeiten in ihre Herzen säet, und daß man, je mehr man besitzt, je geschätzter und reicher man ist, und je mehr man die Freuden der Welt genießt, um so mehr gequält wird. — Was willst du? was sagst du Gerhard? — Ich wollte Ihnen die Genüsse der Welt vor Augen stellen, und erfahren, ob die Weltleute sie mit Recht rühmen; aber glauben Sie mir, der ich hierin große Erfahrungen habe, daß es Thorheit ist, in der Welt zu leben. Gott hat Sie davon befreit, Gott meint es gut mit Ihnen, und deshalb wollte er Sie versucht werden lassen, um Ihre Treue zu erproben. Bleiben Sie also guten Muthes, besiegen Sie jede Versuchung mit Stärke, und erklären Sie sich zur beständigen Braut Christi! — Es ist etwas Erhebendes, Christi Braut zu sein; darin liegt alles Glück, aller Friede, alle Ruhe, alles Heilsame. Was ist denn die flüchtige Herrlichkeit dieser Welt gegen jene himmlische, ewig dauernde Glückseligkeit, welche den mit Jesus Verlobten zu Theil wird? Ich sage nicht, daß die Seele Derjenigen, welche in der Welt lebt, nicht selig werden könne, sondern ich sage nur, daß sie immer in Gefahr sich befinde, verloren zu gehen, und nicht mit solcher Leichtigkeit heilig werden könne, wie im Kloster. Bedenken Sie doch die Hinfälligkeit der Welt und die Länge der Ewigkeit und erwägen Sie, daß Alles hienieden ein Ende nimmt! Alles, was auf der Welt ist, vergeht, als wäre es nicht gewesen! Was hilft es also, Dingen nachzuhängen, auf die wir nicht bauen können? Alles, was uns nicht zu Gott hinlenkt, ist Eitelkeit und nützt nichts für's ewige Leben. Unglückselig, wer da auf die Welt vertraut und nicht auf Gott! Ich bitte Sie, meine Tochter! ein wenig an die Begräbnißstätte hinzutreten, wo die Gebeine so vieler heiliger Frauen dieses Klosters ruhen, und zu bedenken, was diesen für ein Loos würde zu Theil geworden sein, wenn sie die Mächtigsten von der Welt gewesen wären. O wie viel hat es ihnen genützt, daß sie ein armes, abgetödtetes, verachtetes und in diesem kleinen Kloster verschlossenes Leben führten! Sie haben vielleicht viel geduldet; welchen Frieden mußten sie da in der Todesstunde finden, da sie des Trostes genossen, in dem Hause Gottes zu sterben! Ein Jeder möchte in der Todesstunde heilig sein! Nur was man für Gott gethan, bleibt! — Wenn auch der Sturm noch nicht verwehte, so ist doch meine Hoffnung und Zuversicht auf die allerheiligste Dreieinigkeit und die Mutter Maria so groß,

daß Sie, meine liebe Tochter! hier im Kloster heilig werden müssen. — Machen Sie mich nicht zum Lügner! — Treten Sie der höllischen Schlange, die da trachtet, Sie von dieser ehrwürdigen Stätte hinwegzureißen, muthvoll auf den Kopf! Verachten Sie dieselbe, und sagen Sie: „„daß Christus **Ihr** Bräutigam sei,““ damit sie erzittere. — Seien Sie frohen Muthes, lieben Sie **Gott** von Herzen, ergeben Sie sich ohne Widerrede in seine heiligen Hände und bewirken Sie so, daß der Teufel sich krümme und zu Grunde gehe! —

Ihr unwürdigster Knecht und Bruder in Jesu Christo, Gerhard Majella, aus der Congregation des allerheiligsten Erlösers. — —

Der Zweifler.

(Erzählt von A. J. Weidenbach.)

Der heilige Anno, Erzbischof von Köln, hatte die feste Raubburg des ob seiner vielen Verbrechen im Wahnsinne gestorbenen Pfalzgrafen Heinrich, die auf dem Siegberge gelegen, in ein Kloster umgewandelt, welches er mit Benediktiner-Mönchen aus dem Kloster Fructuaria bei Turin besetzte.

Zum ersten Abte bestellte er seinen Freund, den heiligen Erpho. Dieser war ein überaus frommer Mann, dem Niemand gleich kam in der Strenge des Lebenswandels, ein hohes Muster für alle seine Brüder. Ihn kümmerte nicht die Außenwelt, fremd blieb er all' ihrem Treiben, und nur in Betrachtungen Gottes gefiel sich seine Seele, die kein anderes Entzücken, keine andere Wonne kannte.

Als er aber einmal den vierten Vers des neunundachtzigsten Psalms betete: „Tausend Jahre sind vor deinen Augen wie der gestrige Tag, der vergangen, und wie eine Wache in der Nacht!“ — da wurde es ihm plötzlich wie Nacht vor den Augen, die sonst so gläubig, so demüthig geschaut hatten, wo die Geheimnisse Gottes menschliches Erfassen nicht gestatten. Er konnte die Stelle nicht verstehen, ja sogar Zweifel nicht unterdrücken, die sich hier ihm aufdrängten; denn auch die Gemüther der Frommen sind von solchen Versuchungen nicht befreit. — Fort und fort sann er über den Sinn des Schrifttextes nach; aber je mehr er dachte, je mehr sein ganzes Gemüth davon ergriffen wurde und eine gewisse Unruhe sich seiner bemächtigte, desto mehr drängten sich ihm die Zweifel auf.

Seinen Gedanken besser nachzuhängen, ging er nach Tische in den Klostergarten und kam, vertieft in seine Betrachtung, in den Wald, der sich längs der Sieg hinzog.

Und allplötzlich vernimmt er hier den Gesang eines Vögleins, der war schöner als der Schlag einer Nachtigall, als das Trillern einer Lerche; nie hatte er so liebliche Töne vernommen, und auch der Vogel selbst, der von Zweig zu Zweig hüpfte, war schöner, als er je einen gesehen; sein Gefieder war herrlicher, als die Farben des Regenbogens, und es schien, als hätte aller Glanz der Welt sich hier vereinigt. — Staunend betrachtete und horchte er, Alles um ihn her war wie in himmlischer Ruhe und schien mit ihm dem herrlichen Gesange zu lauschen; die Eidechsen mit ihren klugen Aeugelein schauten nach dem Vogel, die Käfer hörten auf zu summen, die Grillen zu zirpen, selbst die Blätter der Bäume regten sich nicht, und alle andern Vögelein waren verstummt. Erpho's Brust schwoll voll Entzücken, ihm wurde so wundersam dabei zu Muthe, und es däuchte ihm, als sei er der Erde entrückt und befände sich in den Auen des himmlischen Paradieses.

Da verschwand plötzlich das Vögelein, und Erpho, der wie aus einem Traum erwachte, lenkte rasch seinen Schritt in das Kloster zurück, das er vor etwa einer Viertelstunde verlassen zu haben glaubte, und wo eben das Glöcklein zur Vesper rief.

Doch wie er sich dem Kloster näherte, schien ihm Alles verändert zu sein; der Garten däuchte ihm nicht mehr derselbe, das Kloster selbst ein anderes, viel größeres; die Leute, die ihm begegneten, waren ihm unbekannt und trugen eine andere Kleidung; sie staunten mit Verwunderung ihn an, ja ihm schien es sogar, als redeten sie nicht mehr dieselbe Sprache.

So kam er zu der Klosterpforte und schellte. — Hatte er die äußere Veränderung nicht begreifen können, obschon er doch nur so kurze Zeit entfernt gewesen zu sein glaubte, so war sein Staunen jetzt um so größer, als — ein ihm ganz unbekannter Mönch die Thür öffnete und ihn wie einen Fremden mit Verwunderung anblickte.

„Was ist seit meiner Abwesenheit vorgegangen?" fragte er erstaunt den Bruder, der über seine Frage den Kopf schüttelte und es nicht begreifen konnte, daß der Fremdling behauptete: „er sei ja der Abt des Klosters!"

Der Mönch, der schon fünfzig Jahre das Amt des Pförtners verwaltete, und behauptete, das Kloster in keinem andern Zustande gesehen zu haben, führte den Fremden in den Convent, worin er in-

deß Niemanden erkannte, wie denn auch er von Niemanden erkannt wurde. Man fragte hin und her, er die Brüder und die Brüder ihn, aber das Räthsel will sich nicht lösen, und doch wagt es Keiner, ihn der Lüge zu beschuldigen, denn Lichtstrahlen schienen um das Haupt des ehrwürdigen Greises zu glänzen, dessen verklärtes Antlitz sie Alle in scheuer Entfernung hielt. — Endlich erinnerte sich ein sehr alter Conventuale, einmal gehört zu haben: daß vor dreihundert Jahren der erste Abt des Klosters — Erpho — kurz vor der Vesper plötzlich verschwunden sei und man nie gehört habe, wohin er gekommen.

Man schlug in den Annalen des Klosters nach, fand die Aussage des Mönchs bestätigt, und es wurde nun Allen klar: daß der Greis kein Anderer sein könne, als der Abt Erpho, der dreihundert Jahre lang von Gott auf eine wunderbare, ihm selbst unbewußte Weise erhalten worden sei.

Und als nun Erpho von seinem Zweifel an der Stelle der heiligen Schrift und dem Wundervögelein erzählte, da fielen Alle auf ihre Kniee nieder und priesen die Allmacht und Weisheit Gottes, der durch dieses Wunder die Geheimnisse der heiligen Schrift verherrlicht habe.

Abt Erpho aber schritt zur Kirche, legte eine reumüthige Beicht ab, empfing unter heißesten Andachtsthränen die heilige Communion, sang frohlockend das Lob des Herrn, und gab, während er die Hände zum Beten hoch erhoben, seinen Geist auf.

Das geschah, wie die Jahrbücher des Klosters berichten, am Feste der Himmelfahrt Jesu Christi des Jahres 1367, nachdem der heilige Erpho dreihundert Jahre früher, an dem nämlichen Tage des Jahres 1067, verschwunden gewesen war. —

Der geistliche Führer einer Heiligen.

(Aus: Lebensgeschichte der heiligen Coletta von P. Sellier.)

In der Diözese Annecy in Savoyen lebte in einem Franziskaner-Kloster von der strengen Observanz Pater Heinrich de la Balme, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit.

Gehorsam dem Rufe des Himmels, war er im Jahre 1406 von Avignon nach Corbie gekommen, um der heiligen Coletta, der Reformatorin des Franziskaner-Ordens, als geistlicher Führer und Helfer zu dienen. Mit ihr hatte er, berufs ihrer Pflicht-Reisen, den

Weg nach Nizza gemacht; mit ihr die Demüthigungen und Verfolgungen ertragen, welche sie in ihrem Vaterlande gefunden, und welche von den der Reform abgeneigten Franziskanern verursacht wurden. Keine Prüfung war im Stande, den Eifer zu vermindern, der ihn beseelte, wenn es sich darum handelte, irgend etwas zur Erneuerung des seraphischen Ordens beizutragen. Die Reisen mit all' ihren Beschwerden, Gefahren, Leiden und Entbehrungen jeglicher Art: nichts vermochte ihn zurückzuhalten; mit Einem Worte — er war der sichtbare Engel der heiligen Aebtissin.

Beständiger Zeuge fast aller der bewunderungswürdigen Werke, welche die heilige Coletta verrichtete, und beständiger Zeuge der christlichen Vollkommenheit, welche in all' ihren Handlungen sich offenbarte: hatte Pater Heinrich in stillster Stille eine sehr ausführliche Denkschrift über Dasjenige verfaßt, was er mit seinen Augen gesehen und was ihm als merkwürdig erschienen war. Man weiß nicht, wie es geschehen, daß Coletta von dieser Arbeit Kenntniß erhielt, und ihn nach deren Inhalte frug. Pater Heinrich wünschte zwar diese Schrift zu seiner und Anderer Erbauung aufzubewahren; doch mußte er die Thatsache eingestehen. Coletta bat ihn, ihr diese Schrift einzuhändigen; und kaum hatte sie dieselbe empfangen, als sie dieselbe, noch ohne ein Wort darin gelesen zu haben, den Flammen übergab. In seiner Demuth beharrend, bedauerte er nur den Verlust so kostbarer Urkunden, worin gewißlich die geistlichen Töchter Coletta's gar vielfache Erbauung hätten finden müssen.

Dagegen sammelte man eine gewisse Anzahl von Ermahnungs-Reden, die Pater Heinrich an die Ordensschwestern gehalten, woraus hier einige Auszüge folgen müssen. — Er sprach unter Anderem:

„Zur Ehre und Liebe Gottes und zu Jesu, seinem Eingebornen Sohne, vermeidet alle Sünden, Beleidigungen und bösen Beispiele; dies wird den Frieden, die Heiterkeit, die Andacht und Eintracht unter den Profeß-Schwestern und Novizen erhalten und bewahren. Ein Hauptmittel ist, die kostbare Zeit heiligmäßig zwischen dem Dienste Gottes und den Arbeiten der Genossenschaft je nach der Vorschrift der heiligen Regel zu verwenden; wenn Zeit und Ort das Sprechen gestatten, so rede man nur, was als nöthig, nützlich und erbaulich sich erweist; man unterhalte sich hauptsächlich von Gott, von seiner Huld und seinen Segnungen, von den Heiligen und deren Tugenden, von der Ordens-Regel und ihren Vorschriften, und von dem Heile unserer Seelen — und dies Alles auf bescheidene Art, mit Demuth, Liebe, Frömmigkeit und Nachsicht: damit die Zuhörer erbaut und

jegliches müßige und nutzlose Gespräch für alle Zeit verbannt, und von der Genossenschaft ausgeschieden bleibe; denn der heilige Paulus bezeugt's, daß schlechte Reden gute Sitten verderben. Durch solches Geschwätz geht Gottes kostbare Zeit auf eine gefährliche Art verloren: die Gewissen werden verletzt, die Andacht erkaltet, der Gottesdienst verliert an Ehrfurcht und Erbauung, die Beichten sind ohne Frucht und eitel, und der Unwille, die Zwietracht, die Spaltung und die Verleumdung machen die Ordens-Regel unfruchtbar; die heilige Ordens-Regel aber befiehlt uns, daß sie beobachtet werde, und daß diese gottverfluchten Sünden von Allen gehaßt, verworfen, verfolgt und ausgestoßen seien — als Todfeinde der heiligen Liebe; denn sie stammen aus der Wurzel des Neides, der ja der Todfeind des Heiles ist; deßhalb sei diese giftige Wurzel für alle Zeit aus dem Kloster verbannt, und sie komme vor Gott und den Engeln nie mehr in unsern Häusern zum Vorschein.

Bruder Heinrich de la Balme, obzwar der größte Sünder, so wünscht er doch von ganzem Herzen in der Liebe Gottes Euer Heil: damit die Unschuld und Reinheit in euern Herzen ruhig gesichert, und der wahre Friede und die Eintracht in der Genossenschaft bewahrt werde. — Wenn eine Schwester in Abwesenheit einer andern Schwester, gleichviel — ob Vorgesetzte oder Untergebene — murret, so soll diejenige, welche das Murren hört, sie alsbald aus Liebe verweisen; dann aber soll die Schuldige demüthig der Aebtissin beim Mittag- oder Abend-Brode in Gegenwart der ganzen Genossenschaft ihre Schuld demüthig bekennen, um die Buße zu empfangen und sich zu bessern."

So etwa lauteten seine vom Geiste Gottes eingegebenen Ermahnungen, die viele Heilsfrüchte hervorbrachten.

Nach manchem Jahr treuen Wirkens, mit welchem Pater Heinrich de la Balme der heiligen Coletta mit Rath und That zur Seite stand, bereitete Gott ihr ein schmerzliches Opfer durch den Tod dieses ihres geistlichen Führers. — Er war seit mehreren Monaten in einen Zustand von Schwäche gefallen, die übrigens seinen Eifer nicht minderte, den der heilige Geist in seinem Herzen angezündet, und welchen er durch ein Leben von Abtödtungen und Gebeten unterhalten hatte. Daher, obgleich durch sein Leiden geschwächt, konnte er sich doch nicht dazu verstehen, sich irgend eine Erleichterung zu verschaffen; und erst, nachdem er sich vollkommen erschöpft fühlte, nahm er die Pflege an, welche ihm seine Brüder seit langer Zeit in heiliger Sorgfalt, jedoch fruchtlos, angeboten hatten. Bis dahin unterließ er nicht, jede klösterliche Regel zu beobachten, und mit der

kleinen Genossenschaft zu Besançon dem Gottesdienst anzuwohnen. Auch unterließ er bei dieser seiner Hinfälligkeit nicht, jeden Tag das hochheilige Meßopfer in der St. Anna-Kapelle in Gegenwart der heiligen Aebtissin zu feiern, welche von ihrer kleinen Betzelle aus sich an demselben betheiligte und die heilige Communion empfing. Er verschaffte ihr diesen Trost, bis er nach völliger Erschöpfung der leiblichen Kräfte das Krankenzimmer nicht mehr verlassen konnte.

Coletta hätte gern ein so kostbares Leben noch verlängert gesehen, und mehr als ein Mal hatte sie ihn durch ihre Gebete gewisser Maßen den Armen des Todes entrissen. Jetzt aber fühlte sie, daß der Lebenslauf dieses treuen Dieners Gottes zu Ende wäre, und daß derselbe — nach dem Willen des Allerhöchsten — den Lohn für seine Arbeiten empfangen solle. Sie unterwarf sich diesem Rathschlusse des Herrn, und sobald sie erkannte, daß der Kranke sich den Pforten der Ewigkeit nahe, ließ sie ihn in die Kapelle der heiligen Anna bringen, damit sie und alle ihre geistlichen Töchter ihm bei diesem letzten Schritte mit ihren Gebeten zur Seite stehen konnten. So empfing Pater Heinrich die heiligen Sterbsakramente und allen Beistand der Kirche an den Stufen desselben Altars, wo er so oft das anbetungswürdige Opfer celebrirt hatte; er empfing dieselben in der Gegenwart aller seiner Brüder, der heiligen Coletta und all' ihrer Töchter. Die Einen wie die Andern vereinigten ihre Seufzer mit ihren frommen Gebeten für den heiligen Sterbenden. In einem Alter von ungefähr dreiundsiebenzig Jahren übergab er am 23. Februar 1430 seine Seele in die Hände seines Schöpfers.

Die heilige Coletta ließ ihn im Innern des Klosters, und zwar an der nächst der Kirche besuchtesten Stätte im Kapitelsaale beerdigen; damit der Anblick dieses Grabes allen Schwestern die heiligen Ermahnungen, welche sie aus dem Munde dieses Dieners Gottes empfingen, und alle die Heils-Dienste in's Gedächtniß zurückrufe, welche er der Reform des Franziskaner-Ordens seit vierunddreißig Jahren geleistet hatte.

Pater Heinrich de la Balme wurde in hohem Grade von allen Minder-Brüdern und allen Clarisinnen betrauert; aber von Niemanden mehr, als von der heiligen Aebtessin Coletta.

Die Leitung eines frommen Landmädchens.

(Aus: Leben des P. Balthasar Alvarez von P. Ludwig de Ponte.)

1. Maria Diaz war ein Landmädchen aus der Umgegend von Avila in Spanien. Sie ließ schon in ihrer Kindheit aus ihren Tugenden die hohe Heiligkeit errathen, zu welcher sie sich in der Folge emporschwingen sollte.

Nachdem sie vierzig Jahre im jungfräulichen Stande im Schoos ihrer Familie verlebt und beide Eltern durch den Tod verloren hatte, führte sie das Verlangen, Gott vollkommener zu dienen, nach Avila. — An ihrem neuen Wohnorte begann sie damit, ihr Erbtheil unter die Dürftigen zu vertheilen. Sie hatte schon früher das Gelübde der Keuschheit abgelegt und fügte jetzt auch noch die Gelübde der Armuth und des Gehorsams gegen ihren Beichtvater hinzu; da jedoch dieser das letzte Gelübde ihr nicht gestattete, so ersetzte sie dasselbe, so weit es ihr möglich war, dadurch, daß sie vollständig Gott dem Herrn ihren eigenen Willen aufopferte. — Um in ungestörter Sammlung leben zu können, erhielt sie von dem Bischof die Erlaubniß, ein an die Kirche des heiligen Millanus stoßendes und dazu gehöriges Stübchen zu bewohnen, von welchem aus sie den Tabernakel sehen konnte. Dies gereichte ihr zu unaussprechlichem Troste, indem sie ja die innigste Verehrung gegen das hochheilige Sakrament des Altars hegte. Als sie sich in diesem einsamen Gemache eingerichtet, verließ sie dasselbe nicht mehr, als nur, um in der Kirche der Jesuiten zu beichten und die heilige Communion zu empfangen. Diese Abgeschiedenheit von der Welt und die beständige Gegenwart des allerheiligsten Sakraments, welches sie „ihren Nachbarn" nannte, bewirkten, daß sie im geistlichen Leben bedeutende Fortschritte machte. Sie erhielt in so hohem Grade die Gabe des innerlichen Gebets, daß sie durch Gründlichkeit und Genauigkeit, womit sie von den hehren Geheimnissen des Glaubens sprach, die ausgezeichnetsten Gottesgelehrten in Erstaunen setzte.

Als indessen der Geistesmann, Pater Balthasar Alvarez aus der Gesellschaft Jesu, nach Avila gekommen war, führte die göttliche Vorsehung ihm diese Seele zu, und er übernahm um so bereitwilliger ihre Leitung, als er einsah, daß Maria Diaz ganz außerordentlich von Gott begünstigt sei. — Er suchte anfänglich ihre Fehler und Unvollkommenheiten zu erkennen, um dahin zu wirken, daß sie dieselben ablegte; dann bot er Alles auf, um sie in der Demuth, in dem Gehorsam, in der Ergebung und Geduld möglichst zu befestigen,

und benutzte jeden Anlaß, sie abzutödten. — Ließ sie ihn in den Beichtstuhl fordern, dann ließ er sie wohl ganze Stunden auf ihn warten, oder befahl ihr, zuletzt zu beichten, auch wenn sie schon weit früher da gewesen war, als die übrigen Beichtkinder. Statt ihr sanft auf ihre Fragen zu antworten, beschied er sie zuweilen auf eine ganz trockene und rauhe Weise. Manchmal hieß er sie, und zwar nach vorausgegangenem langen Harren, ohne ihre Beicht vernommen zu haben, geradezu fortgehen. — Von den drei heiligen Communionen, die er ihr für jede Woche bewilligt, untersagte er ihr bald eine, bald zwei, ohne ihr dafür einen Grund anzugeben. Dieses Verfahren, das gewissen empfindlichen Personen bei'm ersten Anblicke mißfallen könnte, war gleichwohl sehr weise; denn — damit eine Seele für Gott lebe, muß sie sich selbst absterben; damit sie aber sich selbst absterbe, ist es nöthig, sie abzutödten. Für die gewöhnlichen Abtödtungen aber sind wahrhaft fromme Seelen bereits gänzlich abgestumpft, unempfindlich, indem sie von allen Dingen dieser Welt sich losgesagt haben, und ihre Freuden und Tröstungen geistiger Natur sind. Darin muß man sie also auf die Probe stellen, auf daß ihre Unterwerfung gegen den göttlichen Willen unbedingt vollständig werde und sie nur ihm allein sich hingeben.

Er hatte ihr auch befohlen, so oft er selbst ihre Beicht nicht hören könne, zu andern Beichtvätern zu gehen, damit sie ja auf die Gnade der heiligen Communion nicht zu verzichten brauchte. — Eines Tages jedoch änderte er seinen Sinn, suchte Maria in der Kirche auf und sagte ihr: „er wolle ihre Beicht hören, bevor sie zum Tische des Herrn gehe." — Da der andere Tag einer ihrer Communiontage war, so stand sie schon zeitig an seinem Beichtstuhle und ließ ihm melden: „„daß sie ihn erwarte."" Allein er kam nicht, bis man ihn endlich benachrichtigte: „„er werde von noch vier andern Beichtkindern erwartet."" Dann befahl er ihr, die übrigen vorgehen zu lassen; da aber nach und nach immer neue ankamen und vor ihr in den Beichtstuhl gerufen wurden, so schlug bereits die Mittagsstunde, bis diese ihr Sündenbekenntniß abgelegt, und die arme Jungfrau mußte sich auf den folgenden Tag vertrösten. Des andern Tages aber wußte es der Pater so einzurichten, daß sie nicht glücklicher war, und so ging es fort, bis sie zwanzig Tage lang nicht gebeichtet und communicirt hatte. — Diese Entsagung entzog ihr ohne Zweifel viele Gnaden; dieser Verlust wurde jedoch um so reichlicher durch ihr inniges Verlangen, durch ihre sorgfältige Vorbereitung und ganz besonders durch eine so anhaltende, wahrhaft heroische Uebung der Selbstüber-

windung ersetzt, und machte sie würdig, in der Folge öfters und mit größerem geistigen Gewinne die heiligen Sakramente zu empfangen. — Vielleicht errieth nicht einmal die gottselige Jungfrau die gute Absicht des Paters; sie fügte sich indeß ohne Murren und Widerrede in diesen ihr so sehr bittern Aufschub des Empfanges der heiligen Sakramente.

Eines Tages folgte sie dem seltsamen Einfall, auf einem Stocke gestützt zur Kirche zu gehen, gleich als hätte sie sich einen Anstrich von Wichtigkeit und Ansehen geben wollen. — Als der Pater sie gewahrte, ging er gerades Weges auf sie zu und fragte sie: „was dies bedeuten solle?" und fügte den Vorwurf hinzu: „Sie wollen sich ohne Zweifel bei Allen, welche sie sehen, wichtig machen, und bei ihnen für eine vornehme Dame gelten? Wirklich, ihr Stolz kennt keine Grenzen mehr! — Fort mit Ihrem Scepter und bringen Sie ihn auf die Straße; und dann kommen Sie mit der Einfachheit und Bescheidenheit wieder, die sich für eine arme Person, wie Sie eine sind, geziemen!" — Maria gehorchte augenblicklich und kehrte dann zu dem Pater zurück; dieser jedoch verweigerte ihr zur Buße für ihre Leichtfertigkeit den Gottgenuß der heiligen Communion. Allein sie verdemüthigte sich so tief und hielt so inständig um Verzeihung an, daß er sich bewegen ließ und ihr endlich den Gang zum Tische des Herrn erlaubte.

Zu dieser Zeit begann der böse Geist sie zu verfolgen. Als eines Tages seine Angriffe heftiger und schrecklicher wurden, gerieth sie in eine solche Angst, daß sie ein kleines Kind zu sich in ihre Kammer nahm, um sich des Nachts durch dessen Gegenwart zu beruhigen und auch zu ermuthigen. — Sobald der Pater diese That und deren Ursache vernahm, machte er ihr über ihre Angst, die er „Feigheit" nannte, schneidende Vorwürfe. „Wie," sagte er, „in Ihrem Alter sind Sie noch so furchtsam? Trotz Allem, was der Herr für Sie gethan, schämen Sie sich nicht, es an dem schuldigen Vertrauen fehlen zu lassen!" — Auf diese Mahnung nahm Maria ungesäumt das Bett, worin das Kind geschlafen, und brachte es seiner Mutter wieder. — Man muß gestehen: dieser Vorwurf war gerecht; denn Seelen von solcher Tugend dürfen keine so große Furcht vor dem bösen Feinde haben, da sie wohl wissen, daß er ihnen ohne Gottes Zulassung nicht zu schaden vermag. Sie dürfen gleichfalls ihr Vertrauen auch nicht auf Geschöpfe setzen, sondern einzig und allein auf den allmächtigen und allgütigen Gott, unter dessen Schutze sie sicher sind.

Pater Alvarez hatte in Erfahrung gebracht, daß Maria von Zeit zu Zeit ausging, um in der Stadt einige Damen zu besuchen. Er sagte ihr deßhalb: „statt so ihre Zeit zu verschwenden, sollte sie dieselbe lieber dazu benutzen, sich mit Gott zu beschäftigen!“ — Diese Zurechtweisung genügte, daß sie sich entschloß, ihr Stübchen nicht mehr zu verlassen. — Den Damen jedoch, welche nun auf ihren Besuch verzichten mußten, mißfiel diese Veränderung. Da sie leicht die Ursache gefunden, so gingen sie zu ihr, um sich gegen ihren Beichtvater bitter zu beklagen! Maria konnte den Grund ihres Zurückgezogenseins nicht mehr länger verschweigen, und, um den wohlmeinenden Pater doch möglichst zu rechtfertigen, antwortete sie in der Einfalt ihres Herzens: „„er habe ihr mehr die Sammlung ihres Amtes anempfohlen, als eigentlich die Besuche untersagt.““ Sie beharrte übrigens bei seinem Rathe und unterließ in der Folge die Besuche. — Je strenger indeß der Pater sie abtödtete, desto mehr hochschätzte und liebte sie ihn; denn sie erkannte klar und deutlich, wie segensvoll für ihr Seelenheil seine Behandlung war.

Aber auch zu der Zeit, während welcher Pater Alvarez von Avila entfernt lebte, richtete Maria sich gewissenhaft nach seinen Vorschriften. — „„Wie glücklich bin ich doch,““ sagte sie oft, „„einen solchen Führer gefunden zu haben! Welche Weisheit und welche Heiligkeit erblicke ich in ihm! Ach, in dem Himmel werden wir uns fern stehen! Wo kann Gott mir anders einen Platz anweisen, als zunächst bei der Pforte des Himmels, bei den Kindern, welche gleich nach dem Empfang der heiligen Taufe sterben? Mit dem gottseligen Pater Alvarez wird es sich dagegen ganz anders verhalten: seine Heiligkeit wird ihm in der Gemeinschaft der Seligen einen erhabenen Rang anweisen!““ — Sie spielte dann auf seine Gewohnheit an, sie stets zu demüthigen, und setzte lächelnd hinzu: „„Ich sehe es voraus, wenn der ehrwürdige Pater an mir vorüberkommt und mich zu unterst in dem Himmel erschaut, wird er nach seiner Gewohnheit gewiß nicht verfehlen, mir zu sagen: „So bleibe denn hier, nachlässige und träge Seele, weil du dich nicht höher hast erheben wollen!“

Von ihrer eigenen Demuth niedergehalten, verkannte Maria gänzlich die hohe Meinung, welche der Pater von ihr hegte. Obgleich er sie bei jedem Anlasse erniedrigte und abtödtete, so sah er sie doch als eine sehr heilige Seele an und nahm keinen Anstand, ihr die tägliche Communion zu gestatten.

Daß Maria Diaz auch nicht weniger im Wohlgefallen Gottes sich befand, lassen die außerordentlichen Gnaden schließen, deren sie gewürdigt wurde.

Wenn sie von ihrem Stübchen aus dem hochheiligen Meßopfer anwohnte, sah sie oft in der consecrirten Hostie ein Kind von ganz besonderer Schönheit und in dem Kelche das heilige Blut purpurroth, und einen zarten Dampf daraus emporsteigen, der bewies, daß es lebenswarm war. Und wenn der Priester die heilige Hostie theilte, erblickte sie nichtsdestoweniger in jedem Theile vollständig das ganze Kindlein.

Wo nun hätte diese ungelehrte Jungfrau die Begriffe einer so erhabenen Theologie erlernt, wenn die Erscheinungen, welche sie hatte, nicht wirklich göttlich gewesen wären? —

2. Hier scheint es auch am Orte zu sein, eine Unterweisung vom Leiden, welche die gottselige Jungfrau Maria Diaz ehedessen gegeben, mitzutheilen; sie ist ja ganz geeignet, den sinnigen Leser zu erbauen.

Als ich mich noch im Noviziate der Jesuiten befand, ermunterte uns eines Tages Pater Balthasar Alvarez zu der — Liebe zum Leiden und offenbarte uns bei dieser Gelegenheit eine Unterredung, die er mit Maria über diesen Gegenstand gepflogen. Es handelt sich darin — um **fünf Arten von Leiden,** welche unverschuldet und eben darum höchst verdienstvoll und segensreich sind, wenn man sie mit Ergebung in den heiligen Willen Gottes zu ertragen weiß.

Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so hatte Maria dem Pater dieselben in der folgenden Weise dargestellt:

Die erste Art. — Hitze und Kälte, Dürre und Nässe, Stürme, Ungewitter, Winde, Erdbeben und andere ähnliche Vorkommnisse, welche Denen, die den Willen Gottes lieben, Freude verursachen.

Bei dieser Veranlassung erzählte uns der Pater, daß Maria Diaz während eines sehr strengen Winters fast ohne Bedeckung in ihrer eisigen Kammer so viel auszustehen hatte, daß sie sich nicht enthalten konnte, vor dem allerheiligsten Sakramente in Klagen auszubrechen. „Wie," antwortete ihr der göttliche Heiland, „**ich** bin es ja, der dieses thut, und **du** willst darüber wehklagen!"

Und der Pater fügte bei: Dadurch deutete ihr der Herr offenbar an, daß diese Uebel von Gottes Hand herkommen, und wir sie also auch ohne Klagen erdulden sollen, wie der Prophet sagt: „„Ich bin

verstummt, und that meinen Mund nicht auf; denn du, o Herr, hast's gethan!"" Psl. 38, 10.

Die zweite Art. — Körperliches Mißbehagen, es rühre her, woher es immer wolle, sei es von Ueberfluß an Säften, wie bei Krankheiten, Schmerzen, Trübsinn, Traurigkeit, Ueberdruß, Ekel; sei es von Bedürfnissen, denen Alle gleichmäßig unterworfen sind, wie Hunger, Durst, Schlaflosigkeit, Erschöpfung, die Entbehrungen der Armuth und tausend andere Unfälle. „Alle diese Unbequemlichkeiten," sagte sie, „muß man mit Geduld ertragen, weil sie uns von der göttlichen Vorsehung zugeschickt werden, entweder zur Strafe für unsere Fehler, oder um unsere Tugend zu prüfen und zu erhöhen, oder aus andern Absichten, die wir zwar nicht kennen, die aber sehr weise sind." —

Die dritte Art. — Charaktere, die zu dem unsrigen nicht passen oder ihm entgegengesetzt sind; wie wenn wir mit Menschen zusammenleben oder umgehen müssen, welche heftig oder phlegmatisch sind, oder deren Stolz leicht gekränkt wird. In dieser Hinsicht haben die Herren von ihren Dienern und diese wieder von ihren Herren viel zu leiden. — Mit Ordensleuten, welche ein gemeinschaftliches Leben führen, verhält es sich gerade so. Es finden sich auch unter ihnen gar verschiedenartige Charaktere; allein Gott hat sie zur Prüfung seiner Auserwählten so zusammengebracht! —

Pater Alvarez bemerkte hierzu: „„es gebe keine vollkommene Tugend, wenn sie nicht in dieser Weise an dem Nächsten geprüft sei.""

Die vierte Art. — Demüthigungen und Verachtungen, denen wir ausgesetzt sind. Diese Art von Leiden ist weit schwerer als die körperlichen zu ertragen, aber gerade deßhalb in den Augen Gottes auch weit verdienstlicher. —

Die fünfte Art. — Geistige Leiden, gegen welche es oft keine Mittel giebt. Dahin gehören Trockenheit, Zerstreuungen, Verfinsterung des Geistes, die verschiedenen Arten von Versuchungen und die äußerlichen Verfolgungen von Seiten der bösen Geister. — „Alles dieses kommt," sagte sie, „von der Vorsehung her, deren Willen man sich mit Geduld unterwerfen muß." — Zu dieser Art von Leiden sind auch die Prüfungen zu zählen, denen die Beichtväter und Vorgesetzten Diejenigen, welche sie führen und leiten, unterwerfen, um sie zu prüfen oder in der Tugend zu vervollkommnen. —

Diese Unterweisungen der Maria Diaz waren eine Frucht ihrer eigenen Erfahrung; denn Gott, der ihr ein glühendes Verlangen eingeflößt, für ihn zu leiden, hatte sie auch mit diesen verschiedenen

Arten von Leiden nicht verschont. Somit war ihr Urtheil hierüber gewichtig, und darum berief sich Pater Alvarez in dieser Beziehung gerade auf sie. — Maria wohnte, auf die Bitten eines ihrer Beichtväter, sechs Jahre in dem Hause einer vornehmen Dame, woselbst sie, ohne deren Wissen, eine grausame Verfolgung erduldete. Sie war nämlich den Dienerinnen — ohne Zweifel aus Eifersucht gegen ihre Frömmigkeit — so sehr verhaßt, daß dieselben sie mit Beschimpfungen, Verhöhnungen und beleidigenden Reden überhäuften, sie sogar mißhandelten und ihre Grausamkeit so weit trieben, ihr selbst die nöthigen Nahrungsmittel vorzuenthalten. Es hätte ihr nur ein Wort gekostet, diese Feindseligkeiten zu beendigen; jedoch in der Ueberzeugung, diese so boshafte Mißhandlung sei der verdiente Lohn für ihre Sünden, schwieg sie lieber still.

Als Maria sich durch die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams dem Herrn aufgeopfert, wurde sie von einer solchen innern Trockenheit befallen, daß sie sich darüber oder vielmehr der göttlichen Majestät ihr Erstaunen hierüber auszusprechen wagte, indem sie zu ihm aufseufzte: „Ach mein Gott, gerade in dem Augenblicke, worin ich Alles, was ich besaß und dir schenken konnte, vollkommen hingab, behandelst du mich auf eine solche Weise! Ist es wirklich so dein heiliges Wohlgefallen?“ — Allein statt sie zu trösten, erlaubte Gott vielmehr dem bösen Feinde sie schrecklich zu quälen; ja er fügte sogar noch Krankheiten hinzu, die von heftigen Schmerzen begleitet waren. Es erwies sich aber jetzt, daß ihre Klagen, von denen wir eben gehört, nicht ernst gemeint sein konnten; denn weit entfernt, daß ihr diese neuen Prüfungen zu beschwerlich bedünkten, genügten dieselben nicht einmal, ihren Durst nach Leiden zu stillen. —

Als Maria das achtzigste Lebensjahr erreicht hatte, flehte sie zu Gott: „er möge ihr doch das Leben verlängern, damit sie Zeit gewänne, noch mehr auszustehen!“ — Als nun die heilige Theresia von Jesu eines Tages zu ihr sagte, mit welcher heißen Sehnsucht sie sich nach dem Himmel sehne, erwiederte sie: „Und ich wünsche noch so weit als möglich davon entfernt zu sein; denn hier in der Verbannung kann ich doch — für Gott noch etwas thun, wenn ich zu seiner Ehre arbeite und leide; im Himmel aber kann ich ihm nichts mehr aufopfern. Gewiß ist es gar süß, sich zu freuen, aber dies steht uns ja für die ganze Ewigkeit noch bevor!“

Diese Wünsche, welche so weit auseinander gingen, beruhten zwar auf festen Grundlagen; allein der Wunsch der Maria Diaz war doch bei weitem vollkommener, weil er der Gnade mehr einräumte,

welche allein die Liebe zu dem Kreuze einflößen und die Seele aufrichten kann, daß sie unter der Last desselben nicht erliegt! —

Diese gottselige Jungfrau verschied endlich — reich an Leiden und Verdiensten — zu Avila und hinterließ Allen, welche sie gekannt hatten, das rührendste Beispiel der Geduld, um ihrer übrigen Tugenden nicht zu gedenken! —

Großartige Beredtsamkeit.

(Nach: Daheim, ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen, Jahrgang 1866.)

Max Reichard erzählt:

«Kyrieleis, Kyrieleis!» — so tönen die letzten Klänge des Klageliedes aus dem Chor durch die hohen Hallen des Münsters zu Straßburg; die Orgel zittert in wehmüthigen Klängen nach: — wir stehen hinter einer Säule bei'm Portal der weltberühmten Uhr, und unser Auge schweift über die ungeheure Versammlung, die das Schiff der Kirche füllt.

Da öffnete sich die Thüre, und dicht an uns vorbei, vom „Schweizer" geführt, der mit seinem Stab Raum schaffen muß, schreiten drei Priester der Kanzel zu. Der in der Mitte ist es, auf welchen Aller Augen sich richten; abgemagert ist sein Angesicht, sein Haupt kahl, bis auf die schmale Krone von Haaren, die es bekränzt, aber aus dem Auge sprüht ein himmlisch Feuer von Ernst und Liebe, und wie ein König im Reiche des Geistes zieht er durch die Schaaren, die seines Wortes harren! — Und nun erhebt sich seine Gestalt auf der Kanzel, da einst Geiler von Kaisersberg gestanden. Gewiß waren die Zuhörer nicht dichter versammelt, die zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts den berühmten Gottesgelehrten hören wollten, als die Christen aller Namen, die jetzt im April 1846 sich im Straßburger Münster zusammengefunden, um den größten Redner des katholischen Frankreichs zu bewundern, den Dominikaner-Mönch, Pater Lacordaire.

Nun verstummte auch die Orgel, und während der Prediger auf der Kanzel zu seinem stillen Gebet niederkniet, ertönt wunderbar ergreifend ein «Ave Maria» im Chor, bis auch das verklingt, und in die feierlichste Stille hinein eine durchdringende Silberstimme ein

«Messieurs!» ruft, mit welcher Anrede, für unsre Ohren ziemlich befremdend, die Rede beginnt.

Sie handelte von der Gottheit Christi, die aus der heiligen Schrift und der Geschichte bewiesen werden sollte, und bildete den Anfang einer Reihe von Vorträgen, in welchen die Hauptlehren des Christenthums besprochen wurden, und die jedesmal, längst vor dem Beginne des Gottesdienstes, tausende von Katholiken und Protestanten in dem Schiffe der so herrlichen Münsterkirche versammelten.

Wer war der Mann, der so mächtig sprach, und der es verstand, die Männer namentlich unter die Gewalt seines Wortes zu bannen, also daß sie den größten Theil seiner Zuhörerschaft bildeten? — Wer war Derjenige, der es wagte, unter einer Regierung, wie die Ludwig Philipp's, das Ordensgewand in Frankreich öffentlich zu tragen, demselben den Weg auf alle Kanzeln zu bahnen, ja zwei Jahre später, unter der Republik Frankreichs, in der National-Versammlung zu Paris aufzutreten?

Das möchten wir nach den Lebensbildern, die da treue Freunde nach seinem Tode veröffentlicht, jetzt erzählen, indem wir so die Geschichte dieses einzigartigen Mannes als Commentar zu dem unauslöschlichen Eindruck fügen, den sein damaliges Erscheinen auf der Kanzel im Straßburger Münster auf unser jugendliches Gemüth gemacht hat.

„Wir hatten einen König, wir haben ihn verloren!" rief in ihrem albigenser Dialekt ein Weib aus der Mitte der Tausende, die — vor fünf Jahren — dem größten Redner der katholischen Kirche unsers Jahrhunderts das letzte Geleit gaben.

In ihm hat in der That die katholische Kirche einen Helden verloren, wie sie einen zweiten nicht leicht finden wird; der dazu geeignet war, wie Wenige, den Riesenkampf zwischen Welt und Kirche durchzukämpfen und das gegenwärtige Geschlecht mit der ewigen Wahrheit des Christenthums zu versöhnen.

1. Heinrich Lacordaire wurde am 12. Mai des Jahres 1802 in Recy, einem Dorfe unweit Chatillon an der Seine, geboren. Sein Vater lebte als Arzt zu Dijon. — Er verlor früh den Vater, und die Mutter zog nach Dijon, um den Kindern eine gute Erziehung geben zu können. Sie war eine gottesfürchtige Frau, die in die Herzen der Ihrigen eine warme Frömmigkeit zu pflanzen suchte, was ihr freilich bei ihrem Sohne Heinrich nicht im Mindesten zu gelingen schien. Das Lyceum raubte ihm durch den Spott der Mitschüler und den Unglauben der Lehrer die kindliche Ehrfurcht vor den heiligen Dingen,

die er von daheim mitgebracht hatte. „Im zwölften Jahre", — erzählt er in einer kurzen Selbst-Biographie, die er aufgesetzt, „ging ich zum heiligen Abendmahl: es war der letzte Sonnenstrahl aus meiner Mutter Seele in die meine, der letzte Tag himmlischer Freude für mich. Bald verbreiteten sich die Schatten des Unglaubens um mich her, und von Gott erhielt ich in meinem Herzen kein Lebenszeichen mehr!"

Der junge Lyceist war anfangs nichts weniger als ein ausgezeichneter Schüler; er ging lange unter der großen Schaar der Mittelmäßigen hin, aber die Bemühungen eines edlen Lehrers, der mit großer Aufopferung in ihm den Sinn für alles Gute und Schöne zu wecken versuchte, blieben nicht fruchtlos, und in den letzten Jahren schwang er sich plötzlich auf die Höhe der besten und tüchtigsten Schüler empor. Er ergriff aus Neigung das Studium der Rechte und brachte drei Jahre seines Studentenlebens in dem Hause seiner Mutter zu.

„Eine köstliche Zeit", schreibt er, „mit all dem Zauber eines einfachen, lieblichen Familienlebens, unter dem Fittig einer Wittwe, die ihre Kinder hoffnungsvoll heranreifen sah — deren Glück aber leider! durch den einen Kummer stets umwölkt war, daß keines derselben mehr mit ihr beten und glauben wollte."

Seine Advokaten-Laufbahn begann der junge Rechtsgelehrte zu Paris. — Empfehlungen aus der Heimath hatten ihn in einen Kreis von jungen Fachgenossen eingeführt, die für die katholische Kirche und ihren König glühten, deren Eifer aber, statt den Fremdling zu bekehren, ihn mehr — als bisher — in eine politisch und religiös radicale Richtung trieb.

Er zog sich von Allem zurück und lebte arm und einsam dahin, ohne Verbindungen, oft dem Trübsinn und der Schwermuth nah', in einer Stimmung, die einen innern Unfrieden barg, ohne daß ihm die Ursache desselben klar bewußt gewesen. Was ihn allein begeisterte, war die Liebe zur Freiheit, die er für sein Vaterland herbeisehnte, und dazu ein unbestimmter Zug nach Ehre und Ruhm, ein dunkler Wunsch, in seinem Beruf zu glänzen und Großes darin zu leisten.

In dieser Lage war's, wo Gottes Hand ihn ergriff und ihn wunderbar umwandelte.

Ohne Zuthat eines Menschen, ohne das Lesen irgend welchen Buches, ward er plötzlich von der Nichtigkeit seines seitherigen Lebens so durchdrungen und von der Macht der Gnade, von der Wahrheit des Christenthums so überwältigt, daß er Alles verließ und in

das geistliche Seminarium St. Sulpice trat, um ein Priester zu werden.

Welch' Aufsehen mußte es da unter den Reihen der jungen Advokaten erregen, als Einer von ihnen den folgenden Brief erhielt:

„1. Mai 1824.

„Theurer Freund! Wenige Worte genügen, um Dasjenige auszusprechen, was ich Dir zu sagen habe, und doch möchte mein Herz lange darüber reden. — Ich verlasse die Rechte und wir werden uns im Gerichtshofe nie wieder begegnen. — Morgen früh tret' ich in's Seminar ein. — Gestern noch erfüllte vergänglicher irdischer Wahn meine Seele, obwohl der Glaube darin schon verborgen war; aber Ruhm vor der Welt bildete meinen ganzen Traum für die Zukunft! — Heute steht mein Hoffen höher; ich begehre hieniden nichts mehr, als Verborgenheit und Frieden. — Es ist gar anders mit mir geworden, und, glaube mir, ich weiß nicht, wie das geschehen! Wenn ich den seit fünf Jahren zurückgelegten Weg überdenke, den Punkt, von dem ich ausgegangen bin, die Stufenleiter, die meine Seele durchlaufen hat, und das Ende dieser langsamen, von Hindernissen besäeten Entwicklung erblicke, kann ich nur bewundern und anbeten vor Gott! — Theurer Freund! solches empfindet nur Derjenige, der, vom Irrthume zur Wahrheit bekehrt, sich aller seiner früheren Gedanken bewußt ist, deren Entwickelung und eigenthümliche Verkettung versteht und sie in den verschiedenen Stadien der Ueberzeugung miteinander vergleicht. Der Höhepunkt ist der, wo das letzte Schlaglicht in die Seele fällt, und die verschiedenen Elemente der Wahrheit, die darin liegen, zu einem gemeinsamen Centrum vereinigt. — Es ist ein solcher Unterschied zwischen dem Augenblick, der auf solchen Höhepunkt folgt, und dem, der ihm unmittelbar voranging, zwischen dem, was man vorher, und dem, was man nachher ist, daß man das Wort „Gnade" besitzt, um diesen Zauberschlag, diesen Blitz von Oben zu bezeichnen. — Mich däucht, ich sähe einen Menschen, der mit einer Binde über den Augen auf's Gerathewohl dahin geht; — man löst das Tuch ein klein wenig, er ahnt das Leuchten des Lichtes, und in dem Augenblicke, wo die Hülle fällt, steht er im Glanze des vollen Sonnenscheins." —

Im Jahre 1827 wurde Lacordaire zum Priester geweiht; ein Jahr später erhielt er von dem Erzbischofe von Quelen den Posten eines Hauskaplans in dem Frauenkloster Maria Heimsuchung zu Paris; und das Jahr 1830 traf ihn als einen der vielen Geistlichen, die, unbeachtet von der Welt, ihr Amt in der Stille versehen, ohne daß irgend etwas Besonderes ihn vor seinen Standesgenossen auszeichnen

zu sollen schien. — Da warf ihn jene Revolution, die einen Augenblick Thron und Altar in einen gemeinsamen Sturz zu verweben drohte, in das Handgemenge, und er gesellte sich zu der Schaar Derjenigen, die da „Katholicismus und die Unterrichts-Freiheit“ zum Losungswort ihres Kampfes gewählt hatten.

Das Haupt dieses Bundes war Felicité Robert de Lamennais, ein Geistlicher von seltenen Gaben und großer Macht über die Geister. Ein Blatt wurde gegründet, «L'Avenir» betitelt, das die Aufgabe lösen sollte, den Katholicismus in Frankreich zu erneuern, und ihn mit dem Geiste der Freiheit, nach dem Alle dürsteten, vollkommen zu durchdringen.

So achtungswerth und begabt aber die Männer auch sein mochten, die solches unternahmen, so ernst sie es meinten mit ihrer Liebe zu Kirche und Vaterland, — Rom durfte dieses Streben nicht dulden, das Blatt, das in seiner seltsamen Richtung eine ebenso zweideutige als für Kirche und Staat gefährliche Bahn eingeschlagen, mußte aufhören zu erscheinen, und die Herausgeber reisten nach Rom, um dem Ausspruche des Papstes ihr ganzes Vornehmen zu unterbreiten.

Hören wir indeß, wie Einer von den Dreien, Graf Montalembert, der später all-gefeierte katholische Schriftsteller und Mitglied der französischen Akademie zu Paris, den Dritten im Bunde, Lacordaire, schildert:

„Warum sollte mir's nicht vergönnt sein, ihn zu kennzeichnen, wie er mir damals im vollen Glanz und Zauber der Jugend entgegentrat? — Er war achtundzwanzig Jahre alt, als Laie gekleidet (die Aufregung in Paris litt es nicht, daß sich Priester öffentlich im Ornat zeigten); sein schlanker Wuchs, seine edlen und regelmäßigen Gesichtszüge, seine wie aus Marmor gehauene Stirn, die königliche Haltung des Hauptes, das schwarze leuchtende Auge, ein eigenthümliches Gepräge von Stolz und von Demuth zugleich, das auf seiner ganzen Erscheinung lag, das Alles war nur die Hülle einer Seele, die jeden Augenblick bereit schien, aus der Tiefe hervorzubrechen, nicht nur für die männlichen Kämpfe des öffentlichen Lebens, sondern auch in den zärtlichsten Ergüssen vertrauter Freundschaft. — Das Feuer seines Blickes barg die reichsten Schätze von Zorn und Liebe gleichzeitig; er suchte nicht nur nach Feinden, um dieselben zu bekämpfen und niederzuschmettern, sondern auch nach Herzen, die er gewinnen und erobern wollte. Seine Stimme, damals schon von markiger Gewalt, hatte oft Klänge von

unendlicher Lieblichkeit und Weichheit. Zum Kämpfen und zum Lieben geboren, entfaltete er in seiner ganzen Erscheinung bereits in hehrer Weise das königliche Doppelsiegel des Seelen- und Geistes-Lebens."

Der römische Stuhl wollte aber von den Bestrebungen dieser ganzen Schule nichts wissen. Ohne Erfolg mußten die jungen Männer abziehen.

Lamennais ging nach Frankreich zurück und ließ sein Blatt auf's Neue erscheinen; Lacordaire begab sich auf einige Zeit nach Deutschland, um in der Stille zu studiren. Da traf ihn im Jahre 1832 in München die päpstliche Encyclica, die des Lamennais und seines Anhanges Lehren auf's Entschiedenste verwarf.

Lamennais widerstand, und gerieth bald in eine Richtung, in welcher er alle Autorität wegwarf, um zwanzig Jahre später in völligem Nihilismus ein Ende mit Schrecken zu nehmen.

Lacordaire aber beugte sich unter Rom's Ausspruch; er kehrte nach Paris zurück, wo er in der furchtbaren Cholera-Zeit Gelegenheit fand, seine katholische Hingebung an Tausenden von Armen und Kranken zu bezeugen. — Der Erzbischof von Paris vertraute ihm auf's Neue sein früheres Kaplans-Amt in dem Kloster Maria Heimsuchung an, seine fromme Mutter, die ihn jedenfalls ehedessen in das Herz des göttlichen Heilandes heimgebetet, starb friedlich in seinen Armen.

Hier verfaßte er seine Schrift: „Betrachtungen über das philosophische System des Herrn von Lamennais", — worin er auch mit den dankbarsten Gefühlen für Rom sich ausspricht. Dort in der Welthauptstadt der katholischen Christenheit sei er zur wahren religiösen Einsicht und Freiheit gelangt und schloß sein tiefgefühltes Anerkenntniß mit der Apostrophe: „O Rom, dieses Buch hat Einer deiner Söhne, dem du den Frieden gegeben, nach seiner Rückkehr in's Vaterland verfaßt; er legt es hin zu deinen Füßen, als einen Beweis seines Glaubens!"

Abermals schien sein Name ganz in die Vergessenheit gerathen zu sollen; sein Ideal war jetzt, eine Dorfpfarrei in seinem Heimathlande zu erhalten und dort in der Stille die Seelen zu pflegen. Denn merkwürdiger Weise war ihm sein erster Versuch, — als Prediger aufzutreten, — völlig mißlungen, und mit tiefer Entmuthigung stieg er von der Kanzel herunter, die er mit den glänzendsten Aussichten auf Erfolg betreten hatte. Seine Freunde urtheilten, wie er selbst. „Viele Gaben hat er", sagten Diejenigen, welche ihn gehört, „allein ein Redner wird nie aus ihm werden!"

Da erging an ihn der Ruf, religöse Vorträge für die Jugend in einem der Lyceen von Paris zu halten, und dieser Ruf wurde entscheidend für seine ganze spätere Laufbahn. — Schon bei der zweiten Vorlesung war der Saal überfüllt, und eine Schaar von fünf- bis sechshundert Zuhörern besuchte, während des ganzen Winters 1833—1834, mit steigender Begeisterung seine Vorträge. Elende Verleumder brachten es dahin, daß die Vorträge im darauffolgenden Winter nicht wieder aufgenommen werden durften, aber der darin niedergelegte kostbare Keim sollte, weil von Gottes Huld behütet, nicht verloren gehen. — Eine Schaar von Jünglingen, die durch Lacordaire die erste Anregung zum Glauben empfangen hatte, stellten an den Erzbischof von Paris das Begehren: „daß er ihn mit den großen Advents-Predigten in der Metropolitan-Kirche Notre Dame betrauen möge.“ — Und zwei Jahre hinter einander hielt derselbe Priester, der sich für unfähig gehalten, je wieder eine Kanzel zu betreten, Predigten „über die Herrlichkeit der katholischen Kirche“, die von Tausenden gehört wurden und ein neues Geistesleben ganz besonders unter der studirenden Jugend weckten. — Von Predigt zu Predigt wuchs sein Ansehen und die Begeisterung der Zuhörer.

Plötzlich aber, mitten in seinem Glanz, verläßt er die Stätte seines Ruhms und schließt seine letzte Fasten-Predigt mit den Worten: „Ich lasse nun in den Händen meines Oberhirten diese Kanzel von Notre Dame, begründet für alle Zukunft, durch ihn und durch euch, durch den Hirten und durch das Volk. — Einen Augenblick hat euer beiderseitiges Wohlwollen um mein Haupt gestrahlt; erlaubet, daß ich dasselbe von mir abwende, und daß ich mich auf einige Zeit zurückziehe, um mich allein mit meiner Schwachheit vor dem Angesichte Gottes wiederzufinden!“ —

Und fünf Jahre vergehen, bevor der gefeierte Redner seine Kanzel wieder betritt.

Wo hat er die Einsamkeit gesucht, wo die Sammlung gefunden, nach welcher ihn dürstete? — **Da**, wo kein Mensch in unserer Zeit es vermuthet hätte! — Als er wiederkehrte, war sein Haupt kahl, die Gestalt abgehärmt vom Wachen, vom Fasten und Kasteien; ein weißwollenes Gewand hüllte die Glieder ein: — ein Dominikaner war Lacordaire geworden, und diesen seinen Orden in Frankreich wieder aufzurichten, war nun der Zweck alles seines Thuns, aller seiner Reden.

2. In paradiesischer Schönheit liegt nahe bei dem Städtchen Viterbo im Kirchenstaat das Dominikaner-Kloster „della Quercia.“ — Es ist von einem hohen Eichwald umgeben, und im Chore der Kirche steht ein uralter Eichenstamm, in welchem einst Hirten ein wunderthätiges Madonnabild aufgefunden haben. Um dieses Bild, das über dem Hochaltar steht, wurde die Kirche gebaut, zu welcher schaarenweise die Wallfahrer ziehen, mit ihren Weihebildern.

Im Mittag erhebt der Monte Cimino sein hehres Haupt; gen Norden liegt in reizender Lage auf einer Anhöhe die Stadt Montefiascone, im Osten begrenzen die Apeninnen den Horizont, während im Westen sich sanfte Hügelreihen bis zum Stande hinziehen; wenn die Mönche die Anhöhe ersteigen, die hinter dem Kloster liegt, sehen sie in der Ferne das Meer, welches mit seinem blauen Rahmen dies herrliche Bild umschließt.

In diesem Orte, den Lacordaire „ein wahres Paradies“ nennt, verfließt das stille Leben der Dominikaner zwischen Gärten, Zelle und Kirche; dahin flüchtete sich aus einem reich angefüllten und bewegten Wirkungskreis der junge Prediger mit zwei gleichgesinnten Freunden, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, um sich auf sein großes Vorhaben vorzubereiten, von dem er unberechenbaren Gewinn für sein Vaterland hoffte.

Den ersten Tag seines Klosterlebens beschreibt Lacordaire mit der ihm eigenen Zartheit. „Es wurde Abend. Jeder von uns betrat seine Zelle. Es war kalt; der Wind brauste und wir hatten nur leichte Kleidung und kein Feuer im Kamin; Alles war fremd. Der ganze Zauber, jede Poesie war verschwunden. Von aller Freundesliebe geschieden, waren wir allein mit unserm Gott, im Angesicht eines uns ganz unbekannten Lebens. — Vor Tagesbruch läutete es zur „Matutin“; es war noch kälter geworden; einen Augenblick überkam mich Entmuthigung. Ich dachte zurück an Alles, was ich verlassen hatte, an meine zärtlich geliebten Freunde, an mein von Gott so reich gesegnetes Leben, an die warmen Feuerherde, um welche sich so viele und ernste Gespräche drängen — o! es war ein hoher Preis, den ich bezahlen mußte, und was in meinem Entschluß von Hochmuth sein mochte, wurde völlig zernichtet. Vor meinem Gott im Staube gebeugt, erflehte ich von ihm die Kraft, deren ich bedurfte: und er hat mich erhört; noch vor dem Schlusse des ersten Tages meines Ordenslebens ward meine Seele reichlich getröstet, und über mein Inneres legte sich

tiefe Ruhe, sanft schmeichelnd wie die Meereswellen, wenn sie in leisen Fluthen die Ufer weit hinaus bedecken."

Was war es, das Lacordaire bewog, solche Opfer zu bringen und sich so plötzlich vom Schauplatze seiner Thätigkeit, seines beginnenden Ruhms loszureißen? — „Ich gehe nach Rom", schreibt er an einen Freund, „in der Absicht, dem Dominikaner-Orden beizutreten, mit dem andern Zweck, denselben in Frankreich wieder herzustellen, wenn es Gott gefällt. Ich glaube, daß diese That den Höhepunkt meines Lebens bilden wird, die Summe von Allem, was Gott bisher für mich gethan, den geheimen Grund aller seiner Wohlthaten, aller meiner Prüfungen und Erfahrungen."

Bekanntlich waren alle geistlichen Orden, die keinen unmittelbaren Zweck der Barmherzigkeit hatten, seit 1789 in Frankreich aufgehoben.

Viele Jahre später, als er auf seinem Sterbebette, unter unsäglichen Schmerzen, einem Freund seine Erinnerungen diktirte, kam er auch auf jenen Entschluß zu sprechen, der damals so ungeheures Aufsehen erregt hatte.

„Bei meinem Aufenthalt in Rom wurde mir's klar, daß, was allein der Kirche wieder gründlich aufhelfen kann, die Wiederherstellung der geistlichen Orden sei. Vor meine Seele traten die großen Heldengestalten der Kirchenväter; eines Antonius, Basilius, Augustinus; der ersten Missionäre, wie Benedikt und Columban; der heiligen Bernardus, Franziskus, Dominikus. Alles, was Herrliches geschehen ist von der Zeit der Martyrer an, ist aus Klöstern hervorgegangen und wurzelt in den drei Grundgelübden: „Armuth, Keuschheit und Gehorsam." — Sollte nicht gerade diese besondere Erscheinungsform des Katholicismus, der in früherer Zeit so viele Früchte des Lebens und der Kraft getragen, für die Kämpfe der Kirche nicht in unserm Jahrhundert die von Gott bestimmte Siegesmacht werden?"

Diese Gedanken, welche Lacordaire Jahre lang mit sich herumtrug, über die er sich nur gegen ganz Vertraute aussprach, wurden ihm nach und nach zur unumstößlichsten Wahrheit; sein Leben hatte nur noch Einen Zweck, diese Macht seiner Kirche auf's Neue zu verleihen: indem er in Frankreich den Prediger-Orden wieder einführte.

Unter den Vertrauten, welche Lacordaire die ganze Tiefe seiner edlen Seele erschloß, sehen wir in erster Linie eine Frau, deren Freundschaft vom bedeutendsten Einfluß auf das ganze Leben dieses ausgezeichnetsten Mannes war. Es ist die in den weitesten Kreisen

bekannte Generalin Sophie Schwetschin. Eine Russin, in den vornehmsten Cirkeln geboren und erzogen, trat sie aus Ueberzeugung in die katholische Kirche zurück, hatte ihre Heimath verlassen und sich in Paris angesiedelt, wo sie ihr Leben ausschließlich mit dem Studium religiöser Fragen und mit den Werken der Barmherzigkeit ausfüllte.

In ihrem Hause versammelte sich die Blüthe des katholischen Adels und der Geistlichkeit von Frankreich, denen die hochheilige Sache ihrer Kirche Herzensangelegenheit gewesen. Frau Schwetschin besaß im höchsten Grad die Gabe, sich alle Herzen zuzuneigen; stets sich selber vergessend, um sich — so zu sagen — in die Anderen hineinzuleben, wußte sie in kurzer Zeit die Liebe und das Vertrauen Aller zu erwerben, die mit ihr in Verkehr gekommen.

Ihre ausgedehnte Geistesbildung, der feine, richtige Tackt, mit dem sie alle religiösen Dinge auffaßte und verstand, vor Allem die Hoheit ihrer Gesinnung und der Ernst ihres Lebens erwarben ihr allgemeine Anerkennung und Verehrung. Bei dieser edlen Frau wurde der junge Lacordaire eingeführt, zu einer bewegten Zeit seines Lebens, als er gerade mit seinem so glühend geliebten Meister Lamennais gebrochen hatte und einsam mit tief verwundetem Herzen in der großen Hauptstadt dahin lebete.

„Gott hatte mir eine unermeßliche Fülle seiner Gnade verliehen, aber die Natur widerstrebte der Gnade; und als endlich Gottes Barmherzigkeit den Sieg davon trug, war ich in einem dunkeln, mir selbst unverständlichen Zustand. Keine weise und fromme Hand hatte noch meine Hand ergriffen, um mich auf den rechten Weg zu leiten“; sagt er zu jener Zeit von sich selber. Da lernte er Frau Schwetschin kennen, und aus der Freundschaft, welche sich in Kürze zwischen diesen zwei auserwählten Seelen bildete, entstand ein wunderschönes Buch: „Briefwechsel Lacordaire's mit Frau Schwetschin“ veröffentlicht durch den Grafen Falloux, Mitglied der französischen Akademie.

In diesen Briefen findet man die äußere und innere Lebensführung des seltenen Mannes von seiner eigenen Hand geschildert, mit dem ganzen Zauber ungeschminkter Wahrheit und Naivetät.

Der junge Redner, voll glühender Begeisterung, geneigt, die Dinge entweder zu trüb oder zu glänzend anzuschauen, findet in der ihm an Alter und Lebenserfahrung weit überlegenen Frau die Rathgeberin, deren er bedarf; ihrer Leitung, ihrem vorsichtigen, wohlüberlegten Urtheil giebt er sich mit der ganzen kindlichen Rückhaltlosigkeit hin, die ihn kennzeichnet. Er, der hochbegabte Mann, der Tausenden

zum Führer auf dem Himmelswege geworden ist, läßt sich in den wichtigsten Stunden seines Lebens durch die einfachen Worte einer Frau belehren, trösten oder ermuthigen, und findet in ihnen Alles, was sein warmes Herz bedarf, um auf dem vorgezeichneten Wege ruhig voranzugehen.

„Ich landete an den Ufern ihrer Seele wie ein von den Wellen zertrümmertes Boot; und jetzt noch, nach fünfundzwanzig Jahren, steht es deutlich vor mir, welche Fülle von Licht und Kraft sie dem ihr völlig unbekannten Jüngling widmete. Sie erschien mir, wie der Engel des Herrn einer Seele erscheinen muß, die zwischen Leben und Tod, zwischen Himmel und Erde schwebt!“

Diese in hohem Grad reine Freundschaft, von der Lacordaire einmal sagt: „Im Himmel haben wir uns gefunden, und wenn man da vereint ist, geht man nicht mehr auseinander!“ — übte jedoch keinen Einfluß aus auf seinen Entschluß, Prediger-Mönch zu werden. Im Gegentheil verantwortet er sich in manchem seiner Briefe bei Frau Schwetschin darüber: daß er ein solches Wagniß unternehme, deren zweifelhaftes Gelingen der Freundin wohlberechtigte Besorgnisse einflößt.

Wie konnte sie ihn auch anders als mit Zagen in ein Leben eintreten sehen, das ihm, dem echten Sohne seines Jahrhunderts, in tiefster Seele zuwider sein mußte? Er, der von frühester Jugend an für Alles, was „Freiheit“ heißt, geglüht hatte, sollte sich nun unter die schärfste Ordens-Regel beugen und in ihrer eisernen Zucht seinen Willen brechen!

3. Vier Jahre vergehen; Lacordaire's Name war beinahe vergessen, nur nicht von seinen warmen Freunden, die mit reger Theilnahme seine Entwicklung verfolgt hatten. — Da erscheint im Jahre 1841 ein Dominikaner-Mönch auf der Kanzel von Notre Dame in Paris. Sechstausend Jünglinge sind seine Zuhörer; sie drängen sich um das Wort des Mannes, der, wie kein anderer, die jugendlichen Herzen zu bewegen wußte, damals schon, da er noch seine Vorträge im Lyceum Stanislas hielt, aus denen als Frucht edler Liebesthätigkeit die „Gesellschaft von Sanct Vincenz von Paula“ hervorgegangen war.

Als Mönch, trotz aller Befürchtungen, allem Anrathen von Seiten seiner Feinde, allem Drohen der Regierung, that er seinen Mund auf, um es seinen Zeitgenossen zu sagen, daß ihr größter Beruf sei, auf Erden Gottes Werke zu wirken, nach dem uralten Wahlspruche seines Volkes: «Gesta Dei per Francos.»

Von dem Tag an war Lacordaire wieder in Frankreich eingebürgert; zwar in Paris duldete die Regierung sein öffentliches Auftreten noch nicht; er predigte aber zwei Winter nach einander in Bordeaux und in Nancy, indem er jedesmal den Sommer dazwischen in einem Kloster in Italien zubrachte.

Im Advent des Jahres 1843 öffnete ihm der muthige Erzbischof von Paris, Affre, der später als Friedensbote sein Leben auf den Barricaden ließ, auf's Neue die Kanzel von Notre Dame, die Lacordaire nun unangefochten jedes Jahr zur heiligen Adventszeit mit seinem Worte verherrlichte, bis zum 2. Dezember 1851.

Alle großen Städte Frankreichs beriefen ihn der Reihe nach zu Vorträgen und überall brachte sein Wort einen gewaltigen Eindruck hervor.

Nirgends aber tritt uns eine Spur eitler Selbstsucht entgegen; der außerordentliche Erfolg seiner Predigten, die Menschenmassen, die zu seinen Vorträgen strömten, die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäuft, die vielen Männer und Frauen, die, längst ihrer Kirche entfremdet, sich zu seinem Beichtstuhle drängen und nach jahrelanger Unterlassung den Empfang der heiligen Communion wieder begehren — dies Alles blendet ihn nicht einen Augenblick. Stets weist er die Ehre von sich ab, um sie seinem Gott zu geben; er selbst verschwindet nach seinen glänzendsten Stationen und zieht sich in die Zelle zurück, in diesen seinen unverletzbaren Zufluchtsort, „wo er in Fasten und Bußübungen sich bemüht, seinem großen Vorbild, dem Stifter seines Ordens, in Demuth und Selbstverleugnung immer ähnlicher zu werden.

„Leben Sie wohl, theure Freundin", schreibt er einmal aus Bordeaux, wo er mit Ehren-Erweisungen überschüttet worden war — „leben Sie wohl und beten Sie für mich! Wie leicht schleicht sich der Teufel unter dem Mantel des Erfolges ein und bringt die Demuth in Gefahr!"

Aus Straßburg schreibt er im Jahre 1846: „Ich bin sehr glücklich über meinen Aufenthalt; ich habe in manchen Seelen Keime des Lebens zurückgelassen, die heranreifen werden unter Gottes Gnade! Das Wohlwollen der ganzen Stadt hat mich bis zum Schlusse begleitet; ich war die ganze Zeit auf Rosen, wie ein geistlicher Sybarite; das ist bei mir ein Seltenes!"

Seine Beredtsamkeit übte eine Macht auf die Zuhörer aus, der keiner entging. Wohl mochte in seiner theologischen Bildung manche Lücke sein, wohl mochte es ihm bisweilen an der großartigen Einfach-

heit fehlen, welche mit wenig Aufwand am sichersten ihr Ziel erreicht; — es ist nicht zu bestreiten, daß er seine Zuhörer fesselte, darniederwarf, mit sich emporriß, wie es in Frankreich seit dem großen Benignus Bossuet kein Prediger verstanden hat. Er bereitete sich in einer kurzen, aber concentrirten Meditation auf seine Predigten vor, die er nie zum voraus aufschrieb, lebhafte Einbildungskraft, unerreichbarer Schwung der Gedanken, kühne, stets unerwartete Bilder standen ihm zu Gebot. Dazu kam der Zauber seiner wohlklingenden Stimme, die Macht seiner Gestikulation, welche das Wort vollendete, ein Blick voller Geistesblitze, der leuchtend zündete, wohin er sich wandte. — Doch es bedurfte nicht ausschließlich seines lebendigen Wortes; auch bei'm Lesen seiner Reden findet man darin Stellen von unvergleichlicher Schönheit. —

Nicht nur seine Reden, auch sein besonderes Werk durfte Lacordaire mit glänzendem Erfolg gekrönt sehen. — Er gründete als Zweig-Anstalten seines Ordens ein Dominikaner-Kloster in Nancy, später ein zweites in Chalais bei Grenoble, dann noch andere in Flavigny bei Dijon, in Lyon, bei Paris selber, und endlich ein letztes in Toulouse. — Innerhalb zwölf Jahren hat er in Frankreich sechs Häuser des Prediger-Ordens errichtet, wovon zwei mit Erziehungs-Anstalten verbunden sind. — Aus allen gingen Jahre lang Schaaren von Evangelisten hervor, die zu Advent und Fasten Städte und Dörfer mit ihrer Predigt erfüllten.

Die königliche Akademie zu Lyon nahm den gefeierten Kanzelredner im Jahre 1845 nicht allein als Mitglied auf, sondern schlug ihm zu Ehren auch eine Denkmünze.

Bei dieser Gelegenheit hielt der Präsident der Akademie an den Dominikaner folgende kurze Ansprache:

„Die Gewalt Ihrer herrlichen Beredtsamkeit, die gewichtvolle Autorität Ihres Glaubens, Ihre persönliche Liebenswürdigkeit, machen auf die Bevölkerungen, die sich um Ihre Kanzel drängen, den lebendigsten Eindruck, und wecken in denselben die Gefühle der Bewunderung, der Zuneigung und der begeistertsten Hingebung. Auch die Akademie theilt alle diese Gefühle und schätzt sich glücklich, daß Sie ihr gestatten, Ihnen dieselben ausdrücken zu können. — Indem wir Ihnen, hochwürdiger Herr Pater, einen Beweis unserer tiefen Verehrung für die heilige Mission darbringen, die Ihrem Genie zu erfüllen gegeben ist, erneuern wir einen Akt, der nur in besonders feierlichen, seltenen Gelegenheiten, zu Gunsten eines Büffon, eines Duris, des muthvollen Vertheidigers des unglücklichen Königs Ludwig XVI.,

und des ruhmgekrönten Verfassers des Genie du Christianisme stattgefunden hat. Die Akademie verleiht Ihnen aus freien Stücken einmüthig und einstimmig den Titel eines Mitgliedes, den Sie sonst nur nach vielfachen Formalitäten und auf besonderes Ansuchen den ausgezeichneten Männern, den hervorragendsten Geistern Frankreichs und Europa's zu geben pflegt. Wir ersuchen Sie noch, hochwürdiger Herr Pater, zur Erinnerung an die glückliche Zeit Ihrer Gegenwart unter uns, diese Denk-Münze annehmen zu wollen, die Ihnen stets in's Andenken zurückrufen möge, daß Sie unserm Institut angehören?"

Auf der großen silbernen Denkmünze, die der Präsident dem Dominikaner überreichte, steht die Inschrift: „„Die königliche Akademie der Wissenschaften, der schönen Literatur und Künste — dem hochwürdigen Pater Lacordaire.""

Er nahm sichtbar gerührt die Denkmünze, hob sie empor und sprach im feierlichsten Tone: „Meinen Dank; aber **Gott allein** gebührt die Ehre!"

Das Jahr 1848, das so manche Gegensätze und Abnormitäten hervorbrachte, führte den Dominikaner-Mönch auch auf die Bänke der constituirenden Versammlung der französischen Republik. Es lag nämlich eine eigenthümliche Sucht in dem Volke, alle möglichen Leute, die sich in irgend einer Weise einen Namen erworben hatten, in sein Parlament zu berufen. Des Dominikaners Laufbahn als Politiker in der Volksvertretung war indeß keine glückliche, **Politik** war nicht seine Sache! Er sprach ein einziges Mal, und ganz wirkungslos. Er trat auch bald wieder aus der Kammer aus.

Sehr nett schreibt er später darüber an seine Freundin: „Der Versuch, den ich im politischen Leben gemacht, hat mich auf tausend Jahre und einen Tag davon geheilt. — Ich wagte mich in's Feuer: freilich, die Finger habe ich mir tüchtig verbrannt, aber doch so, daß ich mir das Recht wahrte, nicht ganz zu Asche zu werden! — Einer meiner größten Schmerzen dabei war der Gedanke: daß mich der Tod daselbst ereilen könnte, ferne von meinen Ordens-Brüdern, im Gewande eines Journalisten! — Hier aber, in meiner trauten Zelle, unter dem alten Dach, das Jahrhunderte geheiligt haben, an meinem Posten, mag der Sturm zu mir heransteigen: Verbannung, Zerstörung, Verfolgung und Tod können nichts Anderes für mich werden, als die Krönung einer guten Wallfahrt!"

4. Vom 2. Dezember des Jahres 1851 verstummte die Stimme des gefeierten Redners in der Hauptstadt. — Nach seinem letzten Vortrag, wenige Tage nach dem Staatsstreiche Napoleon's III. (der für

sich den Präsidenten der Republik Frankreichs in den Kaiser umwandelte), über die Worte des Königs David an Salomo: „Sei ein Mann!“ (1. König. 2, 2.) war ein öffentliches Auftreten in Paris für ihn nicht mehr möglich. — Er reiste nach England, nach Belgien, nach Südfrankreich, wo er in Toulouse seine letzten Vorträge in der Kirche hielt. Es sind dies seine schönsten, gehaltreichsten Reden, mit denen er sein Wirken als Prediger, auf der Höhe seiner Kraft und im Glanze seines ungeschwächten Genie's abschloß.

Zwar hat sich nie Verfolgung gegen ihn erhoben, noch hat ihm je ein Verbot die Kanzel untersagt. Er selbst trat freiwillig zurück und bezeugt von diesem Schritte: „Ich verschwand von der Kanzel, weil meine Stunde gekommen war.“

In Sorreze, einem Städtchen der Pyrenäen, übernahm Lacordaire im Jahre 1854 die Leitung einer Erziehungs-Anstalt, in welcher seine Ordens-Brüder den Unterricht ertheilten. — In diesem verhältnißmäßig so kleinen Wirkungskreis entfaltete sich die ganze Fülle seines Herzens, das er ausschließlich seinen Zöglingen hingab. Ihnen widmete er die Reife seiner herrlichen Gaben, die edelsten Früchte seines Redner-Talents, indem er als Seelsorger der Anstalt allsonntäglich mit derselben Innigkeit und demselben Feuer das Evangelium den Schülern predigte, wie er es ehedessen in den ehrwürdigen Hallen der Metropolitan-Kirchen verkündigt hatte.

Der rührendste Zug in seinem „Schullehrer-Leben“, wie er selbst in ungeheuchelter Demuth diese letzte Periode seiner Thätigkeit nennt, ist die Treue, mit welcher er dem Einzelnen bis in's kleinste Detail nachgeht. — Nie ließ er sich vom Beichtstuhl abhalten, auch nicht im letzten Jahre seines Lebens, wo schweres Körperleiden ihn oft auf's Heftigste peinigte. Einst, als seine Freunde ihn um seiner Gesundheit willen in Paris zurückhalten wollten, entriß er sich ihnen unerbittlich, weil durch seine Abwesenheit vielleicht einige „seiner Kinder“ veranlaßt würden, nicht die heilige Communion zu empfangen.

Um die Jugend in die ganze Tiefe des christlichen Lebens einzuführen, beschloß er, seine letzten Jahre einem großen schriftlichen Werke zu weihen, das ihr ausschließlich gewidmet sein sollte. Leider! hat ihn sein allzufrüher Tod an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert. — Von den vielen Briefen aber, die er als Freund und Seelsorger an seine Zöglinge geschrieben hat, wurde eine Sammlung veröffentlicht unter dem Titel: «Lettres à des jeunes gens.» Dies Büchlein enthält wahre Juwelen edler Lebensweisheit und Anweisung zu allen Tugenden und gewährt dem Leser Einblicke in sein Herz, wel-

ches sich in glühender Liebe zu den Seelen selbst verzehrte, in einer Liebe, wie sie kaum ein Vaterherz zarter und feuriger nachfühlen kann.

Die Leitung des Hauses von Sorreze nahm den lebhaften und kräftigen Geist Lacordaire's völlig in Anspruch. Alles wollte er mit eigenen Augen einsehen und anordnen; in kurzer Zeit gelang es ihm, diese Schule zur berühmtesten Erziehungs-Anstalt emporzuheben.

Im Jahre 1857 feierte er das eilfhundertjährige Jubiläum ihrer Stiftung; schon unter Pipin dem Kurzen 757 waren die alten Gebäude des Klosters errichtet worden.

Für sich selbst wählte Lacordaire das Haus zu Sorreze als — seine Ruhestatt; und oft sprach er aus: „Sorreze sei ihm: «Viventi sepulcrum, morienti hospitium, utrique beneficium»; dem Lebenden ein Grab, dem Sterbenden ein Zufluchtsort, beiden eine Wohlthat."

Da ward ihm aber auch noch unter seiner anspruchslosen Arbeit die größte Ehre zu Theil, die Frankreich seinen ausgezeichneten Männern verleihen kann: die französische Akademie zu Paris nahm ihn in ihre Mitte auf, und ganz Europa hat mit Bewunderung die zwei Reden gelesen, die er damals gehalten, und zugleich die Nachricht, wie Guizot, der alte Hugenottensohn und ehemaliger Minister des Königs von Frankreich, den neuen Akademiker in der weißen Dominikaner-Kutte so herrlich bewillkommnete.

5. Nur ein Mal wohnte er der Sitzung der berühmten Versammlung bei: schon keimte in ihm die Krankheit, die sein Leben enden sollte. — Aber mit ungebrochenem Muth sah er die Tage unsäglichen Leidens herannahen.

„Der Wind, der über ein ergrautes Haupt weht, kommt auch bisweilen von einem glücklichen Ufer herüber!" hatte er in einer seiner letzten Anreden an die geliebte Schülerschaar gesagt. Im Hinblick auf dieses „glückliche Ufer" ertrug er mit fröhlichem Angesichte gar fürchterliche Körperleiden; bis zur übermenschlichen Anstrengung stieg seine Kraft im Verbergen und Verleugnen seiner Schmerzen, und nur Eine Klage hat man aus seinem Munde vernommen, darüber: daß sein elender Leib den Kasteiungen sich widersetzte, an die er ihn mit der allerstrengsten Härte gewöhnt hatte.

Lange Stunden lag er regungslos, ein überwundener Riese, auf seinem Strohlager; alles Feuer seines Genie's schien erloschen; nur in dem Blick, den er unverwandt auf das Crucifix heftete, glimmte noch ein letzter Funke: „Ich kann nicht mehr beten, aber ich schaue Ihn an!" sagte er leise. — Mit Inbrunst drückte er oft

seine sterbenden Lippen auf das Kreuzesbild und beantwortete die Fragen: „„ob er sich seines Glaubens an Jesum Christum getrösten könne?““ mit: „Ja!“

„O mein Gott, thue mir auf, thue mir auf!“ war der letzte Gebets-Schrei dieser muthigen, demüthigen Seele, als ihre Erdenhülle riß und sie sich zu ihrem Erlöser emporschwang, darüber sich noch im Tode freuend: „gleich Magdalenen, das hinfällige Gefäß ihres Lebens zu den Füßen Christi zu zerbrechen.“

Vier Jahre vor ihm war Frau Sophie Schwetschin — nach langem Leiden — ihm in die Ewigkeit vorangegangen, mit dem Troste: den treuen Freund noch an ihrem Sterbelager gesehen zu haben. Sie erreichte ein Alter von fünfundsiebenzig Jahren. Lacordaire folgte ihr nach am 21. November 1861; er war nur neunundfünfzig Jahre alt geworden.

Und wo fand dieser Mönch Trost und Freude bei'm Hereinbrechen der Todesnacht? Allein in dem Herzen seines Gottes, an dessen unendlicher Liebe sich das Feuer seiner siegreichen Beredtsamkeit entzündet hatte, an der er sich aufrecht hielt, wenn ihm die irdische Stützen brachen, in welcher er die Entschädigung für alle Opfer seines selbstverleugnungsvollen Lebens fand.

Wir können nur mit Bewunderung zu einem Manne hinaufblicken, der jedenfalls ein ächter Mann gewesen ist, wie sie in unsern Tagen gar selten sind. — Was er als seinen Lebensberuf erkannt hatte, das verwirklichte er auch mit der That; mochte Erfolg seine Arbeit krönen oder nicht: treu blieb er sich und seinen Ueberzeugungen, die er einst in dem bezeichnenden Worte zusammengefaßt: „Als reumüthiger Christ, als freimüthiger Bürger will ich leben und sterben!“

Möge Gottes Huld noch viele solcher durchgeistigter Persönlichkeiten, wie Lacordaire eine war, welche die Geister zu bewegen und Seelen zu leiten vermögen, der katholischen Kirche verleihen! —

Licht-Blicke in's Leben eines Ordensmannes.

(Aus: Leben des P. Xaver von Ravignan von P. A. von Ponlevoy.)

P. Xaver von Ravignan, früher Rath am Königlichen Gerichtshofe zu Paris, dann Priester und Mitglied der Gesellschaft Jesu, einer der berühmtesten Prediger Frankreichs der neueren Zeit,

der Held des Wortes Gottes in der Notre Dame-Kirche zu Paris, der Bekehrer unzähliger verirrter Seelen, die Zuflucht und Hort der Mühseligen und Beladenen, ist wahrlich ein Priester und Ordensmann gewesen, in welchem Jesus Christus Gestalt gewonnen; darum verlohnt sich's der Mühe, einige für uns gar heilsame Blicke in sein Leben zu thun.

Man fragte ihn eines Tages, wie er es gemacht habe, Herr seiner selbst zu werden? Und er antwortete lebhaft: „Wir waren unsrer Zwei; Einen davon warf ich zum Fenster hinaus, und so war ich allein zu Hause!“ Er hatte nämlich den alten Menschen aus- und den neuen in Christo Jesu angezogen, und wünschte, daß alle seine Beichtkinder dieselbe Gewalt gebrauchen möchten.

Oft hörte man den demüthigen Ordensmann seine Verwunderung darüber aussprechen, daß man ihn nicht aus der Gesellschaft Jesu wegjage. Bei seiner Ankunft in einem der Ordenshäuser der Jesuiten schrieb er: „Mit großem Wohlwollen und vollkommener Liebe wurde ich empfangen, da man mich doch vor die Thüre hätte werfen müssen!“ — Gar oft rief er aus: „Wie gut ist doch Gott, daß er meine tiefe, meine unermeßliche Erbärmlichkeit erträgt!“ — Und er stand nicht an, in sich die Ursache aller öffentlichen oder Privat-Unglücksfälle zu erblicken. Dem P. General des Ordens, Roothaan zu Rom, schrieb er: „Ich kann nicht umhin, an meine Sünden ohne Zahl zu denken und anzuerkennen, daß ich auf die Gesellschaft alle diese Unglücksfälle herabziehe. Und doch möchte ich so gerne ihr helfen und ihr dienen!“ — Sah er einen seiner Brüder leiden, so pflegt er seufzend zu sagen: „Ach, das geschieht wieder meinetwegen; Sie sind statt meiner das Opfer, und ich bin in Ihnen geschlagen! Ich habe Ihnen Unglück gebracht, und das thu' ich überall und bei Allen!“

Da er jedoch in der Gesellschaft Jesu — wie auch außerhalb derselben nur Zeichen der Hochachtung und Liebe erhielt, darum sagte er wohl zuweilen zu einem seiner Ordensbrüder: „Sie müssen sich sehr wundern, nicht wahr? Und wie soll man das erklären? Sie, die Sie mich kennen, vermögen nicht, dies zu begreifen! Doch werden wenigstens Sie mir Gerechtigkeit angedeihen lassen und mich verabscheuen!“ Und wenn derselbe Ordensbruder ihm vorschlug, ihn irgendwohin zu begleiten, antwortete er: „Was, Sie, Sie wollen mit mir gehen? O, wie sind Sie gar gut! Allein wie können Sie meine Gegenwart nur ertragen?“

Wenn er in dem Zimmer seines geistlichen Vaters gebeichtet, warf er sich immer mit dem Gesichte auf die Erde, und sehr oft hielt er seine Lippen auf die Füße des Priesters gedrückt, der ihn absolvirt hatte. — Bei andern Gelegenheiten sah man ihn hundertmal sich vor seinen Brüdern auf die Kniee werfen und ihre Füße umschlingen. Als Oberer befahl er, als Untergebener flehte er, ihn gewähren zu lassen. Man kann sich leicht denken, wer alsdann der am meisten Gedemüthigte war.

Gemäß der Verheißung des heiligen Evangeliums liegt in der Demuth das Fundament der wahren Größe. Dieser Mann, ein Verachter seiner selbst, zeigte sich erhaben über alle Aufregungen der Natur, über alle Ereignisse des Lebens. Nicht ein Schatten von den Vorurtheilen der Eigenliebe konnte man in ihm entdecken; so auch keine Unruhe vor der Amtshandlung, kein Wohlgefallen an seinem Werke, kein Rühmen über seinen Erfolg, keinen Verdruß über ein Fehlschlagen, keinen Kummer noch Muthlosigkeit bei einem Widerspruche, keine Eifersucht einem Nebenbuhler gegenüber, keine Empfindlichkeit über eine Beleidigung. Auch schlug er, wenn man sich über Schwächen oder Ungelegenheiten dieser Art beschuldigte oder beklagte, dieselben mit Einem Worte nieder, wie man mit Einer Bewegung eine Mücke verjagt. „Denken Sie nicht weiter daran“, sagte er; „o Gott! was sind wir denn? arme, kleine Blätter, die der Wind bewegt!“

An eine Prinzessin richtete er die Ermahnung: „Sagen Sie niemals einem Priester, einem Ordensmann, daß man bewundert, was er gedacht und geschrieben hat; so zu schmeicheln, heißt Böses thun! Verzeihen Sie doch! Sie baten mich ja, Sie zu schelten und Sie sehen, daß ich von dieser Erlaubniß Gebrauch mache!“

Eine schärfere Rüge erhielt eine andere Person, die sich hatte einfallen lassen, den P. von Ravignan einen — Heiligen — zu nennen. Er antwortete ihr: „Sie sind eine Christin, fromm und andächtig; Sie werden meine aufrichtige und ehrerbietige Klage verstehen. Sie schreiben und reden zu mir eine Sprache, die mir stets wahre Pein verursacht. Sie sagen mir: „„daß Sie sich, wenn Sie sich an mich wenden, an einen Heiligen wenden.““ Aber großer Gott, das heißt fast eine Gotteslästerung aussprechen! und das versichere ich Ihnen ohne welche Demuth. Glauben Sie mir fest, daß ich höchstens Ihr Mitleid verdiene; und ich bitte Sie, ohne es zu verdienen, um Ihr Gebet. Sprechen Sie also nur mehr zu mir, wie zu einem elendigen Priester, einem Büßer ohne Tugend, ohne irgend etwas Besonderes, den Gott mit Gnaden überhäuft hat, und der denselben nicht

zu entsprechen weiß. Ich versichere Ihnen, daß Sie mich tief verstimmen, wenn Sie jene Sprache zu mir reden. Thun Sie es nicht mehr, ich beschwöre Sie! Und dann all' diese Complimente! all' dieser übertriebene Enthusiasmus für meine armen Worte! Das ist nicht gut, nein, bei Gott, das ist nicht gut! Die Gnade kann gewiß durch die elendesten Werkzeuge wirken, und das thut sie zuweilen, wenn ich rede!"

In Menge eilten die Besuche zu P. von Ravignan: während die Männer ihn in seiner Zelle förmlich belagerten, wurde er beständig für die Frauen in's Sprechzimmer gerufen; und vom Morgen bis zum Abend mußte er immer kommen und gehen, Trepp-auf und absteigen. Unter der großen Zahl gab es ohne Zweifel Viele, die aus eitler Neugier oder übertriebener Schmeichelei gekommen waren, wie denn solche Menschen nie verfehlen, jede Berühmtheit zu belästigen; noch auch fehlte es an jener begierigen Zudringlichkeit, die stets überall da zu finden ist, wo sich Einfluß vermuthen läßt. Aber all solche unnützen Besuche wurden gleich bei der ersten Begegnung durch die Kälte einer höflichen Demuth beseitigt, welche weder Hoffnung auf Erfolg, noch den Wunsch wiederzukommen erweckte. — Außer diesen durch Neugierde oder Interesse hervorgerufenen Besuchen mußte es, wie man sich denken kann, wohl auch solche geben, deren Zweck einzig nur die Befriedigung einer allzumenschlichen Sympathie gewesen. Folgender Zug wird uns zeigen, mit welch' unerbittlicher Rauheit der apostolische Mann, der doch sonst durch Höflichkeit sich auszeichnete, alle jene Beziehungen zurückstieß, die ihm zu dem Ernste seines Charakters und der Würde seines Standes nicht zu passen schienen. Während eines seiner Predigt-Cyclen erlaubte sich eine Dame hohen Ranges, die wohl dachte, sie könnte ganz nach Belieben für das durch Tugend erhöhte Talent schwärmen, den P. von Ravignan mit ihrer Bewunderung zu verfolgen. Außer sich über diese weiblichen Huldigungen, ließ er sich mit einer fast komischen Entrüstung darüber aus, bewirkte, daß ihr das Sprechzimmer des Hauses, in welchem er damals wohnte, verboten wurde und setzte schließlich durch ein letztes Wort all ihren Besuchen und Botschaften ein Ende. „Werden Sie begreifen", sagte er zu seinem geistlichen Oberen, „daß sie die Kühnheit gehabt hat, mir ein goldenes Kreuz zu schicken und mich zu bitten, es zur Erinnerung an sie zu tragen? Ich hatte die Geduld, ihr das Geschenk zurückzusenden und zu antworten: daß ich nur ein hölzernes Kreuz im Dienste meines Herrn und Meisters trüge, und daß mir dasselbe durch seine Liebe zu Golde würde."

Gewöhnlich aber hatten die Besuche einen bessern Zweck: man kam Rathschläge oder Tröstungen zu suchen, den Frieden des Herzens und die Gnade Gottes zu suchen, und war stets willkommen, wenn man ihm Schwierigkeiten zu lösen, Kummer zu theilen, Elend zu lindern und besonders Sünden zu vergeben brachte. — Eines Tages, als er gerade im Begriffe war, in einen Beichtstuhl zu gehen, redete ihn eine Person, die unter dem Druck eines großen moralischen Schmerzes seufzte, in dem Gange, der zur Kapelle führt, an, und sagte ihm: „Mein Pater, ich leide zum Sterben; nur Ein Wort, ich bitte Sie!“ — „„Ah““, antwortete er, „„ich kann Ihnen nur zwei Minuten widmen; sagen Sie mir also rasch, warum Sie sterben?““ Die Person bedurfte nur eines Augenblickes, um ihm zu erzählen, daß sie von einem Herzen verleumdet worden sei, welches sie für ihren Freund gehalten hatte. „„Ja““, antwortete ihr der Pater mit dem Ausdrucke zärtlichen Mitgefühls, „„ja, das ist hart; aber — haben Sie in sich nicht etwas Besseres: Vergeben und Vergessen? Steigen Sie durch das Gebet in dieses obere Stockwerk des Glaubens, und dann seien Sie fröhlich und gehen Sie in Frieden! Adieu!““ — Der Rath wurde befolgt und der Friede kehrte wieder.

Ein anderes Mal erschien eine Dame vor ihm, ganz entmuthigt und bestürzt. Er sagte ihr nichts als: „Mein Kind, es freut mich, Sie vor mir weinen zu sehen: denn das demüthigt Sie!“ — Und dieses einzige Wort trocknete ihre Thränen.

Noch anziehender als die Demuth des P. von Ravignan war seine Liebe; die eine ging übrigens Hand in Hand mit der andern. Er schenkte seine Zuneigung Jedem, der ihm Vertrauen schenkte und mit der Zuneigung die zarteste Sympathie, die hochherzigste Hingebung. — Neben einem gar männlichen Muth besaß er doch auch ein tiefes Gefühl. Deßhalb mußte er weit öfter Bitterkeit schmecken, als Süßigkeit: denn überall begegnete er Traurigkeiten oder Schwächen, Seelen voller Prüfung oder voller Gefahr, und nach irgend einer Seite hin war sein Herz immer in Trauer. Wie oft rief er voll Schmerz aus: „Man muß unaufhörlich jene allen Wesen gemeinsame Wahrheit wiederholen: überall ist Kreuz! Man kann nicht einen Brief öffnen, man kann nicht eine Seele sich aussprechen hören, ohne Nöthen zu vernehmen! Doch endlich wird die ersehnte Stunde des Todes kommen!“

In Paris, der großen Hauptstadt Frankreichs, wo es ein so wirres, vielgestaltiges Leben giebt, und wo das Böse so wuchert, begegnet man mehr wie irgendwo anders den seltsamsten Verwickelungen

und den wunderlichsten Gegensätzen: Tugenden inmitten von Lastern, das erbarmungswürdigste Elend unter beneidenswerth scheinendem Aeußeren; Lagen, die keinen Ausweg haben, es sei denn der Weg zum Calvarienberg; Unglück, ohne Hoffnung, es sei denn von Seiten des Himmels. — Den ganzen Tag über sah nun P. von Ravignan diese lange Reihe von Jammer und Elend an sich vorüberziehen, all' diese Wechselfälle der Welt, deren Hintergrund stets die Trauer ist; und wenn dann der Abend kam, wenn er sich allein zu den Füßen seines Crucifixes befand, so fiel es ihm nicht schwer zu wiederholen: „Alles ist Eitelkeit, außer Gott lieben und ihm dienen!"

Eine angesehene Persönlichkeit in Paris, die weder Name, noch Titel, noch Reichthum über ihr häusliches Kreuz trösten konnte, schrieb ihm einst: „Wem soll ich meine Betrübniß anvertrauen, wem anders, als Demjenigen, der stets der Vertraute so vieler Leiden ist?"

Die Gräfin Sophie Swetschin, die durch ihre edle und fromme Haltung selbst dazu berufen war, so viele Traurige aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu trösten, schrieb eines Tages dem P. von Ravignan: „Wenn ich auch in mir selbst nicht den Muth finde, mein theurer und verehrter Pater, zu Ihnen zu kommen, so giebt ihn mir doch jede Gelegenheit, die Ihre unvergleichliche Güte in Anspruch nehmen kann. Ein Mann, der Ihnen die zarteste und treueste Dankbarkeit bewahrt, der Graf Polydor von la Rochefoucauld ist eben vom schwersten Schlage betroffen worden; seine herrliche und tugendhafte Frau ward ihm entrissen, wenige Tage darauf, nachdem sie einem zweiten Kinde das Leben gegeben. — Gräfin Polydor von la Rochefoucauld besaß in sich selbst Alles, was das Dasein wünschenswerth machen kann; als einzige Tochter war sie der ganze Trost ihrer Mutter, und als tugendhafte Gattin das ganze Glück ihres Mannes, der, fern von seinem Vaterland und seiner Familie, Alles in ihr wiederfand. Dazu zählte sie erst siebenundzwanzig Jahre. Es ist eben einer jener Schläge, wie solche die Vorsehung in Bereitschaft hält, um die Eitelkeit sogar jener Güter darzuthun, deren Besitz am gerechtesten ist, und die am kostbarsten sind. — Sie können sich denken, in welchem Zustande der arme Graf sich befindet. Bis jetzt hat man von ihm nur Ein Wort gehört an seinen Bruder, den Herzog von Astissac, um ihm sein Unglück anzuzeigen, und dieses Wort ist herzzerreißend, ohne daß jedoch der Muth, auf den Gott gerechnet hat, darin verläugnet würde. Aber diese Kraft, sie muß unterstützt werden; und nur Sie, mein guter Pater, können es, Sie allein, dessen ergreifende Sprache um so tiefer in ein Herz dringen wird, als dasselbe ihre Macht bereits

kennt. Ich beschwöre Sie also, mir einige Zeilen für ihn zu schicken; ich kenne den Werth derselben, sie werden ihn rühren, wenn sein Herz dem Troste verschlossen, und werden ihn wieder aufrichten, wenn er niedergedrückt ist; sie werden ihm am besten fühlbar machen, wie viel Mitleid in einem gänzlich von der Welt losgeschälten Herzen wohnt. Ich weiß auch, daß der Graf würdig ist, Sie zu hören; sein Glaube, seine Andacht haben sich nie verleugnet, und ich bin der Ueberzeugung, daß er wirklich auf seinem Punkte steht, wo das Unglück ein mit hohen und endgültigen Unterweisungen betrauter Lehrmeister ist."

In der That wußte P. von Ravignan in den Tröstungen des Glaubens schnelle Heilmittel für die empfindlichsten und tiefsten Schmerzen zu finden. Zuweilen genügte ihm dazu nur ein ganz kurzes Wort. — Einst war eine Mutter untröstlich über den Verlust ihrer Tochter, die ihr christliches Leben mit dem Tode einer Auserwählten beschlossen hatte. Statt mit ihr zu wehklagen und zu weinen, wünschte er ihr Heil, indem er ausrief: „O glückliche Mutter, eine solche Tochter für den Himmel gebildet zu haben!"

Wohl mußte er zuweilen auch zu menschlichen Tröstungen seine Zuflucht nehmen; allein der Ordensmann, dessen Gedanken alle übernatürlich waren, konnte nur mit Mühe begreifen, daß die himmlischen Erwartungen nicht genügend seien, um allen irdischen Kummer vergessen zu machen. — Eine Weltdame war in Verzweiflung über den Verlust ihres Vermögens; er ließ sich zu ihrer Schwäche herab und suchte sie zu bemitleiden. Als er sie aber verlassen hatte, entfielen ihm die Worte: „So habe ich denn sagen müssen, daß man unglücklich sei, wenn man Alles, was man auf der Erde besessen, verloren habe! Seltsame Verblendung! Diese Frau sah nicht ein, daß sie ganz vollständig Gott besitzen könne!" —

Glücklich dagegen war er, wenn er Gefühle fand, die mit den seinigen übereinstimmten: Glaubensstärke bei unglücksvollen Ereignissen. — Eine Dame erzählte ihm, wie sie eine Wallfahrt zu der Gruft ihrer Familie unternommen und dort mit ruhigem Auge die Stelle betrachtet habe, welche für sie selbst bereitet sei. Er antwortete sogleich: „Wie! der Anblick Ihres Sarges hat Sie tief getröstet!? Wie gerne sehe ich Sie über Ihrem Grabe ernstliche Betrachtungen anstellen! O, mein Kind, wenn Sie wüßten, wie sehr Ihre Empfindungen das Herz Ihres Vaters erfreut haben!" —

Ein Schriftsteller unserer Zeit, welchem P. von Ravignan stets seine Liebe gespendet, hatte ihm in folgenden freundlichen Ausdrücken sein Erwarten einer Familien-Vermehrung mitgetheilt: „Ich empfehle

meine fromme Frau Ihrem Gebete, da sie nun bald einen neuen Freund der Gesellschaft Jesu zur Welt bringen wird!“ Und ach! eine kurze Zeit darnach blieb **er** der einzig Ueberlebende am verlassenen Herd, und nichts blieb ihm von seiner zerstörten Familie übrig, als — schmerzvolle Erinnerungen. Bei dieser Nachricht ist P. von Ravignan einer der Ersten, der dieses Haus der Trauer aufsucht; doch der Tröster findet den schwer Geprüften eben so voll Glauben, als er selbst; und von seinem Besuche wieder zurückgekehrt, erhält er folgende Zeilen: „Das also wird aus den menschlichen Freuden! Doch, Gott sei Dank, **Ihr** Segen bleibt, und mein zerrissenes Herz ist voll von Kraft und Trost! „„Was Gott thut, ist wohlgethan!““ Ich glaube es und weiß es; und man muß nur beten, daß ich nicht die Frucht dieser schrecklichen Gnaden verliere. Ich erbitte mir dies von **Ihrer** Liebe, die sich bei all’ meinem Unglücke stets so treu und trostwillig zeigt.“ —

Eine Person, welche einstens aus dem Munde des P. von Ravignan den christlichen Unterricht vernahm: „daß man unter allen Umständen unwandelhaft das Vertrauen auf Gott bewahren müsse“, versah sich, zu ihm zu sagen: „„Nun, mein Pater, wenn nun Gott Ihnen selbst Ihr Vertrauen nähme?““ Die Antwort ließ jedoch nicht lange auf sich warten; sie schoß aus dem Herzen wie ein Pfeil: „Wenn Gott mir selbst mein Vertrauen nähme, nun gut, so würde ich doch noch Vertrauen haben!“ —

Doch kommen wir nun zu der **Zelle** des P. von Ravignan im Ordenshause der Jesuiten zu Paris. Wenn gewisse Männer aus der Welt dieselbe zum ersten Male betraten, fühlten sie sich vor Allem ergriffen, sowohl von der Person selbst mit ihrem so wohl vertheilten Gemisch von Strenge und Anmuth, von Adel und Bescheidenheit, als von der Wohnung mit ihrem unerwarteten Aussehen. Es lag in ihr nicht nur ein Etwas, was den Geist ergriff, sondern mehr noch eine Ueberzeugung für das Herz, so daß selbst diese Zelle Bekehrungen veranlaßte. — Ein großer Herr, früher Gesandter und Minister, einer von Jenen, die man, um das Gegentheil auszudrücken, „starke Geister“ nennt, wollte eines Tages auf die Bitten eines seiner Freunde den P. von Ravignan um eine Unterredung angehen. Er hatte sich zu diesem Besuche, wie zu einem Kampfe vorbereitet, gewaffnet von Kopf bis zu Füßen und fest entschlossen zum Angriff und zur Gegenwehr. Gleich bei’m Eintritt maß er zuvor mit einem raschen Blick die **Persönlichkeit**, der er sich vorstellte, und sie entsprach vollkommen seinen Erwartungen; sodann die **Wohnung**,

die jedoch all' seine Vorstellungen täuscht; gar bald hat er das Inventar der Möbel gemacht. In der Mitte des Zimmers, das kaum einige Fuß in der Länge und in der Breite mißt, und dessen Wände nackt und kahl sind, ein gewöhnlicher Tisch von weißem Holz, grob übertüncht mit roth und schwarz; hinter diesem seltsamen Schreibtisch, und leicht mit der Hand zu erreichen, eine noch seltsamere Bibliothek: auf zwei ungehobelten Brettern, die an der Wand befestigt sind, stehen fünf oder sechs Bücher und einige Mappen; eine kleine Statue in Gyps und ein kupferner Leuchter als Garnitur auf dem Kamin; der unentbehrliche Betstuhl mit dem Crucifix, einem Reliquarium und zwei kleinen Bildern; drei Strohstühle. Das Bett stand in dem Vorzimmer; es war ein einfaches Bett-Stättchen von Eisen, das sich alle Morgen zusammenlegen und hinter einen alten Ofenschirm in einen Winkel rollen ließ. — Es bedurfte gar wenig Zeit für den Besucher, all' diese Gegenstände in Betracht zu nehmen; und siehe da! er glaubte in dem Maße, als er sah: alle Einwürfe waren verschwunden, eh' sie nur zum Aussprechen gelangten, und ohne nur ein Zwiegespräch zu beginnen, reichte er dem P. v. Ravignan die Hand und sagte ihm: „Mein Pater, Sie haben Recht und ich habe den Glauben! Ich gebe mich Gott hin und überliefere mich Ihnen!" —

Oft klopften neue Gläubige, Protestanten, die katholisch geworden waren, an der Thüre des berühmten Ordensmannes an, damit er durch seine Lehrworte Dasjenige vollende, was die Gnade Gottes bereits in ihnen begonnen. — Einer derselben schrieb ihm: „Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich es der Vorsehung danke, daß sie mich mit Ihnen zusammen führte und mir Gelegenheit gab, Sie zu hören. Seit vielen Jahren schon verehrte ich in Ihnen einen der größten Männer unserer Zeit und einen der anziehendsten und eindringlichsten Redner. Aber nunmehr kenne ich auch den einfachen, freundlichen, geistreichen und anmuthig guten Ordensmann. Mein Sohn steht gleich mir unter dem Zauber Ihres Andenkens, und es freut mich, ihn mit einer Begeisterung, die ich vollkommen theile, von Ihnen reden zu hören." —

Ein berühmter Reisender, der sich in seinem Briefe an P. von Ravignan seinen „demüthigen Sohn im Herrn" nannte, trug ihm an, den Religionsunterricht eines Negerkindes, das er aus fernen Himmelsgegenden mitgebracht, zu übernehmen. Der arme Adula war nicht getauft worden, konnte nicht lesen und kaum französisch sprechen. Der edle Pater nahm ihn mit unglaublicher Zärtlichkeit auf, widmete ihm mehr Zeit als jedem andern Menschen und so viel

Sorgfalt, als wenn er ein „Königssohn“ gewesen wäre. War es ja doch für ihn ein „Kind Gottes!“ —

Die Liebe und die Geschicklichkeit des P. von Ravignan in der Führung der Seelen waren bekannt; er schlug nie etwas ab, und man konnte ihm schwer widerstehen. Auch brachte jeder Tag neue Gelegenheiten für seinen Eifer. — Wie Viele, die, entweder durch die Stimme der Mutter ermuthigt, oder durch befreundete Hand geführt, wie ein Opfer zu ihm kamen, kehrten strahlend vor Freude wieder zurück! — Andere gab es, die ihm nicht einen einzelnen Menschen, sondern gleich eine ganze Schaar zubrachten, und dann, so lange das Defiliren dauerte, an der Thüre Wache hielten, um sich zu überzeugen, daß Alle bis zum letzten Manne hineingegangen waren.

Zahlreiche Familien erhielten während langen Jahren auch ihren Unterhalt von seiner Hand, und er gab mit so viel Freude, daß man ohne Beschämung annehmen konnte: man hätte meinen müssen, er sei der Beschenkte, und er selbst fühle Dankbarkeit gegen Jene, die das Almosen von ihm erhielten. — Mehrere junge Leute, die der Himmel zur Vollkommenheit berief, während auch der Staat Ansprüche auf sie machte, wurden durch ihn vom Militärdienste für den geistlichen Stand losgekauft. — Auch hatte er mehrere arme Zöglinge in kleine Seminarien untergebracht und sorgte jedes Jahr für die Kosten ihrer Erziehung. — Nichts ist rührender als folgender Brief, der von der Mutter eines dieser Kinder bei der Kunde von dem Tode seines geistlichen Wohlthäters geschrieben wurde. „Mein Kind! ich weiß nicht, ob du bereits von dem Unglück gehört hast, das uns durch den Tod unsers theuern und unvergeßlichen P. von Ravignan getroffen hat. Ich kann dir kaum schreiben, so bin ich davon überwältigt. Es ist für uns ein unersetzlicher Verlust; ich werde ihn mein ganzes Leben lang beweinen. O, liebes Kind, bewahre sorgfältig den „„Tag des Christen““, den du aus seinen geweihten Händen empfangen hast! O, strebe darnach, deinem Beschützer, deinem besten Freunde nachzuahmen! Thue Alles, um dich des Glückes und der Ehre, diesen heiligen Pater zum Beschützer besessen zu haben, würdig zu machen! Er wird für uns beten — das ist der einzige Trost, der mir bleibt!“ —

Bald waren es Väter, die seine Hilfe gegen die Ausschweifungen ihrer Söhne verlangten; bald mächtige Familien, die sich seine Vermittelung erbaten, um den äußersten Schritten der Gerechtigkeit zu entgehen. Zuweilen kamen Mütter, um ihr Gewissen zu beruhigen, oder ihn wegen Heiraths-Anliegen oder Berufs-Neigungen ihrer Kin-

der zu befragen, Aber ihre Gedanken stimmten nicht immer mit den seinigen überein; er meinte: „man riskire weniger, wenn man sich Gott hingebe, als den Menschen;" und der Eintritt von manchem jungen Mädchen, das von der Gnade des Allerhöchsten berufen war, ging erst nach vielen Unterredungen und Prüfungen vor sich. —

Einer solchen Riesenlast von steten Anstrengungen folgten auch beständige Ermüdungen und schwächten mehr und mehr seine Gesundheit und brachten ihm manchen Antheil von der Dornenkron seines göttlichen Meisters. Wir schließen deßhalb diese Schilderung mit einem Briefe seines Arztes, der um ihn schwere Sorgen trug und sich vielfach mit ihm beschäftigen mußte. Herr Récamier war sonach einer von Denjenigen, die am öftesten an der Zellenthüre des Paters von Ravignan anklopften; die Erhaltung dieses apostolischen Mannes erwies sich als sein allereifrigstes Bestreben; das Andenken an Beide kann nicht getrennt werden, und bemerkenswerth ist die originelle Zärtlichkeit, mit welcher dieser berühmte Arzt, dessen Herz und Glauben seinem Genie gleich kamen, sich in dem folgenden Briefe ausdrückt:

„Mein theurer und verehrter Pater! So eben erhalte ich Ihre Zuschrift mit einer unaussprechlichen Freude, die aus dem großen Wunsche nach der größeren Ehre Gottes hervorgeht. Mein Bericht über Ihre Gesundheit hat Ihnen lang und kleinlich scheinen können; doch — bedenken Sie, daß ich zeigen mußte, bis wie weit die Wurzeln Ihrer Schwächung reichten, damit die der Größe des Uebels angemessenen Maßregeln sogleich getroffen würden. Dies war die Pflicht des Arztes und die strenge Obliegenheit des Christen, sollte es ihm auch noch so viel kosten.

Nur Muth! eine Anrufung zum heiligen Antonius von Padua alle Abende um Ihre verlornen Kräfte wiederzufinden und ein Gesetzchen vom Rosenkranze, bevor Sie einschlafen; das kühlt das Blut, beruhigt die Nerven und giebt für den folgenden Tag wieder Appetit — nach der größeren Ehre Gottes; endlich ist dies ein allgemeines Heilmittel, das Sie noch besser kennen als ich.

Dank sei dem dreimal heiligen Gott Ihretwegen!

Gruß und gute Gesundheit Jenem, durch dessen Worte in den Hallen von Notre=Dame der Glaube in so vielen Seelen wiederkehrte, dessen leidender Zustand uns tief schmerzte, dessen Genesung aber uns wieder tröstet! Gruß Demjenigen, den die Vorsehung sich zur Bekehrung so vieler Seelen noch vorbehält! Gruß Ihm, der sich wohl hütet, eine zu schnelle Belohnung zu wünschen, sondern der

edelmüthig alle Arbeiten annimmt, die da seiner im Weinberge des Herrn warten!" —

Der Pfandhausgründer.

(Aus: Aus dem Venediger- und Longobardenland von Dr. Sebastian Brunner.)

Der Monte di Pietà zu Mantua (Pfand-Haus), wie in Italien die christlichen Leih-Anstalten genannt werden, weckt die Erinnerung an den ehrwürdigen Gründer derselben, den seligen Bernardino di Feltri, der daselbst im Jahre 1433 das Licht der Welt erblickte.

Er war Mönch in dem Orden der Recollecten. —

Im Jahre 1485 hielt Bernardino im Dom zu Mantua die Fasten-Predigten. Oft mußte die Kanzel auf dem freien Platze draußen aufgeschlagen werden, weil die Kirche die herbeiströmende Menschenmenge nicht zu fassen vermochte.

Der Bericht Donesmondi's hierüber lautet:

Am Palmsonntag predigte er, von Gottes Geist entflammt, über die Pflichten der Fürsten gegen ihre Unterthanen, und ließ sich dann über das wucherhafte Treiben der Juden aus, erklärte aus göttlichem wie menschlichem Gesetze, wie auch aus der Natur der Sache selbst die Verwerflichkeit dieses Lasters, das nur von Menschen mit schlechtem Gewissen begünstigt werden könne, und wie Gottes Strafe über Diejenigen kommen müsse, welche das Treiben der Juden zum Verderben der armen Christen gewähren lassen.

Die Beschützer der Juden hinterbrachten, wie sich denken läßt, mit einigen Zusätzen die Predigt dem Marquese Francesco, Fürsten von Mantua, und dieser ließ erbittert seine Minister und seinen ganzen Rath zusammenrufen und Bernardino wurde in pleno vor dem Fürsten zur Rechenschaft gezogen.

Das war dem muthigen Manne Gottes sehr willkommen.

Man machte ihm den Vorwurf: „er habe das Volk gegen die Juden aufgehetzt!" — Bernardino hatte sich die Concilien-Beschlüsse mitgebracht und erläuterte in aller Ruhe den sämmtlichen Herren: „„wie Dasjenige, was er gelehrt, die reine heilige katholische Lehre sei, wie er sie von Christo dem Herrn überkommen habe.""

Die beisitzenden Herren, welche aus guten Gründen für die Juden sprechen wollten, überließen aus schuldiger Ehrfurcht dem Marquese das entscheidende Wort. Dieser aber stand auf, bat den Pater Bernardino um Entschuldigung und forderte ihn auf: „„er möge nur fortfahren, zum Seelenheile des Volkes und zu seinem eigenen Gottes Wort zu verkünden." —

Die Juden freuten sich zu vorzeitig über die Vorforderung Bernardino's; denn jetzt ging erst recht los — nicht der Fanatismus gegen die Juden, sondern die beste Hilfe für die Christen und deren Befreiung aus den Klauen der Wucherer. — Jetzt gründete Bernardino den Monte di Pietà, und das war dem Volke Israels viel unlieber, als alle Predigten des Recollecten=Mönchs.

Freilich war diese Begründung nicht so leicht — man mußte noch einige Schwierigkeiten niederwerfen. — Die Juden, berechnend, wie ihnen durch den Wucher der größte Theil ihres Einkommens entgehe, wußten selbst schlechte Bürger gegen das so heilsame Unternehmen Bernardino's aufzustacheln, und zwar durch das gewöhnliche Mittel der Denari, nämlich der Bestechung mit Geld.

Nachdem diese Schwierigkeit überwunden war, gab es noch eine andere, jene, die bei großartigen Unternehmungen, welche von einem energischen Charakter des Priesterstandes ausgehen, sich sehr oft einzustellen pflegen.

Es giebt zu allen Zeiten mittelmäßige Leute, die gegen alles Neue und Hervorragende eingenommen sind, die ganz außer sich kommen, wenn etwas geschehen soll, für das sich noch kein Schema, keine Rubrik vorfindet, und die da meinen: dieweil sie selber auf keinen neuen Gedanken stoßen, dürfte auch kein Anderer etwas Neues auf's Tapet bringen. Zudem gar noch so ein armer unansehnlicher Klostergeistlicher — er soll in seinen Chor gehen, er soll fleißig Fasten und seine Regel halten, er soll sich nicht in die Händel der Welt mengen, denn das zieht ihn ab von seinem Berufe, das lockert die Bande des Gehorsams, das stört die Hausordnung und giebt ein schlechtes Beispiel!

Auch gegen Bernardino erhoben einige Räthe in der bischöflichen Curie ihre Bedenken ob dessen großartiger, weitausgreifender Unternehmung, und man brachte es so weit, daß er eines Tages vor der bischöflichen Curie erscheinen mußte. Es gab hier auch einen langen Dispút: „ob der Monte di Pietà gegründet werde oder nicht." — Das Volk, welches dem heiligen Bernardino sehr zugethan war, hatte sich vor dem Hause des Bischofs versammelt und wartete sehnsüchtig den Ausgang ab.

Glorreich schlug der heilige Mann alle Bedenken seiner Gegner nieder. —

Als er aus dem Hause trat und der Gegenstand der Disputa schon bekannt war, begleitete ihn das Volk im Jubel in's Kloster San Francesco, und die Leute drängten sich an ihn heran, um das Gewand des Mannes zu küßen, der das Volk aus den Klauen seiner Bedränger und seiner Blutegel zu befreien — so viele Widerwärtigkeiten ertragen und überwinden wußte.

Der hochwürdigste Bischof selbst war über den Sieg Bernardino's derartig erfreut, daß er für den letzten heiligen Advent-Sonntag den ganzen Clerus und alle Ordens-Geistlichen von Mantua zu einer großartigen Prozession zusammenberief, um mit dem Zuge, an dem sich auch der Oberhirt betheiligte, den Bernardino aus seiner Zelle im Kloster San Francesco feierlich abzuholen und ihn zu dem Hause, in welchem der Monte di Pietà erstehen sollte, hinzubegleiten. Unterschiedliche Instrumente führten allerlei Musik aus. Der ganze Weg wurde mit Teppichen belegt, die Häuser mit Tapeten behangen, und Bernardino führte den Zug, eine Fahne in der Hand tragend, auf welcher der Monte di Pietà bereits abgebildet war.

Ein großartiges Almosen floß für diese gute, ja kostbare Sache zusammen.

Am Nachmittage predigte Bernardino auf der Piazza San Pietro — mit der Fahne, einem Gottesgnaden-Zeichen ähnlich, in der Hand — und stimmte am Schlusse die schöne Hymne an: »Vexilla segis prodeunt!«

Kein Auge blieb trocken; ein Schluchzen und Weinen ertönte über den ganzen, von Menschen dicht besäeten Platz.

Der Marquese nahm den innigsten Antheil an der christlichen Hilfe, die nun seinen armen christlichen Unterthanen werden sollte — und er meinte: auch die Hebräer müßten einen Theil haben an dieser Gnadenzeit — und das Wort des gottbegeisterten und liebevollen Mannes dürfte vielleicht wie ein Lichtstrahl zur Erlösung in manches Herz aus Israel fallen.

Darum befahl er sämmtlichen Juden von Mantua: „sie sollten sammt ihren Frauen am St. Sylvestertage sich einfinden und eine Predigt Bernardino's anhören.“ — Die Juden fürchteten, daß ihre Frauen durch die glühende Beredtsamkeit des Paters bekehrt werden möchten und verstopften diesen die Ohren mit Baumwolle.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregel bekehrten sich dennoch viele Jüdinnen und begehrten die heilige Taufe.

Nach den humanitären Anschauungen unsrer Zeit wird man es mißbilligen, daß der Marchese die Juden und ihre Frauen in die Predigt beorderte; man wird es für einen Eingriff in die Rechte der Gewissen ausgeben. — Wir indeß meinen, es sei dies ein Versuch gewesen, die Judenfrage, welche seit zweitausend Jahren unerledigt ist, in Etwas zu lösen. Gegenwärtig jedoch zwingt das Judenthum — durch seine Geldmacht und seinen Einfluß auf die Presse das christliche Volk zum Anhören aller möglichen Schmähungen gegen die katholische Kirche und ihr positives Christenthum; und diejenigen Stimmen, welche der christlichen Wahrheit, der positiven Kirchenlehre Zeugniß geben wollen, sucht die dem Christenthum feindliche Macht mit aller Frechheit zu unterdrücken! Es sind in dieser Richtung schon Thatsachen vorgegangen, die zum Himmel schreien, und der Ruf wird nicht vergebens sein! —

Bernardus zog aber ebenfalls mit aller Gewalt in seinen Reden gegen die Laster der Christen zu Felde. — Einmal, es war im Jahre 1488, machte seine Predigt eine derartige Wirkung, daß ein ganzer Berg von Würfeln, schlechten Büchern, eitlem Frauenschmuck u. s. w. freiwillig von den Besitzern zusammen getragen wurde; der Prediger nannte das eine „Burg des Teufels“, und zündete den ganzen Berg an, daß er in hellen Flammen aufloderte.

Wiederholt aber mußte er nach Mantua kommen, um gegen die Umtriebe der Juden aufzutreten, die alle Minen springen ließen, — das christliche Leihhaus, welches sie um ihren wucherischen Erwerb brachte, — zu vernichten. Erst um das Jahr 1494 war das Unternehmen gesichert — zum großen Segen des Mantuaner-Volkes.

In allen Städten Italiens, besonders in jenen, wo Juden sich aufhielten, wurden von nun an diese „Berge der Frömmigkeit“, diese christlichen Leihhäuser zum Schutze des armen Volkes gegen Wucherer errichtet*).

Bernardino, der mehr für seine Zeit und für kommende Jahrhunderte in Italien geleistet hat, als hundert deutsche Professoren der National-Oekonomie, wird seither abgebildet mit einem Monte di Pietà in der Hand und der Umschrift: »Curam illius habe!« Luk. 10, 35. Es sind dies die Worte, welche der barmherzige Sama-

---

*) Interessant ist, daß der Wucher in jener Zeit in Zahlen ausgedrückt, wenn er sich auf 20 Prozente belief, schon ungeheuer genannt wurde. — Beim Monte di Pietà wurden 5 Prozente verlangt zur Unterhaltung des Instituts; — ein Anlehen unter 30 Solidos war zinsfrei.

ritan zu dem Wirthe sprach, als er ihm die Pflege des auf dem Wege nach Jericho unter die Räuber gefallenen, halberschlagenen Mannes an's Herz gelegt hat: „Pflege seiner!"

Dieses erhabene Wort, auf's arme Volk angewendet, sollte das Motto jeder National-Oekonomie und Volkswirthschaft sein, wenn die Volkswirthschaft nicht mit einem großen Spektakel — abwirthschaften soll! —

Der Adel von Padua leitete selbst in sieben Häusern Padua's das wohlthätige Werk ohne Entgelt. —

Das waren — christliche Credit-Anstalten! —

Man liest in der „Geschichte des Papstes Leo X. von J. M. Audin" über dieses wohlthätige Wirken des Recollecten-Mönches das Folgende:

Mit Begeisterung hörte das Volk Bernardino's Predigten über diejenigen an, von denen er sagte: „daß sie mit Thränen Handel trieben". — Man wähnte, die Zeit der Kreuzzüge sei zurückgekehrt; die vornehmsten Frauen legten ihren Schmuck ab, um neue Leihbanken zu gründen. Das Gold der Israeliten schlief ruhig in ihren Kisten. Die ebenso kluge, als eifrige christliche Liebe kam auf diese Weise den Bedürftigen trostvoll zu Hilfe; sie lieh unglücklichen Arbeitern fast stets ohne Interesse. — Die Juden, von allen Klassen der Gesellschaft gemieden, verließen Italien, um ihre verderbliche Industrie anderswo zu treiben.

Bernardino beabsichtigte, alle italienischen Städte zu durchwandern. Umsonst versuchten es die Juden, diesen Volkserlöser aufzuhalten und ihm alle mögliche Hemmnisse entgegenzusetzen: der Mönch spottete all' der Drohungen dieser Wucherer. In dem Augenblicke, wo er in Aquileja einzog, nahte sich ihm eine Gesandtschaft von Juden und bat flehend den Missionär um die Gnade: „er möchte nicht auf der Kanzel wider sie predigen;" aber der Bruder öffnete die Kirchenthüre, knieete am Fuße des Altars nieder, bestieg dann die Kanzel und erhob sein Lehrwort gewaltig gegen die dem Teufel des Wuchers verkauften Seelen, welche die grausame Aussaugung des armen christlichen Volkes als Gewerbe betreiben. Schon am Abend hatte Aquileja sein Leihhaus, und die Israeliten mußten die Stadt verlassen, um der Steinigung zu entgehen.

Zu Parma besaßen die Juden zweiundzwanzig Bureau's, wo den Christen zu zwanzig Prozent geliehen wurde.

Er gründete auch solche Leihhäuser zu Parma, Montefiore, Assisi, Rimini, Montaguana, Chietri, Narni und Lucca.

Im Jahre 1494 folgte der Tod des Bruders Bernardino di Feltri, dessen Predigten Gottes Huld so sichtbarlich mit den segensreichsten Erfolgen begnadigt hatte. — Kein Mönch wurde je so bitter beweint; das Volk betrachtete ihn als einen „himmlischen Gesandten".

Dreitausend weißgekleidete Kinder, als Symbole des reinen Lebens, das der Bruder auf dieser Erde geführt, wohnten seinem Leichenbegängnisse bei, und jedes trug eine Fahne, in welcher der heiligste Name Jesus und das Bild eines Leihhauses gestickt war. Den süßen Namen „Jesus", den der Volksmann jedesmal zu Anfang und zu Ende seiner Predigten (er hielt deren — 3,600) anrief, verdankte er jene rednerischen Triumphe, auf welchen sein Orden mit Recht so freudvoll hinschaut. — Und doch hatte ihm Gott keinen der äußeren Vorzüge verliehen, welche die Blicke der Zuhörer bestochen; er war so klein, daß er kaum um einen Fuß über die Kanzel hervorsah, „aber", wie der Dichter sagt, „jenen kleinen Gärten glich, die voll süßer Früchte sind."

Keiner hatte bis dahin mit mehr Beredsamkeit das Elend des Volkes geschildert, die Thränen der Armen flehentlicher vor Gott gebracht und das Seufzen der Wittwen und Waisen gefühlvoller dargestellt. — Zudem führte dieser große Prediger selbst das Leben eines Asceten. Er schlief auf Stroh, oder auf einem Steine, fastete mehrmal in der Woche, trank nur Wasser und lag öfters länger, als eine Stunde, im ekstatischen Gebete.

Bald nach seinem Tode rief das Volk ihn als einen Heiligen an, und **Gott** verkündigte durch verschiedene Wunder der dankbaren Nachwelt die Tugenden seines getreuen Dieners.

Aber auch die Welt muß diesem armen Recollecten-Mönche den Titel eines „Wohlthäters der Menschheit" zugestehen, wenn sie anderseits in ihrem Kloster-Hasse den Heiligenschein, der die Stirne dieses Tugendhaften umstrahlt, rauben möchte! —

Schwester Martha von der Barmherzigkeit.

(Aus: Schwester Martha von Dr. Eugery.)

1. Seit den Zeiten des heiligen Vincenzius von Paul, welcher, gedrängt von der Liebe zu Jesus Christus, dem wahrhaft barmherzigen Samariter gegen die sündige Menschheit, zahlreiche Ver-

eine wohlthätiger Frauen und Mädchen für Arme, Kranke und Hilfsbedürftige jeglicher Art mit reichlichstem Segen gegründet hatte, dürfte sich wohl kein weibliches Wesen in christlichen Liebeswerken, den Unglücklichen zugewendet, so ausgezeichnet haben, als Schwester Martha, genannt: „Die gute Soldaten-Mutter“. Aus ihr athmete nur und durch sie wirkte nur die Liebe des Herrn.

Schwester Martha hieß vor ihrem Eintritt in das Kloster Anna Biguet und versah die Geschäfte und Dienste einer Kloster-Pförtnerin. Während der schrecklichen Revolutionszeit aber, und später unter den verschiedenen Regierungswechseln machte sie sich berühmt als Vorsteherin aller frommen Vereine der ehemaligen „barmherzigen Schwestern“ in Frankreich, nun wegen ihrer grauen Kleidung die „grauen Schwestern“ geheißen, durch ihre Pflege und Unterstützung der Unglücklichen, Gefangenen, Verwundeten und Kranken aus allen Nationen.

Nach der Aufhebung der Klöster bestand ihr ganzes Vermögen in einer Pension, in 153 Livres bestehend, dann zu Besançon in einem kleinen Häuschen und Gärtchen, aus welchem sie jedoch einen bedeutenden Gewinn zum Besten der Armen zu ziehen wußte; denn sie bepflanzte es durchweg mit gewöhnlichem Gemüse, und bearbeitete es gemeinschaftlich mit einer treuen Gehilfin, des Namens Beatrix, die ihr in ihren Unternehmungen thatkräftig zur Seite stand. In diesem köstlichen Garten ward kein Fleck unbenutzt gelassen, und sobald von dem Gemüse irgend etwas verwendet werden mußte, dann pflanzte die emsige Wohlthäterin gleich wieder neues Wachsthum an die leere Stelle. In ihrer kleinen Wohnung hatte Schwester Martha einen Kessel angebracht, worin sie fortwährend Suppe für viele Dürftige kochte. —

Im Jahre 1811 beschäftigte sie sich hauptsächlich mit sechshundert spanischen Kriegsgefangenen, die in dem bedauernswürdigsten Zustande der Entblößung und des Elends nach Besançon gebracht wurden. Schwester Martha begehrte Zutritt zu den Gefängnissen und den elenden Löchern, worin man diesen Unglücklichen einen Aufenthalt geboten. Sie fand kein Widerstreben, weil sie wegen ihrer christlichen Barmherzigkeit allgemein bekannt gewesen. Fast unausgesetzt verweilte sie nun dort, und entfernte sich nur, um Hilfe und Labung herbeizuschaffen. Ihre unbegrenzte Menschenliebe machte sie gleichsam erfinderisch; sie ersann immer solche Rettungsmittel, die für das jedesmalige Bedürfniß vollkommen genügten. Durch ihre nie müde Betrübsamkeit gelang es ihr, den drückendsten Mangel zu be-

wältigen und durch ihre Bitten bei den Wohlhabenden besiegte sie zumeist auch die härtesten Herzen.

Von einem Soldaten mit einem Tragkorbe begleitet, wanderte sie selbst umher, um das Nöthige heimzuholen, oder vielmehr — als Almosen einzusammeln, welches gar viel beschwerliche Hin- und Herwege erforderte. Sie ging zu den Gärtnern und zu den Metzgern, und bat um das Schlechteste zur Suppe für die armen Gefangenen, als wie um ein kostbares Geschenk; sogar Knochen und andere Abfälle in den Fleischbänken wußte sie zu verwenden. Da das Brod in zu hohem Preise stand, und doch ein Hauptbedürfniß für die Suppe gewesen, so kaufte sie aus den Gasthäusern und andern großen Haushaltungen die Ueberbleibsel und Brosamen, die sie in ihren Korb lud und nach Hause brachte. Alles erschien in ihren Augen als etwas Hochwerthes, das den Hunger ihrer lieben Gefangenen etwa zu stillen vermochte.

Eben so wohlwollend war Schwester Martha auf die Reinlichkeit unter den armen Kriegsgefangenen bedacht und für öfteres Umwechseln des Strohes, auf welchem sie lagen; auch besorgte sie die Wäsche, wozu ihr leider der nämliche Kessel dienen mußte, worin sie die Suppe kochte. Um ihnen diesen neuen Liebesdienst gewähren zu können, nahm die gute Seele ihre Nächte in Anspruch und entbehrte des Schlafes, dessen sie doch so sehr bedurfte; dann saß sie gleichfalls halbe Nächte hindurch beim Schein der Lampe und besserte die zerlumpten Kleidungsstücke jener Unglücklichen aus.

Wenn ihre Pfleglinge erkrankten, dann steigerte sich Martha's Sorgfalt bis zur Aengstlichkeit, und achtete beim Wohlthun nimmer auch ihr Müdesein. Gar oft sah man sie die Stadt durchwandeln, vom Gefängniß zum Spital, und manchmal führte sie zwei bis drei dieser bleichen Kranken mit sich fort. Der Anblick rührte die Zuschauer bis zu Thränen, wenn sich so der Eine auf ihre Schulter stützte, der Andere ihr am Arme hing, und sie selbst mit ihren Händen dem Dritten unter die Arme griff!

Ganze sechszehn Monate lang besuchte und pflegte sie täglich einen spanischen Offizier, dessen schreckliche Leiden, die in einem Beinfraße bestanden, durch die wirklich engelhafte Sorgfalt dieser würdigen Christusbraut gelindert wurden. — Noch nach seinem Tode wollte sie diesem schwer heimgesuchten und gottergebenen Dulder die Achtung bezeugen, die er ihr eingeflößt; denn auf ihre Einladung begleiteten mehrere seiner Waffenbrüder, Freunde und Nachbarn mit großer Ehrerbietung seinen Leichenzug.

Nicht selten ward diese ehrwürdige Menschentrösterin genöthigt, in aller Bescheidenheit vor den General zu treten und ihm ihre Anliegen vorzutragen. Einst sagte er lächelnd zu ihr: „Schwester Martha, Ihr werdet gewiß sehr betrübt sein, wenn Eure guten Freunde, die Spanier, Euch verlassen werden?“ Und sie antwortete ungesäumt: „„Ja! aber dann kommen meine guten Freunde, die Engländer; denn — alle Unglücklichen sind meine Freunde!““ — Die Wahrheit dieser vortrefflichen Aeußerung wurde so allgemein bekannt, daß der General Oudinot, als er nach der Schlacht von Jena nach Besançon kam, sogleich bei seiner Ankunft fragte: „Wo ist Schwester Martha?“ Als sie vor ihm erschien, sprach er: „Auf dem Schlachtfeld hab' ich Euch zuerst kennen gelernt: dort riefen unsere verwundeten Soldaten: „„Wo ist Schwester Martha? Ach, wäre sie hier, dann wären wir nicht so unglücklich!““

Als endlich ihre Gefangenen weggebracht werden sollten, zeigte sie sich untröstlich; eine Mutter hätte ihre Kinder nicht mehr beweinen können! Nachdem alle Verwendungen und Fürbitten, sie dort zu behalten fruchtlos blieben, so bot sie alle Kräfte auf, um dafür zu sorgen, daß sie vor der Kälte geschützt würden. Um dies zu erzielen, sammelte sie Almosen in der ganzen Stadt, die so reichlich ausfielen, daß am Tage vor der Abreise so viele Kleidungsstücke angeschafft waren, daß mit denselben ein Jeder, nach seinem Bedürfnisse, bedacht werden konnte. Bei diesem Anlasse strahlte die sinnreiche Thätigkeit und die umsichtige Sorgfalt der Schwester Martha in dem hellsten und schönsten Lichte, das da Worte nicht zu schildern vermögen. — Schmerzgebeugt standen die Gefangenen, ihre allerbeste Pflegemutter verlassen zu müssen. Sie beschlossen, mittelst einer Deputation an den Commandanten der Stadt, sich es als eine Gnade zu erbitten: daß Einer aus ihnen, des Namens Gros-Pierre, immer bei ihr bleiben dürfte, um sie in der Ausübung ihrer Werke der Barmherzigkeit zu unterstützen, wenn sie vielleicht bald zu schwach und unvermögend zum Ertragen solcher Mühen sein würde; denn sie zählte bereits zweiundsechszig Jahre ihres Daseins. Allein, und zwar zu ihrem größten Leide, wurde ihnen dieses auf Hochachtung und Dankbarkeit gestützte Gesuch nicht genehmigt. Aller Mittel beraubt, sannen sie nun darauf, wie sie dennoch ihre Erkenntlichkeit gegen sie versichtbaren könnten. Ihr ganzes Besitzthum bestand in einem silbernen Crucifix, und sie beschlossen, es ihr zu spenden, nachdem sie vorher noch in ihrer spanischen Muttersprache in dasselbe die Worte hatten eingraben lassen: „Der Mutter Martha, unserer Wohlthäterin!“ — Nun er-

erhob sich ein heftiger Liebesstreit, und Schwester Martha verweigerte durchaus die Annahme dieses rührenden Geschenkes. Doch die Spanier beharrten in ihrer Absicht, und riefen feierlichst aus: „Wahrlich, Schwester Martha kann das Bild unsers göttlichen Heilandes nicht von sich weisen!" —

Jemand, der am 28. Juli 1814 Besançon betrat, suchte sich die hehre Erquickung zu bereiten, dieses Uebermaß von christlicher Liebe zu sehen, diese Schwester, in welcher die Barmherzigkeit Jesu Christi wahrhaft Gestalt gewonnen. Er sah sie und sprach sie auch. Ihr schlichtes Wesen und der Ausdruck von Ruhe und Frieden, der ihr Aeußeres verklärte, bestätigten vollkommen: daß die Schwester Martha nur lebe, um, ähnlich ihrem göttlichen Meister und Vorbild, im Wohlthun an den unglücklichen Menschen vorüber zu gehen. — Sie war in braunes Zeug gekleidet, trug eine blaue Schürze und eine Bauernhaube. Wenn man ihr diesen geringfügigen Anzug vorwarf, dann antwortete sie: „Ist es nicht besser, die Spitzen in den Fleischtopf zu werfen?" —

Die ehemalige Prophezeiung der Schwester Martha ging gleichfalls in Erfüllung. Es kamen zwar nicht allein die Brüder Engländer, sondern auch die Brüder — Russen, Preußen, Oesterreicher, Polen, Italiener; und als der Krieg sich über Frankreich wälzte, auch die Brüder Franzosen. — Man hat berechnet, daß sie in elf Monaten an dreißigtausend französischen Soldaten und fremden Gefangenen liebende Mutterstelle vertreten habe. Darum wurde auch ihr Name in allen Sprachen mit Segen genannt und sie als die „gute Soldaten-Mutter" gepriesen.

Ein Wohlthäter schickte ihr als Beitrag zur Verpflegung dieser neuen Kriegsgefangenen einen Louisd'or, und bedauerte zugleich, daß die Gabe so gering sei, und bat, dieselbe nicht verschmähen zu wollen. Schwester Martha dankte herzlichst in einem Briefe und äußerte: „„man möge sich nicht beunruhigen, daß das Ueberschickte zu wenig sei,"" und versicherte: „„daß auch diese Gefangenen so gut und noch besser verpflegt werden sollten, als die ersten.""

In einem andern Briefe (1814) erzählte sie, daß ein gefangener russischer Soldat, den sie schon einmal nach der Schlacht bei Zürich (1799) verpflegt hatte, sie alsbald wieder erkannt habe. „„Ich bin gerührt,"" schrieb sie, „„über die Bezeigung seiner Dankbarkeit! — Welche Wonne würde es mir bereiten, wenn ich einem Jedem dieser russischen Soldaten ein Hemd und das Bild des heiligen Nikolaus geben könnte. Ich weiß, wie sehr sie diesen Heiligen lieben.

Wir haben schon Hemde und Beinkleider an die armen Gefangenen ausgetheilt. Man verlangt noch mehr, aber wir vermögen es nicht; doch Gott wird helfen! Ich übe mich, das kleine russische Wörterbuch zu lernen; und wenn ich den Soldaten auch nur einige Worte in ihrer Sprache zurufe, dann lächeln sie freundlich und reichen mir die Hand. Sie glauben nicht, wie gut und dankbar diese Menschen sind!““

2. Es wurde bereits des schönen Zuges der Dankbarkeit der spanischen Gefangenen gegen die edelmüthige Schwester Martha erwähnt.

Eine ähnliche Bezeigung ihrer Dankbarkeit haben die englischen, russischen, österreichischen, polnischen und italienischen Kriegsgefangenen, die der Krieg des Kaisers Napoleon I. mit allen diesen Nationen führte, nach Besançon führte, und deren sich die unvergleichliche Schwester Martha nach ihrem gewohnten Mitleid und ihrer Barmherzigkeit mit aller Sorgfalt annahm, durch ein merkwürdiges Fest, welches sie — ihr zu Ehren — am 18. April 1814 mit ganz besonderer Rührung feierten.

Sie führten nämlich ihre treue Pflegemutter in den großen Hof des militärischen Gefangnen-Hauses, wo sie von mehreren wohlthätigen Personen der Stadt, welche man dazu eingeladen, empfangen wurde. Sie mußte sich in einen Armsessel setzen, und um sie her mußten die erbetenen Wohlthäter Platz nehmen. — Dann trat Einer der Gefangenen, ein Franzose, auf, und hielt ihr im Namen aller übrigen Gefangenen eine Rede, aus der wir das Folgende entnehmen, und woraus noch mehrere Züge von der Vortrefflichkeit dieses opferwilligen Weibes hervorgehen.

Der Redner sagte unter Anderem:

„Theure Schwester Martha! Von früher Jugend an waret Ihr dem Klosterleben geweiht! Die Alles erschütternde Revolution entriß Euch Eurer frommen Bestimmung; jedoch nur — damit Eure hehren Tugenden einen weit größeren Wirkungskreis erhielten. Ihr kehrtet zwar nach der Aufhebung der Klöster in das ruhige häusliche Leben zurück; aber Euer rastloser Eifer, den Unglücklichen beizustehen, ließ Euch bald in den Gefangenen einen Gegenstand Eurer Wohlthätigkeit finden. Die Schrecknisse, mit welchen Frankreich damals heimgesucht wurde, und die Gefängnisse mit Menschen jeglichen Alters und jeglichen Standes angefüllt wurden, entfernten das Mitleid und die Menschlichkeit aus diesen düstern Behausungen; nur Eure gottesfürchtige Tugend weihte Euch zum Dienste dieser Unglücklichen!

Als der auf allen Seiten ausgebrochene Krieg Personen von jedem Range, Krieger der verschiedensten Machthaber, den Kerkern überlieferte, da waret Ihr es wieder, die, gedrängt von der Liebe Jesu Christi, in diese traurigen Wohnungen getrieben wurde, um den Einen hilfreich zu unterstützen, dem Andern die Wunden zu verbinden, und Diejenigen, welche ihre Blöße nicht mehr bedecken konnten, mit Kleidern zu versehen! Ach, zu welchen schweren Aufopferungen und zu welchen Selbst-Verleugnungen zwang Euch die Macht der Gottes- und Nächstenliebe! Ihr besiegtet mit einer Standhaftigkeit Hemmnisse, die selbst den Tyrannen Bewunderung abnöthigte! Ihr kamet auch Denjenigen zu Hilfe, welche das Gesetz zu ehrlosen Strafen verurtheilt hatte! Und wie wußtet Ihr auch die allerstrengsten Strafen des Militär-Gesetzes von Denjenigen abzuwenden, welche sich gegen dasselbe vergingen! Keine Art von Unglück war von Eurer wohlthätigen Barmherzigkeit ausgeschlossen! Wohin immer der Ruf Eurer Edelthaten gedrungen, da wurden alle Herzen gerührt! — Die Gesellschaft des Ackerbaues, der Künste und des Handels erkannte Euren Tugenden die Ehren-Medaille zu!" — Und von der Rhone bis an den Rhein, von der Tiber bis zur Donau, vom Ocean bis an's Baltische Meer verbreiteten die Krieger, welche sich in unsrer Mitte aufhielten, und von Euern ehrwürdigen Händen gepflegt wurden, die Kunde von Eurer unbegrenzten Menschenliebe!

Aber welche Betrachtung steigt in meiner Seele auf! Wenn Schwester Martha ihr tugendhaftes und mühseliges Leben durchlaufen hat; wenn der Ewige Ihre edle Seele dem Kreise dieses Lebens entrückt, und sie zu sich in den Himmel ruft, um sie in dem Schooße der ewigen Seligkeit die Belohnung Ihrer Barmherzigkeit genießen zu lassen: — ach! — wer wird uns dann erquicken? welche tiefste Trauer wird ihren Flor über unsere düstern Wohnungen ausbreiten! Unsre wehmuthvollen Blicke werden den unersetzlichen Verlust unsrer guten Schwester Martha ankündigen; und wer an dem Grabe, das Ihre sterbliche Hülle umschließt, vorübergeht, wird mit religiöser Ehrfurcht sich vor ihrem Staube neigen, und die Unglücklichen beweinen, die nun an Ihr keine Stütze mehr haben!

Noch lange bleibe dieser höchst traurige Zeitpunkt entfernt! — Wir wollen uns Alle vor dem Ewigen niederwerfen, und Ihn anrufen: daß Er Euch Gesundheit verleihe, und Eure Tage verlängere, die ja so kostbar für die leidende Menschheit sind! — Der größte Theil dieser meiner Mitgefangenen versteht zwar nicht die Worte meiner

Stimme; aber sehet, theure Schwester, ihre Blicke, ihre Mienen, ihre Geberden prägen dieselben Empfindungen aus; denn — die Dankbarkeit ist die Sprache aller Nationen! Sehet doch nur, wie das Frohsein und die Heiterkeit aus allen Gesichtern heute spricht, und wie aller Trübsinn und finsterer Kummer verschwindet, da Ihr in diesem Kreise erscheinet!

O meine lieben Landsleute, die ihr euch in der Gefangenschaft der feindlichen Mächte befindet: wie würden eure Herzen bewegt werden, wenn ihr in diesem Augenblicke Zeugen unsrer Dankbarkeit gegen die Hochachtungswürdigste der Frauen wäret! Gewiß möchtet ihr gerne an unsrer Stelle sein: ach, wie beklag' ich euch! Verwiesen bis an die äußersten Grenzen Europa's, in die kalten Zonen Sibiriens, wie in die heißen Himmelsstriche der mittäglichen Länder: wie werdet ihr da die Schwester Martha vermissen! — Gottes Huld verleihe euch andere Hilfe!

O theure Schwester Martha, die Ihr unter den schwersten Umständen, da die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens in unsrer Stadt in Anspruch genommen waren und der Hunger bereits erschien, dennoch nicht betroffen wurdet, und mit der Aufopferung Eurer Gesundheit und Ruhe Euren armen Gefangenen Hilfe und Erquickung zu verschaffen wußtet! — O fahret fort in Euern segensvollen Beschäftigungen, den Unglücklichen beizustehen, auch unter den glücklichen Vorbedeutungen, die Frankreich, da Friede und Ruhe, die so lange aus unserm Vaterlande verbannt gewesen, nun wieder kehren!" —

Der Redner schwieg; allgemeine Stille waltete. — Da trat aus dem Kreise der Festgenossen ein sechsjähriges Kind, als Symbol der Unschuld, hervor, nahte sich schüchtern der Schwester Martha und bekränzte sie.

Nun erhob sich ein Sturm des Jubels und des Frohlockens unter Händeklatschen; von allen Seiten drängten sich die Freunde heran, sowie auch die Gefangenen und Kranken, — um ihrer fünfundsechszigjährigen Mutter der Barmherzigkeit — ihre innigste Liebe, Verehrung und Dankbarkeit zu bezeigen. — Sie umarmten sie herzlichst und küßten ihr die Hände, ja selbst die Kleider.

Nachdem Jedermann dem Ausdrucke seiner Empfindungen freien Lauf gelassen, beschlossen die Gefangenen, eine schriftliche Urkunde, in zweifacher Ausfertigung, über diese Festlichkeit aufzunehmen, und das eine Exemplar derselben ihrer so verdienstvollen Pflegemutter zu übergeben, und das andere in dem Archive des Gefangnen-Hauses zum ewigen Gedächtnisse der verehrungswürdigsten christlichen Wohlthäterin

niederzulegen. Sämmtliche Gefangene und auch der Aufseher des Hauses unterschrieben diese Urkunde der erkenntlichsten Liebe und dankbarsten Verehrung.

3. Aber auch von Kaisers- und Königs-Thronen herab wurden huldvollst der Schwester Martha die ausgezeichnetsten Anerkennungen für ihr hochherziges Wirken geboten.

In Paris ward Schwester Martha auf eine ganz eigenthümliche Weise von dem Könige von Frankreich, Ludwig XVIII., geehrt; denn es widerfuhr ihr: daß der Graf von Artois den König ihr vorstellte und nicht sie dem Könige. Der Monarch ließ sie näher treten und umarmte sie mit den Worten: „Schwester Martha, ich habe in fremdem Lande von Euch reden gehört, und will Euch einen besonderen Beweis meiner Hochachtung geben!“ — In demselben Augenblicke hing ihr der König den Orden des Sanct Ludwigs-Kreuzes um, und befahl dem Kriegsminister, ein eigenes Ehrenzeichen für sie noch verfertigen zu lassen. Auf demselben las man auf der einen Seite die Inschrift: „Huldigung der Tugend“ und auf der andern: „Der Kriegsminister der Schwester Martha.“ — Außerdem begleitete der König dieses Geschenk noch mit einer Anweisung von zwölftausend Franken jährlicher Pension aus seiner Privatkasse, welche die barmherzige Samariterin auch dankbar annahm, und zwar — zum Verwenden für ihre Brüder, die Armen.

Monsieur gab ihr einen Lilien-Orden, reich mit Diamanten besetzt, und Madame, die Herzogin von Angouleme, reichte ihr das Bildniß des Königs in einem Medaillon, das sie selbst am Halse trug, und hing es eigenhändig der Schwester Martha um.

Der Kaiser von Rußland, Alexander, wollte während seines ersten Aufenthalts in Paris die Schwester Martha sehen, und küßte sie wiederholt auf die Stirne, und reichte ihr den großen Russischen Orden und hing ihn gleichfalls eigenhändig ihr um.

Der Kaiser von Oesterreich, Franz I., und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, erzeigten persönlich ihr dieselbe Ehre.

Auch mehrere andere Fürsten übersandten ihr ihre Ordens-Insignien, so daß Schwester Martha zuletzt zwölf Ordens-Decorationen besaß. Und ihr Ruf ward so volksthümlich, daß die Abbildung ihrer Person in den berühmtesten Wachsfiguren-Cabinetten aufgestellt zu werden pflegte. Immer standen zahlreiche Bewunderer vor der rührenden Wachsfigur dieser barmherzigen Schwester und erzählten unter allgemeinem Staunen der Zuschauer ihre Großthaten.

Als sie der Kaiser Alexander bei seiner Durchreise durch Dijon zum zweiten Male zu sehen wünschte, ging ihr dieser so menschenfreundliche Fürst entgegen, nahm sie bei der Hand und sagte zu den Umstehenden: „Sehet hier ein Weib, das den Unglücklichen aus den vier Welttheilen Hilfe gespendet hat!“ Und indem er sich zu ihr hinwendete, sprach er mit der huldvollsten Herablassung und Theilnahme: „Schwester Martha, kommen Sie mit mir; ich will für Sie sorgen! Ich bin es auch, der Ihnen die Geldsummen gesendet, welche Sie aus der Schweiz her empfingen, und deren Geber Ihnen bisher unbekannt blieb!“ Allein Martha erwiederte in aller Bescheidenheit: „„daß sie ihr Vaterland nicht verlassen könne.““ — Dasselbe Ansinnen äußerte ihr Friedrich Wilhelm, der König von Preußen, und unterhielt deshalb mit ihr einen lebhaften Briefwechsel; doch sie ließ sich auch von den glänzenden Verheißungen des Königs nicht besiegen; sie blieb in Frankreich zum Wohle der Unglücklichen ihres Vaterlandes, nachdem sie keine Unglücklichen aus dem Auslande mehr zu verpflegen hatte.

Man hat berechnet, daß die berühmte Schwester Martha von Besançon in weniger als elf Monaten an mehr als dreißigtausend französische Soldaten oder fremden Kriegsgefangenen — Mutterstelle vertreten hat, und daß sie deren oft viertausend auf Ein Mal verpflegte, von denen sie sogar eine große Menge, jeder Gefahr Trotz bietend, auf dem Schlachtfelde besuchte. — Die Dankbarkeit so vieler durch sie verpflegter und geretteter Unglücklichen aus allen Ländern Europa's hat ihr daher, wie bereits angedeutet worden, den gemüthlichen Namen: **„Die gute Soldaten-Mutter“** verliehen.

Vierzehn Tage vor ihrem Tode hat der Kaiser von Rußland*) ihr eine Geldsumme zukommen lassen, damit sie während ihres Krankseins sich gütlich pflegen möchte. — Zwei Tage vor ihrem Hinscheiden sandte ihr der König von Preußen noch als ein Zeichen seines besondern Wohlwollens die goldene Medaille, geprägt auf die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit Elisabeth, der Tochter des Königs von Bayern.

Die gute Soldaten-Mutter, Schwester Martha, ging endlich heim, zu ihrem gnadenreichen Erlöser und Seligmacher Jesus Christus, den sie ihr Lebenlang geliebt und gepflegt hatte, am 29.

*) Die Kaiser von Rußland und Oesterreich haben Martha's Neffen, dem Maler Biguet, die Nachfolge in den Besitz aller Ehrenzeichen nach ihrem Tode zugesichert, weil er so glücklich war, einige edle Handlungen mit seiner ehrwürdigen Tante zu theilen.

März 1824, in ihrem fünfundsiebenzigsten Lebensjahre — allbewundert, allbeweint und allgesegnet.

„Ach, wäre nur Schwester Martha da!“ — rufen wohl auch jetzt noch viele Tausende von schwerheimgesuchten Duldern, Armen, Gefangenen und Kranken, die von jener gottinnigen barmherzigen Schwester Kunde erhalten; Gott aber, der allbarmherzige Vater, sorgt dafür, daß ein Beispiel solch' hehrer Art immer fortwirket und neue Martha-Seelen auferweckt, wie er dafür gesorgt hat, daß das Blut der heiligen Martyrer der kostbare Same der Christenheit geworden ist! Die christliche Liebe und ihre Barmherzigkeit kann ja hienieden nimmer erlöschen, so lange es wahre Jünger des Herrn geben wird, denen er die trostvolle Verheißung gab: „Sehet, ich bin bei euch alle Tage, bis an das Ende der Welt!“

Ein Bettelmönch aus unsern Tagen.

(Aus: Ermländischer Hauskalender von Julius Pohl.)

Antonius Crispinus Florentini, weit berühmt unter dem Kloster-Namen Pater Theodosius, wurde am 23. Mai 1808 zu Münster (Kanton Graubünden) in der Schweiz geboren. Seine Eltern waren einfache Bauersleute.

In dem achten Jahre seines Lebens kam er in's benachbarte Taufers, um deutsch zu lernen, da seine Muttersprache die romanische gewesen. — Danach begann er seine Studien in Stans, wo sein Bruder im Kloster der Kapuziner als Professor wirkte. Nach der Vollendung des philosophischen Cursus wollte er seinen Bruder im Kapuziner-Kloster Baden, Kantons Aargau, wohin derselbe inzwischen versetzt war, besuchen, doch fand er ihn nicht mehr im Leben.

An dessen Grabe faßte er den Entschluß, den theuern Dahingeschiedenen in dem Orden zu ersetzen und Kapuziner zu werden. In Sitten, Kantons Wallis, trat er in das Noviziat, wo er manche Aufwallungen seines heftigen jugendlichen Temperaments, das die Fesseln des Klosterlebens nicht leicht ertrug, zu bekämpfen hatte und zu besiegen wußte. Daselbst studirte er auch Theologie. — Alsdann oblag er dem Lehramt in dem Kloster Baden. — Er war Guardian dieses Klosters geworden, als im Jahre 1841 die Aufhebung der Klöster im Kanton Aargau erfolgte. Dieser Akt der Gewalt empörte

sein Rechtsgefühl dermaßen, daß ihm das Stillschweigen unmöglich ward. Offen trat er in feuriger Rede gegen die Gewalthaber auf, welche sich an den Rechten der Minderheit vergingen. Als Folge geschah's, daß er in contumaciam zu vierjähriger Haft und zu ewiger Landes-Verweisung verurtheilt wurde.

Der Geächtete fand Zuflucht in den Klöstern Altorf und Stans, und an diesen beiden Orten machte er sich in hohem Grade um die Hebung der Volksschulen verdient.

Schon in Baden reifte in ihm der Gedanke, daß vorzüglich für die Erziehung des weiblichen Geschlechts, für die Heranbildung tüchtiger Hausmütter mehr geschehen müsse. Schon damals wollte er für diesen Zweck eine religiöse Frauen-Genossenschaft gründen. Und wirklich kam dieselbe auch zu Stande, und das erste Mutterhaus sah man in Menzingen (Kanton Zug) eröffnet. — Ein zweites gründete er in Ingenbohl (Schwyz), das gegenwärtig 272 Schwestern zählt, die nicht allein für die Schule, sondern auch für das Kranken- und Armenwesen herangezogen werden.

Im Jahre 1847 ward er als Superior, d. h. als katholischer Seelsorger nach Chur versetzt. Nun entfaltete sich sein Genie und seine Arbeitskraft in immer mehr überraschender Weise. Zuerst vollführte er eine zweckmäßigere Gottesdienst-Ordnung in der neu hergestellten Domkirche. Gleichzeitig erneute er zu gedeihlichen Erfolgen die katholische Volksschule und baute das großartige Hospital zum heiligen Kreuz, in welchem der Orden der barmherzigen Schwestern zum heiligen Kreuz seinen Sitz hat. — Hierdurch schon allein erwarb er sich ausgezeichnete Verdienste, und er konnte jetzt schon an seine Stelle von weitausgreifenden Unternehmungen ehrenvoll rasten.

Aber dem Pater Theodosius war nichts verhaßter als die Ruhe; unaufhaltsam trieb ihn ein wunderbares Feuer von einem Unternehmen zum andern. — In Schwyz stand seit 1847 das Jesuiten-Colleg leer. Er wollte nun in den allerdings kläglichen Gebäulichkeiten eine großartige Lehranstalt für die katholische Schweiz gründen. Was unmöglich schien, hat der arme Pater ausgeführt. Heute nun erhebt sich in Schwyz ein stolzes Bauwerk, in dessen Mauern eine köstliche Schulanstalt blüht, die von 300 Studenten besucht wird. Für diese Anstalt hat er in neun Jahren: zweimalhundert und sechszigtausend Franken gesammelt, ungeachtet er gleichzeitig nach vielen andern Seiten auch noch helfen und sorgen mußte.

Theodosius kannte und verstand unsre Zeit wie Wenige. Seinem Scharfblick entging nicht das moderne Fabrik- und Industrie-

Wesen. — Er glaubte, daß die Kirche berufen sei, auch diese Seite menschlicher Thätigkeit, auf welcher so viel Fluch liegt, zu segnen. So kaufte, baute und richtete er Webereien, Spinnereien und Buchdruckereien ein, nicht nur in der Schweiz, selbst in Böhmen. Doch wurde er nicht Fabrikant, um sich zum reichen Manne zu machen, sondern einzig: um verwahrloste Kinder zu Arbeit und sittlichem Lebenswandel zu erziehen.

Ueber diese Seite seiner Wirksamkeit hat er sich 1863 auf der Generalversammlung der katholischen Vereine ungefähr in der folgenden Weise ausgesprochen:

„Ich bin ein Mönch, und zwar einer von Denen, die man Bettelmönche nennt; doch habe ich, mit Gottes Hilfe, drei Fabriken eingerichtet, und bin also ein fabrikbesitzender Bettler. — Wie das zugegangen ist? — Ich dachte, die Fabriken könnten auch zu Anderem nützen, als nur Einem die Taschen mit Geld zu füllen. — So fragte ich demnach einen Fabrikanten: „wie viel er verdiene? ich wolle auch eine Fabrik errichten." Er antwortete: „„Zwanzig Procent!"" — Gut, dachte ich; und begann bei'm Mutterhaus der barmherzigen Schwestern zu Ingenbohl eine Tuchweberei einzurichten, zu der später noch eine Buchdruckerei und Buchbinderei gekommen. Das Geschäft ging gut und von dem Reinertrag werden 36 Kinder unterhalten und gepflegt an Leib und Seele. Mit dem zwölften Jahre treten sie in die Fabrik und bleiben darin bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Jahre. Sie besuchen die Sonntagsschule und die Mädchen erhalten noch besonders Unterricht in weiblichen Arbeiten. Kost und Kleidung verdienen sie durch ihre Arbeit, und mancher Zögling hat bei seinem Austritt schon bis 300 Franken ersparten Verdienst im Besitze. — Dieser Anfang machte mir Muth. Eichen und Mönche sollen ja nie aussterben! — Sind in früherer Zeit so viele Klöster=Fabriken geworden, warum sollen nicht auch einmal Fabriken=Klöster werden? — In jener Zeit kam ich in's Böhmische und hörte dort: daß in Oberleitendorf bei Teplitz eine Fabrik in's Stocken gerathen sei. Man fragte mich auch: „„ob ich damit etwas anzufangen wisse?"" — Ich wollte mir die Sache überlegen und reiste weiter. Mit einem Male wird mir nachtelegraphirt: „„Wenn ich nicht gleich kaufe, so kauft ein Anderer!"" — Ich hatte keinen Groschen Geld und die Fabrik sollte hunderttausend Gulden kosten. — Doch habe ich im Vertrauen auf Gott zugeschlagen und fünfundzwanzigtausend Gulden bald bezahlen können und zahle seitdem jährlich fünftausend Gulden ab, bis die Schuld getilgt sein wird. —

Aber wie geht nun die Sache? — Das ist eine andere Frage! — Weil die Fabrik-Direktoren kostspielige Leute sind und 1500—2000 Thaler Gehalt verlangen, habe ich die barmherzigen Schwestern hingeschickt. Jetzt sind zehn dort: Eine hat die Oberaufsicht, die Zweite und Dritte leiten das Comptoir und führen die Buchhaltung und Correspondenzen, die Vierte und Fünfte überwachen die Säle. Unter ihnen stehen verschiedene sachverständige Unterbeamte und Arbeiter. — Und wie geht es nun? — Erst um 6, nicht schon um 5 Uhr am Morgen, erscheinen die Arbeiter im Betsaale zum Morgengebet und Engel des Herrn. Dann wird bis elf Uhr gearbeitet, während ein paar Schwestern ab und zu gehen und auf Beachtung der Hausordnung halten. Um elf Uhr kurzes gemeinschaftliches Gebet, wonach die Arbeiter nach Hause zum Mittagessen gehen. Um 1 Uhr wird die Arbeit fortgesetzt und um 7 Uhr Abends mit Gebet geschlossen. Aufgenommen wird Keiner, der nicht schon christlich ist, oder es zu werden verspricht. Keiner wird behalten, der sich auch nur unsittliche Reden erlaubt, oder an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst versäumt. — Der Erfolg aber ist der, daß wir (freilich erst nach sehr großen Mühen und Sorgen) bei'm dritten Jahres-Abschluß einen Ueberschuß von 6000 Thalern hatten. — Außerdem ist Folgendes erreicht: 1) Täglich haben 124 Arbeiter Beschäftigung, christliche Behandlung und guten Lohn. 2) Es sind größtentheils auf Kosten der Fabrik drei Schwestern als Lehrerinnen an der Gemeinde-Schule thätig. 3) Für die Arbeiter ist eine Krankenanstalt eingerichtet, in der sie Alles unentgeltlich erhalten. 4) Die Schwestern haben sich auch der Kinderpflege in Privathäusern unterzogen. 5) Eine Waisen-Anstalt wird noch begründet, in welcher vorläufig zwölf Kinder ganz unentgeltlich ihre Pflege erhalten sollen."

Noch von andern, damals erst in der Einrichtung begriffenen Fabriken sprach der Pater, und schloß dann:

„Damit ist der Beweis geliefert, daß die Errichtung von Fabriken unter klösterlicher Leitung nicht nur möglich, sondern für die arbeitenden Klassen vom höchsten Segen ist. Thue also auf diesem Felde ein Jeder, was in seinen Kräften steht! Die soziale Frage, namentlich die Arbeiterfrage, erhebt sich klaffend vor uns und droht die menschliche Gesellschaft zu verschlingen. Da dürfen wir nicht müßig zusehen und es bei leeren Wünschen bewenden lassen! Hat ein Bettelmönch etwas zu Stande gebracht, wie bereits erzählt worden: um wie viel mehr wird es den Reichen gelingen, wenn sie ernstlich Hand anlegen! Jeder wirke in seinem Kreise; bilden wir

Associationen; so klein sie anfänglich sind, sie werden wachsen! Sammeln wir geringfügige Capitalien, vielleicht sogar aus den Zuschüssen der Arbeiter, der Gesellen, der Meister oder wie immer; aber fangen wir nur einmal an! Der Same wird schon aufgehen und Frucht bringen! — Wo der christliche Glaube im Vereine mit der christlichen Gottes- und Nächstenliebe wirksam ist, da kann auch Gottes Segen nicht fehlen! — Lassen wir es unsere heilige Sorge sein, das geistige und leibliche Wohl der arbeitenden Klassen, damit durch uns gelobt werde unser Aller Meister — Jesus Christus — jetzt und in Ewigkeit! Amen."

So sprach damals in Frankfurt am Main der schweizer Bettelmönch — Theodosius!

Sein ferneres Leben ist eine beständige Auslegung jener Worte geblieben. — Unermüdlich als Fabrikant, als Bauherr, als Armen- und Waisen-Vater, als Almosen-Sammler durchzog er Tag und Nacht bei Wind und Wetter die Lande. Nebenbei war er noch thätig als Prediger und Missionär, wie auch als Herausgeber vieler Schul- und Erbauungsbücher. Hatte er heute Abend ein wichtiges Geschäft in St. Gallen zum Abschlusse gebracht, so stand er morgen schon als Festprediger auf der Kanzel zu Bern. Seine Beweglichkeit und Allseitigkeit erregte oft das Staunen der größten Kaufleute. Jeden Gegenstand faßte er mit solcher Gründlichkeit und Schärfe der Einsicht auf, als sei derselbe allein seine Lebensaufgabe. Er erwies sich als einen fast allseitigen Geist — voll schöpferischer Kraft.

Pater Theodosius war ein stark gebauter, kräftiger Mann. Blitzende Augen blickten scharf unter den grauen Brauen hervor. Aus dem breiten Munde mit schmalen festgeschlossenen Lippen sprach Thatkraft und Willensstärke. Ein weißer Vollbart bis auf die Brust herab und die braune Kutte mit weißem Gurtstricke gaben der ganzen Gestalt etwas Ehrwürdiges und Hohes.

Im Jahre 1858 wurde er Vikar im Kapuzinerkloster in Schwyz, um seiner Lehranstalt nahe zu stehen. Bald ward er aber wieder als Superior nach Chur geschickt, woselbst ihn sein Oheim, der indessen Bischof geworden, zum General-Vikar ernannte. — Eine neue schwere Bürde! — Doch mit den Lasten schienen auch seine Kräfte zu wachsen! —

Allein die menschliche Natur hat ihre Grenzen; auch das Eisen muß der Gewalt des Feuers weichen! — Plötzlich brach er zusammen im vollen Leben, mitten in seiner gottseligen Wirksamkeit. — Auf einer Geschäftsreise in Angelegenheiten eines Kirchenbaues in Gonten

wurde er vom Schlage getroffen. Nach dem Orte Heiden, im Kanton Appenzell, gebracht, starb er daselbst am 15. Februar 1865.

Sein ruhmreiches Denkmal werden seine Stiftungen sein. — Gott wolle aber der Kirche viele Männer schenken, die im Geiste des Kapuziner-Paters Theodosius recht segensreich fortarbeiten! —

Bewährte Frömmigkeit.

(Aus: Lebensbeschreibung der M. Th. C. von Lamourous von Abbé M. Pouget.)

1. Maria Theresia Carolina von Lamourous, genannt die „gute Mutter“, Stifterin und erste Oberin des „Hauses der Frauen vom guten Hirten“ oder „der Barmherzigkeit“ zu Bordeaux, fand, während des Sturmes der ersten Revolution Frankreichs, in Pian einen fast beständig stillen und sichern Hafen der Zuflucht.

Pian ist ein kleines Pfarrdorf des Bezirks Blancfort, vier Meilen von Bordeaux entfernt, auf dem linken Ufer der Garonne gelegen, in der Landschaft Medoc. Es findet sich dort eine wahrhaft einladende friedliche Einsamkeit.

Das Landhaus der Familie Lamourous erhebt sich in der Nähe der Kirche. Dieses Haus mit seiner Vorderseite gegen Osten gekehrt, hat nur ein Erdgeschoß und darüber ein Stockwerk; von da aus sieht man die Thurmspitze von St. Andreas und den Thurm von St. Michael und andere Punkte von Bordeaux. Fräulein Maria Theresia Carolina hatte das alterthümliche Schäferhaus, in einiger Entfernung davon, im Besitz. Dasselbe war ihr bei der Gütertheilung zugefallen, und hatte seine Richtung gegen Süden. Nebenan nnter einer hundertjährigen Eiche sprudelte eine reichliche Quelle und nährte ein kleines Flüßchen, das sich gegen Süden ergoß und ein kleines Gebüsch beständig frisch erhielt, das die Ufer desselben beschattete.

Es ist noch für Alle, die mit Fräulein Lamourous bekannt waren, eine liebliche Erinnerung, sich in den Schatten jener alten Eiche zu setzen, sowie auch an diese Quelle, wo sie selbst gar viel Vergnügen genoß, wenn sie da las, betete oder betrachtete.

Diese Einsamkeit und Stille, die man da genießt, werden nur hie und da unterbrochen vom Gesang und Gezwitscher der Vögel. Die

Häuser der Einwohner sind weit umher zerstreut. Jeder sucht, nach dem Wunsche seines Herzens in der Mitte des von den Vätern ererbten Besitzthums zu wohnen, das er mit eigenen Händen anbaut. Niemand würde glauben, daß er ein Mitglied der Pfarrgemeinde sei, außer wenn er die Kirche derselben besucht. Das Gotteshaus ist die hehre Stätte ihrer Vereinigung. Die Landleute finden da in ihren religiösen Uebungen jenen Trost, der ihnen bei den Anstrengungen ihrer Arbeiten so nothwendig ist, sie finden da eine beständige Quelle der geistigen Erquickung für ihr Herz und ein bewährtes Mittel, unter sich jene heilige Liebe zu erhalten, die aus ihnen gleichsam nur eine einzige Familie bildet.

Während die blutige Schreckens-Regierung in Frankreich das Leben aller Derjenigen bedrohte, die es mit der Religion, auf welche das alte Königthum gegründet und bewahrt worden war, mußte Lamourous für das Leben ihres Vaters sehr besorgt sein, und sie beschloß, sich mit ihm aus Bordeaux auf ihr Landgut zurückzuziehen. Der ehrwürdige alte Herr, dessen Geist noch recht lebendig und regsam gewesen, erhitzte sich immer mehr, als er von den täglichen Ausschweifungen und grausamsten Gewaltthaten der Revolution vernahm; er konnte seinen Unwillen und Zorn nicht in sich verbergen. Und obgleich er in seinen Verdammungs-Urtheilen über die Verbrechen der so gottlosen Zeit laut und unumwunden aussprach, so stieß ihm doch in Pian kein Unglück zu, weil die Landleute von Ehrfurcht gegen seine Tochter ganz eingenommen waren. Ihm gelang es daher, in dieser Einsamkeit auch sein schwer bedrohtes Leben zu retten, was um so sicherer gelang, indem seine liebevolle und wie ein sichtbarer Schutzengel besorgte Tochter ihn von allen Seiten gleichsam abzuschließen suchte.

Fräulein Lamourous stand in innigster Freundschaft mit Frau Lalanne, welche ein Waisenhaus, genannt das „Haus der göttlichen Vorsehung", zu Bordeaux gegründet hatte. Während der schlimmsten Zeit zog sich auch diese edle Wohlthäterin der Armen mit ihrem Gemahl auf ihr Erbgut „Mancamp", nicht weit von Pian gelegen, zurück. Theresia war mit derselben bemüht, einen jener treuen Priester zu erhalten, welche, fest entschlossen um des Seelenheils des Nächsten willen, namentlich — um den Kranken und Sterbenden die Tröstungen der Religion reichen zu können, sich selbst der Lebensgefahr auszusetzen, in diesem Theile Frankreichs noch zurückgeblieben waren.*)

*) Wie bekannt, waren alle jene Geistlichen, die den sogenannten „Civil-Eid" nicht leisteten, ihrer Aemter entsetzt, und konnten alle Augenblicke, vermöge des neu eingeführten Strafgesetzes, deportirt oder auf das

Zu diesem Zwecke hatte sich in einem abgelegenen Theil ihres Hauses, das sie „ihre Einsiedelei nannte“, eine bescheidene Kapelle hergerichtet. In dieselbe kamen nun von Zeit zu Zeit solche ehrwürdige Glaubenshelden, um das hochheilige Meß-Opfer zu verrichten und die treuen Gläubigen mit dem Worte Gottes und der Gnade der heiligen Sakramente zum standhaftesten Beharren auf dem Kreuzwege zu stärken. — Diejenige von den beiden Freundinnen, welche das Glück hatte, einen solchen Priester gerade bei sich zu beherbergen, ließ es alsdann im Stillen der andern wissen, und so ging die mit der so süßen Nachricht Beglückte, in Begleitung eines frommen Landmannes, der in das Geheimniß eingeweiht war, und später im Rufe der Heiligkeit gestorben ist, des Nachts zu der andern.

Der Sturm der Revolution dauerte aber länger, als man anfangs vermuthete. Lamourous beklagte aus dem Grunde ihres Herzens die traurigen Folgen hievon, daß nämlich die Landleute von Pian bald in ein völliges Vergessen der Religions-Wahrheiten verfielen. Ihr Liebeseifer drängte sie, ein Hilfsmittel dagegen zu suchen. Sie ließ mitten in dem Walde, der ihrer Familie gehörte, einen geeigneten Platz zubereiten. Dort versammelte sie, so viel möglich ohne jedes Geräusch, die Frauen und Töchter der Umgegend jeden Sonntag, und ertheilte selbst den Versammelten Religions-Unterricht, und zwar mit jener Geistesfrische und Gemüthlichkeit, die ihr alle Herzen gewann. Auch ließ sie mehrere dieser frommen Landleute allsonntäglich bei sich die heilige Messe hören. Auch dieß gereichte ihr zum Troste, wenn sie dieselben in ihrer friedlichen Einsiedelei versammeln konnte, um mit denselben die Vesper und andere Andachten zu verrichten.

Vorzüglich waren die Kinder der Gegenstand ihrer aufmerksamen Liebe, und sie lehrte dieselben beten und unterrichtete sie im Katechismus. Auf diese Art ersetzte ihr unablässiger Eifer die so peinlich empfundene Entbehrung der Priester.

Gleichfalls nahmen die Kranken während ihres Aufenthaltes in dieser Einsamkeit, wo sie mit Lebensgefahr wie eine heilige Missionärin wirkte, ihre Sorgfalt und Thätigkeit in Anspruch. Sie besuchte dieselben, ermunterte sie und erweckte in ihnen das Verlangen nach den

---

Schaffot gebracht werden; sie konnten aber den „Civil-Eid“ nicht leisten, weil derselbe geradezu dem Papste allen Gehorsam verweigerte. — Die der Kirche und dem Königthum getreuen Priester mußten also entweder aus Frankreich fliehen, oder im Verborgenen sich dort aufhalten.

heiligen Sakramenten, obgleich sie derselben nicht theilhaftig werden konnten ob der Verfolgung der rechtmäßigen Priester. Ja, sie bereitete so andächtig die Kranken und Sterbenden vor, daß sie mit heißester Sehnsucht im Geiste beichteten, communicirten und die heilige Oelung empfingen, und sie hatte die Beruhigung zu sehen, wie viele dieser Landleute mit den lebendigsten und herzlichsten Empfindungen und Bezeugungen der Frömmigkeit, treu dem Glauben ihrer Väter, starben und vor den Richterstuhl Gottes traten.

2. Obschon die bei weitem größere Mehrheit der Einwohner in Pian ihren Glauben bewahrten und in einem sittlichen Wandel bezeugten, so mußte Fräulein Lamourous doch mit Schmerzen manches Aergerniß sehen, und man entweihte sogar die Kirche daselbst. Ein großes Crucifix, das bei der Kanzel aufgestellt gewesen, wurde zerschlagen, und die Stücke bei dem Eingange zu den Weinbergen auseinander geworfen; auch ein steinernes Kreuz, welches da stand, wo zwei Wege sich vereinigten, ward in Stücke zerbrochen, und dieselben wurden gleichfalls zerstreut.

Allabendlich pflegte Lamourous ihren Rosenkranz gerade auf dem Wege dieser zerstörten Kreuze zu verrichten. — Als sie wieder einmal bei schon einbrechender Abenddämmerung an diesen ihren Gebetort kam, und gerade ein kleines Mädchen an der Hand führte, entdeckte das Kind in einiger Entfernung — mitten auf dem Wege — einen ganz unbeweglichen Gegenstand. Das Dunkel, welches ohnedies die Gegenstände vergrößert und entstellt, vorzüglich aber in den Augen furchtsamer Personen dies bewirkt, verursachte also, daß das Kind sich zu fürchten begann, und seine Angst auch zu erkennen gab. Fräulein Lamourous sprach ihm Muth ein, und führte es ungesäumt auf den seltsamen Gegenstand zu, vor dem es sich fürchtete. Aber wie glücklich fühlte sich die gottselige Christin, die ohnehin in jedem Ereignisse die Leitung der Vorsehung erkannte, als sie entdeckte, daß die Erscheinung nichts Anderes war, als der — rechte Arm des Crucifixes, das rohe Fäuste kurze Zeit vorher zerschlagen hatten. Sie fiel auf ihre Kniee nieder, küßte mit Ehrfurcht dieses kostbare Ueberbleibsel, und betete laut in der heiligen Ueberzeugung ihres Glaubens: „Es ist noch nicht Alles verloren, weil der Arm des Herrn noch bei uns verblieben ist!" *)

---

*) Als später der ehrwürdige Vorsteher des Seminars zu Bordeaux, Herr Drivet, — nach der Bewältigung der Revolution, — Pian besuchte, um die Kirche daselbst wieder einzuweihen (d. h. zu reconciliren), da zeigte er dem reumüthigen Volke diesen Arm des zertrümmerten Crucifixes, den

Kurze Zeit nachher gingen die jungen Leute aus eigenem Antriebe nach dem Wege hinaus, wo das steinerne Feldkreuz ehedessen gestanden, um die zerschlagenen Stücke dieses Heiligthums zu sammeln. Sie fanden die einzelnen Theile und legten sie dann, ohne alle und jede Befestigung mit Eisen, übereinander. So wieder hergestellt, blieb doch dies ehrwürdige Zeichen unserer Erlösung ganz ordentlich aufrecht stehen, und zwar noch volle dreißig Jahre hindurch — ohne zu stürzen.

Fräulein Lamourous war nun an einem Sonntage Abends, nach ihrer früheren Gewohnheit, hinausgegangen, um am Fuße jenes wieder aufgestellten Feldkreuzes den Rosenkranz zu beten, als sie eben zwei verlumpte Männer mit trotzigen Mienen gerade auf sie zugehen sah. Sie erschrack nicht wenig in ihrem Innersten; aber sie überwand augenblicklich die ersten Regungen der Angst und redete mit der offensten und wohlwollenden Miene die Fremdlinge an: „Guten Abend, meine Bürger, seien Sie mir willkommen! Sie scheinen sehr müde zu sein! Ich habe einen erquickenden Wein! Wollen Sie nicht in meinem Hause ein wenig rasten?" Die beiden Fremden waren über diese herzliche Ansprache ganz verblüfft, sahen einander an und entgegneten dann eben so freimüthig: „„Fürwahr, Bürgerin, es ist uns sehr erwünscht, zu Euch zu kommen!"" — Sogleich führte Theresia dieselben in ihr Haus; sie besorgte nun für sie den Tisch und den Wein. Beide ließen sich's wohl schmecken. — Nachdem sie sich gesättigt, besprachen sie sich mit leisen Worten gegenseitig. Dann wendete sich Einer von ihnen an die Gastgeberin und sprach: „„Bürgerin, hast Du keine Besorgniß über die Absicht, mit welcher wir hierher gekommen sind?"" — „Nein, meine Freunde! Ihr wollet vielleicht Arbeit suchen?" — „„Armes Fräulein!"" erwiederte derselbe mit einem gewissen Lächeln, „„da nimm und lies!"" — Er zeigte ihr nämlich seine Bevollmächtigung, sie zu verhaften. — „O!" sagte Lamourous, ohne irgend eine Furcht zu verrathen, „ist es nur dies? Gut, wir werden dann morgen mit einander gehen!" — „„Nein,"" antworteten die beiden abgesandten Revolutionsmänner, „„Du bist ein gutes Weib; es wäre doch Schade, Dir ein Leid zuzufügen; wir werden

---

Lamourous mit so großer Freude aufgefunden, und mit solcher Ehrfurcht aufbewahrt hatte, und wiederholte eben jene Worte, die sie damals ausgesprochen hatte: „Es ist noch nicht Alles verloren, weil der Arm des Herrn noch bei uns verblieben ist!" Alsdann befestigte er diesen Arm oben an der Kanzel als ein „Zeichen der Versöhnung Gottes mit den Einwohnern dieses Ortes".

Dich zu vertheidigen wissen!"" — So zogen sie denn auch weiter, und gaben ihr zum Abschied noch die Hand. —

Pater Panetier, ein Carmeliter-Mönch, wurde verhaftet und zum Tode verurtheilt. Als Lamourous dies erfuhr, nahm sie keinen Anstand, sich selbst der Lebensgefahr auszusetzen, indem sie sich bis zu seinem Gefängnisse begab. Dahin ward sie von ihrer mitleidigen Liebe geführt, und sie wollte, wo möglich, diesem Gottesmanne einen Dienst der Barmherzigkeit erweisen, sowie auch aus seinen Heilsworten noch einen Seelengewinn zu ziehen. Bevor sie von ihm scheiden mußte, bat sie ihn noch um seinen priesterlichen Segen. Der heldenmüthige Glaubensbekenner segnete sie dann mit der innigsten Herzlichkeit, und da sie sich nun entfernte, rief er sie noch einmal zurück und sagte: „Erinnern Sie sich an dieses mein letztes Wort: dienen Sie Gott — gleich einem Manne, und nicht nur wie eine Frau." Und Lamourous befolgte diesen Rath; denn sie diente Gott mit jener zarten Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Treue, die ihrem Geschlechte so eigen ist, und sie verband damit auch jenen Muth und jene Kraft, wie sie nur bei heldenmüthigen Männern zu finden sind. —

3. Theresia Lamourous gab auch in Bordeaux, wo sie wieder auf eine kurze Zeit sich aufhielt, mehrere Proben ihrer Fassung und ihres Muthes in schweren Bedrängnissen.

Eine sehr brave christliche Frau daselbst hatte das Unglück, mit einem der wüthendsten Jakobiner verheirathet zu sein. Schon sehr gefährlich krank, wagte sie doch nicht an ihren Mann das Gesuch auszusprechen, daß man ihr einen Priester rufen möchte, und sie befand sich also in der traurigen Nothwendigkeit, ohne die Tröstungen der heiligen Sakramente zu sterben. — Lamourous erfuhr es. — In Begleitung eines Priesters, der auf seiner Brust das Allerheiligste trug, während sie selbst unter ihrem Mantel das heilige Oel, die Stola und das Chorhemd verbarg, eilte sie zu dieser kranken Dulderin, wendete sich geradezu an ihren Mann, und sagte zu ihm: „Höret, Bürger, ich habe erfahren, daß Eure Frau sehr schwer erkrankte. Seid versichert, hier ist ein Herr, der ihr die besten Heilsmittel zu bieten vermag. Eure Frau wird sich dann besser befinden!" Eben so gelang es ihr, auf eine geschickte Weise sich aus dem Krankenzimmer zu entfernen. — Der pflichttreue Priester benützte nun diese Zeit, um der kranken Frau die heiligen Sakramente zu reichen, so zwar, daß der Mann, nachdem er zurückgekehrt, sein Weib ganz ruhig im Gespräche mit demselben und mit der Lamourous antraf. — Der angebliche Arzt wünschte ihr noch eine gute, stille Nacht, und

Fräulein Lamourous empfahl im stillen Gebete die Sterbende der Barmherzigkeit Gottes, der sie auch kurze Zeit hernach aus all' ihrem Wehe hinweg und in ein besseres Leben aufnahm.

Eines Tages wurde Lamourous, die man wegen ihrer Frömmigkeit und edelmüthigen Werke längstens als eine „Königlichgesinnte" im Verdacht hatte, vor das Revolutions-Gericht zu Bourdeaux gestellt und zur Verantwortung gezogen. Sie erschien ganz ruhig und in Gott gefaßt, obschon sie fast mit Gewißheit den Tod zu erwarten hatte.

Der Gerichts-Präsident fragte sie, und sagte zu ihr mit aller Barschheit: „Bürgerin, Du bist angeklagt — vom Adel zu sein, und Priester versteckt zu haben!"

Ohne alles Zaudern und mit der größten Geistesgegenwart antwortete Lamourous: „„Allerdings, Bürger! Aber wollen Sie mir, bevor ich antworte, eine Frage erlauben? — Sagen Sie mir, was ist Das, was man an Ihrer Wange im Gesichte bemerkt?""

„Deine Frage ist seltsam", entgegnete der Präsident, und fuhr fort: „Du siehst es ja, es ist ein Maal!"

„„Aber wie kommt es, daß Sie diesen Flecken an Ihrer Wange haben?""

„Woher dies kommt? Je nun, ich bin so geboren; meine Mutter hat mir dieses Erbtheil geschenkt!"

„„Gut"", versetzte Lamourous, „„auch ich bin so geboren, meine Mutter hat mir dieses Erbtheil des Adels geschenkt!""

Alle Anwesenden lächelten über diese unverwerfliche Selbstvertheidigung und der Präsident verabschiedete sie mit den Worten: „Du kannst gehen, Du bist ein gutes, ehrliches Wesen!" —

4. Es traf sich ein Mal, daß Lamourous bei ihrer Heimkehr von Bordeaux, wohin sie ein zu übendes Werk der Barmherzigkeit gerufen hatte, sich mitten auf einer Haide befand, und da von der Nacht befallen wurde. Es war zur schlimmsten Winterzeit, und sie mußte sich vor den Wölfen fürchten, die in jener Umgegend hausten. Lamourous, immer voll des Glaubens, faßte Muth im Gedanken an ihren heiligen Schutzengel, daß er ihr zur Seite stehen und sie geleiten würde. Sie hatte früher vernommen, daß der Gesang die Wölfe verscheuche, und sie begann nun zu singen. Sie erzählte selbst diese Begebenheit in folgender kindlicher Weise: „Mein kleines Paquet nahm ich auf den Kopf, meine Hand reichte ich dem heiligen Schutzengel, und sang mein Lied, und kam so auch aus dieser Bedrängniß heraus." Sie gelangte wirklich an ein Bauernhaus, wo man mit Freuden ihr die Einkehr gestattete. Ihre Kleider waren ganz durch-

näßt; die Bäuerin gab ihr mit Vergnügen die eigenen, und nachdem sie wieder ausgeruht hatte, machte sie sich im unbeugsamsten Vertrauen auf den Weg und kam glücklich nach Pian. —

Sie liebte gar sehr jedes einfache und unschuldige Vergnügen, und ging daher öfter nach Sonnenuntergang vor ihre einsame Wohnstatt hinaus, um den Frieden der Natur zu genießen, die Schönheit des gestirnten Himmels zu betrachten und Denjenigen zu preisen, der auf das Azurblau des Firmaments die blinkenden Sterne ausgegossen. — Eines Abends war sie eben wieder in's Freie gewandert, um den Rosenkranz im nahen Wäldchen zu beten, und sah, wie ein sehr entschiedener Republikaner gerade auf sie zuging. Sie fühlte sich in allen ihren Gliedern von einem kalten Schauer durchrieselt; doch verließ sie auch dieses Mal ihre Geistesgegenwart nicht. Sie ging, als habe sie Niemanden bemerkt, ihren Weg vorwärts und betete ihren Rosenkranz. Als dann der Jakobiner bei ihr angelangt war, sprach er: „Bürgerin, hast Du vor mir keine Furcht?" — „„Aber,"" antwortete sie, „„mein Verehrtester, warum sollte ich mich vor Euch fürchten? Wäre ich in Gefahr, so würdet Ihr gewiß mir helfen!"" — „Bürgerin, Du hast recht!" erwiederte der Mann der Revolution, denn es schmeichelte ihm, daß diese tugendhafte Seele ihm ein so großes Zutrauen bezeugte.

Aus dem seither Erzählten ist bekannt, daß Fräulein Lamourous während ihres Aufenthaltes zu Pain die heiligen Sakramente nicht so oft empfangen konnte, als ihr frommer Eifer es wünschte. Sie erzählte es selbst später, daß sie mit Schmerzen sechs Monate hindurch weder beichten noch communiciren konnte. Aber ihre erfinderische Frömmigkeit ersetzte auf eigene Weise diesen Mangel an Heilsmitteln, der ihrer Liebe ein wahres Martyrium bereitete. Sie machte es sich zur Gewohnheit, an jedem Samstag-Abend ihre Beicht vor dem Bilde des heiligen Vincentius von Paula abzulegen. Sie warf sich vor demselben nieder, und bekannte reumüthig und mit Aufrichtigkeit alle ihre Fehler. — (Sie erzählte dann lange Zeit hernach, daß sie sich vor diesem Bilde sehr fürchtete und dasselbe auf sie stets einen bewältigenden Eindruck gemacht habe.) — War dies geschehen, so suchte sie am Sonntage geistlicher Weise die heilige Communion zu empfangen, und bereitete sich so andächtig vor, als wenn sie wirklich zum Tische des Herrn hätte gehen können. Der Herr, der stets auf unsere Herzen sieht und unsere aufrichtigen Wünsche belohnt, gab ihr dann auch bei diesen religiösen Uebungen überflüssigen Trost, und verlieh ihr stets

neue Kräfte zum muthigen Ausharren in diesen Zeiten voll allerschwerster Trübsal.

Diese höchst kindliche Andachtsübung gab ihr auch noch eine andere Art in den Sinn, um auf eine gewisse Weise sich das heilige Meß-Opfer zu ersetzen. Da sie nämlich in diesen sturmvollen Zeiten nicht so oft, als sie gerne wollte, dem gnadenreichen Opfer anwohnen konnte, richtete sie in ihrem Hauskirchlein das Meßbuch, die Kerzen und Opferkännchen her, gerade so, als wie man sie zum Altardienste brauchte, und es war für sie schon ein Trost, jene ehrwürdigen Gegenstände, die zur Feier des erhabensten Geheimnisses dienten, vor den Augen zu haben.

Auch hielt sie sich während der so zahlreichen und greuelvollen Hinrichtungen, womit die Revolution ihre Blutherrschaft und Tyrannei zu befestigen suchte, immer zum Tode bereit. Täglich brachte sie Gott das Opfer ihres Lebens dar, und da sie von Stunde zu Stunde erwartete, gleich vielen Andern, unter dem Beile der Guillotine zu fallen, so hatte sie sich schon früher die Haare abgeschnitten, damit nicht die Hand des Henkers ihr diesen Dienst leisten müßte. Ja sie ermuthigte sich selbst zum Ertragen des Fallbeiles, und ging, um sich dieses traurige Rüstzeug näher anzuschauen, indem sie dann mit innigster Rührung daran dachte, als läge sie selbst auf diesem Opferaltar, der da eigentlich aufgerichtet war für Verbrecher zur Versöhnung der durch ihre Missethaten verletzten Gerechtigkeit, aber damals — eine Art Weihe empfangen hatte von der heldenmüthigen Aufopferung Derjenigen, die als eben so viele edle Bekenner des Glaubens vermittelst desselben zum Himmel aufgestiegen sind. Der frommen Jungfrau schien sogar das Schicksal dieser Martyrer beneidenswerth. — Indessen wollte Gott nicht, daß sie dieses Opfer auch wirklich vollbringen sollte, und er gab ihr diese Gesinnungen und Vorbereitungen in ihr Herz, um einst die Krone ihrer himmlischen Verklärung desto herrlicher schmücken zu können. —

5. Aber auch diese schwere Zeit der Heimsuchung Frankreichs-diese Zeit des Unglaubens und des Schwindels, diese Zeit des himmelschreienden Blutdurstes sollte wieder aufhören. — Lamourous verkündete geradezu den guten Einwohnern von Pian, daß die Uebel, welche die herrschende Gottes- und Religions-Verachtung vielfach auch unter ihnen angerichtet hatte, nun bald ihr Ende erreichen werden, und daß sie für die Liebe, welche sie ihr erwiesen, auch belohnt werden würden.

Und es ging wirklich mit dem von Mord und Blut übersättigten Terrorismus zu Ende. — Lamourous befand sich in ihrem Hauskirchlein, die Vesper zu beten. Mehrere Bauern und Bäuerinnen, die beständig der Sonnenhitze ausgesetzt gewesen, suchten eben wegen der brennenden Glut der Jahreszeit ein wenig auszuruhen. In diesem Augenblicke ließ sich ein sehr großer weißer Vogel auf das Haupt eines Kindes nieder, und pickte dasselbe, ohne es zu beschädigen, an den Haaren. Ganz erstaunt und voll Furcht riefen die Anwesenden Fräulein Lamourous herbei. Sie kam, als eben der Vogel wieder davon flog und verschwand. Da sagte das Fräulein zu den Leuten: „Meine Kinder, dieser Vogel kommt mir vor wie ein Bild des heiligen Geistes; derselbe will wieder bei uns einkehren! Gewiß wird bald wieder die Religion in Frankreich hergestellt werden! Und ich verspreche Euch aus Erkenntlichkeit dafür, daß Ihr mir nichts zu Leide gethan, und dies zu thun doch in Eurer Macht gestanden, Euch einmal wieder einen Priester nach meiner Wahl zu verschaffen, um die Altäre unsrer lieben Pfarrei wieder aufzurichten."

Mit dem Ende der Revolution fingen für Frankreich die Tage des innern Friedens wieder zu leuchten an, und die Religion konnte auf's Neue ihre beseligende Macht über die Herzen ausbreiten; die Priester, welche sich vor der Verfolgung hatten flüchten müssen, kamen nach und nach zum Vorschein und konnten ungehindert ihren Liebesdienst ausüben. — Aber Pian, als ein gar zu unansehnlicher Ort, hatte damals (wie schon bemerkt), noch keinen eigenen Seelsorger. — Lamourous suchte deßhalb, so lange sie noch daselbst verweilte, so viel sie konnte, den Mangel eines Priesters zu ersetzen.

Eines Tages im höchsten Sommer erhob sich ein fürchterliches Ungewitter vom Meere her, und kam immer näher gegen Pian. Die Einwohner fingen an zu jammern, und wähnten schon, daß der Hagel in wenigen Augenblicken die Frucht ihrer Arbeit für ein ganzes Jahr zerstören und sie in die größte Noth stürzen würde. Sie begaben sich in aller Eile zu ihrem Fräulein und baten sie, das Unglück abzuwenden. Sie stellte ihnen jedoch vor, sie wisse und vermöge gegen dieses Uebel nichts Anderes, als was auch sie selbst thun könnten; sie versprach ihnen aber, sich in aller Stille in ihre Einsiedelei zurückzuziehen, und den Himmel um Abwendung dieser Strafe zu bitten. Die erschreckten Einwohner nahmen aber keine Entschuldigung an; sie müsse hervorkommen, Gott bitten und das Ungewitter durch Segnen abwenden, und so werde sie ihre Ernte retten. Sie benutzte nun diese

Gelegenheit, denselben einige gerechte Vorwürfe zu machen — über so manche Unordnungen, die in ihrem Orte herrschten, über das sündhafte Leben, das Einige aus ihnen führten, und verkündete, daß dieses Betragen nur den Zorn Gottes und das Unglück über das Land herabziehen müßte. Die Einwohner erkannten auch ihre Fehler, und versprachen sich zu bessern, und fortan ihren guten Lehren mit größerem Fleiße und Gehorsam nachzukommen. — Sogleich nahm Lamourous ein geistliches Ritualbuch, und ging mit den frommen Leuten an einen etwas erhöhten Ort, von wo aus man das Gewitter besser sehen konnte. Noch immer kamen die Wetterwolken näher, und schienen bereitet zu sein, Verheerung und Unglück über die fruchtreiche Ebene von Medoc auszuströmen. Sie öffnete das Buch, las, und betete mit dem lebendigsten Vertrauen auf Gott und mit dem zärtlichsten Mitleiden für die armen Landleute, welche sie umgaben, dieselben Kirchengebete, welche sonst bei derselben Gelegenheit die Priester zu beten pflegen. Sie nahm sich dabei sehr in Acht, alle jene Kreuzzeichen, welche im Buche angemerkt sind, fleißig zu machen; sie that aber Alles bei diesen Segnungen Vorgeschriebene nicht nur mit aller Genauigkeit, sondern auch mit dem größten Eifer. Das Ungewitter aber entlud seine Wuth ganz in der Ferne, und die Einwohner von Pian waren der Ueberzeugung: daß sie die Erhaltung ihrer Früchte der eben so demüthigen als kräftigen Fürbitte zu verdanken hätte, welche Lamourous mit den kirchlichen Gebeten zu Gott emporgeschickt.

Als Lamourous einige Zeit hernach in Bordeaux eintraf, hatte sie Gelegenheit, den Generalvikar, Herrn Boyer, daselbst zu besuchen, um ihm mit aller Aufrichtigkeit ihres schlichten Wesens zu erzählen, wie sie mitten unter den Einwohnern von Pian mit dem Kirchen-Ritual in der Hand ein Ungewitter gesegnet habe. Dieser hochachtbare Geistliche sagte mit einiger Betroffenheit, welche auch das Fräulein etwas erschütterte und besorgt machte: „Aber — warum haben Sie denn das gethan?“ — Lamourous antwortete mit von Furcht bewegter Stimme: „„Hab' ich denn nicht recht gethan?““ — Herr Boyer, der seine Uebereilung bemerkte, und sich selbst Vorwürfe machte, daß er eine so kindlich fromme Seele betrübt habe, da alle ihre Handlungen nur von der lautersten Gottes- und Nächstenliebe ausgingen, sagte dann weiter: „Nein, Fräulein, Sie haben nicht unrecht gehandelt — vermöge der Zeitumstände, in welchen Sie sich befanden, aber für ein anderes Mal wäre das kirchliche Ritualbuch in Ihren Händen in etwas zu viel!“ —

6. Die wenigen, aber hehren Züge der Frömmigkeit, die wir aus dem Leben des Fräuleins Lamourous zu Pian erzählten, bezeichnen auch den Grund, warum die Einwohner daselbst eine so große Achtung und Anhänglichkeit gegen sie bewiesen. Diese guten Gesinnungen hörten aber nicht auf, und verminderten sich nicht, als die Lamourous aus ihrer Mitte schied; und sie betrachteten auch dann noch dieselbe immer als wie einen Schutzengel, den Gott aus Huld und Erbarmen ihnen geschickt, um für ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse zu sorgen.

Zur Besiegelung des Gesagten — mögen hier aus gar vielen nur zwei Ereignisse vorgeführt werden, die sich längere Zeit nach dem Abschiede der edlen Jungfrau von Pian daselbst zugetragen.

Längeres Unwohlsein war die Veranlassung, daß Lamourous in ihren späteren Jahren nicht mehr nach Pian kommen konnte, um dort die reine Luft zu genießen, wie sie es gar wohl gewünscht hätte. — Eine alte Bäuerin ging eines Tages bei der Einsiedelei der Lamourous vorüber, und als sie die Fenster geöffnet sah, vermuthete sie, daß Jemand von der Familie anwesend sein müßte, der ihr über den Gesundheitszustand des Fräuleins Aufschluß geben könnte. Sie ging also hinein, und erkundigte sich mit herzlichster Theilnahme um die Gesundheit der „allgemeinen Mutter aller Unglücklichen jener Gegend"; endlich bat sie, als um eine ausgezeichnete Gunst, um die Erlaubniß, in die Kapelle des Fräuleins eintreten zu dürfen; denn dieselbe war ihr ein ehrwürdiges Heiligthum, wo sie sich an die religiösen Uebungen erinnerte, an denen sie so oft in der Stille Theil genommen hatte, und dasselbe war ihr so ehrwürdig — ob der Frömmigkeit Derjenigen, die daselbst so oft und so inniglich um die Wiederherstellung der Religion und um die Bekehrung ihrer verirrten Mitbürger die allerheiligste Dreifaltigkeit durch die Fürbitte der schmerzhaften Muttergottes angefleht hatte. Man gewährte ihr nun diese Bitte, und sie ging also in das Oratorium. Es war ein erhebendes Schauspiel, zu sehen, mit welcher Andacht dieses Weib ihre Empfindungen an dieser Stätte, die in ihr so viele kostbare Erinnerungen erweckte, offenbarte. Als sie herausging, sprach sie die lautesten Danksagungen, konnte mit ihren einfachen und doch so beredten Worten nicht genug die Frömmigkeit der Lamourous rühmen, und erinnerte sich an jene stürmische Zeit, wo auch sie so glücklich gewesen, einige Mal in dieses Heiligthum zugelassen zu werden, in welchem Gott die frommen Seufzer erhörte und die offenbarsten Segnungen so reichlich spendete. —

Eine andere Bäuerin von Pian wollte von der sorgfältigen Liebe erzählen, mit welcher Lamourous den Sterbenden damals beistand, als noch die stürmende Revolution dieselben des priesterlichen Trostes beraubte; da sagte sie in ihrer einfältigen Sprache zu einer Vorsteherin des Hauses der Barmherzigkeit*), der sie eben in einem Nachbarhause von der Einsiedelei begegnet war: „Euch andere Fräulein kenne ich gar nicht! Wirklich, ich kenne gar keine! Aber seid versichert", fügte sie bei, und zeigte auf ein lithographirtes Portrait der Lamourous, das sich eben in dem kleinen Zimmer dieser Vorsteherin befand, „diese da, die kenne ich! da ist sie ja; ich kenne sie recht gut!" — „„Aber wie kennet Ihr sie denn?"" fragte man die Bäuerin. — „Sie hat ja meinen Vater und meine Mutter zur Beicht gehört!" **) — „„Aber was wollet Ihr denn damit sagen, gutes Weib! Dieses Fräulein hört ja Niemanden zur Beicht!"" — „Es war doch so; sie hat meine Eltern Beicht gehört. Ich habe sie zu denselben kommen sehen, ich selbst, und sie haben gebeichtet: und ich weiß mich zu erinnern, daß mein Vater dem Bruder ein gar zu großes Erbtheil geben wollte; sie hat ihn aber die Erbschaft so einrichten heißen, wie es recht war!"

In Pian und in der Umgegend, wo ihr Andenken noch immer gesegnet ist, hört man die glaubenstreue und barmherzige und muthvolle Lamourous nie anders nennen als das „Fräulein". Und jedes Auge leuchtet in Freuden, wenn von dem „Fräulein" gesprochen wird.

Ergreifende Scenen.

(Aus: Jugenderinnerungen aus der Schreckenszeit der französischen Revolution von Dr. Simon Gabriel Bruté.)

Die Nonne vor dem Blut-Tribunal.

„Der Priester Raul-Bodin und die drei guten Schwestern von La Chapelle St. Aubert sind ergriffen und gestern in die Stadt gebracht worden; heute sollen sie abgeurtheilt werden!"

Dies war die traurige Kunde am Morgen in der Stadt Rennes, und ungefähr um acht oder um neun Uhr sah ich sie unter

*) Das Haus „der Barmherzigkeit" war nämlich jener fromme Frauenverein, den Lamourous zur Rettung gefallener Mädchen gestiftet hatte. —

**) Weil Lamourous den Kranken und Sterbenden in ihrem Wehe christlichen Zuspruch ertheilte, so nahm die treuherzige Bäuerin dieses Liebeswerk für das Beichthören.

unsern Fenstern auf ihrem Wege nach dem Gerichtshofe vorübergehen, gefolgt von dem Pöbel, welcher sie mit dem gewöhnlichen Geschrei: »à la Guillotine!« begleitete.

Ich ging ihnen sogleich nach; und so jung ich war, schlich ich von Platz zu Platz, bis ich so nahe kam, daß ich unmittelbar hinter dem Herrn Raul-Bodin stand, der auf der Anklagebank saß; meine verschlungenen Arme ruhten auf dem Geländer und berührten fast seinen Rücken; die Schwestern saßen auf der Anklagebank gegenüber. Die Richter hatten ihre Sitze auf einer höheren Bühne, ungefähr in gleicher Linie mit den Köpfen der Gefangenen und der Gensd'armen. Als Präsident erschien Bouassier, welcher ein angesehener Advokat von Rennes gewesen und vor dem Ausbruche der Revolution als ein guter, rechtschaffener Mann angesehen wurde; aber er huldigte der Philosophie, die jede göttliche Offenbarung leugnete und galt als ein Deist. Von Natur gutmüthig, ließ er sich allmälig von einem Excesse zum andern fortziehen, oder vielmehr fortstoßen und verblieb dann aus persönlicher Furcht in seiner schrecklichen Stellung.

„Dein Name und Alter?" fragte der Präsident.

„„Raul-Bodin"" antwortete der Priester; „„ich bin siebenzig Jahre alt."" — Noch sehe ich den würdigen Mann, wie er dasaß, von schlankem Wuchse, sehr mager, mit einer kahlen Stirne, ganz grauen Haaren und einem ruhigen, edlen und wahrhaft heiligen Angesichte.

„Dein Stand?"

„„Ein Priester, Pfarrer von La Chapelle St. Aubert.""

„Hast Du den Bürger-Eid abgelegt?"

„„Nein, Bürger.""

„„Warum nicht?""

„„Weil ich es mit meinem Gewissen nicht vereinigen konnte.""

Zwei oder drei kurze Fragen mögen dann noch stattgefunden haben, deren ich mich nicht mehr entsinne; aber ich erinnere mich noch deutlich, daß der gute Alte anfing, zu Gunsten der drei Schwestern zu sprechen, in deren Hause er verhaftet worden war. Er sprach in einer sehr ruhigen, aber rührenden und ausdrucksvollen Weise zu dem Präsidenten und dem Hofe ein paar Minuten lang, bis man ihm wiederholt Stillschweigen gebot. — Der Klang seiner Stimme tönt noch immer in meinen Ohren; seine Worte lauteten, indem er aufgestanden, etwa so:

„„Bürger! Richter! wollet ihr diese armen Frauen hinrichten lassen wegen einer Handlung der Gastfreundschaft, die der

öffentlichen Wohlfahrt so unschädlich, so natürlich und ihres mitleidigen Herzens so würdig war, nachdem ich mehr als zwanzig Jahre ihr Seelsorger gewesen bin? Verschont sie, Bürger! Es geziemt sich besser für die Republik, Gnade zu erweisen!““

„Stille! Sie müssen für sich selbst sprechen! — Stille! Es ist nicht Deines Amtes, das Tribunal zu ihrer Vertheidigung anzureden! — Stille, Bürger!“

Er wurde gezwungen zu schweigen, und setzte sich nieder und blickte nach den armen Schwestern hin, die dann nach einander aufgerufen wurden, ihren Namen und ihr Alter anzugeben und anzuerkennen: „daß sie den Priester kannten und ihm — gegen die Beschlüsse der Nation eine gastfreundliche Zuflucht gewährten.“

Es waren drei ältliche Schwestern zwischen fünfundvierzig und fünfzig Jahren; ihr Aeußeres und ihre Kleidung verrieth, daß sie den höheren Ständen angehörten; ihr Benehmen vor dem Gerichte erwies sich als ruhig und ungezwungen. Sie lebten auf ihrem Landgute zu La Chapelle St. Aubert.

Eine von ihnen war eine Nonne gewesen, wurde aber durch die Decrete des Revolutions-Convents aus ihrem Kloster vertrieben und genöthigt, heimzukehren und bei ihren Schwestern zu leben. — Sie war jetzt gekleidet wie diese und saß als die Letzte in der Reihe auf der Bank und wurde auch zuletzt aufgerufen, zu antworten. — Zu den Erwiederungen, welche ihre Schwestern auf die Fragen der Richter gaben, setzte sie noch hinzu: „Nach meiner Vertreibung aus dem Kloster, dem ich angehört, besaß ich keine Heimath, die mich aufnahm; ich bin darum genöthigt worden, zu meinen Schwestern zurückzukehren und von ihrer Güte zu leben; ich verfalle deßhalb nicht den strengen Bestimmungen des Gesetzes gegen Jene, welche den Priestern Schutz bieten!“

Diese Entschuldigung schien gewiß annehmbar, veranlaßte jedoch keine besondere Berathung bei den Richtern, sondern wurde augenblicklich auf eine gar rohe Weise verworfen: — als ein unzeitiger und nutzloser Versuch, ihre Sache von der ihrer Schwestern zu trennen.

Sie begann nun zum Wohle des greisen, guten Priesters zu sprechen, wie sorgsam er sich ihnen gegenüber bezeigte, wenn gleich als Beichtvater in ernster und strenger Weise; sie fügte hinzu: „wie grausam es sein würde, einen so unschuldigen und heiligen Mann zu tödten, der ja kein Verbrechen begangen habe, dessen ganzes Leben vielmehr damit zugebracht worden wäre, Allen, und namentlich Denjenigen Gutes zu thun, die ja der Republik so ganz besonders

hochwerth seien, den — Sansculotten, den Armen, den Hochbejahrten, den Kindern!"

Es wurde ihr indeß wiederholt befohlen, nicht länger mehr zu reden; aber sie wurde nur um so heftiger, bis man sie zwang, still zu schweigen und der Sache ihren Lauf zu lassen.

Das Verhör dieser vier Personen dauerte nur eine ganz kurze Zeit; es war in der That nur eine leere Formalität, indem der Buchstabe des Blut-Gesetzes ganz bestimmt aussprach: „Jeder Priester, und die ihn beherbergten, sollen innerhalb vierundzwanzig Stunden — nach ihrer Festnehmung — hingerichtet werden."

Der Präsident schritt dann, nachdem er sich kaum einen Augenblick mit den andern Richtern besprochen, zur Anwendung dieses wahrhaft grausamen Gesetzes und fällte das Todesurtheil im Namen der Republik über den Priester Raul-Bodin und die drei Schwestern, welche ihm eine Zuflucht gegeben hatten; auch fügte er hier den sonst noch üblichen Befehl hinzu: „daß alle in dem Hause gefundenen religiösen Gegenstände (die, nach den Worten des Urtheils, das Spielzeug des Fanati genannt wurden) neben dem Schaffote verbrannt werden sollten."

Als das Urtheil gesprochen war, konnte die Nonne ihre Gefühle der Entrüstung nicht mehr zurückhalten. Sie erhob sich muthvoll von ihrem Sitze, riß von ihrer Haube die National-Kokarde (welche selbst die Frauen in dieser scheußlichen Zeit des Wahnsinnes tragen mußten!), trat dieselbe mit den Füßen und richtete abwechselnd an die Richter und an das Volk einige Worte des bittersten Vorwurfes: „Barbarisches Volk", rief sie aus, „unter welchen wilden Nationen ist die **Gastfreundschaft** je zu einem todeswürdigen Verbrechen gemacht worden?"

Ich kann mich jetzt nicht mehr ihrer andern Ausdrücke erinnern; nur das weiß ich noch, daß sie feierlichst an den höhern Richterstuhl Gottes appellirte und seine Strafgerechtigkeit über sie herabrief.

Ihre Schwestern versuchten jedoch, sie zum Schweigen zu bringen. Diejenige, welche ihr zunächst saß, zupfte sie sachte an ihrem Kleide (ich sehe dies jetzt noch!), um ihr zu wehren.

Bald herrschte tiefe Stille, und der Richter hielt, wie es Brauch geworden war, eine beschimpfende Anrede an die Opfer der Glaubens- und Königs-Treue, und namentlich an den Priester, mit scharfen Vorwürfen über ihren Fanatismus, wie er es nannte. — Auch an die Zuschauer wandte er sich mit der feierlichen Erklärung: „daß sie

fest entschlossen seien, die Republik Frankreichs von allen Gefahren zu befreien und die Priester, ihre Mitschuldigen und die von ihnen Verführten zu der nämlichen Strafe zu bringen!" —

Dieser Ausspruch gestaltete sich deßhalb noch zu solcher empörender Abscheulichkeit, weil er gerade von einem Manne kam, welcher, wie der unselig verblendete Bouassier sich einer gesellschaftlichen Stellung erfreut hatte, von der man eine so entsetzenvolle der ehrwürdigsten Dinge und Personen nicht erwartete! —

Die ganze Zeit über war Herr Raul-Bodin mit Beten beschäftigt. — Ich meine, ich könnte noch das halbunterdrückte Murmeln seines Gebets hören, während der Gefängnißwärter oder Scharfrichter (derselbe befand sich ja immer gegenwärtig!) ihm die Handfesseln anlegte und sie so fest schloß, daß der Priester Zeichen des Schmerzes von sich gab und den Mann anblickte, wie wenn er ihn bitten wollte, sie nicht so fest zuzuschrauben.

Auch die Nonne und ihre Schwestern beharrten von jetzt ab nur noch im Gebete; die Erde fügte sie nichts mehr an; ihr kindliches Gottvertrauen athmete selig in dem Himmel schon. —

Was ich bei diesem Auftritte fühlte, weiß ich nicht mehr genau; ich weiß nur, daß meine Empfindungen im Allgemeinen eine Mischung von Abscheu und Mitleid und Bewunderung waren. In dieselben mischte sich aber auch eine Verwünschung des Naturalismus und des Deismus, der in solchen Augenblicken die Bestimmung offen darthat: — die christliche Religion in ganz Frankreich zu vertilgen! —

An demselben Tage wurden diese vier Opfer auf der Guillotine geschlachtet; sie wurden, wie dies so oft der Fall gewesen, nach dem Schaffot aus dem Hause des Tribunals hingeführt, unter dessen Fenstern die gräßliche Blutbühne fortwährend aufgerichtet stand.

Viele Thränen flossen um diese schuldlosen Opfer, und viele Gebete stiegen für ihre Seelenruhe zu dem dreieinigen Gott empor.

Der versöhnliche Pater.

Der hochwürdige Pater Kergaté, aus der Gesellschaft Jesu, lebte im Jahre 1793 zu Rennes, in welchem die grausamsten Verfolgungen gegen die pflichttreuen Priester wütheten.

Die milden Tugenden dieses frommen Priesters sind mir noch im Gedächtnisse, wie mir denn auch sein abgemagertes Gesicht, das da strengste Selbstverleugnung und Abtödtung verkündigte, womit er aber eine Leutseligkeit und Feinheit des Benehmens verband, die den Geist wahrer Heiligkeit anzeigten. —

Der Lärm und die Greuel der Zeiten schienen seinen Frieden nicht zu berühren, obwohl er als Priester nothwendig stets den Tod befürchten mußte. Er konnte die leidenschaftlichen Ausdrücke nicht ertragen, welche fast jede Familie zwischen den vier Wänden gegen die Urheber so vieler schrecklichen Verbrechen und Grausamkeiten vorbrachte. —

„Sprechet doch nicht so!“ pflegte er seinen Freunden zu sagen, wenn sie ihrer Entrüstung in seiner Gegenwart Luft machten. — „Warum so viel Aerger? — Was können sie am Ende uns schaden? — Die äußerste Wirkung ihrer Wuth wird nur sein: daß sie uns um so bälder zu unsrer ewigen Glückseligkeit in den Himmel senden, und unterdessen geben sie uns beständig Gelegenheit, Verdienste zu erwerben, wenn wir nur in unsern Seelen den Geist der Geduld und aufrichtiger Verzeihung sorgfältig nähren wollen! — Müssen wir nicht Unsern Herrn und Heiland nachahmen, der in den Händen seiner Peiniger stille schwieg? — Ja, ihr guten Seelen, sind nicht diese unglücklichen Menschen, über die ihr so strenge urtheilet, mehr ein Gegenstand des Mitleids als ihre Opfer? Denket doch nur an den Zustand ihrer Seelen; in welchem schrecklichen Elend und in welcher Gefahr sie sind, und Euer Zorn wird sich bald in Mitleid und in Thränen wahrer Nächstenliebe verwandeln! — Wenn ihr einem armen Geschöpfe begegnet, ganz bedeckt mit abscheulichen Geschwüren, ist es dann Zorn, was ihr gegen dasselbe empfindet? Würdet ihr die Ruthe ergreifen und mit derselben den armen Elenden schlagen? Wo ist unser Glaube, wenn wir den Zustand der Seele vergessen, das einzig richtige Maß unsrer Gefühle, wenn wir gute Christen sind? Gott verhüte, daß wir die Vortrefflichkeit der Gnaden vergessen, welche uns durch sie geboten werden! Unser einziger Kummer sollte sein, daß diese unglücklichen Wohlthäter ihre eigenen Seelen so sehr der Gefahr aussetzen, während sie die Seligkeit der unsrigen nur beschleunigen und sicher stellen! Mitleid, das allerzärtlichste Mitleid für sie ist unsre Pflicht; alles Uebrige ist unrecht und ein Fehler unsrer schwachen Natur!“

So ungefähr hat dieser gottinnige und menschenfreundliche Priester oft gesprochen. —

Pater Kergaté starb nicht lange nach dem Sturze und der Hinrichtung Robespierre's, als die Verfolgung der Royalisten bereits sehr nachgelassen hatte, aber immer noch grausam genug gegen die Geistlichen wüthete, zumal, wenn sie in der Ausübung ihrer heiligen Verrichtungen ergriffen wurden.

Bis zuletzt hatten die Royalisten reichliche Gelegenheiten, den Rath des guten Paters Kergaté zu befolgen, und es erforderte viele Gnade von Gott und ein starkes Gefühl für die Religion und die christliche Nächstenliebe, sich gegen solche Elende, die alle ihre Greuel sogar noch im Namen der Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt begingen, nicht zu Verwünschungen hinreißen zu lassen.

Und doch hatte der ehrwürdige Pater, in dem Jesus Christus wahrhaft Gestalt gewonnen, recht; denn sobald wir gute Christen sind, dann werden wir von ganzem Herzen unsern Verfolgern verzeihen und für ihre Bekehrung beten. Das Gebet des heiligen Diakons Stephanus, dieses Herzogs aller katholischen Martyrer, hat ja, wie die alten Kirchenväter sagen, den verfolgungssüchtigen Saulus bekehrt: »Si martyr Stephanus non orasset Ecclesia Paulum non haberet!« „Hätte der Martyrer Stephanus nicht gebetet, so besäße die Kirche den Paulus nicht!“

Aus Saulus, dem Stolzen, ist geworden Paulus, der Demüthige! —

Nonnen-Muth.

(Aus: Unter dem Kreuze von Dr. Pelargus.)

Man konnte schon in dem vorigen Jahrhundert — wie heutzutage — die schnöde Behauptung hören: „daß die Klöster eigentlich nur durch Zwang bevölkert würden, daß die Bewohner derselben lediglich Opfer der Verzweiflung seien, und man die Klosterpforten nur aufzumachen brauche, um alle Nonnen eiligst daraus entfliehen zu sehen!“ — Das hatten auch die französischen Revolutionäre dem Volke vorgeschwindelt.

Der Beweis folgt:

An dem Tage nach der Erlassung des Decrets, das die Räumung aller Klöster befahl, sah man in den Promenaden des Palais Royal zu Paris einen Haufen Frauenzimmer in Nonnentracht. Offenbar mußten die Revolutionäre Recht haben, und sie konnten die Klöster jetzt noch grimmiger verleumden, da die besagten Damen eine empörende Unsittlichkeit zur Schau trugen.

Eines Tages werden die Damen Roussillon, welche Geschwister und Nonnen aus demselben Kloster gewesen, vor das Tribunal ge-

rufen; aber Eine aus ihnen wird zum Tode verurtheilt. „Wie, meine Schwester!“ ruft die Andere, „du gehst in's Martyrium ohne mich? Was werde ich auf der Erde thun, in dieser Verbannung, wo du mich zurücklässest ohne dich?“ — „„Verliere den Muth nicht,““ antwortete die Schwester, „„denn dein Opfer wird nur auf kurze Zeit verschoben sein!““ — Diese Prophezeihung traf in der That bald ein. Diejenigen, welche verurtheilt wurden, kehrten nicht mehr in's Gefängniß zurück; man warf sie in einen Hof, „Circus“ genannt, und zwar mit anderen Verurtheilten zusammen. Hier vergaßen die frommen Frauen sich selbst, um für die Anderen zu sorgen. Sie hielten mit Trostworten dieselben aufrecht, ermahnten sie zur Buße und ermuthigten sie zum Gottvertrauen. — Als eines Tages ein zum Tod Verurtheilter in Verzweiflung gerieth, wendete sich eine der Nonnen, die an ihm ihre Belehrungen fruchtlos sieht, zu Gott, bringt eine Stunde im Gebet zu und wird erhört: der Verurtheilte kommt zu sich und geht mit Ergebung und Muth auf das Blutgerüst.

Ungefähr gegen sechs Uhr Abends kündigten der Lärm der Trommeln und die wild verworrenen Rufe: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!“ die nahe Hinrichtung der Verurtheilten an; dann recitirten die überlebenden Klosterfrauen knieend für die verurtheilten Schwestern die Gebete der Sterbenden. Einige Augenblicke darauf, wenn das Blutgericht der Republikaner vollzogen sein mochte, und das Gericht Gottes ihre Gefährten gekrönt hatte, erhoben sie sich, recitirten das Tedeum und den Psalm: »Laudate Dominum omnes genter!« „Ihr Völker alle, lobet den Herrn!“ und ermahnten sich gegenseitig für den Tod unter dem Fallbeile, der am andern Morgen ihrer harrte.

Am 4. Juli begann das Tribunal die Entscheidung über das Loos der zweiundvierzig Nonnen. Eine um die Andere nach ihrem Stand, Beruf und besonders den schismatischen Eid befragt, antworteten sie einstimmig: „Ich bin Klosterfrau! — Der Eid ist gegen mein Gewissen!“ — Zu einer Jeden sagte der Präsident: „„Noch hast du Zeit, den Eid zu leisten; um diesen Preis können wir dich für nicht-schuldig erklären.““ — Und wieder antwortete Eine um die Andere: „Auf Kosten meines Glaubens kann ich mein Leben nicht retten!“

Alsbald ward ihr Todesurtheil gesprochen.

Aber die Verleumder hatten einen kurzen Triumph! — Die als Nonnen verkleideten Personen hielten kein Maß in ihrer Lustig-

keit, und machten sich den Spaß zu erklären: „„sie hätten von jenen Herren für diese Vorstellung im Palais Royal je zehn Thaler erhalten!““

Sie logen nicht.

Und wo waren denn die wirklichen Nonnen? — Die Kloster-Thore standen offen, aber die Klosterfrauen verpflichteten sich Alle: „in dem Hause zu bleiben, bis man sie vertreibe!“

Also Zwang mußte gegen sie angewendet werden, nur nicht, wie die Aufgeklärten sagten, um die Frauen in's Kloster zu bringen, sondern — um sie herauszubringen; und wenn man je aus dem Munde einer Klosterfrau den Ruf der Verzweiflung hörte, so war es wegen der Trennung von den geliebten Mauern des geweihten Hauses. Das ganze Manöver der Revolutionäre hat nur dazu gedient, den beharrlichen Frauen die allgemeine Bewunderung zu verschaffen. — Natürlich hindert dies heute aber die Gegner nicht, jene abscheuliche Behauptung zu wiederholen! — —

Wenn man in der Schreckenszeit die Priester verfolgte, da mußte man wohl auch die Ordensleute martyrisiren.

In dem Jahre 1794 hatte man in den Gefängnissen von Orange — zweiundvierzig Nonnen aus verschiedenen Klöstern versammelt. Schon am Tage nach ihrer Ankunft thaten sie sich unter der gleichen Regel für ihr Leben und ihre frommen Uebungen zusammen, und davon vermochte sie nichts abzubringen, nicht einmal die Erwartung ihrer demnächstigen Verurtheilung.

Man hatte einmal mehrere von ihnen gemeinschaftlich zur Zeit der Vesper verurtheilt. — „Wir haben unsere Vesper noch nicht gehalten!“ sagte die Eine. — „„Wir werden sie in dem Himmel halten!““ sagte die Andere. — Schon dieser Zug bezeugt ihre Freudigkeit, ihr Gottvertrauen; aber welche sonstige Beweise ihrer Ergebung, ihres Muthes, ihres Eifers für den Ruhm des Martyrthums haben diese Frauen noch gegeben! Man höre: Da sie Alle erwarteten, vor das Blut-Tribunal geführt zu werden, recitirten sie täglich vor der Zeit, in welcher man die Sitzung zu halten pflegte, die Gebete der letzten Oelung, erneuerten die Tauf- und Ordens-Gelöbnisse und riefen in heiliger Begeisterung: „Ja, mein Gott, wir sind Klosterfrauen, und es ist unsre größte Freude, es zu sein! — Wir danken dir, o Herr, daß du uns diese Gnade gewährt hast!“ —

Zwei dieser Nonnen wurden am 4. Juli verurtheilt, und am 7. Juli wieder Zwei. Eine von diesen, Schwester Rocher, Ursuli-

nerin, welche den Schwestern die Zeit ihrer Verurtheilung vorhergesagt hatte, bat dieselben um Verzeihung und empfahl sich ihren Gebeten; nach der Anhörung der Sentenz dankte sie den Richtern und sagte mit der freundlichsten Miene unter Anderem noch zu ihnen: „Ich verdanke Euch mehr, als meinem Vater und meiner Mutter; diese gaben mir nur ein sterbliches Leben, Eure Verurtheilung aber verschafft mir das ewige Leben!“ — Der 7. Juli krönte noch zwei Nonnen; diese dankten dem Richter und dem Henker und küßten das Instrument der Hinrichtung. — Am 8. Juli wurden vier Nonnen verurtheilt. Eine, des Namens Rosalia Yés, Nonne von dem allerheiligsten Sakrament, sagte zu den Uebrigen: „Gehen wir, meine Schwestern, zu unserm Altar! Möge unser Blut, indem es unsere Pflichtversäumnisse abwäscht und sich mit dem unsers Opfers vermischt, uns die Thore des ewigen Tabernakels aufschließen!“ — Sie umarmte die Gefährtinnen und man überlieferte sie der Hinrichtung. — Am 9. Juli wurden vier, am 13. sechs und am 15. sieben hingerichtet. Eine von diesen, Schwester de Lustamon, sagte, als sie auf den Karren stieg, zu den Garden: „Wie sind Diejenigen gut, die uns verurtheilten! Unsere Eltern boten uns ein Leben voll Bitterkeit, und unsre Richter befehlen, daß man uns dafür ein köstliches Leben verleihe!“ Selbst die sie begleitenden Gensdarmen wurden von diesen Worten gerührt. Ein Bauer, der diese himmlischen Frauen vorüberkommen sah, verneigte sich mit Achtung und verlangte den Saum ihrer Kleider zu berühren. „Ach, eher bittet Gott für uns“, riefen da die Frauen; „in weniger als einer Viertelstunde werden alle Jahrhunderte an uns vorübergegangen sein; bittet Gott für uns um Gnade, der uns schon in dem nächsten Augenblicke richten wird!“ — Am 27. Juli erlitten fünf andere Nonnen dasselbe Schicksal. „„Wer sind Sie?““ fragte der Präsident die zuerst Eingeführte. „Ich bin eine Tochter der katholischen Kirche!“ antwortete sie; und eine Andere erwiederte auf dieselbe Frage: „Ich bin Nonne, und werde es mit Herz und Seele sein bis zu meinem Tode!“ —

Robespierre's Fall rettete den Uebrigen das Leben. Vier waren bereits verurtheilt und sechs auf den andern Tag bezeichnet worden; man mußte sie trösten, wie die einst in Carthago festgehaltenen Bekenner: „weil sie nicht würdig befunden wurden, zu sterben!“ —

Man ersieht hieraus: der Glaube hatte auch das schwache Geschlecht stark gemacht! —

Welcher tapfere Krieger mag sich geringerer Todesfurcht rühmen, als diese Nonnen? —

Standhaftigkeit im katholischen Glauben.

(Aus: Geschichte der Martyrer von Gorcum von W. E. Hesselius.)

1. Wilhelm von Gouda, dieser ehrwürdige Franziskaner, war zu Gouda, einer bedeutenden und schönen Stadt Hollands, geboren. Er zeichnete sich ganz besonders als Prediger aus, und hatte dieses Amt mehrere Jahre hindurch in solcher Weise verwaltet, daß sein Wort und Beispiel sich gegenseitig stützten und empfahlen.

In dem vortrefflichen Kloster der Minderbrüder zu Löwen empfing er eine vorzügliche Erziehung und Bildung, und seine erste heilige Messe celebrirte er daselbst im Jahre 1565. Dann zur Seelsorge nach Holland geschickt, predigte er einige Jahre in Dortrecht dem Volke das Wort Gottes recht segensreich. Als aber diese Stadt im Jahre 1572 in die Hände der **Geusen** kam, und die Priester und Ordensleute verfolgt wurden, sah er sich gezwungen, nach dem Rathe des heiligen Evangeliums, in eine andere Stadt zu wandern. Trotzdem, daß die Geusen die Thore von Dortrecht und alle Straßen besetzt hatten, gelang es ihm, nach dem fünf Meilen entfernt liegenden Breda, das damals noch von den königlichen Truppen besetzt gewesen, zu entkommen. Hier blieb er etwa ein Jahr und predigte mit gewohntem Eifer die katholische Wahrheit. Dann wurde er, in demselben Amte, nach Herzogenbusch geschickt. Als dies einige fromme Bürger der benachbarten Stadt Gertrudenberg, die seine Predigten oft gehört und ihn sehr liebten, vernahmen, wandten sie sich an ihn mit der Bitte: „er möchte doch auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte den Weg über ihre Stadt einschlagen und durch eine Abschiedspredigt sie erbauen und trösten." Er konnte diese rührende Bitte nicht unerfüllt lassen und hielt daselbst zwei herzergreifende Predigten. Unter Anderem ermahnte er sie feierlichst: „festzustehen in dem altehrwürdigen und ewig neuen katholischen Glauben und an dem traurigen Loose ihrer Nachbarn in Holland und Zeeland ein warnendes Beispiel zu nehmen; dieselben seien ja, indem sie die Religion gänzlich verleugnet und die Feinde Jesu Christi und des Königs in ihre Mauern aufgenommen hätten, an Seel' und Leib in großes Elend gestürzt. Es wäre schon so weit mit ihnen gekommen, daß sie

als Menschen ohne Gott, also geradezu als Atheisten lebten." — Dieses Wort, das die vollste Wahrheit enthielt, wurde ihm jedoch später in seiner Gefangenschaft von den Gegnern zum Vorwurfe gemacht; denn man verdrehte ihm in boshaftester Weise diese allgemein bekannte und auch in der heiligen Schrift gebräuchliche Redensart dahin, daß er den Ausspruch gethan habe: „in Holland und Zeeland sei kein Gott!" —

2. Während nun Wilhelm in Gertrudenberg verweilte, bemächtigten sich die Geusen auch dieser Stadt durch List, und zwar am frühen Morgen des 31. August 1573. — Sofort durchsuchten sie jeden Schlupfwinkel, um alle Priester, Ordensleute und königliche Soldaten zu finden, auszuplündern und zu morden.

Das erste Opfer ihrer rasenden Grausamkeit war ein Priester, der Canonicus Wilhelm Gallenus. Er wurde auf der Stelle getödtet und sein Leichnam blieb, schändlichst mißhandelt, beinah' zwei Tage nackt auf offener Straße liegen. — Eben so wurden fast alle königlichen Soldaten getödtet und in gleicher Weise geschändet. — Blut und Leichen bedeckten die Straßen. Endlich warf man die Leichen auf Schlitten und scharrte sie, wie Ueberreste von Thieren, an der Stadtmauer in große Gruben. — Die meisten Bürger wurden ausgeplündert und schwer bedrängt, weil sie ihrem Glauben und ihrem Könige getreu sein wollten; der größte Theil von ihnen ging deßhalb freiwillig in die Verbannung.

Alle übrigen Priester der Stadt wurden in's Gefängniß geworfen — mit Ausnahme von zwei Mitgliedern des Collegiat-Stiftes, nämlich des Dekans und eines Canonicus. Der Dekan, Arnoldus Suanius aus Gorlau, floh zu den Stadtmauern, sprang in den Stadtgraben und hielt sich ganze vierzehn Stunden so unter Wasser, daß nur der Kopf hervorragte; ja oft mußte er ganz untertauchen, wenn sich die Geusen nahten und mit ihren Flinten um ihn her schossen. Um nicht bemerkt zu werden, mußte er sich die größte Mühe geben, das Husten niederzuhalten, wozu er wegen der großen Kälte sehr gereizt wurde. — Der Canonicus, Caspar Jacobäus, wurde von seinen Freunden die Stadtmauer hinuntergelassen und versteckte sich den Tag hindurch in einem sumpfigen Dickicht von Weiden. — Beiden gelang es, unter dem Schutze der Nacht zu entkommen.

Der Vorzüglichste unter den Gefangenen war jedoch Wilhelm von Gouda. — Die Soldaten banden ihm, wie einem Verbrecher, die Hände auf den Rücken, führten ihn zu dem Präfekten des Criminal-Gerichtes und forderten, daß der Mönch alsbald möge gehängt

werden. Unerschrocken erklärte hierauf Wilhelm: „Ich bin bereit, für den katholischen Glauben zu sterben; verfahret nur mit mir nach Euerm Gutdünken!“ — Solche Entschiedenheit reizte die Barbaren noch mehr; sie schmähten und mißhandelten ihn gar arg, schleppten ihn endlich in ein Zimmer des Präfekten und legten ihm eiserne Ketten an. Daselbst fand er einen Mitbruder des Franziskaner-Ordens als Gefangenen, nämlich den Pater Johannes Vogelsang; er war Beichtvater des Jungfrauenklosters in derselben Stadt, jetzt aber nur halb bekleidet und am Kopfe schwer verwundet. — Sobald Wilhelm diesen Leidensgefährten erblickte, jubelte er und brach in das Gebetlein aus: „Ich danke dir, Herr Jesu Christe, daß du mich würdig erachtet hast, für die katholische Religion schmähliche Bande und Gefängniß zu dulden! Ich danke dir, daß du mich hieher geschickt, um theilhaftig zu werden der Krone deiner Heiligen! Gieb mir Kraft, unbeugsam in dem Bekenntniß der Wahrheit zu beharren und mich durch keinerlei Kunstgriffe des Satans von deinem Worte und dem Glauben der Apostel abwendig machen zu lassen!“

Als sie allein waren, legten sie einander die Beichte ab, um mit reinem Gewissen den Kampfplatz zu betreten. Dann beteten sie gemeinschaftlich auf das Inständigste um Ausdauer in dem bevorstehenden Kampfe für Gottes Ehre und für die katholische Wahrheit. Auch ermahnten und stärkten sie sich gegenseitig zur Geduld durch Beispiele heiliger Martyrer und durch Hinweisung auf die ewige Vergeltung. —

3. Drei Tage darauf kam zu ihnen ein calvinischer Prediger, Andreas Coch, ein Apostat aus dem in der Nähe von Dortrecht liegenden Kloster Donk der Regular-Canoniker des heiligen Augustinus. Er behauptete, von dem Fürsten von Oranien geschickt zu sein, und rief schon auf der Schwelle: „Wo ist jener ruchlose Mönchs-Prediger?“

Unerschrocken antwortete W i l h e l m von G o u d a: „„Ich bin es!““

Da erwiederte der Apostat: „Ich bin hieher gesandt, dich zu examiniren!“

Wilhelm erhob die Augen zum Himmel und betete: „Herr Jesu Christe, der du deinen Aposteln gesagt hast: „„Wenn i h r vor Königen und Richtern stehet, denket nicht, wie oder was ihr reden sollet; denn es wird euch in jener Stunde gegeben, was ihr reden sollet; denn nicht ihr seid es, die reden, sondern der G e i s t e u r e s V a t e r s ist es, der in euch redet!““ Matth. 10, 19. Ich bitte dich, gieb mir Wort und Weisheit gegen deine Widersacher, und flöße mir ein, was ich antworten soll!“

Daß der Herr dieses kurze, aber herzinnige Gebet seines Martyrers erhört habe, zeigte der Ausgang.

In der Gegenwart Vieler begann nämlich sofort eine Disputation; aber so zuversichtlich der Gegner sich eines glorreichen Sieges im Voraus gerühmt hatte, so arg wurde seine Anmaßung beschämt. Wilhelm trieb ihn durch seine Antworten so in die Enge, daß er offenbar als Ueberwundener erlag und nicht mehr wußte, was er noch entgegnen sollte. Vor Scham und Aerger griff er zu Schimpfwörtern und Drohungen, die letzte Waffe solcher Leute, und schloß die Disputation mit diesem Epilog, der seiner Person und seiner Sache würdig gewesen: „Ruchloser und verkommener Mönch, bereite dich, denn morgen mußt du sterben!“

Auf diese harte und schmachvolle Rede antwortete der Diener Gottes kein böses und zorniges Wort, sondern wünschte sich vielmehr Glück, weil er von Gott berufen sei, an dem Leiden des Heilandes Theil zu nehmen. Er blickte mit Ruh' und Heiterkeit zum Himmel und sprach dieses Gebet: „„Herr Jesu Christe, wenn du mich der großen Gnade würdig erachtest, daß ich für deinen Namen zum Tode geführt werde, dann erflehe ich nur dies Eine: gieb mir Kraft und Stärke, daß keine Furcht und Versuchung mich von dem wahren katholischen Glauben trenne, daß ich vielmehr bis zum letzten Hauche des Lebens unerschütterlich in dem heiligen Bekenntniß beharre!““

Alle Schmähungen und gemeinen Verspottungen, mit denen er von dem Glaubensfeind und den Soldaten überschüttet wurde, ertrug er geduldig und achtete ihrer nicht in seinem Herzen. Nur die schauderhaften Gotteslästerungen, welche sie gegen das hochheilige Geheimniß der Eucharistie und andere Geheimnisse des Glaubens ausspieen, bedrängten ihn unsagbar schwer.

Als endlich jener Prediger mit den Seinigen sich entfernt hatte, da rief er seinem Mitbruder und den Mitgefangenen die Worte zu: „„Wohlan, mein Bruder, lasset uns fest stehen im Bekenntnisse des katholischen Glaubens und, was vor Allem Noth thut, lasset uns Gnade und Hilfe von Gott erflehen!““ — Und von Zeit zu Zeit wiederholte er auch die Seufzer: „„Stärke mich, o Herr! Stärke mich, o Herr!““

Auch erzählte er seinem Leidensgenossen, er habe seiner Mutter, die ob der Verfolgung der katholischen Religion aus Holland nach Breda sich begeben, gar oft gesagt: „„Möchtest du, liebe Mutter, den Tag erleben, wo du einen Sohn besitzest, der für den katholischen Glauben als Martyrer gestorben ist!““ — Und er fuhr fort und

sprach: „„Ich hoffe nun, daß Gott mein Verlangen erhört hat und es jetzt gewähren wird!““

Man sieht hieraus, der liebeglühende Martyrer des Herrn erachtete mit Sanct Paulus, dem Apostel, seinen Tod für Gewinn, und wünschte aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein!

An demselben Tage schrieb er einen Trostbrief an seine Mutter des Inhalts: „„Es gehe ihm sehr wohl, indem er ja für die Gerechtigkeit leide; er sei sehr ruhig und zufrieden und ganz ergeben in den göttlichen Willen; auch hoffe er, daß in gar kurzer Zeit das glühende Verlangen, von dem er oft mit ihr gesprochen habe, würde erfüllt werden; kein größeres Glück könne ihm erblühen; deßhalb bäte er sie auf das Inständigste: sie möchte doch über seine Gefangenschaft, sein Leiden und seinen Tod sich nicht grämen, sondern auf Gott allein, den besten Tröster aller bekümmerten Herzen, jede ihrer Sorgen werfen und Ihm sich gänzlich hingeben, auch unausgesetzt im Gebete dem Herrn seinen Kampf anempfehlen!““

4. Wilhelm's Hinrichtung war schon bestimmt, und zwar für den folgenden Tag. An demselben erhob er sich bereits vor der Morgendämmerung von seinem Lager, warf sich demüthig auf die Erde nieder und ergoß mit zum Himmel erhobenen Händen die feurigsten Gebete um die göttliche Hilfe in dem letzten schweren Kampfe. Dann reinigte er noch einmal durch das heilige Bußsakrament seine Seele von ihren etwaigen Sündenflecken, das ihm sein Mitgefangener spendete.

Gegen acht Uhr erschien ein Hauptmann der Geusen, Marliantus mit Namen, und fragte den Gefangenwärter: „Wo ist der Mönch, der papistische Prediger?“ — Dieser öffnete das Gemach und sagte, mit dem Finger auf das Schlachtopfer Christi zeigend: „„Da ist er!““ — Darauf schrie der Hauptmann: „Mönch, mach' dich bereit; sogleich — sollst du gehängt werden!“

Als Wilhelm sein Todesurtheil hörte, fiel er sogleich auf die Kniee und jubelte, durchdrungen von der Größe der Wohlthat, die Gott ihm gewährte, mit dem heiligen Martyrer Cyprian: »»Deo gratias!«« Dann betete er laut: „„Herr Jesu Christe! der du meinetwegen den bittern Tod erduldet hast, ich bitte dich: stärke mich jetzt und gieb mir Beharrlichkeit im Glauben, damit ich wieder für dich sterbe und mich dir opfere; stehe mir bei in diesem letzten gefährlichen Streite!““ — Dann wiederholte er von Zeit zu Zeit mit großer Inbrunst den Gebets-Seufzer: »Conforta me Domine, conforte me!« „Stärke mich, o Herr! stärke mich!“

Kurz nachher trat ein Polizeidiener, von dem Präfekten des Criminal-Gerichtes geschickt, zu ihm heran und ergriff ihn mit den Worten: „Mönch, reiche deine Hände her!"

Wilhelm streckte ungesäumt die Hände dar und ließ sie binden, währenddem er laut betete: „Herr Jesu Christe, der du meinetwegen dich zur Geißelung hast an die Säule binden lassen, ich sage dir Dank: daß ich in deinen Augen bin würdig gefunden, für das Bekenntniß deines heiligen Namens in Bande geschnürt zu werden! Verleihe mir die große Gnade, in dem wahren Glauben zu beharren und von ihm durch keine Todesfurcht und keine List des Feindes mich einschüchtern zu lassen!"

Als der Büttel ihm so fest die Hände umschnürte, daß das Blut hervorbrach, sagte er ihm: „Gut! nur zu, schnüre fest, und so stark du kannst! Ich bin bereit, Alles zu dulden, und auch gern den Tod zu leiden für Christi Namen." — Dann kniete er nieder und flehte noch einmal inbrünstig um die Gnade des göttlichen Beistandes.

Indeß man ihn fortführte und von seinem geliebten Mitbruder, dem P. Vogelsang, getrennt wurde, bat er denselben beim Abschiede noch dringend: „er möge für ihn beten!" Hierauf wandte er sich zu dem Büttel, der ihn fortbringen mußte: „Eile dich, eile dich, denn Christus, der Bräutigam, wartet meiner!" — Diese Worte bezeugen das heißeste Begehren, Gottes Anschauung zu genießen, ein Verlangen, das wir auch bei dem Apostel Paulus und dem Martyrer Ignatius, diesem apostolischen Manne, in so hohem Grade finden und bewundern.

Zugleich mit ihm wurde noch Einer aus den königlichen Soldaten zur Hinrichtung geführt. Als dieser, dem der Henker vorangegangen, auf den Galgen stieg, rief er dem Manne Gottes zu: „Herr, bete für mich!"

Wilhelm freute sich, als er den Soldaten so begierig nach seinem Seelenheile und voll Verlangen, katholisch zu sterben, sah, und erfüllte augenblicklich seine Bitte; dann sagte er laut das apostolische Glaubensbekenntniß her und fügte eine zwar kurze, aber herzliche und wirksame Ermahnung hinzu. Dadurch wurde der Soldat so gestärkt, daß er für die gerechte Sache seiner Religion und seines Königs ruhig und starkmüthig die Todesstrafe erlitt, nicht unwürdig — selbst eingereiht — als Soldat — in das ruhmstrahlende Heer der christlichen Martyrer. —

5. Jetzt kam der Henker zu Wilhelm, warf ihm einen Strick um den Hals und geleitete ihn zum Galgen.

Als Wilhelm auf der Leiter stand, erhob er, um noch in dem letzten Augenblicke auch für der Anderen Seelenheil nach Kräften zu sorgen, mit der vollen Kraft seiner Stimme, daß sie, wie eine Posaune, fast durch die ganze Stadt vernehmlich ertönte, und redete die Gutgesinnten mit den folgenden Worten an:

„Meine guten, theuren Bürger! nur um Eines bitte und beschwöre ich euch Alle mit diesem meinem letzten Zuruf: Bleibet standhaft und fest in dem katholischen Glauben, in welchem ich euch so oft in meinen Predigten unterwiesen habe, und den ich jetzt mit meinem Tode zu bestätigen und zu besiegeln bereit bin!"

Neben dem Galgen stand, Wilhelm's Ferse nachstellend, ein irrgläubiger Prediger. Diesem mißfiel die Entschiedenheit und die so freie und unerschrockene Ermahnungs-Rede des Dieners Gottes. Er suchte nun mit verführerischen Worten ihn wankend zu machen; bekam aber zur Antwort: „Weiche von mir, Diener des Satans! Du hast gar keinen Grund, meinen Glauben in Versuchung zu führen, denn ich will dich durchaus nicht hören!" Er fügte noch andere, ähnliche Aeußerungen, meist in lateinischer Sprache, hinzu. Dann wandte er sich zu Gott, und voll Mitleid über die geistige Blindheit seiner Verfolger sprach er, als wahrer Nachfolger seines göttlichen Meisters: „Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Ueber dieses echt christliche Gebet spotteten Einige von seinen Verfolgern und schrieen mit ruchlosem Hohn: „„So! wissen wir nicht, was wir thun? Wir schnüren dir den Strick um den Hals, und wissen recht gut, daß wir dies thun!""

Da man nun seine unerschütterliche Standhaftigkeit im katholischen Glauben sah und alle Hoffnung aufgab, ihn durch Furcht vor dem Tode wenigstens zu einer äußerlichen Verleugnung zu bringen, forderte man mit lautem Geschrei: „„man solle ihn oben von der Leiter wieder heruntersteigen lassen und auf andere, härtere Weise zu Tode bringen, nämlich ihn von vier Pferden auseinanderreißen zu lassen!"" Doch der Stadtpräfekt und der Hauptmann ließen sich von den Soldaten nicht in ihr Amt eingreifen und gestatteten nicht, die Disciplin zu lockern; sie gaben demnach dem Henker ein Zeichen, daß er sein Werk vollbringe. Und nun rief Wilhelm, nach Christi Vorbild, der starkmüthige Bekenner, noch drei Mal: „In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist!"

Als Wilhelm, von der Leiter geworfen, dahing, schrieen die Soldaten dem Henker zu: „„er solle ihm nicht (wie sonst zur Beschleunigung des Todes zu geschehen pflegt) den Strick um den Hals fester

anziehen, damit ihm die Todesqual mit dem Leben noch verlängert würde!““ Während die unmenschlichen Soldaten so tobten und lärmten, gab der auserwählte Martyrer Jesu Christi ganz ruhig den Geist auf, noch jung an Jahren, da er nicht älter war, als Christus bei seinem Kreuzestode.

Nach dem Verscheiden des Dieners Gottes behielt sein Antlitz die frühere anmuthige Schönheit, worüber die Zuschauer sich nicht wenig verwunderten. Dieser Umstand, und überhaupt sein Starkmuth im Leiden, brachte einen so großen Eindruck hervor, daß Einige, die sich von der Irrlehre schon hatten anstecken lassen, alsbald reuig wiederum den katholischen Glauben annahmen. —

Dieser herrliche Martyrtod ereignete sich am 4. September 1573, zu einer Zeit, wo die Geusen gegen die Katholiken an andern Orten schon etwas erkalteten.

Der Leib des heiligen Martyrers wurde in dieselbe Grube geworfen, wo man die Leiber der königlichen Soldaten eingescharrt hatte. —

Die Bürger der Stadt betrauerten mit vielen Thränen den Tod dieses so wohlverdienten und ihnen so theueren Mannes. Manche von ihnen eilten, als er zum letzten Mal seine Stimme so laut vom Galgen ertönen ließ, schnell in ihre Häuser und verschlossen die Thüre; denn vor Rührung konnten sie sich nicht bewegen, und weder seine Stimme hören, noch seinen Tod ansehen. — Als die Geusen dies bemerkten, trieben sie die Unmenschlichkeit so weit, daß sie mehrere Katholiken zum Galgen hinschleppten und sie zwangen, den noch am Galgen hängenden Leib des Priesters zu schauen! Dazu fügten sie noch andere Schmähungen und Mißhandlungen gegen die Katholiken, weil sie „den Gerechten im Namen des Gerechten aufgenommen“ Matth. 10, 14., und gastfreundlich aufgenommen hatten. Durch dieses abscheuliche Verfahren gaben aber diese Ruchlosen den Verfolgten eine gar schöne Gelegenheit, die Tugend der christlichen Geduld zu üben und sich den Himmels-Lohn zu verdienen. Denn wer für Christi Reich mit den Martyrern Christi leidet, der wird auch — nach Gottes gerechter Anordnung — mit ihnen in dem Reiche Christi Theil haben an der ewigen Herrlichkeit! —

Peinliche Verfolgungen.

(Aus: Lebensgeschichte von A. Bobola von Abbé Ambrosius Jerome.)

1. Andreas Bobola kam zur Welt im Jahre 1592 auf einem der Güter seiner Familie im Palatinate von Sandomir, die zu den ältesten und vornehmsten in Polen zählt. Er war Priester geworden, trat in die Gesellschaft Jesu ein und erwies sich als eines der eifrigsten Mitglieder desselben in der Verkündigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens in seinem Vaterlande.

Im Monate Juli des Jahres 1655 wurde Andreas, der damals in dem Hause zu Wilna seinen Aufenthalt hatte, in das Collegium nach Warschau berufen, um dort einem Provinzial-Concil anzuwohnen. Bei dieser Gelegenheit lernte er mehrere Mitbrüder kennen, deren Eifer und Frömmigkeit ihm ein neuer, mächtiger Antrieb war, sich mehr und mehr von dem glühenden Verlangen nach der Verherrlichung Gottes und von dem kräftigsten Streben nach eigener Vervollkommnung durchdringen zu lassen.

Nach der Beendigung des Concils zerstreuten sich alle jene Männer Gottes, deren Leben in jener Zeit von den griechischen Schismatikern bedroht war, weil sie ihnen eine unübersteigliche Mauer entgegensetzten, durch das ganze Polenland hin. Andreas Bobola erhielt zu seinem Antheil die Landschaft Polesien, welche er in den beiden letzten Jahren seines Lebens unaufhörlich durcheilte, um überall Missionen zu halten. Nicht mit Unrecht nennt man ihn den „Apostel von Polesien und Pinks", denn in Pinks hatte er während dieser Zeit seinen Aufenthalt und er nannte deren Bewohner „Menschen mit goldenen Herzen".

Da er von jeder Sorge für die Leitung von Untergebenen frei war, verwendete er alle seine Kräfte ausschließlich darauf, durch apostolische Arbeiten die Seelen, deren Heil in seine Hände gelegt war, für Gott zu gewinnen. Obgleich er ein ausgezeichnetes Geschick zu jedem Geschäfte besaß, so hatte er doch vorzüglich die Gaben der Natur und der Gnade, die zum Predigtamte erforderlich sind: eine laute und deutliche Stimme, ein gutes Gedächtniß, klaren Verstand, lieblichen Vortrag und überaus leichte Aussprache. Was sein Aeußeres angeht, hatte er einen rein polnischen Typus, eine lebhafte Gesichtsfarbe und lag in seiner ganzen Erscheinung der Ausdruck von hohem Edelmuth und von Erhabenheit des Geistes. Seine Stirne war hoch und kahl, seine Haare und Bart schienen schon zu bleichen. In seinem

Auftreten zeigte er Anstand und große innere Seelenruhe. Allen ward der Umgang mit ihm überaus anziehend durch seine sanfteste Sanftmuth. Seine Predigt und sein Unterricht wurden allzeit gern gehört. So oft er in einem etwas längeren Vortrage zu seinen Zuhörern sprach, flößte er ihnen immer das Begehren nach der Besserung des Lebens ein. Daher kam es, daß mehr als ein Bewohner der Stadt oder des Landes die Ketzerei der griechischen Kirche verließ und sein sündhaftes Leben fortan in der treuen Nachfolge Jesu Christi heiligte; Andere wurden im Glauben und in den guten Sitten mehr und mehr befestigt; gar Mancher verließ die Gefahren der Welt, um in frommer Einsamkeit seine Seele zu retten.

Da er die griechische Sprache und die Väter der orientalischen Kirche kannte, führte er dieselben oft an, um die Lehren der Unwissenden, schismatischen Popen umzuwerfen, und zerschlug durch diese seine Beweise wie mit einem Hammer alle ihre Gegenorden, die sich nur auf eigensinnige Halsstarrigkeit gründeten. Auf diese Art gewann er für die katholische Kirche die Kinder eines Pfarrers und dessen ganze Pfarrei in der Umgegend von Polok. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Ruthenen ihn „Seelen=Räuber" nannten, während im richtigen Ausdrucke man ihn "Seelen=Eroberer" nennen muß; denn das Wort Gottes war in seinem Munde ein Donner, der die Herzen der Sünder zu Boden schmetterte.

Andreas Bobola nährte eine große Andacht zu dem Geheimniß der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria, denn er wußte, daß sie die „Königin der Apostel" und „Besiegerin aller Ketzereien der Welt" sei. — Von der größten Aufmerksamkeit und von glühender Andacht durchdrungen bei der Feier des hochheiligen Meß=Opfers, schöpfte er hier jenen Eifer für die Verherrlichung Gottes und das Heil der Seelen, wovon sein Herz entbrannte. Hier stieg in ihm die Sehnsucht auf, Jesu Christo, für seine erbarmende Liebe bis in den Tod, kindliche Liebe, Leib und Leben wiederzugeben; hier erglühte in ihm der Wunsch, wie ein heiliger Franziskus Xaverius, den er besonders verehrte, unter der Last des Kreuzes zu Boden gedrückt zu werden, oder die Wundmale des gekreuzigten Heilandes zu tragen. Nach dem heiligen Franziskus Regis fing er immer mit Fasten bei Brod und Wasser die Missionen an; seine Missions=Wanderungen machte er gewöhnlich zu Fuß. Sein ganzes Leben als Missionär war eine beständige Abtödtung. In einem armen, durch Krieg verheerten, wenig bevölkerten und feindlichen Lande hatte er keine andere Nahrung als trockenes Brod, und oft schlief er auf hartem Boden unter den

Sternen des Himmels. Dieses mühevolle Leben, welches zwölf Jahre dauerte, ununterbrochenes Gebet, gänzliche Verläugnung seiner selbst und eine stete Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes bereiteten ihn würdiglich zum Martyrtode vor. Dahin strebte auch das innigste Trachten des Seligen. —

2. Es war im Jahre 1657. Die Kosaken-Banden des Anton Zielenieski und des Pozeka beschlossen, endlich sich des Missionärs zu bemächtigen. — Nachdem sie, den Berichten ihrer Spione folgend, ihn vergeblich in Janow gesucht hatten, schlugen sie in aller Eile den Weg nach Peredylna ein, ganz wüthend ob der erfolglosen Nachforschungen und der vergeblichen Anstrengungen.

Pater Andreas Bobola erhielt — während der Danksagung nach der heiligen Messe — die Nachricht, daß die Kosaken ihm nachstellten. Er bestieg mit seinem treuen Genossen Domanowski einen Wagen, den die Katholiken herbeigeschafft hatten; aber dieses Mal gelang es ihnen nicht, den frommen Andreas zu retten, wie solches ihnen gelungen war mit den übrigen Vätern des Collegiums zu Pinks, als auch sie von den Kosaken bedroht gewesen. Denn sobald der Kutscher sich von den verfolgenden Soldaten entdeckt sah, flüchtete er sich in den Wald, und ließ den P. Andreas mit Wagen und Pferden auf der Straße stehen. Es geschah dieß nah' bei dem Hofhause Mohylna. Darauf steigt P. Andreas aus dem Wagen, wirft sich auf die Kniee nieder, und die Augen und die Hände zum Himmel erhebend, bietet er sich selber dem Herrn zum Opfer dar, indem er wiederholt die Worte sprach: „Dein Wille geschehe!" — Jetzt umringen ihn die Kosaken wuthentbrannt; Einer von ihnen versetzt ihm als ersten Gruß zwei Schläge auf die Schulter, während P. Andreas, das Beispiel seines Herrn nachahmend, für seinen Begleiter Domanowski bittet und ihm das Leben rettet. Andreas war durch die ersten Hiebe schon zu Boden geschmettert. Sie reißen ihn mit Gewalt von der Erde auf, berauben ihn zur Hälfte seiner Kleider, schleppen ihn fort, binden ihn an einen Baum fest und geißeln ihn bis auf's Blut. Das war aber diesen Unmenschen noch nicht genug. Sie erdenken sich eine andere Marter. Nachdem sie nämlich junge, biegsame Zweige von Eichen und anderem Holze in der Nähe abgeschnitten hatten, legten sie einen Zweig nach dem andern um das Haupt des betenden Dulders, und die Enden auf beiden Seiten zusammenpressend, drücken und quetschen und zerreiben sie der Art den Kopf, daß die Haut sich vom Knochen ablöst. Den Hirnschädel aber zerbrechen sie nicht, um nur dieses schreckliche Spiel öfter treiben zu können zum großen Entzücken ihres Führers von Ja-

now. — Von dieser Arbeit endlich ermüdet, knüpften sie ihn von dem Baume los, legen ihm ein Seil um den Hals, binden ihn zwischen zwei Pferden an deren Sättel fest und schleppen ihn so mit sich fort. Da aber der Heilige, ganz erschöpft von den erduldeten Qualen, den schnellen Schritten der Pferde der Kosaken nicht nachkommen kann, folgt ein Dritter zu Pferd ihm auf dem Fuße nach, der ihn bei der geringsten Zögerung mit Schlägen vorwärts treibt.

Nachdem dieser wahrhaft neue Kreuzweg eine halbe Stunde gedauert hatte, ziehen sie wie im Triumphe in Janow ein und bringen den Martyrer vor ihren Häuptling. Vor diesem vor Zorn entbrannten Bauer mit widrigem Aussehen bekannte P. Andreas laut seinen katholischeu Glauben, und erklärte: er sei ein Priester und bereit, für seine heilige Religion zu sterben. Man droht, den Glauben mit dem Leben ihm zu entreißen; er dagegen ermahnt und beschwört seine Gegner, das Schisma zu verlassen und in den Schooß der wahren, von dem Gottheiland Jesus Christus selbst gestifteten Kirche zurückzutreten. — Dieß war seine Antwort. — Da konnte sich der Kosaken-Häuptling nicht mehr halten vor Wuth, und versetzte aus allen Kräften mit dem Säbel dem Bekenner einen Hieb auf das Haupt. Im Drange des ersten Augenblickes hob P. Andreas unwillkürlich den Arm in die Höhe, um den Streich abzuhalten; die Hand wurde getroffen und der gewaltige Hieb dadurch seiner Kraft beraubt; er selber aber fiel zu Boden. Jetzt stürzt sich der Mörder auf ihn und bringt ihm eine tiefe Wunde am Fuße bei. Alsdann geht Einer von den Henkersknechten hin, als er bemerkte, wie Andreas auf dem Boden ausgestreckt daliegend, die Augen nach dem Himmel richtete, als nehme er dahin seine Zuflucht, und verstümmelt mit dem Dolch ihm ein Auge. — Alle die Grausamkeiten erwiesen sich aber nur als das Vorspiel des Martyrtodes des muthigen und ausharrenden Nachfolgers seines gekreuzigten Heilandes.

In der Nähe befand sich der Laden eines Fleischers; dahin schleppen die Mörder, wahre Kannibalen, den ganz mit Blut bedeckten Priester, reißen ihm die Kleider ab, legen ihn auf eine Schlachtbank und brennen mit Fackeln aus harzigem Holz ihm an der Brust und an den Rippen langsam die Haut ab. P. Andreas überwindet die Schrecken dieser Qual mit dem Heroismus seiner Geduld, weist mit unerschütterlich festem Muth alle lockenden Vorschläge zum Abfalle zurück, und hört nicht auf, die Wahrheit seines katholischen Glaubens laut und freimüthig zu bezeugen. „Ich glaube und bekenne", rief er, „daß gleichwie nur Ein Gott ist, es auch nur Eine wahre Kirche und nur Einen wahren katholischen Glauben giebt, geoffenbart

durch Jesus Christus und gepredigt von den Aposteln; nach dem Vorbilde der Apostel und vieler Martyrer leide und sterbe ich gern für diesen Glauben und für diese Kirche!" Immer höher schwillt die Wuth seiner Henker, und in ihrer Grausamkeit ersinnen sie wieder eine neue Art der Qual. Weil, wie bekannt, die Kosaken gewöhnt sind an die langen Haare ihrer Popen, verabscheuen sie die Frisur der katholischen Priester, dieses Sinnbild der Dornenkrone Jesu Christi, und haben für dieselbe nur Hohn und Spott. Indem sie nun einen solchen Priester in ihrer Gewalt hatten, zogen sie ihre Messer heraus, und machten sich daran, die Haut ihm von dem Kopfe abzuziehen, um mit ironischer Verachtung des geheiligten Standes die Tonsur zu vergrößern. Auch die Haut sammt den Muskeln an den Händen schneiden sie weg, „damit er mit seinem eigenen Blute desto besser gesalbt werde". Während die Einen in so erschrecklicher Weise ihrer Grausamkeit überlassen, bleiben die Andern nicht unthätig, sondern sie überhäufen ihr Schlachtopfer mit unzähligen Peitschenhieben; ein Anderer schlug ihm mit der Faust zwei Zähne aus. Die Gestalt des Martyrers glich zuletzt der eines Menschen gar nicht mehr. Die Henker riefen sich gegenseitig ob ihrer Stärke und Geschicklichkeit Beifall zu. P. Andreas aber, am ganzen Leibe geschunden, ahmte das Lamm ohne Makel nach, indem er inmitten aller Qualen seinen Mund nicht öffnete, als nur — um die heiligen Namen Jesus und Maria auszusprechen und um bei Gott Verzeihung zu erflehen für seine Peiniger. Diese Sanftmuth vergrößerte nur noch mehr den Zorn jener grimmigen Thiere. Um den Spott und die Schmach auf's Höchste zu treiben, blieb ihnen nichts übrig, als dem zerrütteten Körper ein Kleid von Purpur anzulegen. Sie strecken ihn mit dem Leibe auf die Bank aus, ziehen ihm die Haut vom Rücken ab und streuen klein gehacktes Stroh über die ganze blutige Wunde. Alsdann drehen sie ihn wieder um und binden ihn, mit dem Rücken nach der Bank gekehrt, fest an, damit die harte Spreu recht stechend in das rohe Fleisch eindringe. Darnach treiben sie spitzige Dörner unter die Nägel beider Hände tief ein. Und da der Heilige, der fühlte, wie sich seine Seele immer mehr vom Leibe trennte, mit glühender Andacht seinen Geist in die Hände Gottes empfahl, und zugleich ohne Aufhören Verzeihung für seine Mörder erflehte, wurde ihnen eine solche Geduld ganz unerträglich und dadurch zu neuer Grausamkeit gereizt, schnitten sie ihm die äußersten Spitzen der Nase und der Ohren ab. Zuletzt wollten sie ihm die Zunge ausreißen, jenes Werkzeug seiner apostolischen Wirksamkeit, womit er die Wahrheit gepredigt und so viele Seelen bekehrt hatte, und

in ihrer barbarischen Lust erfanden sie dazu das allergrausamste Mittel. Sie machten an dem hintern Theile des Kopfes eine breite, blutige Oeffnung, und durch diese schreckliche Wunde hindurch rissen sie die Zunge mit der Wurzel heraus und warfen sie zu Boden. Jetzt waren die Wütheriche gesättigt. Den Körper des sterbenden Martyrers wälzten sie über die Straße durch den Schmutz hinweg auf einen Haufen Unrath. Hier ließen sie endlich ihr im Blute schwimmendes Opfer liegen.

Nachdem sie weggeeilt waren, traten mehrere Personen hinzu, um den mit dem Tode ringenden Diener Gottes zu sehen. Unter ihnen befand sich ein gewisser Johann Klimezky, der, im Alter von neunzig Jahren, folgende Zeugenaussage machte: „Das Blut rieselte aus dem Kopfe und aus dem ganzen Körper wie bei einem geschlachteten Thiere." — Als nun auch der Führer jener Mordbande hinzutrat und noch Lebenszeichen an dem durch und durch und überall zermarterten Leibe bemerkte, machte er mit einem Säbelhiebe dem heiligen Leben des Martyrers ein Ende.

Dies war der Tod des P. Andreas Bobola am Mittwoch in der Octav von Christi Himmelfahrt, am 16. Mai 1657, ein Martyrtod — unerhört in der neueren Geschichte! —

Kaum hatte der Selige seinen Geist in die Hände Gottes übergeben, da verließen die Peiniger, durch ein ungewöhnliches Licht, wie man sagt, aufgeschreckt, oder auch ob der scheußlichen Missethat von dem Gewissen gestachelt, mit der ganzen Schaar der Kosaken die Stadt und die Umgegend. — Das Volk, welches von allen Seiten, wie durch eine Erleuchtung von Oben geleitet, herbei eilte, um des hehren Opfers ansichtig zu werden, rief beim Anblicke des mit Wunden ganz bedeckten Leichnams, Thränen vergießend, aus: „Ach, die Heiden haben den heiligen Priester getödtet!" — Und als die Kunde sich weiter verbreitete, hieß es im Munde Aller, selbst hochgestellter und durch Wissenschaft ausgezeichneter Personen: „„Heiliger Martyrer!""

Der Pfarrer von Janow, Zaleski mit Namen, ließ die Leiche des Martyrers, welche nicht den geringsten üblen Geruch verbreitete, obgleich sie mitten im Sommer vier Tage lang der freien Luft ausgesetzt war, in seine Pfarrkirche bringen; später schickte er den heiligen Schatz in das Collegium der Jesuiten zu Pinks, wo er in der gemeinschaftlichen Begräbnißgruft der Religiosen beigesetzt wurde.

Ein tiefes, düsteres Schweigen lagerte sich über Polesien, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt nach einem großen Unglücke oder nach einem gräßlichen Verbrechen. —

3. Kaiser Paul I., der rechtschaffenste, aber auch der wunderlichste aller Fürsten, die auf dem Throne der Zaaren saßen, war den Jesuiten keineswegs feindlich gesinnt, und hatten dieselben sogar bei Hofe einen nicht unbedeutenden Einfluß.

Weniger gerne gesehen unter der Regierung des jungen Kaisers Alexander, brachten die Väter der Gesellschaft Jesu die Reliquien des Martyrers Andreas Bobola von Pinks, wie sie sich noch befanden, in das General-Collegium nach Polock. Dies geschah im Jahre 1808 durch den Pater Ludwig Rzewuski, der als Procurator der Provinz Weiß-Rußland damit beauftragt war.

Sein amtlicher Bericht hierüber lautet im Auszuge:

„Nachdem allen gesetzlichen Bestimmungen, sowohl kirchlichen als weltlichen, Genüge geleistet war, stiegen wir am 17. Januar des Abends um sieben Uhr in dem Kloster zu Pinks in die Gruft hinab und der Superior öffnete den Sarg. — Wir fanden einen Körper, der nicht das Zeichen der geringsten Verwesung an sich trug; die etwas dunkle Farbe des Gesichtes, der Hände und Füße allein bewies das Alter; nicht im Geringsten verspürte man irgendwie üblen Geruch. Die Leiche war mit dem priesterlichen Gewande nach römischem Ritus bekleidet, und zwar war dasselbe — nach altem Gebrauche unserer Gesellschaft — von schwarzer Farbe. Die Haut des Kopfes war an der Stelle der Tonsur hinweggerissen, sonst mit Haaren bedeckt. Die äußersten Spitzen der Ohren und der Nasen waren abgeschnitten; das Innere der Hände war geschunden. Der Kopf hing ein wenig nach vorne, denn es war ein tiefer Einschnitt im Nacken. Die Gesichtszüge waren unverändert geblieben, und so kennbar, daß man sich eine Vorstellung seiner ganzen Physiognomie machen konnte.

Auf die Weisung des delegirten Beamten band ich, um den Körper des Ehrwürdigen gegen die Erschütterungen der Reise zu wahren, eine Schnur von rother Seide ohne Knoten um den Hals, umwickelte dann mit derselben Schnur zuerst die Füße, dann die Kniee und die Hände und verband die beiden Enden mit mehreren Stückchen Papier, auf welchen ich Siegelwachs anbrachte. Wir drückten darin fünf Siegel ab und legten diese in solcher Weise zurecht, daß sie, wenn sie nicht gerade gebrochen oder weggenommen wurden, ihr Gepräge nicht beschädigt werden könnte. Der erste Siegel war der der bischöflichen Kanzlei zu Minks, der zweite der des

delegirten Canonicus, der dritte der der Conventual-Minoriten zu Pinks, der vierte der des Präsidenten des Tribunals Olesza, der fünfte der des Mönches Innocenz. — Darauf ließ ich den Sarg mit Werg ausfüllen und ihn mit einer Schnur von neuem Hanf umwickeln. Die Siegel der Kanzlei des Bischofs und des Canonikus wurden an diesen beiden Enden wieder angebracht mit aller nöthigen Vorsicht, um sie vor jeglichem Unfalle sicher zu stellen. — Der Canonicus empfahl mir, die Leiche dem Bischofe von Minks vorzuführen. — Der Vice-Gouverneur der Stadt erklärte, daß er es für seine Pflicht erachte, die Leiche bis an die Grenze seiner Jurisdiction zu geleiten.

Am 19. Januar, Abends gegen fünf Uhr, begab ich mich zum Kloster, und gab dem Mönche Innocenz auf sein Ansuchen ein schriftliches Certificat über die Uebernahme der Leiche des P. Andreas Bobola von meiner Seite. Durch die Vorbereitungen, die wir noch zu machen hatten, wurde unsere Abreise bis zur Mitternachtsstunde verzögert.

Der kostbare Schatz lag auf einem Wagen und war bis zum Weichbilde von Pinks von zwei Soldaten eskortirt. Der Vice-Gouverneur der Stadt, Horkusp, und der Präsident des Tribunals, Olesza, begleiteten ihn bis zur Station Wyspewica, welche den Conventual-Minoriten gehörte. Hier übergab der Vice-Gouverneur uns sein Certificat.

Am 24. Januar langte ich des Nachts zu P i n k s an. Ich hielt Rast in dem Diözesan-Seminar und verschob die Besichtigung der Leiche, welche von den durch die Regierung beauftragten Personen gehalten werden mußte, auf den andern Tag. An diesem schickte ich dem Bischofe die amtlichen Certificate des Canonicus Szyrma, mehrere Edelleute der Provinz, und, was das Wichtigste war, das des Johannes Lukaszewicz, Priesters des griechisch-unirten Ritus. Dieser hatte zu Pinks ehedessen gewohnt und kannte die Leiche, die er oft gesehen und oft mit seinen eigenen Händen berührt hatte, da ihm die Wache an dem Grabe des heiligen Martyrers längere Zeit zu besorgen oblag. — Der Bischof begab sich in das Seminar und bestätigte die Identität des Leichnams.

Nachdem alles Nothwendige beachtet gewesen, setzte ich meine Reise fort und langte am 25. Januar gegen Mitternacht in unserm Collegium zu P o l o c k an.

Alsogleich ließen die Oberen die kostbaren Ueberreste in eine Capelle, die eigens zu diesem Zwecke in der Gruft der Kirche einge-

richtet worden war, beisetzen. Am folgenden Morgen kam der hochwürdige Herr Cyprian Odyniec in die Kirche und beglaubigte in meiner Gegenwart amtlich die Leiche, die ich gebracht, und schrieb dem General Sumorokow, daß der Körper des ehrwürdigen Paters Andreas Bobola in Gemäßheit kaiserlichen Reskripts von Pinks übertragen worden sei und sich jetzt in Polock befinde."

Hier endigt der Bericht des Paters Rzewuski. Wir haben ihn fast ganz mitgetheilt, um auf die vorsichtigen Maßregeln der Kirche bei solchen Uebertragungen aufmerksam zu machen, die zugleich die beste Antwort auf die Fabeln sind, welche über die sogenannten „falschen Reliquien" erzählt und verbreitet werden. —

Nicht lange nachher wurde den Jesuiten-Vätern ein neuer Beweis von dem Schutze gegeben, womit Gott die Gebeine seines Dieners ehrte. Der Leichnam des Ruhmwürdigen ruhte in einer unterirdischen Kapelle, deren Fenster mit Eisengitter versehen war und auf die Straße ging. Die Armeen Napoleons I., damals, wie man weiß, aus allen Nationen Europa's zusammengesetzt, marschirten während des Feldzuges nach Rußland 1812 durch die Stadt Polock. Die Soldaten plünderten das Kloster und banden ihre Pferde an besagte Gruft an. Alles wurde zerstört; nur diese Gruft blieb unversehrt, obwohl das Grabmal des P. Andreas Bobola mit kostbaren Stoffen geziert und von werthvollen Weihegeschenken rings umgeben war. Dadurch wurde auch die Summe, die später zur Deckung der Seligsprechung nöthig war, erhalten. Es war Niemanden eingefallen, in die Gruft des Martyrers hinabzusteigen.

Die Jesuiten-Väter behielten den eben erst von den Schismatikern ausgelieferten kostbaren Schatz nicht lange in ihrem Besitze. Die Gunstbezeugungen der Großen dieser Welt sind ihrer Natur nach zu schnell vorübergehend; um so mehr werden es auch die sogenannten Gnadenbewilligungen einer der katholischen Kirche feindlichen Regierung gegenüber den Katholiken sein.

Die Gesellschaft Jesu hatte sich durch das Geschäft der Jugend-Erziehung, welchem sie sich mit großer Sorgfalt unterzog, in eine schwierige Lage versetzt; mehr noch erregte die Bekehrung einiger Personen, besonders einiger Frauen von hohem Range, bei dem griechischen Clerus Unzufriedenheit und brachten sogar Laien, die, sei es aus Ueberzeugung oder aus Klugheit, großen Eifer für ihre Religion gezeigt, gegen die Genossenschaft auf. Der Fürst Galiczyn, Minister des öffentlichen Unterrichts, aufgebracht wegen der Bekehrung seines Sohnes, der dann unter dem Namen Senith als Jesuit und Mis-

sionär in den Vereinigten Staaten wirkte, erlangte endlich vom Kaiser Alexander die Unterschrift eines Ukases, durch welchen die Jesuiten-Väter aus Petersburg entfernt wurden. Bald folgte ein anderer Ukas, der sie in den Jahren 1818—1820 aus ganz Rußland verbannte.

Das Jesuiten-Collegium von Polock ging in die Hände schismatischer Mönche über.

Die Reliquien des Martyrers P. Andreas Bobola wurden in die Pfarrkirche von Polock verbracht, in der damals die Dominikaner den heiligen Dienst versahen. Diese Uebertragung fand unter der Leitung des Prälaten Szcyt statt, eines Mannes voll Tugend und Frömmigkeit, der wegen hohen Muthes bei der Vertheidigung der so schwer bedrückten katholischen Kirche, nachher selbst in's Innere von Rußland verwiesen.

Sobald die ersten Väter der Gesellschaft Jesu sich wieder in Rom befanden, griffen sie die Sache der Seligsprechung des P. Andreas Bobola mit neuem Eifer auf. — Die Zahl der durch den ehrwürdigen Martyrer gewirkten Wunder war sehr groß, und mehrere derselben erhielten sogar durch Aerzte ihre Bestätigung; die Verehrung desselben war und ist heute noch — selbst unter den Schismatikern — eine vielverbreitete.

Am 30. Oktober 1853 wurde in der Sanct Peterskirche zu Rom der Martyrer Andreas Bobola — durch den Papst Pius IX. selig gesprochen. —

Ein Priestermord.

(Aus: Geschichte der Kirche zu Marienthal im Rheingau von Th. Spengler.)

Gottfried Thelen war zu Wikrad im Herzogthume Jülich geboren, und zwar von Eltern, die, wenn auch nicht mit irdischen Gütern beglückt, doch den um so reicheren Segen der christlichen Frömmigkeit und Tugend besaßen; sie erzogen daher ihren Sohn von frühester Jugend an zu einer solchen Sittenreinheit, daß er darin während seiner Studien und als Ordensmann unverbrüchlich beharrte.

Als Gottfried nach vollbrachtem dreijährigem Studium der Philosophie in die Gesellschaft Jesu aufgenommen wurde, und die Selbstverleugnung als das erste und nothwendigste Erforderniß zur Vollkommenheit in der Nachfolge Jesu kennen gelernt hatte, behandelte er sich mit solcher Strenge, daß man jetzt schon sagen konnte:

er werde auch das Schwerste — und selbst den Tod — zu leiden und zu ertragen bereit sein. Er trug beständig einen Bußgürtel, und galt unter seinen Mitschülern als Vorbild und Muster. Er geißelte sich gar oft, besonders aber vor dem Empfange der heiligen Communion, und verstärkte diese Bußübungen noch durch Fasten, Nachtwachen und andere Züchtigungen des Körpers. An das Gebet hatte er sich so sehr gewöhnt, daß er es auch im Verkehre mit Andern nicht unterlassen konnte. Sein einziger Wunsch blieb, Gelegenheit zu erhalten, daß er sein Blut für Jesus Christus im Martyrium vergießen dürfe. Dieser heißesten Sehnsucht folgte auch die Erfüllung, als er im Jahre 1620 am Ende des Monats September auf Befehl seiner geistlichen Oberen zu Mainz nach Neuß gehen sollte.

Als er den Rhein hinab fuhr und das Schiff in Bacharach landete, wurde er schon aller seiner Habe daselbst beraubt; man nahm ihm das Reisegeld, seine Bücher und Papiere, und ließ ihn mit dem Schiffe weiter ziehen, nachdem man ihn mit Schimpf und Schmach überhäuft hatte. Als der Schiffer am 26. September 1620 wieder vom Ufer abstieß, bemerkte er, daß eine Abtheilung feindlicher Soldaten ihm folge. Er wählte das einzige Rettungsmittel, und landete oberhalb Laub, damit die Reisenden in der Stadt oder in den Weinbergen und Wäldern eine Zuflucht finden könnten. Pater Gottfried schlug den Weg nach dem Städtchen Laub ein — begleitet von noch fünf Reisegefährten. Da sie aber bemerkten, daß ihnen von dort calvinistische Soldaten, welche zu Laub als Besatzung lagen, entgegenkamen, beeilten sie sich, in die nahen Weinberge hinaufzuflüchten. Dort aber wurden sie von den Weinbergs-Arbeitern mit einem Hagel von Steinwürfen empfangen, und fielen so in die Hände der Besatzungstruppen. Hier wurde der Pater Gottfried, wie vorher zu Bacharach, gleichfalls mit Schimpf und Schlägen überhäuft, während einer der Soldaten zu dem Befehlshaber der Besatzung gesendet wurde, mit der Anfrage: „was mit den Gefangenen geschehen sollte?" Dieser kam bald zurück und gab den Soldaten den Befehl: „mit den Gefangenen ein wenig weiter hinauf in die Berge zu ziehen;" den anderen Theil des Befehles flüsterte er den Soldaten in's Ohr. Pater Gottfried verstand sehr wohl, was für ein Befehl angekommen sei, ermahnte seine Mitgefangenen zur Geduld, erinnerte sie an den Kreuzestod Jesu Christi, und forderte sie auf, für den katholischen Glauben, der nur allein die Ursache des Todes-Urtheils sein könne, weil sie ja unbewaffnet und schuldlos seien, willig das Leben hinzugeben, und sprach sie dann Alle, da sie

während ihres Ganges, so gut es möglich war, ihm noch reumüthig beichteten, von ihren Sünden los. Auf dem Hügel oberhalb der Stadt angekommen, erneuerte der Bote nochmals seinen Befehl; die Soldaten machten ihre Gewehre schußfertig und verkündeten das Todes-Urtheil. Sogleich kniet Pater Gottfried nieder, erhebt Hände und Auge zum Himmel, wiederholt die Worte, worüber er eben noch im Schiffe eine Betrachtung gehalten: „Herr, erhöre mein Gebet, und gehe mit deinem Diener nicht in das Gericht!“ und stürzt — von der tödtlichen Kugel in die Brust getroffen — zu Boden. Die calvinistischen Unmenschen aber fielen noch über ihn her, zerschmetterten ihm mit Kolben das Haupt, zerhackten mit den Säbeln seine Glieder, während der Leidende noch die Worte „Jesus“ und „Maria“ seufzte. — Mit derselben Grausamkeit wurden auch die andern fünf Katholiken umgebracht, ihrer Kleider beraubt und in eine nahe Vertiefung geworfen. Was nach der früheren Plünderung noch übrig war, nebst den Kleidern, fiel den Soldaten zur Beute. Der Bußgürtel Gottfried's aber mit eisernen Stacheln, ein Behälter mit einem Lämmchen aus Wachs, und eine aus Stricken geflochtene Geißel wurden — als nutzlos und abergläubisch — verbrannt.

Am andern Tage kamen Leute, welche — aus Mitleid mit den Erschlagenen — Särge brachten und die Leichen auf dem Todtenhofe begruben. Pater Gottfried Thelen aber wurde über das Gebirge nach der Gnadenstätte Marienthal getragen, und dort in der Kirche vor der Treppe, die zum Chore führt, beigesetzt.

Bei der Ausräumung dieser seither in klagsamen Trümmern gelegenen Marianischen Kirche, die im Jahre 1857 geschah, fand man das Grab, das in der Gegenwart mehrerer Geistlichen geöffnet wurde. — In einem einfachen Sarge aus Tannenholz gewahrte man ein männliches Todtengerippe mit zerschmettertem Schädel, und den Ueberrest von dem Fuße eines aus Wachs geformten Kelches. — Die Gebeine wurden in einen neuen Sarg gelegt, und an derselben Stelle wieder beigesetzt. Ein einfacher Grabstein im Fußboden an der Communionbank bezeichnet jetzt Gottfried's Ruhestätte.

Spätes Wiedersehen im Kloster.

(Aus: Helvetia Sancta von P. Laurenz Burgener.)

Wunderbar sind die Wege des Herrn, auf denen er seine Auserwählten führt! — Dies bestätigte sich auch in dem schicksalsvollen

Leben des P. Johannes von Ulm, gewöhnlich der „Deutsche“ genannt.

Als einst einige lustige Knaben auf dem Domplatze der Stadt Ulm an der Donau ihr Kinderspiel trieben, kamen eben einige vornehme Herren aus Neapel dazu, die unter den Spielenden einen Knaben von seltenster Schönheit und Anmuth bemerkten, der ungefähr sieben Jahre zählen mochte. Ohne sich zu erkundigen, wem er zugehöre, setzten sie ihn auf ein Pferd, ritten im stärksten Galopp davon, führten den Geraubten nach Neapel, ließen ihn gehörig ausbilden und nach dem Tone der großen Welt erziehen.

Nach zehn Jahren brachten die vornehmen Räuber den stattlichen Jüngling an den königlichen Hof, und boten ihn als Edelknabe der Königin an. Der erste Anblick desselben bewältigte ihr Herz dermaßen, daß sie sich entschloß, indem ihre Ehe kinderlos geblieben, denselben an Kindesstatt anzunehmen, und ihm sogar einen Theil ihrer Güter zu vermachen. — Der neue Höfling, noch unverdorben, führte einen sittlich-reinen Wandel, das prunk- und lustvolle Hofleben sagte ihm nicht zu, und sein Herz fühlte eine innere Leere; er erkannte immer deutlicher den trügerischen Schein dieser Welt, die Hinfälligkeit alles Irdischen, die Unbeständigkeit der Menschen, und wußte dann auch, auf welchem Wege er zu diesem Stand und Beliebtheit am Hofe emporgestiegen. Er verhehlte sich nicht, daß sein Glücksstern wieder gar leicht verdunkelt werden könnte, denn er entdeckte bald in seiner Umgebung — Neider. Und darum entschloß er sich, seine aus Seide und Gold gewirkten Kleider abzulegen, und sie mit dem demüthigen Mönchsgewande zu vertauschen. Er fühlte sich zum Kapuziner-Orden hingezogen und berufen, und es fiel ihm nicht schwer, dem himmlischen Gnadenzuge zu folgen. Sofort eilte er zum Oberen des Kapuziner-Ordens und bat dringend um Aufnahme. Dieser empfing ihn zuvorkommend: allein, um ihn vor jedem übereilten Schritte zu schützen, machte er ihm Gegenvorstellungen, schilderte ihm die Beschwerden des Standes, und rieth ihm außerdem noch, die Einwilligung des hohen Herrscherpaares einzuholen. Die Königin entrüstete sich über den Entschluß des Jünglings, den sie mütterlich liebte, und ließ kein Mittel, weder Drohungen noch Verheißungen, unversucht, um ihn von diesem Entschluß abwendig zu machen; wo jedoch einmal der Himmel ruft, da dürfen Fleisch und Blut nicht mehr den Ausschlag geben! — Als die Königin seine Festigkeit sah, bot sie fürder kein Hemmniß seiner Standeswahl, sondern ertheilte ihre Einwilligung und förderte selbst den Eintritt des Jünglings in's Probejahr

mit allem Nothwendigen. Am 15. Mai 1547 zog er unter dem Namen Frater Johannes das Ordenskleid an, strebte mit allem Eifer, in den Vorschriften und Regeln des Ordens sich einzuüben, und die evangelische Vollkommenheit sich anzueignen.

Mehrere Jahre hatte er die neapolitanische Provinz mit dem Glanze seiner Tugenden geschmückt, da versetzte ihn im Jahre 1583 der P. General in die Schweizer-Provinz, um dem besseren Gedeihen derselben möglichst aufzuhelfen. P. Johannes war gelehrt und verstand die Art und Weise, tüchtige Mitglieder des Ordens heranzubilden, und mußte das Amt eines Novizen-Meisters übernehmen; nebstdem bekleidete er noch die höheren Ordens-Würden und ging als Custos Romanus einmal nach Rom zum General-Kapitel. Er besaß alle jene Eigenschaften, die einen Ordensmann vor Gott und der Welt erheben; er zeigte sich stets demüthig, geduldig, sanftmüthig und dabei immer froh und heiter. Die Zeit zum Essen und Schlafen schien ihm lästig, und er pflegte zu sagen: „Ich verliere dabei viel Zeit für die Betrachtung göttlicher Dinge!" — Immer in Gott versunken, hielt er seine Augen meistens zur Erde gewandt, und getraute sich kaum, sie zu öffnen, um sich ja nicht zu zerstreuen.

Als er schon im vorgerückten Alter im Kloster Stanz sich aufhielt, meldete sich eines Tages ein silberhaariger Greis, unter der Last des Alters niedergebeugt und auf seinen Wanderstab gestützt. Er sagte zum Pförtner: „Ich komme von Ulm und möchte noch vor meinem Tode meinen Sohn sehen, der sich hier im Kloster unter dem Namen P. Johannes befinden soll! Rufen Sie ihn gefälligst, ich will hier warten!" — Der Pförtner ließ durch den Oberen des Klosters dem Begehrten sagen, man verlange seiner bei der Pforte. — Welch' ein freudenreichstes Wiedersehen nach fünfzig Jahren! — Vater und Sohn liegen einander in den Armen, weinen Thränen des seligsten Frohseins, und Beide finden nicht Worte genug, den Herrn zu preisen. Es waren Augenblicke von überströmender Wonne in Gott, die keine Feder zu beschreiben vermag. Der ganze Convent eilte herbei, um Zeuge dieser rührenden Scene zu sein und frohlockte mit den Frohlockenden. — Die Kunde von diesem hehren Ereignisse verbreitete sich schnell über Stanz hinaus, und auch Ritter Melchior Bussi säumte nicht, sich nach dem Kloster zu begeben und Antheil an diesem Herzens-Feste zu nehmen. Während acht Tagen bewirthete er Vater und Sohn mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken, und legte innerhalb dieser Zeit jegliches Geschäft bei Seite, um ja die Unterhaltung dieser beiden Personen recht mitgenießen zu können.

— Der Vater nahm von seinem Sohne, nachdem er noch aus dessen Hand in der Klosterkirche andachtsvoll die heilige Communion empfangen hatte, Abschied, und ihr Trost beim Scheiden blieb die Hoffnung des Wiedersehens im jenseitigen Leben, wo keine Trennung mehr stattfindet. Alle Brüder zerflossen in Thränen, als der greise Vater auf den Knieen vor seinem Sohne lag, und er dessen Scheide-Segen empfing. —

Einige Zeit darauf wurde P. Johannes nach Luzern versetzt, wo er bald schwer erkrankte. Des Lebens satt, schaute er unerschrocken dem Tode in's Angesicht, und hieß ihn im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit willkommen. Er empfing die heiligen Sterbsakramente, duldete peinvollste Schmerzen, die weder seine Andacht noch seine Heiterkeit zu trüben vermochten. Selbst die Wärter bewunderten seine erbauliche Seelengröße und Geduld. — In den letzten Augenblicken seines Lebens bat er seine Brüder um Verzeihung, empfahl sich in ihr Gebet, und that dies auf eine so ergreifende Weise, daß Alle bis zu Thränen gerührt wurden. Nun schloß er die Augen, schlummerte sanft ein, und als es schien, die Seele sei schon dem Leib entflohen, setzte er sich plötzlich auf und sagte: „Brüder, machet Platz! Sehet, die Mutter des Herrn kommt in Begleitung der Engel zu mir!" Er streckte die Arme zu ihrem Empfange aus und starb mit lächelndem Antlitz. — Sein Leichnam blieb biegsam, weiß und zart bis zur Beerdigung, welche am 26. August 1605 geschah. —

Nach dem Todten-Verzeichnisse starb P. Johannes von Ulm im Rufe der Heiligkeit als Jubilat und Aeltester (Senior) der Schweizer-Provinz. Er hatte ein Alter von vierundsiebenzig Jahren erreicht, und von diesen neunundfünfzig gottselig im Orden zugebracht. —

Die Vertröstung auf's Wiedersehen.

(Aus: Legende von Dr. Alban Stolz.)

1. Die heilige Euphrosyne war die einzige Tochter des Paphnutius, eines reichen und frommen Mannes in der aegyptischen Stadt Alexandria, und von ihm ist bekannt, daß er öfter in einem nahen Kloster den Abt, einen heiligmäßigen Mann, besuchte.

Einst, da Euphrosyne bereits achtzehn Jahre zählte, nahm sie ihr Vater und führte sie in das Kloster und sprach zu dem Abt: „Ich bringe dir hier die Frucht deines Gebets, damit du für sie bit-

test, denn ich will sie bald in den Ehestand treten lassen!" Da gab ihr der Abt den Segen und sagte ihr von Keuschheit und großer Furcht Gottes; und sie blieben drei Tage da. Dieser Weile merkte die Jungfrau der Brüder heiliges Leben und Wandel. Das gefiel ihr wohl, daß sie so mit großer Andacht Gott dem Herrn dienten, und sprach: „„Selig sind die Menschen, die in dieser Welt den Engeln gleichen und nach diesem Leben besitzen das ewige Leben!"" — Und es ward ihr Herz entzündet mit der ewigen Liebe.

Nach den drei Tagen, da sie heim wollten, fiel sie dem Abt zu Füßen und sprach: „„Ich bitte dich, daß du Gott für mich bittest, daß meiner Seele Heil werde!"" Da hob er seine Hände auf und gab ihr den Segen und sprach: „Gott der Allmächtige, der alle Dinge erkennt, eh' sie geschehen, der pflege deiner und helfe dir, daß du Theil habest mit der Gesellschaft im Himmel!"

Damit schieden sie von dannen. —

2. An den Jahrestagen sendete der Abt einen Bruder zu Paphnutius und hieß ihn zu dem Jahrestag kommen; da kam der Bruder in sein Haus und suchte ihn; er war aber nicht daheim.

Als Euphrosyne den Bruder sah, sprach sie: „Bruder, sag' mir von deinen Brüdern, wie viel ihr in euerm Kloster seid!?"

Da sprach er: „„Dreihundert und zweiundzwanzig.""

Da sprach sie: „Wer zu euerm heiligen Leben kommen will, nimmt ihn der Abt allwegen an?"

Er sprach: „„Ja, er empfängt ihn mit großen Freuden um des Wortes Christi willen, der gesagt: „„Wer zu mir kommt, den werf' ich nicht aus!""

Da sprach sie: „So singet ihr Alle in einer Kirche, fastet ihr Alle gleich miteinander?"

Da sprach er: „„Wir singen wohl Alle gleich, aber Jeglicher fastet, wie er vermag.""

Und da sie der Mönche Wandel wohl erfuhr, so sprach sie zu dem Mönch: „Ich wollte auch gern kommen zu einem geistlichen Leben, aber ich fürchte, ich betrübe meinen Vater damit! Der will mich nur einem Manne geben — wegen des vergänglichen Gutes dieser Welt!"

Da rieth ihr der Mönch: „„sie sollte jungfräulich bleiben und sich gänzlich dem göttlichen Heiland verloben:"" — auch wies er sie an, auf welche Weise sie dies ausführen möge. —

Euphrosyne beruhigte sich aber mit jenem Gespräche noch nicht, und suchte noch bei einem andern frommen Mönche Rath, zu dem sie sprach:

„Lieber Herr, ich habe einen Vater, der ist ein Christ und hat Gott lieb; er ist auch sehr reich; meine Mutter ist mir todt, und mein Vater will mich — ob meines Gutes — in die Welt geben; darin will ich aber nicht vermählt werden mit irgend einem Manne, und weiß nicht, wie ich thun soll, und bin heute Nacht ohne Schlaf gelegen und habe Gott gebeten: daß er meiner Seele Barmherzigkeit mittheile. — Rathe mir, was ich thun soll, und ich bitte dich, daß du mich lehrest und weisest, wie meine Seele gerettet werde!"

Da entgegnete der Mönch: „„Der Heiland sprach: „„Wer nicht verzichtet auf Vater und Mutter, Bruder und Kinder, der mag mein Jünger nicht sein!"" — Was ich dir mehr sagen soll, weiß ich nicht. — Fliehe davon, denn deines Vaters Gut gewinnt viele Erben! — Es sind Spitäler, Klöster und viele arme Menschen, denen laß' deinen Vater das Gut geben, und verlier du nur deine Seele nicht!"

Da sprach die Jungfrau: „Ich getrau' Gott wohl, er behalt' mir meine Keuschheit und helfe mir, daß ich ihm eine Dienerin werde nach seinem Lob!"

Da antwortete der Mönch: „„Deß' helf dir Gott! Denn ich hoffe, er erfülle dir deine Begierde, die du zu geistlichem reinem Leben hast, und behüte dich, daß dich kein zeitliches Wesen davon ziehen mag!""

3. Darnach trachtete Euphrosyne in ihr selber, wie sie thun sollte, und gedachte: „Geh' ich in ein Frauenkloster, so fragt mein Vater nach mir und findet mich; und so nimmt er mich mit Gewalt heraus, um mich in die Ehe zu geben! Darum will ich in ein Männerkloster gehen, so gedenkt man nicht, daß ich darin sei!"

Da legte sie Mannskleider an, und ging aus dem Haus und verbarg sich die Nacht an einer heimlichen Statt, und ging dann in eine Kirche, als es Gott wollte. Darnach begab sie sich zu dem Kloster, darin ihr Vater gewesen war, und sendete den Thorwart nach dem Abt, und wartete seiner vor dem Thor.

Da ging der Abt zu ihr, hielt sie für einen — jungen Mann und sprach: „„Sohn, warum bist du hierher gekommen!""

Da antwortete sie: „Ich habe allezeit begehrt, daß ich gern im Kloster gewohnt hätte; und ich habe gehört von euerm guten Wandel, und wollte auch gern bei euch bleiben, wenn es euch gefiele!“

Da versetzte der Abt: „„Du bist seliglich gekommen; nun sieh' in das Kloster, und gefällt es dir, so bleib' hier bei uns, und sage mir auch, wie du heißest?““

Da entgegnete sie: „Ich nenne mich Smaragdus!“

Da sprach der Abt: „„Du bist noch jung, und magst nicht allein sein; es ist noth, daß du einen Meister habest, der dich lehre die Regel und Gewohnheit der Mönche.““

Da bezeugte sie: „Vater, was du willst, das will ich thun.“

Da befahl der Abt den Smaragdus einem Mönche, der hieß Agapitus, und sagte zu ihm: „„Smaragdus soll nun dein Sohn sein, und er lerne so, daß er über den Meister wachse!““

Und er kniete nieder und sprach sein Gebet zu Gott und befahl ihn unserm Herrn, und sie sprachen dazu: Amen! —

Nun aber hatte Smaragdus so ein schönes Angesicht, wenn er in der Kirche stand und mit den andern Brüdern betete; und so reizte der böse Feind die andern Mönche gar sehr zu bösen Gedanken. Das sagten sie dem Abt und sprachen zu ihm: „Warum hast du einen so schönen Anblick in das Kloster genommen?“

Da der Abt hörte, daß es ihnen schwer war, sprach er zu Smaragdus: „„Kind, dein Angesicht ist so schön, daß ich fürchte, es werde ein Fallstrick der schwachen Brüder! Darum will ich, daß du in einer Zelle allein seiest!“

Deß' ward er gar froh.

Da machte man ihm eine besondere Zelle. Darin blieb Smaragdus und ging nicht heraus, und diente Gott mit Andacht und übte sich mit Beten, Fasten, Wachen und andern guten Werken — Tag und Nacht.

Das nahm den Bruder wunder, der seiner pflegte, und sagte den andern Brüdern von seiner Heiligkeit und von seiner Kasteiung. — Da lobten sie Alle Gott, daß er in menschlicher Schwachheit so große Werke wirke. —

4. Aber Paphnutius, ihr Vater, da er heim kam, suchte er seine Tochter in der Kammer, und da er sie nicht fand, fragte er sein Gesinde: wo seine Tochter wäre?“

Sie sprachen: „„Wir sahen sie gestern wohl, wir haben sie aber heute noch nie gesehen!“

Da ward Paphnutius sehr betrübt und ließ sie suchen bei Dem, welcher ihr anverlobt war; da fand man sie auch nicht.

Und da ihr Bräutigam und dessen Vater hörten, daß man sie verloren hätte, waren sie sehr betrübt und gingen zu Paphnutius. — Den fanden sie auf der Erde liegen, sehr traurig. — Sie sprachen zu ihm: „Vielleicht hat ein Anderer sie verführt und ist mit ihm von dannen gegangen!?“

Da sandte er alsbald Boten in Alexandria und in Aegypten herum, die suchten sie überall und fanden sie nicht. Sie suchten Euphrosynen auch mit Gewalt in den Frauenklöstern und fragten nach ihr. Sie suchten sie auch in den Höhlen und in den Häusern und bei ihren Freunden und Nachbarn und in den Wäldern.

Doch — man fand sie nirgends.

Da klagten sie, als ob sie todt wäre; der Bräutigam und der Schwäher klagten und weinten um die Braut.

Der Vater seufzte um die Tochter jämmerlich und sprach: „O leid süße Tochter, o leid und weh, Licht meiner Augen, Trost meines Lebens! Wer hat mir genommen mein Gut? Wer hat mir meine Hoffnung geraubt? Ach, wer hat meine anmuthige Tochter? Herr, hilf mir, daß ich nicht sterbe, so lange — bis ich sie wiedersehe und inne werde, was sich mit ihr zugetragen!“

Und da er also jämmerlich weinte und wehklagte, da weinten Alle, die mit ihm waren, und wehklagte alles Volk mit ihm. —

5. Da nun Paphnutius keinen Trost fand in seiner Betrübniß, so kam er zu dem Kloster, darinnen seine Tochter sich befand, und fiel dem Abt zu Füßen und sprach mit großem Herzeleid: „Ich bitte dich, daß du von deinem Gebet nicht abläßest, bis daß ich die Arbeit deines Gebetes sehe und etwas höre von meiner lieben Tochter; denn ich weiß nicht, wie ihr geschehen ist!“

Da dies der Abt gehört, da ward er sehr betrübt mit ihm und rief die Brüder alle zusammen und sprach: „„Wir sollen Gott allgemeiniglich anrufen, daß er uns kund thue, was unseres lieben Freundes Tochter geschehen sei!““

Und sie fasteten und wachten und beteten eine ganze Woche; aber es ward ihnen nichts geoffenbart von Euphrosyne, wie sonst war oft geschehen um andere Sachen. Denn auch die — Jungfrau betete Tag und Nacht, und bat Gott mit großem Ernst, daß er sie nicht gemeldet noch offenbart ließe werden, dieweil sie lebte.

Und da den Brüdern nichts geoffenbart ward, ging der Abt zu Paphnutius und tröstete ihn und sprach: „„Mein lieber Freund, du

sollst nicht verzagen wegen der Bestrafung Gottes; denn Wen der barmherzige Gott lieb hat, den straft er! Und wisse auch, daß — ohne den Willen des allmächtigen Gottes Niemanden etwas geschehen mag! Also geschieht auch deiner Tochter nichts — ohne seinen Willen! Darum habe gutes Vertrauen zu Gott, denn — er wird sie dir noch zeigen in diesem Leben!““

Da dies Paphnutius hörte, ward er gar froh und dankte Gott, und befliß sich guter Werke und gab viel Almosen. —

6. Nicht lange darnach kam aber Paphnutius wieder zu dem Abte und befahl sich abermals den Brüdern in ihr Gebet; und eines Tages fiel er dem Abt zu Füßen und sprach: „Vater, bitte Gott für mich, denn ich vermag ohne die Hilfe Gottes die großen Schmerzen ob des Verlustes meiner Tochter an meinem Herzen nicht zu ertragen; denn mein Leiden währt von Tag zu Tag immer und immer, und wachsen meine Wunden und die Trübsal meiner Seele!“

Da sah der Abt sein großes Leiden und sprach: „„Willst du dich nicht berathen mit einem geistlichen Bruder, der ist zu uns hereingekommen, und willst ihm deine Leiden klagen? — Er heißt Smaragdus!““

Der Abt wußte aber nicht, daß es seine Tochter war.

Da sprach Paphnutius: „Ja, gern!“

Und es sagte der Abt zu Agapitus, der war des Smaragdus Lehrmeister gewesen: „„Nimm den Paphnutius und führe ihn in die Zelle zu Smaragdus!““

Das that er. —

Da Smaragdus ihren Vater unvermuthet sah, erkannte sie ihn wohl, und ihre Augen wurden voll Zähren. — Da wollte Paphnutius wähnen, diese Thränen flößen aus großer Bußfertigkeit; er erkannte sie ja nicht. Denn ihr schönes Antlitz war erblichen von der großen Kasteiung, so sie ihr anlegte mit Fasten, Wachen und Weinen. Und sie bedeckte ihr Angesicht mit der Kutte, daß sie ihr Vater nie erkannte.

Also da sie ihr Gebet gesprochen, da saßen sie zu einander nieder, und sie hob ihm da an zu sagen von der künftigen Seligkeit des Himmelreiches, und wie man nur mit Almosen und keuschem Wandel, mit Gehorsam und Demüthigkeit und mit göttlicher Liebe dahin kommen könnte. Und sie sagte, daß man die Welt meiden müßte, und — daß man die Kinder nicht lieber sollte haben als Gott! Und sprach, man solle Gott lieb haben über alle Dinge, denn er hat uns erschaffen alle Dinge zum Nutzen und auf ewige Seligkeit. Da-

nach sagte sie von des heiligen Apostels Paulus Lehre: wie Trübsal Geduld gebäre, Geduld aber Bewährung. Denn sie sah ihren Vater in großen Schmerzen und hatte Mitleiden mit ihm; aber sie trug Sorge, er möchte sie erkennen und in ihrem geistlichen Leben stören.

Sie sprach darum zu ihm und tröstete ihn: „Glaub' mir, Gott der Herr verschmäht dein Gebet nicht um deine Tochter; und wäre sie im Schaden ihrer Seele — Gott offenbart es dir! — Aber ich getrau' Gott wohl, er habe sie an eine heilige Stätte gesetzt! — Willst du dich mit deinem großen Leid selber tödten? — Du sollst Gott loben und danken ob alles Guten, das er dir gethan! — Ich habe Gott oft gebeten, daß er dir Geduld gebe in deinen Leiden, und daß er dir und deiner Tochter zufüge, was dir das Beste sei! Und habe oft begehrt, daß ich dich sollte sehen und mit dir reden, denn ich hatte Hoffnung, du würdest von meinen Worten getröstet werden! Denn mein Meister Agapitus, der hat mir viel gesagt, wie sehr du um deine Tochter betrübt seiest!"

Dieweil sie also mit einander redeten, hieß sie ihn mehrmal von ihr gehen; und wenn er dann von ihr gehen wollte, so war ihr an ihrem Herzen schwer und hatte großes Mitleiden mit ihm, und wurden ihre Augen oft voll Wassers. — Und von der Rede, welche sie mit ihm gethan, wurde er sehr getröstet, und ging von ihr und kam zu dem Abt, und sprach zu ihm: „„Ich bin wohl getröstet und gebessert von des Bruders Rede; und bin so fröhlich worden von den Gnaden Gottes und von seinem Troste, als ob ich meine Tochter gefunden hätte!"" — Und er befahl sich abermals in des Abtes Gebet.

Und er kam wieder heim, und lobte Gott, und kam darnach oft zu ihr, und sie redeten süßlich mit einander. —

7. Da nun Euphrosyne-Smaragdus achtunddreißig Jahre also in seiner Zelle gewesen war, da ward sie krank und wollte sterben.

Da kam ihr Vater Paphnutius zu dem Kloster und sprach zu dem Abt: „Ich bitte dich, daß du mich den Smaragdus lässest sehen; denn meine Seele sehnt sich nach ihm!" Da ließ man ihn zu ihr in die Zelle.

Und da er sah, daß Smaragdus gar übel sich befand, küßte er ihn und weinte sehr und sprach: „O weh, o weh leider! Ich bin getröstet gewesen von deinen süßen Worten, damit du mir hast gelobt — ich solle meine liebe Tochter sehen! — Nun hab' ich sie noch nicht gesehen! — Soll ich jetzt auch dich verlieren, so empfing

ich oft einen guten Trost von dir, was fortan nicht mehr geschieht! — O Herr! wer wird nun mein Tröster sein? Zu Wem soll ich gehen? Wer wird mir nun helfen, mir, dem müden Greise? — Ach, gerade jetzt ist es billig, daß ich um meine Tochter klag', denn es sind achtunddreißig Jahre, daß ich meine Tochter verloren, und habe Gott Tag und Nacht um sie gebeten! — Ach, ich konnte ja nie erfahren, wohin sie gekommen ist! — Wessen soll ich nun hoffen? Ich hab' ihres Gleichen nie gefunden; darum leidet mein Herz große Schmerzen!“

Da ihn Smaragdus also jämmerlich sah weinen, sprach er zu ihm: „„Warum bist du so betrübt und verderbst mich mit solchem jämmerlichen Klagen? Nun ist doch Gott gewaltig und sind ihm alle Dinge möglich zu thun! Darum gieb deinem Leid ein Ende und gedenk' an Jakob, der seinen Sohn verloren und beklagte ihn, als ob er todt wäre, und fand ihn doch hernach mit Freuden! Nun bitte ich dich, daß du drei Tage bei mir bleibest und nicht von mir kommest!““

Das gelobte Paphnutius, denn er hoffte, Gott habe dem Smaragdus etwas von seiner Tochter kund gethan.

Am dritten Tage sprach Paphnutius zu dem Smaragdus: „Ich habe deiner drei Tage gewartet und bin nie von dir gekommen!“

Da wußte Euphrosyne wohl, daß die Zeit nahet, in der sie sterben sollte, und sprach zu ihrem Vater; „„Gott hat meine Begierde erfüllt, daß ich männlich gestritten bis an's Ende, nicht durch meine Kraft, sondern durch Gottes Hilfe! Nun habe ich die Krone der Gerechtigkeit vor mir! — Paphnutius, du sollst nicht mehr betrübt sein um deine Tochter Euphrosyne, denn — **ich bin es — und du bist mein lieber Vater!** — Nun siehst du mich wieder, wie ich dir oft verheißen habe; aber du sollst es Niemanden sagen, und nicht von einem Anderen meinen Leichnam ausziehen und waschen lassen, sondern thue du es selber!““

Mit diesen Worten ging ihr die Seele aus und fuhr himmelan zu den ewigen Freuden im Anschauen Gottes und in der Genossenschaft aller Engel und Heiligen.

8. Wie nun ihr Vater sah, daß Euphrosyne verschieden sei, übernahm ihn gewaltiger Schmerz, und er verlor den Odem, und fiel nieder auf die Erde wie todt. —

Da kam Agapitus hinzu und sah, daß Smaragdus war verschieden, und sah, daß Paphnutius auf der Erde lag, als ob er todt wäre. Er erschrack und sprengte ihm Wasser in's Angesicht und hob ihn wieder auf und sprach zu ihm: „Herr! was ist dir?“

Da sprach Paphnutius: „„Laß' mich, daß ich hier sterbe; denn ich hab heute Wunderbares gesehen!““ Und stand auf und fiel auf sein Angesicht und sprach: „„O weh du meine allerliebste Tochter! Warum hast du dich nicht früher mir gezeigt, damit ich mit dir ein gemeinscaftliches Leben geführt hätte? Weh mir, wie bist du vor mir verbrgen gewesen, wie bist du vergangen und bist gekommen zu den ewign Freuden!““

Un da Agapitus dieses Wunder hörte, erstaunte er sehr und verkündet es dem Abt. Der kam und beugte sich über sie und rief kläglich: „Ach, Euphrosyne, du Verlobte Jesu Christi, du heilige, würige Tochter, vergiß uns arme Brüder nicht, und bitte Gott, daß auch vir zu dir kommen in das himmlische Land, und daß wir Theil an Gott mit den lieben Heiligen haben!“

Dam hieß der Abt die Brüder alle kommen und benachrichtigte sie von den großen Wunder. Da lobten sie Gott darum, daß er in einem gebrechlichen Weibe so Wunderbares gewirkt hätte.

Nun var ein Bruder dabei, der hatte ein Aug' nicht; der küßte mit großer Andacht ihr Angesicht. Alsbald er sie berührte, gab ihm Gott sein Aug' wieder durch Sanct Euphrosyne — ob ihrer Heiligkeit. Dieses Zeichen sahen alle die Menschen, die da waren, und priesen Gott um des hehren Zeichens willen und dankten Sanct Euphrosyne der Gnaden. Und die Brüder wurden sehr erfreut von der Gütigkeit Gottes, und nahmen darnach sehr zu an der Gnade Gottes und besserten ihr Leben, und begruben alsdann Sanct Euphrosyne mit großer Würdigkeit und Andacht.

Und ihr Vater gab all' sein Gut zu dem Kloster und zu der Kirche und auh den Armen; und er ging auch selber in das Kloster. — Da gab man ihm seiner Tochter Zelle. — Da war er zehn Jahre im Kloster in einem guten, frommen Leben, und diente Gott mit großem Fleiß und starb seliglich; auch seine Seele fuhr himmelan zu den seligen Freuden. — Da legte man ihn in ein Grab neben seine Tochter.

Da feierten die Brüder in dem Kloster alle Jahre mit großer Andacht den Todestag von Sanct Euphrosyne.

Und nun helfe uns die heilige Jungfrau Euphrosyne von Gott erwerben, daß wir von ihm und seiner hochwerthesten Mutter Maria nimmer geschieden werden. Das verleih' uns Gott der Vater und der Sohn und der heilige Geist! Amen. —

Die Reliquien der heiligen Euphrosyne, die aus Ägypten nach Frankreich gebracht worden sind, werden zu Reaulieu, bei Compiègne, aufbewahrt. —

Der Leichenstein in der Kirche zu Löwenberg.

(Nach: Das Pfennig-Magazin zur Unterhaltung.)

In einem anmuthigen Thale am linken Bober-Ufer liegt die — ungefähr zweitausend Einwohner zählende Kreisstadt Löwenberg in Schlesien, bekannt durch ihre Tuchwebereien und Getreide-Märkte.

Was aber mehr als dies unser Interesse erregt, ist ein alter verwitterter Leichenstein in dem Gange der Kirche zu Unserer Lieben Frauen, der, dicht neben einem Pfeiler auf einer gemauerten Erhöhung liegend, eine weibliche Gestalt neben einem Ritter vorstellt.

Davon ist uns noch eine wundersame Sage übrig geblieben, die zwar nicht allgemein bekannt, aber doch durch Tradition im Munde des Volkes sich erhalten hat.

In der Nachbarschaft der Kirche Unserer Lieben Frauen befand sich etwa im Jahre 1562 ein Nonnen-Kloster desselben Namens und Ordens, das durch einen gewölbten Bogengang mit der besagten Kirche in Verbindung gewesen sein soll. Aber in Folge der sogenannten Reformation verließen die Nonnen das Kloster und nur die Schaffnerin desselben trotzte dem Zwange der Klosterfeinde, blieb in ihrer Zelle zurück, weil sie aus rührender Pietät sich von derselben nicht trennen wollte. Sie zeigte sich, um in diesem stillen Heiligthum verweilen zu können, zu jeder Entbehrung bereit. Man ließ sie endlich unangefochten.

Die Schaffnerin war eine schöne Jungfrau, in ihrem ganzen Wesen sinnig und zart, und eben so auferbaulich.

Durch Zufall bemerkte ein junger Ritter, der Sohn des damaligen Commando-Hauptmannes, ein kühner, leidenschaftlicher Mann, und der Liebling seines ebenso wohlhabenden als einflußreichen Vaters, die fromme Schwester Scholastika und fühlte sich in unwiderstehlicher Neigung zu ihr hingezogen. Vergeblich stellte ihm der Hauptmann die ganze Thorheit dieser Liebe dar, und machte ihn mit den schönsten und vornehmsten Edeldamen des Landes bekannt, damit er sich aus ihnen eine Lebensgefährtin wählen möge; aber so fest hatte sich das Bild der armen Schwester Scholastika in sein Herz eingeprägt,

daß der Ritter einen Schwur that: „nie einer Anderen seine Hand geben zu wollen, als der Schaffnerin des Klosters zu Unserer Lieben Frauen.“

Da nun der Hauptmann sah, daß seines Sohnes Entschluß unerschütterlich feststand, benutzte er sein ganzes Ansehen, um ihn an das Ziel seiner Wünsche zu bringen. Er meinte, daß die arme Nonne mit Dank und Freude einen so ehrenvollen Antrag, die die Bewerbung seines Sohnes sei, annehmen werde; aber Scholastika erklärte feierlich: „„daß sie niemals freiwillig ihre stille Zelle verlassen werde, und wenn ihr außerhalb derselben auch das sicherste und schönste Glück geboten würde. Sie habe sich ehedessen feierlichst zur Braut Christi geweiht, und zwar für ihr ganzes Leben, und werde ihr Gelübde nimmermehr brechen — um einer irdischen Liebe willen!““

Der junge Ritter ward durch diese Christus-Treue und diesen beharrlichen Widerstand tief betrübt, verfiel in Schwermuth und zuletzt in tödtliche Krankheit.

Jetzt begab sich der Commando-Hauptmann selbst zu der jungen Nonne und beschwor sie eindringlichst: „ihm das Leben seines einzigen Sohnes zu erhalten, indem sie endlich einwillige, — dessen ehelich Gemahl zu werden.“ Andererseits versuchte der besorgte Vater auch Drohungen, und nannte Scholastika geradezu eine „Mörderin, die man aus ihrer, nur durch's öffentliche Mitleid ihr geborgten Zelle jedenfalls verweisen werde, wofern sie auf ihrem Trotze bestünde.“

Durch Bitten, Vorstellungen und Drohungen wußte er endlich Scholastika's Einwilligung fast mit Gewalt zu erringen, und brachte alsdann dem kranken Ritter die frohe Botschaft, welche auch wirklich seine Genesung beschleunigte.

Mit vieler Pracht und großem Gepränge, wie es dem Reichthum und der hohen Stellung des Commando-Hauptmannes gemäß war, wurden die Vorkehrungen zur Hochzeitsfeier getroffen. Der Bogengang, welcher das Kloster mit der Kirche Unserer Lieben Frauen verband, war mit reichen Teppichen und prächtigen Blumenkränzen geschmückt, und obgleich die feierliche Einsegnung des Brautpaares in einer Abendstunde stattfinden sollte, so verbreiteten doch Tausende von Wachskerzen eine vollkommene Tageshelle in den weiten Räumen des Gotteshauses.

Freudestrahlend, daß er endlich das Ziel seiner Wünsche errungen habe, trat der Verlobte in Scholastika's Zelle, die sich, nach dem früher bestimmt ausgesprochenen Willen der Braut, jetzt zum ersten

Mal, und im Beisein der Führer des Brautpaares, für ihn öffnete. Obschon Scholastika bleich war, wie ein Marmorbild, so staunte doch der Ritter über ihre fast überirdische Schönheit und wagte nicht, mit seinen Lippen die Hand derselben zu berühren. Mit ihrem großen, dunklen Augen sah sie ruhig und durchdringend ihn an; und ohne auf die vornehmen und zahlreichen Hochzeits-Gäste zu achten, die ihr zur Kirche folgen wollten, nahte sie sich ihrem blumengeschmückten Altärchen, das sich in einer Nische der Zelle befand; auf dem über dem kleinen Crucifix ein Vesperbild hing, nämlich: wie die schmerzhafte Muttergottes den Leichnam ihres Sohnes wehmüthiglich im Schooße trägt. Da sank sie noch einmal in die Kniee, betete leise und nahm dann von Zelle, Regelbuch, Altärchen, Crucifix und Muttergottesbild unter Thränen Abschied, indem sie auf's Neue zu dem göttlichen Heiland am Kreuz emporblickte und aus dem Bußpsalme des Königs David die Worte andachtsvoll stammelte: »Miserere mei, secundum magnam misericordiam tuam! Erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit!"

Nun schritt sie zur Kirche. —

Obgleich sie nur ein ganz einfaches weißes Gewand, ohne den geringsten Schmuck trug, und selbst die Ordens-Binde noch die klare Stirn bedeckte und der Schleier lind ihr vom Haupte wallte, sah sie doch gleich einer Fürstin aus; und das neugierige Volk, das sich in die Kirche gedrängt hatte, pries laut die außerordentliche Anmuth und Holdseligkeit der Braut.

Die Hand, welche jetzt der Ritter in die seine nahm, war kalt wie Eis; der Verlobte hatte jedoch nur Augen für Scholastikas wundervolle Schönheit.

Scholastika hielt ihre Augen meist nur niedergeschlagen, weil es die an Stille und Einsamkeit gewohnte Nonne schwer beängstigte: der Gegenstand einer so allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein; aber als die lutherische Versammlung, ihr zu Liebe, ein altkatholisches Lied anstimmte, hörte man ihren Gesang laut und freudig ertönen, und Alle glaubten, daß ein Engel Worte der Erhörung und des Friedens vom Himmel aus dem Herzen Jesu in ihr Herz herniederrufe, so silberklar, so glockenrein war Scholastika's Stimme. — Nachdem der Prädicant seine Rede beendet hatte, näherte sich auf seinen Wink das Brautpaar dem Altare, und der Ritter nahm die Trau-Ringe von einem Teller aus gediegenem Golde, den ein reichgekleideter Diener seines Vaters ihm darbot. — Jetzt sollte Scholastika den bindenden Reif empfangen und ihr „Ja!" aussprechen.

Da kniete sie mit hocherhobenen Händen an den Stufen des Altars nieder und rief mit lauter, flehender Stimme:

„Herr, auf **dich** hab' ich gehofft;
Laß mich nimmermehr zu Schanden werden!"

Kaum hatte sie diese Worte ausgerufen, als — sie sammt ihrem Verlobten todt zu Boden sank. — —

Niemand wußte, ob ein jäher Blitz die Brautleute getroffen, oder auf welch' unbeschreibliche Weise sonst dieser doppelte Todesfall erfolgte. — Ein ruhiges Lächeln verklärte das bleiche Gesicht der holdseligen Braut, das der Tod nicht veränderte, denn er hatte ja keine Röthe des Lebens von ihrem Antlitz zu verwischen gehabt. Als man ihr schnell die Brust aufriß, fand man unter dem weißen Hochzeitskleid — ein braunes Bußkleid, mit kleinen Stacheln besetzt, die den ganzen Leib verwundeten. — Es war dies ihr inniges Antheilnehmen an der Geißelung Jesu Christi.

Die Bestürzung des Volkes war groß, aber noch größer die Verzweiflung des kinderlosen Vaters. Er machte sich die allerbittersten Vorwürfe: mit Gewalt erzwungen zu haben, was doch, wie es hier offenbar hervortrat, der Wille Gottes nicht gewesen war.

Ein Grab vereinigte Beide; und zum Gedächtnisse dieser wundersamen Begebenheit ließ der Vater ihre Bilder auf jenem Leichenstein darstellen, der im Gange der Kirche Unserer Lieben Frauen in der Stadt Löwenberg noch heute zu finden ist — ein rührendes Denkmal von der unwandelhaften Treue einer Jesus-Christus-Braut. —

Inhalt.

Klöster-Stiftungen.

Eintritte in's Kloster.

Gebet und Betrachtung.

Künstler und Dichter.

Martyrium.

Rührendes Wiedersehen.

Ein altehrwürdiges Denkmal.

Druck von J. J. Sonderegger in St. Gallen.

Vorderer Deckel geknickt;
Rückendeckel hat Eselsohr!